

Lina Franken, Sabina Mollenhauer (Hg.)

DIGITAL HUMANITIES UND EMPIRISCHE KULTURWISSEN- SCHAFT

Fluide Forschungsfelder und digitale Daten
in methodischer Reflexion

[transcript] <digital humanities>

Lina Franken, Sabina Mollenhauer (Hg.)
Digital Humanities und Empirische Kulturwissenschaft

Lina Franken ist Professorin für Digital Humanities in den Kulturwissenschaften an der Universität Vechta. Ihr Forschungsinteresse gilt insbesondere der Erweiterung empirisch-kulturwissenschaftlicher Forschung durch computationelle Methoden und mit digitalen Daten. Dabei hinterfragt sie auch die hierdurch veränderten Erkenntnisprozesse. Nach ihrer Promotion in der Vergleichenden Kulturwissenschaft in Regensburg koordinierte sie zwei Forschungsverbünde und vertrat die Professur für Computational Social Sciences an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Sabina Mollenhauer (M.A., B.Sc.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin für Digital Humanities an der Universität Vechta. Die studierte Medienwissenschaftlerin und Informatikerin analysiert die Fortentwicklung wissenschaftlicher Daten- und Informationsinfrastrukturen durch Forschende im interdisziplinären Kontext. In ihrer Dissertation beschäftigt sie sich mit der digitalen Aufbereitung qualitativer Daten in den Geistes- und Sozialwissenschaften im Rahmen nutzer*innenzentrierter Softwareentwicklung.

Lina Franken, Sabina Mollenhauer (Hg.)

Digital Humanities und Empirische Kulturwissenschaft

Fluide Forschungsfelder und digitale Daten in methodischer Reflexion

[transcript]

Diese Veröffentlichung wurde aus Mitteln des Publikationsfonds Niedersachsen-OPEN, gefördert aus [zukunft.niedersachsen](https://www.zukunft.niedersachsen.de/), unterstützt. Diese Open Access-Publikation wurde aus Mitteln des DHd-Verbands unterstützt (<https://digitalhumanities.de/>).



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY-SA 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Lina Franken, Sabina Mollenhauer (Hg.)

transcriptVerlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Lena Schäfferling

Umschlagabbildung: Britta Kussin

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

Korrektorat und Lektorat: unterstützt durch Miriam Busch und Lukas Görisch

<https://doi.org/10.14361/9783839476734>

Print-ISBN: 978-3-8376-7673-0 | PDF-ISBN: 978-3-8394-7673-4

Buchreihen-ISSN: 2628-4995 | Buchreihen-eISSN: 2703-0415

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Digital Humanities und Empirische Kulturwissenschaft

Digital Humanities und Empirische Kulturwissenschaft	
Eine Einordnung und Einleitung zu fluiden Forschungsfeldern und digitalen Daten in methodischer Reflexion	
<i>Lina Franken und Sabina Mollenhauer</i>	11
Data Politics	
Ethnografische Forschung mit digitalen Methoden	
<i>Katharina E. Kinder-Kurlanda</i>	29
Die Quadratur des hermeneutischen Kreises	
Zu den (Un)Möglichkeiten digitaler Ansätze	
<i>Evelyn Gius</i>	45

Fluide Methodologien

Hybrid Research in the Making	
Die Hybridisierung der qualitativen Sozialforschung durch sozialwissenschaftliches Prompting	
<i>Fabio Roman Lieder</i>	69
Das digitale Gefühlstagebuch	
Chat- und Sprachnachrichten als Erhebungsmethode in ethnografischen Forschungskontexten	
<i>Maribel Graf</i>	93

Voice Messaging als Erhebungsmethode

Eine Methode zur Erfassung raum-zeitlich disparater digitaler Praktiken am Beispiel des Umgangs mit Crowdwork-Plattformen

Annika Becker 125

Digitales Feldnotieren

Methodische Stolpersteine reflektieren – Einleitung zu sechs Betrachtungen

Katrin Amelang, Dennis Eckhardt, Ruth Dorothea Eggel, Victoria Huszka, Roman

Tischberger und Libuše Hannah Vepřek 149

Formt das Werkzeug das Ergebnis?

Zu Übersetzungs-Effekten des digitalen Feldnotierens

(Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 1)

Roman Tischberger 157

Materialisierung digitaler Felder

Logdateien und Debug-Funktionen als Feldnotizen

(Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 2)

Libuše Hannah Vepřek 163

Feldnotieren als Feldkonstruieren

Über die lokalisierenden Potentiale feldnotierenden Forschens in digitalen Settings

(Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 3)

Dennis Eckhardt 167

Feldnotieren als cutting together-apart

Was macht das Notieren von mehr-als-digitalen Feldern mit verkörperter situierter

Erfahrung? (Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 4)

Ruth Dorothea Eggel 173

Mehr-als-digitale Felder notieren

Collagierendes Mapping als Feldnotationspraxis

(Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 5)

Victoria Huszka 181

Speicherst Du noch oder schreibst Du schon?

Ein Plädoyer in drei Notizen

(Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 6)

Katrin Amelang 185

Forschen mit und zu digitalen Daten

Intersubjective Classifiers and Situated Ground Truths

Schnittstellen von Digitaler Anthropologie und Informatik bei der Arbeit an Datensets und KI-basierten Klassifikationssystemen
Christoph Bareither, Ann-Marie Wohlfarth und Tim Gollub193

Ethnografie 2.0

Zum Problem der Anonymisierung in hybriden Gemeindestudien und dem Potenzial von KI-Bildgeneratoren
Franz Erhard, Nadine Jukschat und Emilia Socha213

Gegendaten als Methode

Potenziale und Herausforderungen datenpolitischer Versuche im autoritären Kontext
Nurhak Polat239

Kulturanthropologische Stadtforschung in der flüchtigen Moderne

Die Hauptbahnhöfe von Frankfurt am Main, München und Saarbrücken im Diskurs: Digital-analoge Zugänge zu komplexen Konstellationen
Simone Egger und Leonie Müller.....263

Visuelle Datenanalysen, digitale Tools und interdisziplinäre Forschung

Praxeologische Reflexionen
Sarah-Mai Dang289

Kontexte sichern – Ethnografische Forschungsmaterialien teilen

Das Forschungsdatenzentrum Qualiservice
Michaela Rizzolli.....313

Fluide Forschungsfelder

Qualitative Forschung und Virtuelle Realität

Methodologische Reflexionen zum Spannungsfeld von Natürlichkeit und Künstlichkeit
André Epp und Lukas Adrian Jurk335

Digitale Partizipation im musealen Bereich ethnografieren

Zum Zusammenspiel von Kuration, Stakeholder:innen und digitalen Anwendungen in der Erhebung
Nicolas Dittgen357

Design-anthropologische Experimente mit Forschungspartner:innen aus dem Informationsdesign	
Ein Werkstattbericht	
<i>Isabella Kölz</i>	381
Kontext, Kontext, Kontext	
Der methodologische Beitrag geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung zu iterativer Entwicklung von Forschungssoftware	
<i>Sabina Mollenhauer</i>	405
Flirten, Poussieren, Tachtelmechtel	
Eine computationale Sekundäranalyse zum Erzählen über das Verlieben und dessen Konsequenzen im 20. Jahrhundert	
<i>Dennis Möbus</i>	431
Anhang	
Autor:inneninformationen	461

Digital Humanities und Empirische Kulturwissenschaft

Digital Humanities und Empirische Kulturwissenschaft

Eine Einordnung und Einleitung zu fluiden Forschungsfeldern und digitalen Daten in methodischer Reflexion

Lina Franken und Sabina Mollenhauer

Digital Humanities und Empirische Kulturwissenschaft?

Die Felder und Gegenstände kulturwissenschaftlich-ethnografischer und qualitativer Forschung wandeln sich durch und mit Digitalität schnell. Für solche Forschungen erhobene Daten verändern sich in ihrer Struktur und sind bereits in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit fast ausschließlich digital. Nichtsdestotrotz sind Beobachtungen und Gespräche oft zentrale Methoden, die jedoch zunehmend mit digitalen Daten verknüpft werden und deren Dokumentationen in der Regel digital vorliegen. Dieser Wandel ist für heutige Generationen von Forschenden und Studierenden in vielen Bereichen selbstverständlich. Digitalität bestimmt zunehmend alle Bereiche des Forschungsprozesses von Sammlung über Auswertung und Niederschrift bis hin zur Verbreitung von Ergebnissen. Dennoch ist die Weiterentwicklung von ethnografischen und qualitativen Methodologien und Methoden nicht abgeschlossen, während sich Fragen nach der Qualität, Zugänglichkeit und Nutzung von Daten neu stellen.

Für die Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Forschungsfeldern sind dementsprechend andere Perspektiven auf klassische qualitativ-ethnografische Methoden und den Umgang mit digitalen Daten notwendig. In diesen fluiden Forschungsfeldern wird bereits experimentiert, nicht zuletzt im etablierten Arbeitsbereich der digitalen Anthropologie bzw. Ethnografie (Klausner und Eckhardt 2023; Knox und Nafus 2018; Fleischhack 2019; Hine 2015). Unabhängig von der Erweiterung auf digitale Felder ist für alle qualitativ-ethnografischen Forschungsbereiche ein Experimentieren möglich und notwendig, um die Verschränkungen von Digital und Analog greifen zu können. Einige methodische Weiterentwicklungen erweisen sich als besonders hilfreich, sind jedoch sicher nicht die einzig möglichen. Kollaborative Ethnografie hat sich ebenfalls bereits ins Digitale erweitert (Fortun und Fortun 2023) und kann gleichzeitig für die Beforschung digital durchdrungener Alltage auch offline verwendet werden. Verschiedene Ausprä-

gungen digitaler und computationeller Zugänge sind je nach Forschungsfrage zielführend anzuwenden und können den Erkenntnisrahmen qualitativ-ethnografischer Forschung erweitern (Franken 2022). Auch Methoden in der Darstellung von Forschungsergebnissen ändern sich, etwa durch die Nutzung von Rekombinationen verschiedener Personen und Aussagen aus dem eigenen Feld, um diese in offen zugänglichen Daten und Publikationen weitergehend zu anonymisieren (Sieferle 2023; Yim und Peregrine 2021; Willis 2019). Dazu kommen die oft bereits als selbstverständlich wahrgenommenen neuen Möglichkeiten der digitalen Wissenschaftskommunikation etwa über Social Media, Blogs oder Podcasts und der Publikation insbesondere als Open Access, die auch Chancen hin zu nicht-linearen und multimedialen Darstellungsformen öffnen. Nicht zuletzt sind zunehmend historische Forschungsdaten als kulturelles Erbe digital in Datenbanken erschlossen und teilweise öffentlich zugänglich (Hahn et al. 2021; Kulbe et al. 2022; Meyer et al. 2014). In diesem Kontext sind der Aufbau und die konkrete Ausgestaltung digitaler Infrastrukturen notwendige Diskussionspunkte.

Durch diese Entwicklungen rücken die Empirische Kulturwissenschaft und verwandte disziplinäre Zugänge in den Kontext einer Perspektive, die zunächst weit entfernt scheint: die der Digital Humanities. Geprägt durch die computationale Bearbeitung geistes- und kulturwissenschaftlicher Fragestellungen ist dieser interdisziplinäre Zusammenhang den qualitativen Perspektiven zunächst fern (Franken 2023). Doch erweist es sich als lohnenswert, gerade auf die Annäherungen, Überschneidungen, Verstrickungen und auch Transformationen zwischen Empirischer Kulturwissenschaft und Digital Humanities zu schauen. Es handelt sich hier um Verschränkungen im Werden, die von beiden Bereichen Offenheit verlangen (Dietzsch et al. 2024). Mit dem Konzept der Trading Zone (Galison 2000) wurden bereits die Digital Humanities selbst beschrieben (Fickers und van der Heijden 2020) und auch die digitalen Ansätze in ethnografischer Forschung könnten gut mit diesem Konzept erfasst werden, das Begegnung und Austausch in einem gemeinsamen Raum in den Mittelpunkt des Interesses stellt. Denn neben der Empirischen Kulturwissenschaft und der Sozial- und Kulturanthropologie werden in angrenzenden Disziplinen wie der Soziologie und Medienwissenschaft, aber auch in der Oral History und der Erziehungswissenschaft sehr vergleichbare Debatten geführt. So sind alle Geistes- und Sozialwissenschaften, die qualitativ-empirisch forschen, betroffen, denn sie arbeiten mit Daten, die Verhaltenskomplexe von Menschen erheben und analysieren, um symbolische Ordnungen in ihren Tradierungen und Normierungen besser zu verstehen (Hinrichs et al. 2021; Hess et al. 2013; Reckwitz 2011: 7).

Dementsprechend sind die Schnittmengen zwischen Empirischer Kulturwissenschaft im weiteren Sinne und Digital Humanities zu beleuchten und auch herauszuarbeiten, welche Spezifika die ethnografisch-qualitative Forschung in die Digital Humanities als Big Tent (Svensson 2016; Sahle 2015) einbringt oder

künftig noch einbringen kann, wie aber auch umgekehrt Ansätze aus den Digital Humanities die Debatten in der Empirischen Kulturwissenschaft und darüber hinaus weiter befruchten können. So ist es auch an den qualitativ-ethnografischen Fachzusammenhängen, ihre Methodologien neu zu denken und kritisch, aber offen auf digitale Daten und Methoden zuzugehen. Gleichzeitig gilt es, die reflexiven und empirisch fundierten Perspektiven auf Digitalität in den Kontext der Methodendebatten einzubringen. Im konkreten Spannungsverhältnis zwischen Empirischer Kulturwissenschaft und Digital Humanities ergeben sich auch theoretisch verankerte Reflexionen, die zur epistemologisch informierten Weiterentwicklung digitaler qualitativer Forschungspraxis beitragen. Wenngleich Digital Humanities eine kontextuelle Rahmung darstellen, bieten theoretische Grundlagen und existierende Betrachtungsmuster der Empirischen Kulturwissenschaft einen Ausgangspunkt, der innerhalb der Digital Humanities neue Richtungen einschlagen kann, die dort noch unterrepräsentiert sind.

Fluide Forschungsfelder und digitale Daten in methodischer Reflexion

Ausgehend von diesen dargestellten Entwicklungen rund um Forschungsfelder, Daten und Methoden sind im hier vorliegenden Band Beiträge versammelt, die exemplarisch aufzeigen, wie mit methodischer Reflexion und experimentellem Weiterdenken (digitale) Daten digital erhoben, analysiert und verarbeitet werden können, aber auch was dies für die Entwicklung von Forschungsfragen und Forschungsfeldern heißt. Davon ausgehend werden Zugänge systematisiert.

Die im vorliegenden Band zusammengestellten Beiträge dokumentierte die Tagung „Digitale Methoden und Daten in Ethnografie und qualitativer Forschung“, die als 9. Arbeitstagung der Kommission Digitale Anthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft im September 2024 an der Universität Vechta stattfand. Neben Einzelbeiträgen wurde im Rahmen der Tagung in mehreren interaktiven Sessions das noch nicht fertig Gedachte und in Form eines Beitrags Gegossene diskutiert, und damit explizit die Fluiditäten, offenen Fragen und unfertigen Überlegungen in den Mittelpunkt gestellt. Denn gerade weil die Entwicklungen rund um digitale Daten und Methoden so rasant verlaufen, sind Gedanken oft schon weiter gediehen, wenn die eigene Erhebung noch nicht ausgewertet und verschriftlicht ist. Diese Überlegungen festzuhalten und in den Austausch über sie zu treten, in all ihrer Vorläufigkeit, war Ziel der interaktiven Sessions. Zudem wurden übergreifende Debatten geführt, für die in der Diskussion von Einzelbeiträgen oft zu wenig Zeit bleibt. In der Folge wird versucht, ausgehend von den gemeinsam erstellten Dokumentationen dieser Sessions wiederum vorläufig, unvollständig und unabschließbar zu bündeln, welche Diskussionsstränge bestehen und welche noch der Ausarbeitung und dem Weiterdenken harren. Dem-

entsprechend wird im folgenden Teil bewusst auf Literaturverweise verzichtet, geht es doch gerade um eine Dokumentation der Assoziationen und offenen Überlegungen. Für die Bereitschaft, sich auf dieses in sich wiederum experimentelle Setting einzulassen, sei nicht nur der Moderatorin Isabella Kölz, sondern besonders den rund 100 Teilnehmenden der Tagung nochmals herzlich gedankt. Sie alle haben zu den im Folgenden subjektiv durch uns Herausgebende gebündelten Gedanken beigetragen und würden wohl jeweils eigene, vielleicht ganz andere Schwerpunkte setzen. Und doch, so zeigt es sich in der vergleichenden Lektüre der Einzelbeiträge, nehmen sie Gedanken der Sessions wieder auf und denken sie in Bezug auf die eigenen Forschungsfelder und -fragen konstruktiv weiter. Es liegt an den Lesenden, diesen Fäden durch den Band hindurch zu folgen und darauf aufbauend eigene Konsequenzen für künftige Forschungen zu ziehen.

Sortieren und Vereinheitlichen

Wenn Digital Humanities und Empirische Kulturwissenschaft in den offenen Austausch treten, stehen schnell Positionen rund um strukturierte und unstrukturierte Daten im Mittelpunkt der Diskussion, wie sich auch in den interaktiven Sessions zeigte: Denn nicht nur für computationelle Verfahren, sondern schon für eigene digitale Ablagesysteme und erst recht im Forschungsdatenmanagement müssen Entscheidungen getroffen werden, die Uneindeutiges vereinheitlichen, um es in digitale Kategorien sortieren zu können: in Dateibenennungen, in Versionierungen, in Metadatenstandards und ins Linked Open Web. Dies steht der Un-Ordnung ethnografischer Forschung entgegen, die sich an den Geschehnissen im Feld und den Logiken der beforschten Akteur:innen orientiert, die digital schwieriger abzubilden sind, da Daten in diskreten Umgebungen vereinheitlicht werden müssen.

In der Auseinandersetzung mit digitalen Daten wird eine andere Form von Ordnung und Un-Ordnung geschaffen, als das bei analogen Feldmaterialien der Fall ist. Grundlegend steht dabei immer wieder auch zur Debatte, wie mit erhobenen Daten – ganz egal, aus welcher Forschung sie kommen – in digitalen Infrastrukturen umgegangen werden kann. Denn sie müssen abgelegt werden und schon bei der ersten Speicherung wird relevant, wo dies geschieht, wer Zugang hat, was wie nachvollziehbar bleibt. Auch wenn dies in analogen Dokumentationen ebenfalls relevant ist, erhalten diese Fragen im Digitalen doch neue Relevanzen. In allen Schritten im Forschungsprozess bleiben Fragen der Ordnung und Un-Ordnung relevant: So fehlt vielen Ethnograf:innen (und vielleicht auch vielen anderen Geistes- und Sozialwissenschaftler:innen) bei der Arbeit mit digitalen Daten die verkörperte Dimension der Analyse, etwa im physischen Auseinander-Schneiden und Neu-Sortieren von einzelnen Elementen. Diese sortierenden, umordnenden Schritte der Analyse werden digital verändert realisiert. Damit verbunden ist auch eine andere Form der

Verwertbarkeit und Vergleichbarkeit von Daten, die wiederum eng mit Forschungsdatenmanagement und der Nachnutzung verwoben ist.

Durch Retro-Digitalisierung werden die heterogenen Datenbestände gerade aus den vorhandenen Facharchiven an interdisziplinär verhandelte Standards und Formate angepasst, die dabei bestehenden Diskrepanzen müssen jedoch transparent gehalten werden. Repositorien und Archive konvergieren immer stärker, denn mit der Aufbereitung von Forschungsmaterial hin zu langfristig zugänglichen Datensätzen im Forschungsdatenmanagement werden die diese Aufgaben übernehmenden Repositorien selbst zu Facharchiven – ein tiefergehendes Zusammendenken mit den analog vorliegenden Archivbeständen vergangener Forschungen, insbesondere wenn sie retro-digitalisiert werden, steht noch aus.

Erwartungen ver- und aushandeln

Im Zuge von zunehmend verfügbaren Forschungsdaten (egal ob aus einem analogen Archiv oder einem genuin digitalen Datensatz stammend) sollte nicht nur gefragt werden, wie sich diese Daten durch die Aufbereitung verändern, sondern auch, wie sich Erwartungen der Forschungsgemeinschaft an solche Daten gleichzeitig wandeln: Sie werden als zugänglich und durchsuchbar erwartet, als flexibel analysierbar und gleichzeitig fragmentiert. Um spezifische Begriffe in Normdaten abzubilden etwa ist es wichtig, im Metadatenschema alternative Bezeichnungen und Mehrfachbezeichnungen zu implementieren. Auch wenn Sekundäranalysen mit qualitativen Daten bisher nur selten umgesetzt werden, so wird doch mehr und mehr davon ausgegangen, dass entsprechende Forschungsdaten genau für solche Anwendungen vorbereitet und aufbereitet sind. Wie dies bei sensiblen Daten möglich ist, ist weiterhin komplex und wird kaum einheitlich zu lösen sein.

Die Wahl von Methoden und Daten ist eng mit Verantwortlichkeiten verbunden, die auch die Unmöglichkeit der Datafizierung menschlicher Ambiguitäten verdeutlichen. Die zugehörigen Algorithmen werden auch von qualitativ-ethnografisch Forschenden mystifiziert, ein spezifisches technisches Wissen ist für ihr Verständnis notwendig. Der Umgang mit qualitativen Forschungsdaten in digitalen Tools – die oft online funktionieren und somit fordern, das Quellenmaterial dort auf Servern abzulegen – ebenso wie die langfristige Speicherung der Daten aus abgeschlossenen Forschungsprojekten stellt jede:n einzelne:n qualitativ-ethnografisch Forschende:n vor Herausforderungen, die zusätzlich zu den ohnehin komplexen Anforderungen an Forschung bewältigt werden müssen. Gleichzeitig werden Kompetenzen dezentriert, digitale Datensammlungen und -analysen sind kaum durch Einzelforschende sondern nur interdisziplinär und/oder kollaborativ realisierbar. Dabei bestimmen zunehmend Förderlogiken, was für Projekte überhaupt den Raum dafür erhalten, mit den entsprechenden Ansätze zu experimentieren und Zeit hierfür zu investieren. Zeit wurde in den Diskussionen immer

wieder und in unterschiedlichen Dimensionen als fehlend und damit problematisch angesehen. Bei aller Innovativität wird zu oft vergessen, dass die entsprechenden Erweiterungen zu Lasten des in der Regel prekären Mittelbaus gehen, der mit befristeten Arbeitsverträgen sowohl die eigene Forschung anders umsetzen als auch die entsprechenden Veränderungen in der Lehre an Studierende vermitteln soll.

Zugänglichkeiten und Unzugänglichkeiten

Um digitale Daten kommen Forschende der Gegenwart kaum herum, denn alle Forschungsfelder produzieren digitale Daten, zugleich geschieht die forschende Datensammlung meist in digitalen Formaten. Gerade unsichtbare digitale Daten können dabei bedeutsam sein, und oft ist diesen auf Plattformen in proprietären Zusammenhängen wie Social Media eingeschlossenen Daten kaum habhaft zu werden. Die scheinbar zugänglichen Daten erweisen sich in ihrer Verwobenheit in Vorschlagsalgorithmen und ständigen Veränderung durch Likes oder Kommentare als flüchtig und unzugänglich. Da diese Datenbestände schier unendlich sind, werden neue Sampling- und Begrenzungsstrategien, aber auch Relevanzsetzungen notwendig.

Auch für Daten, die nicht mehr in der Hand der Forschenden liegen, gilt es weiterhin Verantwortung zu übernehmen, die über die rechtlichen Aspekte hinausgeht. Gerade für Feldnotizen ist es komplex, diese persönlichen und individuellen Texte zur Verfügung zu stellen, zudem geht in der Aufbereitung dieser hin zu Forschungsdaten ggf. etwas verloren. Förderlogiken führen dazu, dass zunehmend Open Access publiziert wird, so dass immer mehr Inhalte als Forschungsergebnisse offen verfügbar sind. Zwar ist dies grundsätzlich im größeren Kontext der Diskussionen um Open Science sehr zu begrüßen und entspricht der ethnografischen Offenheit bei Kollaborationen mit dem beforschten Feld. Digitale Daten sollen auch für Forschungspartner:innen einsehbar sein, hierdurch stellen sich jedoch neue Schwierigkeiten in der Aufbereitung ebenso wie in der kollaborativen Forschung, die auch digital umgesetzt wird. Gleichzeitig ist die offene Verfügbarkeit von Forschungsergebnissen gerade bei der Analyse sensibler, personenbezogener Daten jedoch problematisch und führt zu neuen Fragen. Es kann auch in Frage gestellt werden, ob ethnografische Daten in ihrer Nachnutzung noch als ethnografisch bezeichnet werden können. So ist Offenheit nicht um jeden Preis zielführend und auch die Vulnerabilität von Ethnograf:innen selbst muss bedacht werden. Mit der Zugänglichkeit von Forschungsdaten verschieben sich auch Deutungshoheiten und damit Machtgefälle. Nachhaltigkeit und Ressourcenverbrauch werden in diesen Zusammenhängen noch zu selten berücksichtigt.

Für die Darstellung von Forschungsergebnissen ergeben sich neue Formate, die ein anderes Publikum evozieren, aber auch Nonlinearität und Multimodalität ermöglichen. Hierfür sind jedoch andere Ressourcen sowohl in technischen

Kenntnissen als auch in finanzieller und zeitlicher Hinsicht notwendig. Öffentliche Repositorien, Open Access und andere freiere Nutzung von kontextualisierten Forschungsdaten können durch Aktivismus und eigene Infrastrukturprojekte mitgestaltet werden. Dementsprechend sollten auch hier Förder- und hochschulpolitische Strategien kritisch und forschend begleitet werden.

Digitale Praktiken und Experimente

Die Relevanz computationeller Ansätze für qualitativ-ethnografische Forschungspraxis ist, so zeigt sich gerade trotz der vielen in diesem Band vorgestellten Experimente und Weiterentwicklungen, übergreifend eher randständig. In vielen Bereichen werden die vorhandenen, etablierten Erhebungs- und Analyseperspektiven als weiterhin ausreichend und die Fragestellungen gut beantwortend angesehen. Software wird stärker als Werkzeug verstanden, das sich als nützlich erweisen muss. Dies ist vor allem für zunehmend vorhandene Mengen von Daten und die daraus folgenden Zugänge aus den Mixed Methods gegeben. Ob digitale Verfahren und Daten Bestandteil der grundlegenden ethnografischen Methodologie werden sollten, ist dabei nicht eindeutig zu beantworten. Als etablierte Verfahren der Digital Humanities werden insbesondere jene des Natural Language Processing auch für qualitativ-ethnografische Forschungsprojekte adaptiert und genutzt. Auch die Aufbereitung von Daten etwa durch Texterkennungsverfahren wie OCR oder hin zu Standards wie TEI/HTML ist bereits verbreitet. Zudem werden vereinzelt Metadatenstandards für ethnografische Daten (weiter)entwickelt. Dazu kommen Mappingverfahren. Inwiefern diese Ansätze jedoch ins Zentrum ethnografischer Methoden rücken, wird sich erst mit weiteren Experimenten anhand konkreter Forschungsfragen herausstellen. Kritiken an sich verändernden Epistemologien in diesem Zusammenhang sind nicht unberechtigt.

Neben aller notwendigen Reflexion und kritischer Positionierung entstehen ganz neue digitale Praktiken, wie auch die Beiträge im vorliegenden Band zeigen. Übergreifend stellen sich Entwicklungen dar, die insbesondere in der Erhebung und Analyse zu Verschiebungen und Erweiterungen führen. So werden in der Feldforschung durch digitale Formate asynchrone Teilnahmen ermöglicht. Denn digitale Ethnografie kann parallel in unterschiedlichen Zusammenhängen forschend, aber auch im Nachhinein dokumentierend asynchron geschehen, anders als dies in einer Feldforschung vor Ort der Fall ist. In digitalen Erhebungen hinterlassen Ethnograf:innen wiederum Datenspuren, über die noch zu selten nachgedacht wird.

Auch in der Analyse sind Praktiken des digitalen Deutens im Wandel befindlich, und stark durch die Ablagesysteme und Tools strukturiert, die wiederum die als oft zentral gesetzte Un-Ordnungen und Uneindeutigkeiten verändern. Ethisch stellt sich die Frage, wie Ethnografie der Gegenwart Daten produziert, welche Da-

ten dies sind und in welchen Kontexten sie für wen zugänglich sein sollen oder eben auch nicht. Forschende sind somit in Datenpolitiken eingebunden. Mit diesen ethischen Fragen einher geht auch ein zunehmendes Bedürfnis nach Informiertheit zu rechtlichen Grundlagen, die festhalten, was Forschende mit ihren Daten tun dürfen und wo rechtliche Grenzen liegen.

Die Bedeutung von generativer KI wurde in den Diskussionen Ende 2024 zwar immer wieder aufgerufen, insgesamt aber als vergleichsweise gering gesehen. Dennoch stellt sich die Frage nach Wertungen und Hierarchisierungen der Kommunikation mit more-than-human Entitäten wie Chatbots. Es ist noch nicht abschließend geklärt, wie mit entsprechenden Entitäten umgegangen werden soll, wenn diese (mehr oder weniger) selbstständig anfangen zu interpretieren oder zu erheben. Insgesamt steht gegenwärtig vielmehr das Experimentieren und Kombinieren mit und von unterschiedlichen Methoden und Verfahren im Mittelpunkt des Interesses qualitativ-ethnografischer Forschungen. Generative KI wird dabei dann eben doch als eine von verschiedenen computationellen Perspektiven mitgedacht und in Experimente ebenso wie in Grundsatzdebatten eingebunden.

Deutungshoheiten hinterfragen und Entwicklungen gestalten

Begriffe und Erzählungen, auch in Form von Metaphern, formen Diskurse und Dispositive. Damit verbunden wird ein schon angedeuteter Konflikt noch einmal anders zentral: Die gegenwärtige Verschiebung von interpretativen hin zu computationellen Ansätzen, die fachübergreifend zu beobachten ist, führt zu einer Multiplizierung von Ansprüchen an einzelne Forschende, was insbesondere für Qualifizierungsarbeiten problematisch ist. Ein Anpassungsdruck besteht hinsichtlich der Aufnahme dieser Entwicklungen und damit auch der in die Perspektiven eingeschriebenen Logiken. Ob standardisierte Tools helfen oder hinderlich für die Methodenentwicklung sind, ist immer wieder neu gegeneinander abzuwägen. Durch diese Entwicklungen besteht jedoch gleichzeitig eine neue Stärkung hermeneutischer Zugänge, die auch als Subversion verstanden werden kann und die aus aktivem Mitmachen, Mitgestalten und Hinterfragen gerade bei den computationellen Zugängen besteht. Dabei gilt es, die eigene Nutzung von Software und Verfahren immer wieder zu hinterfragen, Verschränkungen neu zu denken und diese Reflexionen in die interdisziplinäre Trading Zone aktiv einzubringen.

Auch übergreifend sind Ressourcen anders notwendig, wenn ethnografisch-qualitative Forschung erweitert wird. Dies sind einerseits Infrastrukturen und technische Ressourcen wie Datenbanken und deren Vernetzung, die auch in zugänglichem und nachvollziehbarem Computercode oder in transparenten Funktionen von Software bestehen kann. Dazu kommt der technische Zugang zur benötigten Hardware wie leistungsstarken Rechnern und der oft immer noch proprietären Software, der wiederum neue Ausschlüsse produziert und alte verfestigt.

Die oft gegebene Kurzlebigkeit von Apps und Tools erschwert deren Nutzung und Umnutzung für Forschungsprojekte weiter, weil unklar ist, wie lange sie jeweils verfügbar bleiben. Zur Frage, wo und wie experimentelle Infrastrukturen selbst mitgestaltet werden sind gelungene Beispiele notwendig, von denen andere für die verschiedenen Bereiche der so vielfältigen qualitativ-ethnografischen Forschung lernen können.

Für die Lehre ebenso wie in der Diskussion mit bisher wenig involvierten Fachkolleg:innen ist eine Darstellung der Erweiterung (digitaler) Methoden dringend zu verbinden mit Diskussionen rund um Quellenkritik und eigene Praktiken, die auch zunehmendes oder verändertes technisches Wissen umfassen. Denn Critical Data Literacy und der reflektierte Umgang mit dem eigenen digitalen Schreibtisch als Ansammlung verschiedener Software- und Datenstrukturen wird kaum diskutiert. Gerade von der aktuellen Studierendengeneration, die als Digital Natives aufgewachsen sind, wird von Lehrenden oft selbstverständlich erwartet, dass entsprechende Kenntnisse vorhanden sind, ohne dass diese in die Lehre eingebunden werden. Die Reflexion der eigenen Praktiken und proaktive Ausgestaltung der Möglichkeiten ist auch bei scheinbar basalen Fragen wie Datenablage und Passwortsicherheit relevant. In diesem Zusammenhang bestehen ebenfalls deutliche Machtgefälle und vielfältige Unsicherheiten. Die entsprechenden Kompetenzerwerbe und deren Reflexion kosten wiederum Ressourcen. Dementsprechend müssen Ansprüche klarer formuliert und spezifische Infrastruktur entwickelt werden, die der Diversität digitaler Praktiken in qualitativ-ethnografischer Forschung besser gerecht wird. So können Barrieren abgebaut werden, und immer wieder sollten Lehrende und Lernende ihre Rollen dabei auch umdrehen, um voneinander zu lernen und von verschiedenen Wissensbeständen zu profitieren.

Gleichzeitig sind veränderte und erweiterte Wissensbestände um die fachspezifische Nutzung jener Ressourcen notwendig, die bisher nicht hinreichend in akademischer Lehre und Nachwuchsqualifikation berücksichtigt sind. Dementsprechend hoch ist weiterhin der Beratungs- und Fortbildungsbedarf auf ganz verschiedenen Ebenen – und ohne einfache, abschließende Erklärungen. Dazu kommen neue Aufgaben des ethischen Abwägens, zwischen Transparenz und Zugänglichkeit sowie Schutz der oft besonders sensiblen und schützenswerten erhobenen Materialien. Die datafizierter Wissensproduktion zugrundeliegende Epistemologien benötigen weitere gemeinsame Diskussion.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes

Die grundlegenden Fragen, die hier und andernorts immer wieder aufgeworfen werden, wenn es um digitale Daten und Methoden geht, gilt es ganz konkret zu beantworten. Sich die Hände schmutzig zu machen und auszuprobieren, welche

Methode welchen Mehrwert hat, wie Daten mit welcher Erkenntnis bearbeitet werden können, kann nur in Verbindung mit Forschungsfragen geschehen. Dementsprechend sind die Beiträge des vorliegenden Bandes jeweils verbunden mit einem thematischen Interesse, das mal mehr und mal weniger deutlich im Mittelpunkt steht. Alle Texte sind jedoch darauf ausgerichtet, anhand des konkreten Vorgehens nachvollziehbar zu machen, wo Methodologien fluide werden, inwiefern mit digitalen Daten geforscht wird und wie sich hierdurch auch die jeweiligen Forschungsfelder öffnen.

Zu Beginn des Bandes stehen grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis von Digital Humanities und Empirischer Kulturwissenschaft. In ihrer verschriftlichten Keynote stellt Katharina Kinder-Kurlanda die Perspektive der Empirischen Kulturwissenschaft im Kontext zunehmend digitalisierter Daten und Forschungspraktiken vor. Sie plädiert dafür, digitale Daten und die mit ihnen verbundenen Methodologien nicht allein auf Tools zu fokussieren, sondern sie in einem weiteren, kritisch-reflexiven Rahmen im Zusammenhang mit praktischen Anwendungen zu betrachten. Sie betont, dass digitale Daten weder als neutrale Informationsquellen noch bloße technische Rohstoffe zu betrachten sind, sondern deren Entstehungs- und Verwertungskontexte von zentraler Bedeutung sind. Damit leistet sie aus Perspektive der Empirischen Kulturwissenschaft einen kritischen Beitrag zur Auseinandersetzung mit vermeintlicher Objektivität und regt eine Debatte über Erkenntnistheorie, Methodenintegration und den Geltungsanspruch von Datenanalyse an. Aus Perspektive der Digital Humanities schließt Evelyn Gius hier an. Auch ihre verschriftlichte Keynote zielt auf epistemologische Veränderungen in Forschungsprozessen: Sie nutzt dafür die Metapher der Quadratur des hermeutischen Kreises und denkt darüber nach, wie sich die oft so uneindeutigen Forschungsprozesse in den Geistes- und Sozialwissenschaften operationalisieren lassen, um sie (zumindest teilweise) computationell zu bearbeiten. Sie greift dafür auf verschiedene Dimensionen von Komplexität zurück und betont, dass ein Forschungsprojekt nicht in allen Dimensionen komplex sein kann, um noch bearbeitbar zu sein. Gleichzeitig plädiert sie dafür, auch in der qualitativen Forschung mehr Messbarkeit zu wagen. So wird aus den Digital Humanities deutlich, wie zentral Modellierung für die Durchführung gerade von Forschung in der Trading Zone ist.

Diesen grundsätzlichen Überlegungen schließen sich Einzelbeiträge in drei Bereichen an, die den Fokus auf computationelle Aspekte in Methodologien, auf digitale Daten oder veränderte Forschungsfelder setzen. Die Beiträge machen greifbar, wie digital erweiterte Forschung aus qualitativ-ethnografischer Perspektive aussehen kann und zeigen dabei immer wieder auch grundlegende Problematiken auf, zu deren Lösung sie beitragen.

Fluide Methodologien

Fabio Roman Lieder arbeitet in seinem Beitrag anschaulich heraus, dass die Zusammenarbeit von Menschen und generativen Sprachmodellen ein grundlegender Aspekt hybrider mensch-maschinellem qualitativer Datenanalyse ist, der aktuell zu Gunsten von Effizienzsteigerung vernachlässigt thematisiert wird. Über theoretische Überlegungen hinaus, erarbeitet der Beitrag detailliert ein methodisches Vorgehen neuer Forschungspraxis und schlägt dies als sozialwissenschaftliches Prompting mit modularisierten Promptstrukturen vor. Er thematisiert, wie diese Methodik wissenschaftliche Denkprozesse in Anlehnung an den Luhmann'schen Zettelkasten strukturiert, für erhöhte Transparenz sorgt und im Prozess neue Perspektiven für Forschende ermöglicht.

Maribel Graf legt den thematischen Schwerpunkt auf Emotionen und zeigt auf, wie diese mittels Chat(sprach)nachrichten erhoben werden können. Sie fokussiert die subjektiven Gedanken- und Gefühlswelten, die sie durch die in den Alltag eingebundene, freie Mitteilung der Akteur:innen besonders konkret erheben kann. Die technischen Möglichkeiten des Smartphones, das ohnehin in Kommunikationspraktiken eng verstrickt ist, erlauben ihr eine intensive und zeitgleich flexible Erhebung. So reflektiert sie in ihrem Beitrag, wie die Form der Erhebung die Beschaffenheit der digitalen Gefühlstagebücher selbst beeinflusst: Struktur der Einträge, verwendete Sprache, Inhalt und mögliche Verständnisse dieser Inhalte. Formen und Funktionen der Einträge sind wiederum in der Analyse relevant.

Einen anderen Schwerpunkt zu einer vergleichbaren Methodenerweiterung wählt Annika Becker: Sie zeigt auf, wie in der Erhebung von raum-zeitlich verteilten Praktiken die Technik des Voice Messaging genutzt werden kann. Dabei geht sie von der Feststellung aus, dass weder wiederholte Interviews noch ethnografische Erhebungen für ihre Fragestellung nach der Arbeitsorganisation von Crowdworker:innen ertragreich und umsetzbar wären. Nach einer Vorstellung der Arbeitsform und der untersuchten Plattform steht die Analyse der entsprechenden Praktiken im Mittelpunkt, die erst anhand der durchgeführten Erhebungsform sinnvoll gestaltet werden kann.

Im gemeinsamen Beitrag zum digitalen Feldnotieren stellen Katrin Amelang, Dennis Eckhardt, Ruth Dorothea Eggel, Victoria Huszka, Roman Tischberger und Libuše Hannah Vepřek ihre Diskussion um die Funktionen des Feldnotierens mit und ohne digitale Werkzeuge dar, die im Rahmen der Tagung als Podiumsdiskussion stattfand. Die grundlegende Einordnung des Feldnotierens im Prozess der Erhebung, Reflektion und Analyse im Einklang mit existierenden Debatten zum Feldzuschnitt sowie Herausforderungen und Möglichkeiten von Digitalität sind durch ihre getrennt voneinander stehenden Textteile miteinander verwoben. Sie greifen immer wieder gegenseitig auf ihre Ideen und Schwerpunkte zurück und diskutieren die Bedeutung digitaler Artefakte im Kontext von Feldnotieren kritisch.

Forschen mit und zu digitalen Daten

Christoph Bareither, Ann-Marie Wohlfahrt und Tim Gollub berichten von ihrer Kolaboration zwischen Empirischer Kulturwissenschaft und Informatik, in welcher sie den informatischen Ground Truth als Daten für Machine-Learning-Verfahren erzeugt haben, indem sie diese Daten ethnografisch reflexiv herstellten. Anhand ihres Interesses am komplexen Konzept der Schönheitsideale in Social Media, die mit automatischen Verfahren kaum zu erkennen sind, zeigen sie auf, wie die individuelle Bewertung in intersubjektiv nachvollziehbare Bewertungen überführt werden kann, die schließlich zur Grundlage von Intersubjective Classifiers wird.

Franz Erhard, Nadine Jukschat und Emilia Socha befassen sich mit einem innovativen De-Identifizierungsansatz beim Versuch, gleichzeitig Transparenz ihrer Forschung zu schaffen, wenngleich deren Quellen durch die Verknüpfung von Offline- und Online-Daten einfacher zu de-anonymisieren sind. Der Beitrag ist ein methodisierender Vorstoß der Anwendung von KI-Software im Feld der ethnografischen Forschung selbst. Mit explorativem Vorgehen arbeiten die Autor:innen heraus, dass es sowohl anhand technischer und auch forschungsethischer Kriterien in der praktischen Umsetzung möglich ist, existierende Forschungspraktiken zu erweitern, indem bekannte De-Identifizierungsansätze mit einem neuen Ansatz kombiniert werden.

In ihrem Beitrag zur ko-laborativen, intersektionalen und posthumanen ethnografischen Erforschung von Datenlandschaften, Gegendaten und „datenpolitische[n] Versuche[n]“ spannt Nurhak Polat einen Bogen, der über die methodischen Erweiterungen ethnografischer Forschung im Digitalen hinaus geht. Durch ihre Methodenentwicklung für Forschungen mit Fokus auf soft-autoritäre und autokratische Kontexte zieht sich ein roter Faden vom besonderen Umgang mit Datenlücken. Dieser Umgang prägt die ko-laborativ entwickelte datenaktivistische Methode von Gegendaten und gibt Ausblick auf die Weiterentwicklung des experimentellen Werkzeugs über den datenpolitischen Kontext hinaus.

Simone Egger und Leonie Müller widmen sich der Frage, wie methodologisches Vorgehen in der Stadtforschung verändert wird, wenn digital-analoge Verschränkungen in Städten doch allgegenwärtig sind und in den Forschungsfeldern präsent werden: Weder eine rein offline/analog noch eine rein digital stattfindende Erhebung ist dabei zielführend, stellen sie fest. Stattdessen schlagen sie vor, beides ineinander zu verweben und zeigen anhand der Diskurse um Hauptbahnhöfe in drei Städten, wie dies gelingen kann. Somit geben sie wichtige Impulse für digitale Möglichkeiten ethnografischer Diskursanalyse und machen gleichzeitig deutlich, wie heterogen das relevante Quellen- und Datenmaterial auch in den digital scheinbar vereinheitlichenden Kontexten bleibt.

Sarah-Mai Dang reflektiert Potenziale und Grenzen digitaler Tools und datenbasierter Ansätze im Kontext der Film- und Medienwissenschaft anhand der

von ihr durchgeführten Studien zur Filmgeschichtsschreibung. Dabei stellt sie ganz konkret vor, mit welchen Datensätzen und in welchen Tools sie welche Verarbeitungsschritte getätigt hat, um daran Mehrwerte und Probleme ihrer Daten-Explorationen zu reflektieren. Dies lädt nicht nur zum Nachvollziehen mit eigenen Daten ein: Besonders die Funktion von Visualisierungen kontextualisiert sie als analytisches Mittel kritischer Reflexion zur Einordnung und Verarbeitung von Daten innerhalb eines iterativen Prozesses.

Aus der praktischen Arbeit der Datenaufbereitung für die Nachnutzung berichtet Michaela Rizzolli am Beispiel von Qualiservice Bremen und gibt damit Einblicke in existierende infrastrukturelle Praktiken. Sie zeigt die Spezifika ethnografischer Forschungsdaten auf, die besonders sensibel und kontextabhängig sind. Dementsprechend werden in verschiedenen Datenformaten und mit einem ausgefeilten Sicherheitskonzept möglichst umfassende Kontexte mit den ethnografischen Daten gemeinsam abgespeichert, um für zukünftige Nachnutzungen bestmöglich re-kontextualisierbar zu bleiben. Dies geschieht, wie Rizzolli darstellt, gemeinsam von Forschenden und Mitarbeitenden des Forschungsdatenzentrums Qualiservice.

Fluide Forschungsfelder

André Epp und Lukas Jurk untersuchen die Möglichkeiten und Grenzen, die Virtual-Reality-Umgebungen in qualitativer Forschung haben. Ausgehend von der Testung und Entwicklung von räumlichen Ausgestaltungen eines Krankenhaus-Neubaus reflektieren sie die Zusammenhänge, Überschneidungen und Verwebungen von digital und analog. Sie halten fest, dass Virtual Reality in einer Tradition technologischer Entwicklungen steht, die mit qualitativer Forschung verbunden sind und Zugang zu sonst schwer erschließbaren Räumen bietet. Dabei ist Virtual Reality jedoch nicht gleichzusetzen mit natürlichen Umgebungen, jedoch sei das relational hybride Verhältnis von virtueller und natürlicher Umgebung konstruktiv in Forschung einsetzbar, so ihr Fazit.

In seinem Beitrag reflektiert Nicolas Dittgen seinen methodischen Zugang zur Erforschung von Museums-Apps und deren Nutzungskontexten. Ausgehend von einer kritischen Auseinandersetzung mit Fragestellungen, Sichtweisen im Feld sowie der Analyse digitaler Daten nutzt er die methodologischen und theoretischen Ressourcen der Empirischen Kulturwissenschaft etwa in der Ethnografie von Workshops und Testungen der Apps, beforcht also digitale Strukturen in mehr-als-digitalen Feldzuschnitten. Dadurch wird nicht nur die Relevanz ethnografischer Methoden für die Bearbeitung digitaler Phänomene verdeutlicht, sondern auch deren Beitrag zur Reflexion von Forschungspraktiken in digitalen Kontexten thematisiert.

Isabella Kölz teilt in ihrem Beitrag Reflexionen zur kollaborativ-ethnografischen Erforschung des Informationsdesigns. Sie thematisiert Veränderungen

und Erweiterungen ethnografischer Methoden, die durch die Digitalisierung von Lebenswelten notwendig geworden sind. Ein besonderer Fokus liegt auf dem Wechsel von der teilnehmenden Beobachtung hin zur experimentellen Kollaboration und der Frage von Nähe und Distanz zum Feld in diesem Zusammenhang. Ihre Forschung mit und im digital-analog verstrickten Forschungsfeld des Informationsdesigns führt zu einer digital-analogen Forschungspraktik, die in diesem Kontext mehrdeutig und fluktuierend sein muss und verschiedene Fieldwork Devices nutzt.

Sabina Mollenhauer beforcht den Umgang und die Prozesse qualitativ Forschender mit ihren Forschungsdaten, um daraus Anforderungen für die nutzer:innenzentrierte Entwicklung von Forschungssoftware zu generieren. Sie verweist dabei auf ethnografische Traditionen im Software Engineering und wie sie diese in ihrer Arbeit im Research Software Engineering näher an der Empirischen Kulturwissenschaft einsetzt. In ihrer Methodenreflexion zeigt sie auf, dass qualitativ-ethnografische Methodologie über Fachgrenzen hinaus die Möglichkeit bietet, Anforderungen für die Weiterentwicklung von Infrastrukturen zu erheben, zu vertiefen und in die entstehende Praxis des Research Software Engineering in den Digital Humanities zu integrieren.

Im Beitrag von Dennis Möbus steht die exemplarische Anwendung von computationellen Verfahren aus dem Natural Language Processing – insbesondere das Topic Modeling als Verfahren zum Text-Clustering – zentral. In einem Proof of Concept zeigt er auf, inwiefern thematische Fragestellungen mit diesen Zugängen aus umfangreichen Forschungsdaten in deren Nachnutzung herausgearbeitet werden können. Anhand von Interviews aus der Oral History untersucht er die Veränderungen von Flirten und Verlieben im Verlauf des 20. Jahrhunderts und beschreibt dabei eindrucksvoll, wie methodologischer Zugang und vorhandene Aussagen in den überlieferten Datenbeständen die möglichen Aussagen zugleich begrenzen und aufbrechen.

Digital Humanities und Empirische Kulturwissenschaft: offene Relationierungen und künftige Positionierungen

In der Summe tragen die in diesem Band zusammengetragenen Überlegungen dazu bei, herauszuarbeiten, welche konkreten Anwendungen und Weiterentwicklungen bereits umgesetzt werden, wie ethnografische und qualitative Ansätze im Kontext der Digital Humanities gestärkt werden können und welche Bedarfe darüber hinaus bestehen. Die Einzelbeiträge stellen Erfahrungen, Experimente und Erkenntnisse vor, die Forschende in ihrer Praxis mit Digitalität sammeln. Angeregt durch die Trading Zone, innerhalb derer abgegrenzte Forschungsfelder aneinander anschließen,

sich begegnen und überlappen, werden forschende Praktiken dabei fluidere gedacht und gestaltet und in methodischer Reflexion weiterentwickelt.

In einigen Bereichen sind es scheinbar kleine, banale technische Möglichkeiten, welche die Formate der empirischen Erhebung ganz entscheidend beeinflussen, erweitern und bereichern können. Nicht immer muss, so wird etwa in der Nutzung von Sprachnachricht-Funktionen in Messenger-Diensten oder im veränderten Feldnotieren deutlich, eine technisch komplexe oder aufwendige Veränderung geschehen, um in veränderten Feldsituationen angemessen interagieren zu können. Vielmehr zeigen sich kreative (Um-)Nutzungen und das Weiterdenken existierender technischer Lösungen oft als vielversprechend. Die Integration digitaler Technologien in bestehende (analoge) Methoden und Theorien ist auf den ersten Blick manchmal überraschend banal.

Dies bestätigt, das existierende methodologische Reflexionsmöglichkeiten und Einordnungen keinesfalls obsolet werden, sondern sich vielmehr als robust erweisen, egal aus welcher Denkrichtung sie im Detail kommen. So können etwa die Auswirkungen von Luhmanns Zettelkasten-System auf Interpretationsprozesse ebenso gewinnbringend auf aktuelle Veränderungen in Forschungsprozessen übertragen werden, wie sich die Perspektivierung von KI-Nutzung als Akteur-Netzwerk als schlüssig erweisen kann. Damit wird deutlich, wie zentral theoretische Grundlagen und Methodologien aus den Herkunftswissenschaften sind, um digital-analog verschränkte Methodenentwicklungen angepasst an die spezifischen Felder einzuordnen und kritisch zu reflektieren. Versteht man die Digital Humanities und auch den Einbezug qualitativ-ethnografischer Perspektiven in diesen Zusammenhang als Trading Zone, eröffnet dies neue Perspektiven, da in dieser Zone über Fachsprachen und Fachgrenzen hinaus der Umgang mit Digitalität reflektiert und weiter vorangetrieben werden kann. Gerade dafür ist es wichtig, immer wieder bewusst in den interdisziplinären Austausch zu treten, da sich die verschiedenen Sichtweisen in der Trading Zone produktiv bereichern können. Gleichzeitig ist es eben dafür auch zentral, gleichberechtigt die verschiedenen Positionen und Forschungstraditionen in den Austausch einzubringen und sich gegenseitig – wie in jeder interdisziplinären Zusammenarbeit – auf Augenhöhe zu begegnen. So schließen sich disziplinäre Kreise und transdisziplinäre Aushandlungen werden zu (Selbst-)Verständigungsprozessen.

In einigen Bereichen sind die methodischen Schritte in ethnografischen Projekten bereits eng an computationale Perspektiven gebunden, wenn diese auch mit ganz anderen Begriffen bezeichnet werden. So werden Feldkonstruktionen herausgearbeitet, die in ihrer Vorgehensweise an Aspekte der Modellierung in der Informatik erinnern. Es wundert nicht, dass diese Aspekte wiederum auf philosophische Überlegungen zurückgehen (Stachowiak 1973). Ähnliches gilt auch für Human-Computer-Interaction (Vepřek 2024): Diese ist schon per se interdisziplinär, doch durch die Empirische Kulturwissenschaft werden eben ganz spezifische

Diskurse eingebracht. Methodische Umsetzungen, die digital erweitert sind, müssen vielleicht zwangsläufig unvollständig und vorläufig bleiben, so wie es der Ethnografie und qualitativer Forschung immanent ist und in der Grounded Theory auch explizit gemacht wird. Denn die Menge an potentiell für eine Fragestellung relevanten Quellen steigert sich im Digitalen noch einmal und bleibt auch bei intensiver Auseinandersetzung mit Feldern unüberschaubar, uneinsehbar. Dennoch sind auch mit fragmentarischen Zugängen tiefe Einblicke in Forschungsfelder möglich, die weitgehende Analysen ermöglichen. Es ist also umso mehr Aufgabe von Empirischer Kulturwissenschaft, gerade dieses Fragmentarische als Stärke zu artikulieren und auch proaktiv bewusst zu machen, dass ein Überblick oder gar Vollständigkeit nicht möglich sind – auch nicht mit quantitativen Methoden oder mit Mixed-Methods-Ansätzen, wie sie mit computationellen Verfahren neu gedacht werden können.

Immer wieder wird beklagt, dass es kaum praktische Anleitungen zum jeweiligen Umgang mit den neuen Vielfältigkeiten und Unübersichtlichkeiten gibt. Auch fehlen konzeptionelle Diskussionen bestehender Ansätze vor dem Hintergrund digital durchdrungener Daten und Methoden. Der vorliegende Band versucht, beide Perspektiven – praktische Vorgehensweisen und theoretisch-methodologische Reflexionen – miteinander zu verbinden und produktiv in Bezug zueinander zu setzen.

Offen bleibt nach wie vor, wo Grenzen computationeller Zugänge sind. Auch wenn die Entwicklungen gerade im Kontext von generativer KI rasant sind und in qualitativer Forschung umfangreich nicht nur diskutiert, sondern auch getestet und genutzt werden, sind längst nicht alle Verfahren und Perspektivierungen qualitativ-empirischer Forschung kompatibel mit diesen Vorgehensweisen. Inwiefern es überhaupt möglich und gewinnbringend für qualitativ-ethnografische Forschung ist, beispielsweise intersubjektive Einschätzungen abschließend algorithmisch zu simulieren oder epistemische Erweiterungen durch KI vorzunehmen, konnte auch bis zum Abschluss der Redaktionsarbeiten nicht abschließend geklärt werden. Solche Setzungen werden kaum übergreifend zu treffen sein, sondern sind für jeden Forschungskontext immer wieder neu zu denken. Besonders fruchtbar und vielversprechend ist es dementsprechend, konkrete Umsetzungen und Anwendungen zu betrachten, um von diesen ausgehend eigene Methoden(re)kombinationen für künftige Forschungsprojekte zu gestalten. Hierzu bieten die vorliegenden Beiträge zahlreiche Ansätze und Anregungen.

Danksagung

Eine Tagung ist nicht ohne ein Team umzusetzen, doch nicht alle können als Herausgebende des Bandes auftreten. Dennoch soll unser Dank auch schriftlich

festgehalten werden: Zur Vor- und Nachbereitung ebenso wie zur Realisierung vor Ort haben Jana Wittke und Jennifer Engelmann ganz maßgeblich beigetragen. Miriam Busch, Lukas Görisch, Oskar Kirsch, Trisha Kohls, Marc Ober-Grefenkämper und Caitlin Ripp kamen zu diesem Team zur Tagung selbst dazu, Eva Bräuer und Helen Waschner waren in die Vorbereitung eingebunden. Isabella Kölz hat die interaktiven Sessions so wunderbar gestaltet, dass unsere Diskussionen durch sie angeregt und vertieft wurden, wie sich auch in dieser Einleitung zeigt.

Die Arbeit an einem Sammelband, der im Ergebnis rund 450 Seiten umfasst, besteht aus vielen kleinen und oft mühevollen Schritten. Miriam Busch und Lukas Görisch haben von Anfang bis Abschluss nicht nur tatkräftig zur Umsetzung des Bandes beigetragen, sondern extrem sorgfältig, wo nötig kritisch und immer absolut zuverlässig alle Beiträge in der Redaktion mit begleitet. Ihnen sei hierfür unser sehr herzlicher Dank ausgesprochen.

Literatur

- Dietzsch, Ina, Lina Franken, Sabine Imeri, Katharina Kinder-Kurlanda, Estrid Sørensen, und Libuše Hannah Vepřek. 2024. „Quo Vadis kulturwissenschaftliche Digital Humanities?“. In *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHD)* 2024. <https://doi.org/10.5281/zenodo.10698334>.
- Fickers, Andreas und Tim van der Heijden. 2020. „Inside the Trading Zone: Thinkering in a Digital History Lab.“ *Digital Humanities Quarterly* 14 (3).
- Fleischhack, Julia. 2019. „Veränderte Bedingungen des Sozialen: Eine methodologische Betrachtung zur Digitalen Anthropologie/Digitalen Ethnographie.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 115: 196–215.
- Fortun, Kim, und Mike Fortun. 2023. „How to Device Collaborative Hermeneutics.“ In *An Ethnographic Inventory: Field Devices for Anthropological Inquiry*, herausgegeben von Tomas S. Criado und Adolfo Estalella. Theorizing Ethnography. Routledge. 122–32.
- Franken, Lina. 2022b. „Digitale Daten und Methoden als Erweiterung qualitativer Forschungsprozesse: Herausforderungen und Potenziale aus den Digital Humanities und Computational Social Sciences.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 23 (2). <https://doi.org/10.17169/fqs-22.2.3818>.
- Franken, Lina. 2023. „Digitale Methoden für qualitative Forschung: Computationale Daten und Verfahren.“ UTB; Waxmann.
- Galison, Peter Louis. 2000. „Image and Logic: A Material Culture of Microphysics.“ [Nachdruck]. Univ. of Chicago Press. <http://www.loc.gov/catdir/description/uchio51/96052177.html>.
- Hahn, Hans Peter, Oliver Lueb, Katja Müller, und Karoline Noack, Hg. 2021. „Digitalisierung ethnologischer Sammlungen: Perspektiven aus Theorie und Praxis.“ Unter

- Mitarbeit von Mohamed Aly Abdelfattah, Claudia Andratschke, Diego Ballesterro, Ramona Bechauf, Tina A. Brüderlin, Thiago Da Costa Oliveira, Marian Dörk et al. Edition Museum 55. transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839457900>.
- Hess, Sabine, Johannes Moser, und Maria Schwertl, Hg. 2013. „Europäisch-ethnologisches Forschen: Neue Methoden und Konzepte.“ Berlin.
- Hine, Christine. 2015. „*Ethnography for the Internet: Embedded, Embodied and Everyday*.“ Bloomsbury Academic.
- Hinrichs, Peter, Martina Röthl, und Manfred Seifert, Hg. 2021. „*Theoretische Reflexionen: Perspektiven der Europäischen Ethnologie*.“ Reimer Kulturwissenschaften. Dietrich Reimer Verlag.
- Knox, Hannah, und Dawn Nafus, Hg. 2018. „*Ethnography for a Data-Saturated World*.“ Materialising the digital. Manchester University Press.
- Kulbe, Nadine, Theresa Jacobs, Ines Keller, Nathalie Knöhr, Marsina Noll, und Ira Spieker, Hg. 2022. „Bildarchive: Wissensordnungen – Arbeitspraktiken – Nutzungspotenziale.“ ISGV digital 4. Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden. <https://doi.org/10.25366/2021.87>.
- Meyer, Holger, Christoph Schmitt, Stefanie Janssen, und Alf-Christian Schering, Hg. 2014. „*Corpora Ethnographica Online: Strategien der Digitalisierung kultureller Archive und ihrer Präsentation im Internet*.“ Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte 5.
- Sahle, Patrick. 2015. „Digital Humanities? Gibt's doch gar nicht!“. *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*. https://doi.org/10.17175/SBO01_004.
- Stachowiak, Herbert. 1973. „Allgemeine Modelltheorie.“
- Svensson, Patrik. 2016. „*Big Digital Humanities*.“ University of Michigan Press.
- Vepřek, Libuše Hannah. 2024. „*At the Edge of AI: Human Computation Systems and Their Intraverting Relations*.“ Transcript.
- Willis, Rebecca. 2019. „The Use of Composite Narratives to Present Interview Findings.“ *Qualitative Research* 19 (4): 471–80. <https://doi.org/10.1177/1468794118787711>.
- Yim, Jennifer MJ, und Peregrine Schwartz-Shea. 2021. „Composite actors as participant protection: methodological opportunities for ethnographers.“ *Journal of Organizational Ethnography* 11 (3): 228–42. <https://doi.org/10.1108/JOE-02-2021-0009>.

Data Politics

Ethnografische Forschung mit digitalen Methoden¹

Katharina E. Kinder-Kurlanda

Interdisziplinäre Wissensfelder wie die Science and Technology Studies (STS), die Digital Humanities (DH) oder auch sogenannte Bindestrich-Disziplinen wie die Technik-Soziologie bringen seit vielen Jahren Wissenschaftler:innen zusammen, die an den Schnittstellen verschiedener Fachgebiete arbeiten. Diese Felder zeichnen sich also dadurch aus, dass sie Forschende versammeln, die Methoden und Theorien unterschiedlicher disziplinärer Herkunft kombinieren. Die oft widersprüchlichen Anforderungen, die sich aus solchen Schnittstellenpositionierungen ergeben, im Arbeitsalltag zu navigieren, ist nicht einfach: die Vorstellungen dazu, was eine qualitativ hochwertige Publikation ausmacht, welche Fördermittel erstrebenswert sind oder ob eine Promotion lieber kumulativ oder als Buch eingereicht werden sollte, können je nach Disziplin sehr unterschiedlich sein (Kinder-Kurlanda und Weller 2014). Jenseits solcher eher praktischen Faktoren stellt sich jedoch auch die grundlegende Frage nach den Möglichkeiten des Zusammenarbeitens oder der Ko-Laboration (Klausner und Niewöhner 2020) zwischen Personen mit sehr unterschiedlichen Standpunkten; insbesondere, wenn es darum geht, gemeinsam Technologien und damit mögliche Zukünfte zu gestalten.

Dieser Frage nach Formen der Ko-Laborationen begegne ich immer wieder in meiner Forschung, die an der Schnittstelle zwischen der Empirischen Kulturwissenschaft (EKW) und der Informatik angesiedelt ist und zu den DH und den STS beiträgt. In meiner Arbeit beschäftige ich mich mit Fragen der Datafizierung und der Wissenserzeugung mit digitalen Daten und Methoden (Franken 2022). Von 2021 bis 2025 leitete ich das Digital Age Research Center (D!ARC) an der Universität Klagenfurt. Dieses interdisziplinär ausgerichtete Forschungszentrum widmet sich der Untersuchung digitaler Transformationen in Gesellschaft, Wissenschaft und Alltag. Ziel meiner Tätigkeit dort war es, verschiedene Perspektiven – etwa aus der Ethnografie, Medienwissenschaft, Soziologie und Informatik – produktiv miteinander zu verzahnen. Mein Nachdenken über digitale Daten und digitale

¹ Bei diesem Text handelt es sich um ein für die Schriftfassung leicht gekürztes und für bessere Lesbarkeit überarbeitetes Transkript des mündlichen Vortrags.

Methoden ist maßgeblich beeinflusst von diesem Versuch der Institutionalisierung von interdisziplinärer Digitalisierungsforschung, in der ein ethnografischer Blick genauso wichtig sein sollte wie die Fähigkeit zum Programmieren.

In meinem heutigen Vortrag möchte ich die Frage nach den Möglichkeiten des Zusammenarbeitens und der Ko-Laboration mit Überlegungen zu einer zweiten grundlegenden Frage derzeitiger Forschung in und zu digitalen Räumen verknüpfen: Wie können wir mit digitalen Daten und Methoden, und dazu zähle ich auch KI, arbeiten und welche Verantwortung tragen wir dabei? Hier geht es mir nicht darum, eine technische Einführung in Tools wie Python oder Methoden wie Topic Modeling zu geben. Vielmehr möchte ich digitale Daten und die mit ihnen verbundenen Methoden in einem weiteren, kritisch-reflexiven Rahmen betrachten. Damit ist zum einen gemeint, dass Daten keine neutralen Informationsquellen sind, sondern durch die Kontexte ihrer Entstehung geprägt werden. Die Entscheidung, mit digitalen Daten zu arbeiten, ist somit nie rein pragmatisch. Vielmehr stellt sie eine methodologische Setzung dar, ein forschungspraktisches Bekenntnis: Wer mit digitalen Daten arbeitet, wird in Debatten über Erkenntnistheorie, Methodenintegration und den Geltungsanspruch der Data Science verwickelt. Zum anderen geht es darum, dass digitale Daten als Rohstoffe umkämpft und auch selbst politisch sind, denn die Arbeit mit ihnen ist untrennbar von der Bedeutung großer Technologiekonzerne. Diese Unternehmen haben ihre Macht und Reichweite auf der Grundlage eben jener digitalen Daten aufgebaut – Daten, die sie sammeln, verarbeiten, monopolisieren und oft nur unter bestimmten Bedingungen zugänglich machen. Auch wenn diese Akteure auf den ersten Blick weit entfernt erscheinen mögen, sind sie im Alltag aller Menschen wirksam: durch digitale Infrastrukturen, Plattformen, Algorithmen und Geschäftsmodelle, die unser Informationsverhalten, unsere Kommunikationsweisen und unser Wissen beeinflussen.

Die Entscheidung, mit digitalen Daten zu arbeiten, ist nicht selten ein Einstieg in ein regelrechtes Rabbit Hole voller Verflechtungen mit größeren epistemologischen wie gesellschaftlichen Fragen. Daher begreife ich hier digitale Daten nicht nur als Forschungsressource, sondern auch als sozialen und politischen Gegenstand, der kritisch befragt werden muss. Und damit erweisen sich digitale Daten als ein zentraler und facettenreicher Forschungsgegenstand für die EKW. Sie bieten der Disziplin die Möglichkeit, kulturelle Phänomene, Praktiken und Wandlungsprozesse gegenwärtiger Lebenswelten in ihrer ganzen Komplexität zu erfassen, indem sie den Fokus auf die Ermöglichungen und Machtgefälle richten, die Digitalisierungs- und Datafizierungsphänomenen eingeschrieben sind.

Der Beitrag der Empirischen Kulturwissenschaft zur Gestaltung der Digitalisierung

Die fortschreitende Technik- und Medienentwicklung ist als wichtiges Forschungsthema in der EKW etabliert (z. B. Schönberger 2015; Koch 2015; Bareither 2019). Durch ihre analytische Sensibilität für Alltagspraktiken, soziale Ungleichheiten und kulturelle Bedeutungszuschreibungen legen empirische Kulturwissenschaftler:innen Grundlagen für die kritische Reflexion digitaler Infrastrukturen und Anwendungen (z. B. Amelang und Bauer 2019; Dippel 2021; Dietzsch 2023). Aber wie kann das „ethnografische Angebot zur Ko-Laboration“ (Klausner und Niewöhner 2020) angenommen werden, um sich tatsächlich an Technologieentwicklung zu beteiligen? Wie kann diese Transferleistung gelingen? Unter welchen Voraussetzungen ist es möglich, dass wir mit Techniker:innen so zusammenarbeiten, dass tatsächlich eine Perspektive kritischer Gestaltung eingenommen werden kann?

Kritische Gestaltung erfordert es, technologische Artefakte nicht nur funktional zu optimieren, sondern auch in ihren sozialen, politischen und kulturellen Implikationen zu reflektieren und stetig anzupassen. Libuše Hannah Vepřek (2024) beschreibt die ständigen Veränderungsprozesse menschlich-maschineller Systeme als Intraversionen, in denen sich die Beziehungen zwischen Menschen und Technologie fortlaufend weiterentwickeln und verschieben. Die EKW kann normative Fragen zur Digitalisierung sichtbar machen und Alternativen zu technikdeterministischen Narrativen aufzeigen – aber wie können diese in die Prozesse der Intraversion eingebracht werden? Um diese Frage zu beantworten, werde ich nun auf die bereits angerissenen Problemlagen des Arbeitens mit digitalen Daten und Methoden eingehen.

Herausforderungen digitaler Daten und Methoden

Die Anwendung digitaler Methoden setzt eine kritische Auseinandersetzung mit den verwendeten Daten voraus. Diese sind in mehrfacher Hinsicht problematisch: Erstens befinden sie sich häufig im Besitz privatwirtschaftlicher Akteure, was ihre Zugänglichkeit und die Transparenz von Forschung mit und zu Daten sowie Algorithmen einschränkt und damit epistemologische Fragen aufwirft. Zweitens entstammen sie, gerade im Fall von Social Media-Daten, oft kommerziellen Kontexten, in denen systematisch aus nutzergenerierten Inhalten ökonomischer Mehrwert extrahiert werden soll. Es ist seit längerem eine übliche Metapher, von Daten als dem neuen Öl zu sprechen. Die Metapher verweist darauf, dass Daten in modernen Wissensgesellschaften zum Treibstoff für Wirtschaft und Gesellschaft geworden sind. Damit wird angedeutet, dass digitale Technologien und die damit verbundene Datenextraktion eine ähnliche zentrale Rolle einnehmen

wie einst fossile Brennstoffe, und diese als Triebkraft der Weltwirtschaft möglicherweise sogar überholt haben – mit ähnlich problematischer Ausbeutung von Umwelt und menschlicher Arbeitskraft (Taffel 2023). Damit bestehen, drittens, erhebliche Ungleichheiten in Bezug auf die Teilhabe an den mit Datenextraktion und -verwertung verbundenen finanziellen und gesellschaftlichen Gewinnen. Es schließt sich eine Reihe von Fragen nach Validität, Transparenz und Methoden von Forschung an ebenso wie zahlreiche ethische Fragen, gerade in Bezug auf Überwachung und Eigentümer:innenschaft. Vor diesem Hintergrund ist es notwendig, digitale Methoden hinsichtlich ihrer epistemologischen, ethischen und politischen Dimensionen zu untersuchen.

Digitale Daten und digitale Methoden wirken dennoch auf den ersten Blick oft sehr klar und eindeutig: Es gibt Tabellen, diskrete Punkte, statistische Analysen und es werden technische Fähigkeiten benötigt, um diese Daten zu verstehen und digitale Methoden zur Anwendung zu bringen. Weitert man jedoch die Perspektive, dann zeigen sich die Daten als verknüpft mit Strukturen, Tools, Standards, Organisationen, sie zeigen sich als Assemblages. Aus diesem Blickwinkel werden digitale Daten und Methoden zu eigenständigen Forschungsgegenständen, deren Untersuchung eine dichte Beschreibung erfordert. Sie sind durch eine Vielzahl komplexer, ineinandergreifender konzeptueller Strukturen gekennzeichnet; diese Strukturen sind häufig zugleich fremd, unregelmäßig und nicht eindeutig definiert. Sie sind also gekennzeichnet durch „a multiplicity of complex conceptual structures, many of them superimposed upon or knotted into one another, which are at once strange, irregular, and inexplicit, and which he must contrive somehow to first to grasp and then to render“ (Geertz 1973: 314).

Vor diesem Hintergrund wird die ethnografische Forschung besonders relevant, da sie geeignete methodologische Werkzeuge zur Verfügung stellt, um solch komplexe Phänomene zu untersuchen. Dazu gehört etwa, genealogische Entwicklungen digitaler Datenlandschaften über Raum und Zeit hinweg nachzuzeichnen, die materiellen Infrastrukturen und technischen Grundlagen dieser Datenlandschaften zu kartieren und kritisch zu analysieren sowie die begleitenden diskursiven Rahmenbedingungen datengetriebener Initiativen zu dekonstruieren (Kitchin und Lauriault 2014). Die kontinuierliche Reflexion des eigenen Standpunkts und der eigenen Position im Feld, wie sie unter anderem von James Clifford und George Marcus (1986) theoretisiert wurde, verortet die Forschung in ihren sozialen, kulturellen und politischen Kontexten. Reflexion kann nicht nur die eigene Forschungspraxis in einen gesellschaftlichen Kontext setzen, sondern hat auch eine konkrete Praxis, eine soziale und ko-laborative Dimension und kann ergebnisoffen als Selbstzweck, ohne sie „gleichsam in den Dienste einer spezifischen Form der Kritik zu stellen“ geschehen (Niewöhner 2021: 107).

Betrachtet man diese zwei zentralen Konzepte ethnografischen Tuns – die dichte Beschreibung und die Selbstreflexion –, so wird in der Tat deutlich, dass

ethnografische Ansätze besonders geeignet sind, um die Vielschichtigkeit und Zusammenhänge von Datenassemblages zu analysieren und zu verstehen. Ob ergebnisoffen eher analytischen Zwecken verpflichtet oder in den Dienst einer Kritik gestellt, das ethnografische Tun birgt in beiden Fällen das Potential, sich auf den Rücksitz zurückziehen, und das Auto nicht selbst zu fahren (Spehr 1999). Um selbst Digitalisierung mitzugestalten, müssen wir uns digitalen Daten und Methoden noch mehr nähern, sie selbst nutzen und uns sozusagen die Hände schmutzig machen. Um klarer zu machen, was ich damit meine, gehe ich noch einmal ein paar Schritte und auch ein paar Jahre zurück und betrachte die Geschichte der (digitalen) Daten.

Die Zuschreibung von Macht an Daten ist kein neues Konzept. Schon vor dem Aufkommen digitaler Daten und der weiten Verfügbarkeit von Computern im 20. Jahrhundert waren Daten sowohl wertvoll als auch umstritten. Die Wissensproduktion, insbesondere in den Wissenschaften, ist seit langem auf Daten angewiesen, und die Beziehung zwischen Wissen und Daten wird ebenfalls seit langem untersucht. Die Macht der Daten, zu überzeugen, Objektivität zu behaupten und die Autorität von Behauptungen zu begründen, wurde gerade in der Erkenntnistheorie umfassend analysiert. Zwischen 2008 und 2012 diagnostizierten dann viele Wissenschaftler:innen aufgrund der Verfügbarkeit neuer Daten einen Paradigmenwechsel in der Wissensproduktion. Es gab immer mehr Technologien, die digitale Daten über Benutzendeninteraktionen und eine ganze Menge anderer Praktiken produzierten – und es gab immer mehr Methoden zur Analyse dieser Daten und auch Technologien, die auf solchen Analysen basierten. Große Unternehmen wie Google hatten damit begonnen, Analysen auf der Grundlage von Daten anzufertigen, die von Suchmaschinen und sozialen Medien gesammelt wurden. Sie waren in der Lage, Korrelationen zu erkennen, die unter anderem gezielte Werbung ermöglichten, ohne etwa die komplexen Gründe der Kund:innen für den Kauf eines Produkts verstehen zu müssen – indem sie die Daten zuerst mathematisch betrachteten und später einen Kontext dafür herstellten.

Bekannt ist Chris Andersons treffende Analyse dieses Paradigmenwechsels: „This is a world where massive amounts of data and applied mathematics replace every other tool that might be brought to bear. Out with every theory of human behavior, from linguistics to sociology. Forget taxonomy, ontology, and psychology. Who knows why people do what they do? The point is they do it, and we can track and measure it with unprecedented fidelity. With enough data, the numbers speak for themselves“ (Anderson 2008: o.S.). Die Erwartungen, die an datenbasierte Vorhersagen geknüpft waren, hat Anderson hier präzise und treffend dargestellt. Sie verdeutlichen nicht nur die frühen Ambitionen der Data Science, sondern auch den damit verbundenen epistemologischen Anspruch, der in der Anfangsphase vielfach als fundamentale Herausforderung – sogar als massiver Angriff – auf etablierte wissenschaftliche Paradigmen wahrgenommen wurde. Die damals zugespitzte

Konfrontation zwischen datengetriebenem Erkenntnisgewinn und traditionellen wissenschaftlichen Methoden wirkt bis heute nach und prägt fortlaufend die Debatten um Validität, Objektivität und wissenschaftliche Autorität im digitalen Zeitalter.

In der Folgezeit wurden zwei Hauptstränge der Kritik an der Idee erhoben, dass Big Data einen Paradigmenwechsel für die Wissenschaften einläute. Einerseits seien die neuen Methoden der Big Data in Wirklichkeit nicht besser und es stehe infrage, ob es überhaupt möglich sei, auf ihrer Basis valides Wissen zu produzieren. Andererseits wurden die Motive derjenigen kritisiert, welche die Analysen anwendeten, und ihr Recht infrage gestellt, dies zu tun. Besonders die Autorinnen danach boyd und Kate Crawford warnten davor, das Potenzial der Big Data-Forschung zum Verständnis sozialer Zusammenhänge zu übertreiben, deren komplexe Vielschichtigkeit in den Analysen zu sehr auf das digital Sichtbare reduziert werde (boyd und Crawford 2012).

Gerade die empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung in digitalen Alltagen zeigt, wie individuell, situativ und verschränkt mit anderen Medien und Kommunikationsformen digitale Mediennutzung ist. So entwickeln Nutzende zum Beispiel eine Vielzahl unterschiedlicher Taktiken, um ihre Sichtbarkeit in algorithmischen Systemen gezielt herzustellen oder zu vermeiden (z. B. Willson und Kinder-Kurlanda 2021). Betrachtet man beispielsweise die Perspektiven von Nutzenden zunehmend datafizierter Unterhaltungsmedien wie Netflix oder anderer digitaler Plattformen, wird deutlich, dass die Motivationen und Nutzungssituationen höchst individuell sind – geprägt durch persönliche Gewohnheiten, situative Kontexte und die Einbettung in vielfältige mediale und nicht-mediale Praktiken. Neue Theorien darüber, was die digitalen Datenspuren tatsächlich bedeuteten, waren also erforderlich. Aus einem qualitativen Blick auf die sehr komplexen Lebenswelten der Social Media-Nutzenden, auf die vielfältigen Motivationen, die jemand bei der Nutzung einer bestimmten Plattform haben kann, des reichen und interessanten Kontexts dieser Daten also, schien selbst die Idee quantitativer Analysen fast unmöglich. Wie kann man sich solchen Daten also nähern, und dabei kritische Perspektiven etwa der Critical Data Studies mitberücksichtigen?

Critical Proximity

In seinem „Dialogue on Critical Distance or Critical Proximity“ fragt Latour: „Do you, by any chance, claim to increase the temperature of an issue without yourself being in any way critical?“ (Latour 2005: 8) Können wir also kritisch sein, ohne die Distanz aufzugeben? Und wie lässt sich den Menschen und Objekten in unserer Forschung die Möglichkeit einräumen, selbst kritisch zu hinterfragen (Birkbak et al. 2015)? Einen Versuch, kritische Distanz in der Lehre herzustellen, haben wir

mit sogenannten Data Sprints unternommen (Kocksch et al. 2022). Diese waren dazu intendiert, kritische Nähe und Distanz zu Daten in der praktischen Datenarbeit zu erfahren und zu reflektieren: „Data sprints encourage us to engage with feelings of being underwhelmed and overwhelmed by data that provoke our social science way of critique“ (ebd.: 31). Die teilnehmenden Studierenden arbeiteten ansonsten hauptsächlich mit qualitativen sozialwissenschaftlichen Methoden. Der Data Sprint in Form eines mehrtägigen Events mit intensiver Zusammenarbeit ermöglichte es ihnen, ihre Kritik an Big Data in die Praxis umzusetzen, indem sie mit ausgewählten Datensätzen von Twitter und Scopus arbeiteten, die sie dann mit verschiedenen Tools und Methoden analysierten. Datenarbeit unter Sprint-Bedingungen ist oft chaotisch: Sie verstößt gegen die Ideale eines guten Datenmanagements, ist parteiisch, mehrdeutig und ergebnisoffen. Diese Wildheit ermöglicht es, aus den konventionellen Formen der Kritik herauszutreten und aktiv zu handeln (ebd.).

Im Verlauf des Sprints stellte sich die Frage, wie die Studierenden Datenlücken und Verzerrungen im Laufe der Zeit unterschiedlich erlebten und wie sich ihre Nähe zu den Daten entwickelte. Zunächst wurden sie aufgefordert, Bias zu lokalisieren und Datenlücken in den konkret vorliegenden Datensätzen zu identifizieren. Im weiteren Verlauf verlagerte sich diese Auseinandersetzung vom Abstrakten und Verallgemeinerten hin zu sehr konkreten Fragen nach Urheberschaft, Plattformpolitik, Sammlungsmethoden und der Frage, wer in den Daten anwesend oder abwesend war. Die anfängliche, eher grobe Kritik an Datenverzerrungen stellte dabei keinen Endpunkt dar, sondern vielmehr einen Ausgangspunkt für neue Überlegungen. Die entstandene Verwirrung wurde zu einem produktiven Moment, das zukünftige Fragen anregte. Neben quantitativen Ansätzen schlugen einige Teilnehmende vor, Verzerrungen nicht nur zu verringern, sondern sie analytisch zu nutzen – etwa durch die Einladung der betroffenen Öffentlichkeit, die Daten zu kommentieren oder selbst weiterzuverwenden (ebd.).

Bei der Visualisierung der Daten mit dem Open-Source-Tool Gephi (2026; Bastian et al. 2009) entschieden sich zum Beispiel einige Studierende dazu, bestimmte Datenelemente zu löschen, um andere Beziehungsstrukturen klarer sichtbar zu machen. Diese Ideen zeigen, dass der Data Sprint die Studierenden dazu anregte, ihre Entscheidungsfreiheit und ihr Material zu nutzen, um sich pragmatisch und produktiv mit der Befangenheit und Eingebundenheit der Daten auseinanderzusetzen. Das Sprintformat bot somit die Möglichkeit, materielle Datenarbeit mit einem Gefühl der Verwirrung in Einklang zu bringen und dieses Spannungsverhältnis als produktive Grundlage wissenschaftlicher Reflexion zu begreifen. Bias wurde damit nicht zu etwas, dem man ausweichen konnte. Es war auch nicht etwas, das man besiegen kann oder von dem man sich besiegen lässt; Bias wurde vielmehr Teil des analytischen Prozesses selbst (ebd.).

Estrid Sørensen (2025) beschreibt am Beispiel von Museen und digitaler Kuratierung Daten als aufbereitetes und rekontextualisiertes Material, das eine lesbare Form angenommen hat und in dieser Form selbst wiederum als Material für weitere Bearbeitungen gilt. Zugleich behalten Daten in diesem Prozess ihren indexikalen Charakter bei. Das heißt, sie verweisen weiterhin auf die Kontexte und Bedingungen ihrer Entstehung. Diese Eigenschaft lädt zu einer eher distanzierten Perspektive auf Daten ein. Damit stellt sich die Frage, wie sich der eher engagierte, affektiv geprägte Charakter eines Museumsbesuchs – mit seiner körperlichen, sinnlichen und emotionalen Dimension – in der Auseinandersetzung mit Daten erfahrbar machen lässt. Sørensen zeigt zudem, wie Daten nicht nur repräsentieren, sondern auch Erzählungen erzeugen. Als Grundlage für Erzählungen bieten digitale Daten neues Material für die EKW, das dazu dienen kann, neue Geschichten zu erzählen, neue Beziehungen zu knüpfen und Wissensinfrastrukturen zu formen sowie kollektive Erzählungen zu generieren. Zudem kann – und sollte – die EKW die planetare Interdependenz von Dateninfrastrukturen in ihre Erzählungen über Daten integrieren. Weil die Verwendung von digitalen Daten in der EKW noch jung ist, bestehen Gestaltungsmöglichkeiten, um Erzählungen über die Daten zu formen. Dabei spielen eigene Repositorien und Infrastrukturen eine wichtige Rolle und es ist unzweifelhaft, dass digitales Datenmanagement gerade dabei ist, die Forschungspraxis der EKW nachhaltig zu verändern (Imeri 2018).

Critical Proximity im Kontext von KI?

Künstliche Intelligenz (KI) ist eine Form digitaler Methoden, zu der es schwerfällt, eine kritische Nähe herzustellen. Ihre Funktionsweise ist häufig hochgradig abstrakt und wird über technische Infrastrukturen und algorithmische Modelle vermittelt, so dass eine unmittelbare Nähe oder affektive Auseinandersetzung mit ihr kaum möglich erscheint. Zudem wird ihre Funktionsweise oft geheim gehalten und wichtige Daten sind nicht öffentlich zugänglich. Ein Weg um Nähe herzustellen ist die Beteiligung mit ethnografischen Arbeiten an interdisziplinären Entwicklungsprojekten, etwa dort, wo faire, nicht-diskriminierende KI entwickelt werden soll.² Diskriminierungen durch Verzerrungen oder Bias in Algorithmen – insbesondere in datengetriebenen, maschinellen Lernverfahren, die zur Entscheidungsfindung eingesetzt werden – haben in den letzten Jahren zunehmend Aufmerksamkeit erlangt. Prominente Beispiele für algorithmische Verzerrungen

2 Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf Erfahrungen und Forschung im Projekt „NoBIAS – Artificial Intelligence without Bias“, H2020 Marie Skłodowska Curie Innovative Training Network, grant agreement no. 860630. Vgl. Ntoutsis et al. 2020; Fahimi et al. 2024; Kinder-Kurlanda und Fahimi 2024.

finden sich etwa im Einstellungsalgorithmus von Amazon, der geschlechtsspezifische Ungleichheiten (Gender Bias) reproduzierte, in Systemen zur Entscheidung über Ausbildungsmaßnahmen für Arbeitssuchende oder in Programmen zur Bewertung der Rückfälligkeitswahrscheinlichkeit, die rassistische Verzerrungen (Racial Bias) aufwiesen. In all diesen Fällen werden bestehende gesellschaftliche Ungleichheiten und Diskriminierungen nicht nur abgebildet, sondern auch reproduziert oder sogar verstärkt.

Informatikbasierte De-Biasing-Ansätze konzentrieren sich im Wesentlichen auf drei Ebenen: auf die Daten (Pre-Processing-Methoden), auf den Algorithmus selbst (In-Processing-Methoden) sowie auf das Modell und seine Anwendungen (Post-Processing-Methoden). Ergänzend dazu existieren verschiedene Fairness-Metriken, etwa der Ansatz der Fairness through Unawareness, bei dem sensible Attribute – wie Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit oder Wohnort – bewusst aus der Modellierung ausgeschlossen werden, um Diskriminierungen zu vermeiden. Die Verbesserung von Algorithmen stellt zweifellos eine produktive Intervention dar. In der Forschung existieren zahlreiche Methoden, Werkzeuge und Verfahren, die als Grundlage für akademischen und praktischen Fortschritt dienen. Dennoch wurden, so zeigte es unsere Forschung (Kinder-Kurlanda und Fahimi 2023; Fahimi und Kinder-Kurlanda 2025), die entwickelten Lösungen von den Forschenden häufig als vorläufig oder eingeschränkt wahrgenommen – etwa, weil sie lediglich prototypischen Charakter haben oder nicht auf reale Anwendungskontexte übertragbar sind. Der Wunsch, das Feld, die Technologien und ihre Anwendungsbereiche substantiell zu verändern, blieb daher vielfach unerfüllt. Diese Spannung führte zu einer spürbaren Frustration über die Grenzen der methodischen und projektbezogenen Ansätze. Wie eine der beteiligten Forscher:innen formulierte: „So, the solution can not be just a fixed thing that we put forward and we say, ‚Problem solved‘; let’s go to the next one. So, I’m more interested in the processes that can ensure an ongoing (...) fairness of the systems that we do and that involves people (...). It’s not that simple“ (Kinder-Kurlanda und Fahimi 2023: 320). Diese Aussage verweist auf eine zentrale Einsicht: Echte Fairness lässt sich nicht durch eine einmalige technische Lösung erreichen, sondern erfordert kontinuierliche, prozesshafte Aushandlungen, in die auch soziale und institutionelle Dimensionen einbezogen werden müssen (Gebu und Denton 2024). Letztlich bleibt festzuhalten, dass die beteiligten Wissenschaftler:innen trotz interdisziplinärer Zusammenarbeit immer auch innerhalb der Logiken und Bewertungsmaßstäbe ihrer Disziplin – insbesondere der Informatik – verortet sind. Oder, wie es ein:e Forscher:in treffend formulierte: „After all, we all will be assessed as computer scientists“ (Kinder-Kurlanda und Fahimi 2023: 319).

Die Entwicklung von Bias-Metriken erweist sich also in vielen Forschungszusammenhängen als produktiver als die Beteiligung an langfristigen, partizipativen und soziotechnischen Systemen. Diese Beobachtung wirft die Frage auf, ob das eigentliche Problem weniger in den technischen Herausforderungen liegt, als

vielmehr in der Arbeitsorganisation akademischer Forschung im Allgemeinen zu suchen ist.

Es erscheint daher lohnend, genauer zu betrachten, unter welchen Bedingungen Informatiker:innen, die versuchen, neue Perspektiven einzubringen, Forschungsfelder zu erweitern und interdisziplinär zu arbeiten, erfolgreich sind – und wann solche Bemühungen scheitern (vgl. für die folgenden Ausführungen auch Fahimi et al. 2024; Kinder-Kurlanda und Fahimi 2023). In den letzten Jahren ist eine zunehmende Kritik an technisch-reduktionistischen Methoden in der Informatik und den datengetriebenen Wissenschaften zu beobachten. Als Reaktion darauf entstehen neue Ansätze, die eine stärker sozial und interdisziplinär orientierte Forschung anstreben. Fujimura (1987) beschreibt in diesem Zusammenhang den Prozess des „constructing doable problems in research“ und zeigt, dass Innovation davon abhängt, in welchem Maße es gelingt, verschiedene Ebenen der Arbeitsorganisation – etwa die soziale Welt, das Labor und das Experiment – in Übereinstimmung zu bringen, um Probleme überhaupt „doable“, also machbar, zu gestalten. Die Möglichkeit, neue Forschungsrichtungen zu etablieren, hängt somit weniger von der rein technischen Machbarkeit als vielmehr von der erfolgreichen Artikulation und Abstimmung unterschiedlicher organisationaler und sozialer Logiken ab.

Auch im Bereich der Fairen KI wirken sich organisatorische Bedingungen – wie die Projektförmigkeit wissenschaftlicher Arbeit, die notwendige Artikulationsarbeit zwischen Disziplinen sowie die Mehrdeutigkeit der Akteur:innen in der sozialen Welt – stark auf die Machbarkeit interdisziplinärer Forschung aus. In diesem Kontext erscheinen Ansätze zur Entwicklung von Bias-Metriken oft als produktiver und besser in bestehende Forschungslogiken integrierbar als Bemühungen, langfristige partizipative und soziotechnische Systeme zur Gestaltung von KI zu etablieren, die iterativere und nachhaltigere Formen der Zusammenarbeit erfordern würden.

Daraus ergeben sich weiterführende Fragen nach der Organisation von Arbeit in der akademischen Forschung insgesamt. Welche strukturellen, institutionellen und epistemischen Rahmenbedingungen fördern oder behindern interdisziplinäre Kooperationen? Und inwiefern ist die gegenwärtige Forschungsorganisation überhaupt geeignet, langfristige, kollaborative Formen von Wissensproduktion zu ermöglichen, wie sie für gerechte und faire KI-Systeme notwendig wären?

Interdisziplinäre Digitalisierungsforschung

Forschung zum Digitalen ist stets auch Forschung im Digitalen. Sie gestaltet nicht nur die Gegenstände, die sie untersucht, sondern auch die epistemischen und methodischen Formen, in denen Wissen über das Digitale entsteht. Jede Forschung

in diesem Feld ist damit zugleich eine Aussage darüber, wie Forschung zum Digitalen aussehen kann und sollte. Sie positioniert sich notwendigerweise in der Auseinandersetzung darüber, welches Wissen als relevant gilt und welche Formen der Wissensproduktion legitimiert werden.

Aus dieser Reflexivität ergibt sich eine zentrale methodische und institutionelle Konsequenz: Forschung zum Digitalen erfordert eine möglichst große Offenheit gegenüber unterschiedlichen disziplinären Perspektiven, da nur dies es ermöglicht, sich den Untersuchungsgegenständen auf eine Weise zu nähern, die es beinhaltet, kritisch an ihrer Gestaltung mitzuwirken. Interdisziplinarität wird dabei nicht als gelegentliche Kooperation, sondern als grundlegendes Strukturprinzip verstanden. Sie muss immer wieder neu erprobt werden – jenseits disziplinärer Grenzziehungen, institutioneller Zuständigkeiten und Ressourcenkämpfe. Ziel ist eine Interdisziplinarität auf Augenhöhe, die sich nicht nur mit dem Austausch begnügt, sondern beispielsweise die Ethnografie auch in gemeinsamen Entwicklungs- und Gestaltungsprojekten beheimatet. Die gemeinsame Arbeit an digitalen Infrastrukturen, Datenpraktiken und algorithmischen Systemen eröffnet so die Möglichkeit, das Digitale anders zu verstehen.

Es stellt sich jedoch die kritische Frage, ob in solchen Kollaborationen nicht eher nur begrenzte Interventionen möglich sind; ob etwa machbarere, formellere Maßnahmen zur Herstellung algorithmischer Fairness oder technische Korrekturen an bestehenden Systemen tatsächlich zu mehr Gerechtigkeit führen oder doch eher zur Stabilisierung bestehender Macht- und Wissensordnungen beitragen (Kinder-Kurlanda und Fahimi 2024). Denn die Chancen, von Daten, Plattformen und KI zu profitieren, sind global höchst ungleich verteilt. Diese Ungleichheiten spiegeln sich in der Dynamik der Datenökonomie (Hess und Lamla 2019), im Überwachungskapitalismus (Zuboff 2018) sowie in der Konzentration von Macht in sogenannten Technologie-Oligopolen (Suarez-Villa 2023) wider.

Die Rolle datenökonomischer Strukturen in den Forschungsprozessen selbst ist dabei ebenso wichtig. Zunehmend werden zentrale Wissensressourcen wie Daten, Rechenkapazitäten und Algorithmen von Unternehmen kontrolliert, die diese als Geschäftsgeheimnisse behandeln. Dabei verlaufen die Grenzen zwischen öffentlicher Wissenschaft und privatwirtschaftlicher Forschung jedoch nicht unbedingt entlang institutioneller Linien, sondern quer durch das gesamte Feld der Wissensproduktion. Gleichzeitig entstehen an diesen Schnittstellen auch neue Kooperationsformen. Forschende können – und müssen – Partnerschaften mit Akteur:innen eingehen, die innerhalb dieser Unternehmen an Fragen von Transparenz, Fairness und Verantwortung arbeiten. Die Debatte um faire KI steht dabei exemplarisch für diese Ambivalenz: Während Ansätze fairer oder verantwortlicher KI als Schritte zu mehr Gerechtigkeit verstanden werden können, tragen sie zugleich zur Stabilisierung bestehender Wertschöpfungslogiken der KI-Industrie bei. Damit bleibt abzuwarten, ob es Projekten und Initiativen gelingen wird,

Machtasymmetrien abzubauen, oder ob diese die Kontrolle bestimmter weniger Akteur:innen über algorithmische Entscheidungsprozesse weiter festigen.

Schließlich verweist die Diskussion um Interdisziplinarität und Fairness im Digitalen auch auf Fragen der Nachhaltigkeit und der materiellen Voraussetzungen digitaler Technologien. Der Einsatz von KI-Systemen beruht auf erheblichen ökologischen Ressourcen, auf Infrastrukturen und auf menschlicher Arbeitskraft, die insbesondere im globalen Süden erbracht wird. Eine interdisziplinäre Digitalisierungsforschung muss diese Zusammenhänge systematisch mitdenken: Sie darf das Digitale nicht als immaterielle oder neutrale Sphäre begreifen, sondern als sozio-technisches Gefüge, das auf global ungleich verteilten materiellen, ökonomischen und menschlichen Grundlagen beruht.

Literatur

- Amelang, Katrin, und Susanne Bauer. 2019. „Following the Algorithm: How Epidemiological Risk-Scores do Accountability“. *Social Studies of Science* 49 (4): 476–502.
- Anderson, Chris. 2008. „The End of Theory: The Data Deluge makes the Scientific Method obsolete.“ *Wired Magazine* 16 (7). <https://www.wired.com/2008/06/pb-theory/>.
- Bareither, Christoph. 2019. „Medien der Alltäglichkeit. Der Beitrag der Europäischen Ethnologie zum Feld der Medien- und Digitalanthropologie“. *Zeitschrift für Volkskunde* 115. 3–26.
- Bastian, Mathieu, Sebastien Heymann, und Mathieu Jacomy. 2009. „Gephi: an Open Source Software for Exploring and Manipulating Networks“. In *Proceedings of the international AAAI Conference on Web and Social Media* 3 (1). <https://doi.org/10.1609/icwsm.v3i1.13937>.
- Birnbak, Andreas, Morten K. Petersen, und Torben E. Jensen. (2015). „Critical Proximity as a Methodological Move in Techno-Anthropology“. *Techné: Research in Philosophy & Technology* 19(2): 266–290.
- Bowker, Geoffrey C. 2013. „Data Fakes: An Afterword to ‚Raw Data‘ Is an Oxymoron.“ In *‚Raw Data‘ Is an Oxymoron*, herausgegeben von Lisa Gitelman. MIT Press: 167–171.
- Clifford, James, und George E. Marcus, Hg. 1986. „*Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*.“ University of California Press.
- Dietzsch, Ina. 2023. „Digitale Landwirtschaft untersuchen. Method(olog)ische Überlegungen zu einem neuen Forschungsfeld“. *Hamburger Journal für Kultur-anthropologie* (16): 29–45.
- Dippel, Anne. 2021. „Spiel des Wissens“. *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 117 (1). 5–24.

- Fahimi, Miriam, Mayra Russo, Kristen Scott, Bettina Berendt, Maria-Esther Vidal, und Katharina Kinder-Kurlanda. 2024. „Articulation Work and Tinkering for Fairness in Machine Learning“. In *Proceedings of the ACM on Human-Computer Interaction (CSCW 2024)*. ACM. <https://doi.org/10.1145/3686973>.
- Franken, Lina. 2022. „Digitale Daten und Methoden als Erweiterung qualitativer Forschungsprozesse: Herausforderungen und Potenziale aus den Digital Humanities und Computational Social Sciences“. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 23 (2). <https://doi.org/10.17169/fqs-22.2.3818>.
- Fujimura, Joan H. 1987. „Constructing ‚Do-Able‘ Problems in Cancer Research: Articulating Alignment“. *Social Studies of Science* 17 (2): 257–293. <https://www.jstor.org/stable/284951>.
- Gebru, Timniz, und Remi Denton. 2024. „Beyond Fairness in Computer Vision: A Holistic Approach to Mitigating Harms and Fostering Community-Rooted Computer Vision Research“. *Now Foundations and Trends*. <https://doi.org/10.1561/0600000102>.
- Gephi. Open-Source Project for Visual Network Analysis. 2026. <https://gephi.org/about/>.
- Geertz, Clifford. 1973. „*Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture*“. Basic Books.
- Imeri, Sabine. 2018. „Ordnen, archivieren, teilen. Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern“. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 121 (2): 213–243.
- Kinder-Kurlanda, Katharina, und Miriam Fahimi. 2024. „Making Algorithms Fair: Ethnographic Insights from Machine Learning Interventions“. In *Algorithmic Regimes: Methods, Interactions, and Politics*, herausgegeben von Juliane Jarke, Barbara Prietl, Sebastian Egbert, Yana Boeva, Heike Heuer, und Matthias Arnold. Amsterdam University Press. 309–330. <https://doi.org/10.1515/9789048556908-015>.
- Kinder-Kurlanda, Katharina, und Katrin Weller. 2014. „‚I always feel it must be great to be a Hacker!‘ The Role of interdisciplinary Work in Social Media Research“. In *WebSci 2014 – Proceedings of the 2014 ACM Web Science Conference*. <https://doi.org/10.1145/2615569.2615685>.
- Kitchin, Rob, und Tracey Lauriault. 2014. „Towards Critical Data Studies: Charting and Unpacking Data Assemblages and their Work“. In *Thinking Big Data in Geography: New Regimes, New Research*, herausgegeben von Jim Thatcher, Andrew Shears und Josef Eckert. University of Nebraska Press. 3–20.
- Klausner, Martina, und Jörg Niewöhner. 2020. „Integrierte Forschung – ein ethnographisches Angebot zur Ko-Laboration.“ In *Das geteilte Ganze. Horizonte Integrierter Forschung für künftige Mensch-Technik-Verhältnisse*, herausgegeben von Bruno Gransche und Arne Manzeschke. Springer VS: 153–169. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26342-3_8.

- Koch, Gertraud. 2015. „Empirische Kulturanalyse in digitalisierten Lebenswelten“. In *Zeitschrift für Volkskunde* 111 (2): 179–200.
- Kocksch, Laura, Mace Ojala, und Katharina Kinder-Kurlanda. 2022. „Data Sprint Learning: Exercising Proximity to Data in Teaching Situations“. *Dígitos: Revista de Comunicación Digital* 8: 31–50. <http://dx.doi.org/10.7203/drdcd.vi18.232>.
- Latour, Bruno. 2005. „Critical Distance or Critical Proximity“. Unpublished Manuscript. <http://www.bruno-latour.fr/sites/default/files/P-113-HARAWAY.pdf>.
- Niewöhner, Jörg. 2021. „Reflexion als gefügte Praxis“. *Berliner Blätter* 83: 107–116.
- Ntoutsis, Eirini, Pavlos Fafalios, Ujwal Gadiraju, Vasileios Iosifidis, Wolfgang Nejdil, Maria-Esther Vidal, Salvatore Ruggieri, Franco Turini, Syméon Papadopoulos, Emmanouil Krasanakis, Ioannis Kompatsiaris, Katharina Kinder-Kurlanda et al. 2020. „Bias in Data-Driven Artificial Intelligence Systems—An Introductory Survey“. *WIREs Data Mining and Knowledge Discovery* 10 (2): e1356. <https://doi.org/10.1002/widm.1356>.
- Ochs, Carsten, Michael Friedewald, Thomas Hess, und Jörg Lamla. 2019. „Die Zukunft der Datenökonomie: Zwischen Geschäftsmodell, Kollektivgut und Verbraucherschutz“. Springer VS.
- Ruppert, Evelyn, Engin Isin, und Didier Bigo. 2017. „Data Politics“. *Big Data & Society* 4 (2): 2053951717717749. <https://doi.org/10.1177/2053951717717749>.
- Schönberger, Klaus. 2015. „Persistenz und Rekombination: Digitale Kommunikation und soziokultureller Wandel“. *Zeitschrift für Volkskunde* 111 (2): 201–213.
- Sørensen, Estrid. 2025. „Erzählungen durch Daten: distanzierte, engagierte, responsible, kollektive und planetare“. In *Alltage und Kultur/en der Digitalität. (Empirisch-)Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf den soziokulturellen Wandel*, herausgegeben von Ute Holfelder, Robert Peball, Janine Schemmer, und Klaus Schönberger. Wien: 33–49.
- Spehr, Christoph. 1999. „Die Aliens sind unter uns! Herrschaft und Befreiung im demokratischen Zeitalter“. Goldmann.
- Suarez-Villa, Luis. 2023. „Technology and Oligopoly Capitalism“. Routledge.
- Taffel, Sy. 2023. „Data and Oil: Metaphor, Materiality and Metabolic Rifts“. *New Media & Society* 25 (5): 980–998. <https://doi.org/10.1177/14614448211017887>.
- van Dijck, José. 2014. „Datafication, Dataism and Dataveillance: Big Data between Scientific Paradigm and Ideology“. *Surveillance & Society* 12 (2): 197–208.
- Vepřek, Libuše Hannah. 2024. „At the Edge of AI: Human Computation Systems and their Intraverting Relations“. transcript.
- Willson, Michele, und Katharina Kinder-Kurlanda. 2021. „Social Gamers’ Everyday (in)visibility Tactics: Playing within Programmed Constraints“. *Information, Communication & Society* 24 (1): 134–149. <http://dx.doi.org/10.1080/1369118X.2019.1635187>.

Zuboff, Shoshana. 2019. „*The Age of Surveillance Capitalism: The Fight for the Future at the New Frontier of Power*“. Profile Books.

Die Quadratur des hermeneutischen Kreises

Zu den (Un)Möglichkeiten digitaler Ansätze¹

Evelyn Gius

Einleitung

Vielen Dank für die Einladung, hier zu sprechen. Ich habe mit Freude zugesagt, weil es für mich eine Ehre ist, hier zu sein, und ich danke Lina Franken und Sabina Molenhauer für das Vertrauen, dass ich hier etwas sagen darf, was hoffentlich nicht nur mir etwas bringt, sondern auch Sie als Zuhörende und Lesende voranbringt. Ich bin keine Empirische Kulturwissenschaftlerin und auch keine Expertin der Ethnografie oder verwandter Bereiche – ich bin Literaturwissenschaftlerin mit einem Schwerpunkt in den Computational Literary Studies, einem Teilbereich der Digital Humanities. Ich werde im Folgenden versuchen, etwas zur Frage der Messbarkeit unserer Gegenstände zu sagen. Dabei werde ich – und ich hoffe, Sie sehen mir das nach – vor allem aus der Perspektive der Literaturwissenschaft sprechen. Nicht, um über Literaturwissenschaft an sich zu sprechen, sondern weil ich mich damit am besten auskenne und von dort aus Sie fragen möchte: Wie ist es denn bei Ihnen? Haben Sie ähnliche Probleme? Ich vermute, an einigen Stellen schon, an anderen wahrscheinlich weniger.

Ich glaube auch – das muss ich vorwegsagen –, dass die Literaturwissenschaft es ein bisschen einfacher hat als die Empirische Kulturwissenschaft, was das Digitale angeht. Denn wir sind weniger automatisch mit gesellschaftlichen und allgemeinen Fragen verstrickt, wenn wir digital forschen. Das heißt, viele ethische Fragen, die im Rahmen der Tagung diskutiert wurden, sind in der Literaturwissenschaft keine Vorbedingung, um arbeiten zu können.

Mit meinem Beitrag hoffe ich etwas zu dem zu sagen, was Katharina Kinder-Kurlanda so treffend unter Critical Proximity diskutiert (Kinder-Kurlanda in diesem Band). Was kann man tun, um ins digitale Forschen zu kommen und von dort aus vielleicht auch Kritik zu üben? Den Teil mit dem Kritiküben werde ich hier auf meine Heimatdisziplin, die Literaturwissenschaft, beschränken.

¹ Bei diesem Text handelt es sich um ein für die Schriftfassung leicht gekürztes und für bessere Lesbarkeit überarbeitetes Transkript des mündlichen Vortrags.

Mein Beitrag ist wie folgt gegliedert: Ich werde erst drei Vorüberlegungen diskutieren, die ich mir mit dem Titel selbst eingebrockt habe. Das sind die Quadratur des Kreises, die Hermeneutik und schließlich das Messen – also das, was hinter dem Titel steckt. Danach werde ich versuchen herauszuarbeiten, wo diesbezüglich bei uns – also in der Literaturwissenschaft – Probleme bestehen, wenn man sich fragt: Darf man Literatur messen? Dabei wird es sowohl um die Literaturwissenschaft generell als auch um mein eigenes Feld gehen, die Computational Literary Studies, wobei ich einen Teil meines Arguments im Teilbereich der Computational Narratology entwickeln werde. Danach will ich zwei Lösungsansätze vorstellen. Der erste betrifft die Frage, was man tun kann, um die Komplexität, die solchen Ansätzen natürlich innewohnt, ein Stück weit handhabbar zu machen. Als zweiten Lösungsansatz möchte ich vorschlagen, dass wir etwas anders über Forschungsprozesse nachdenken – auch, um ein Interface zwischen qualitativen und quantitativen Methoden zu etablieren.

Vorüberlegungen

Die Quadratur des Kreises

Beginnen wir also mit der Quadratur des Kreises. Die Quadratur des Kreises ist ein klassisches Problem der Geometrie. Die Aufgabe besteht darin, aus einem gegebenen Kreis mit Zirkel und unbeschriftetem Lineal in endlich vielen Schritten ein Quadrat mit demselben Flächeninhalt zu konstruieren. Die Herausforderung dabei – so kann ich Ihnen das als mathematische Laiin zumindest erklären – liegt darin, dass wir es bei der Zahl π (Pi), die wir, wie Sie wissen, für die Flächenberechnung benötigen, mit einer transzendenten Zahl zu tun haben. Das heißt: Es handelt sich um eine Zahl, die man nicht mit natürlichen Zahlen abbilden kann. Man kann sie also nicht durch endlich viele elementare algebraische Operationen mit Ganzzahlen – also durch Dividieren, Multiplizieren, Quadrieren und so weiter – zur Null machen. Das ist aber wichtig, wenn man etwas machen will, was man mit den uns irgendwie verständlichen Operationen messen kann. π können wir uns nämlich nicht vorstellen, weil es unendlich viele Nachkommastellen hat und wir dafür in unserer realen Welt keine Entsprechungen haben, die das abbilden. Zur Quadratur des Kreises gab es im Laufe der Zeit viele Versuche. Franco von Lüttich zum Beispiel hat im 11. Jahrhundert $22/7$ als Ersatz für π genutzt und einen Kreisdurchmesser von 14 angenommen. Nachdem er erkannt hat, dass man die Kreisfläche als halbes Rechteck darstellen kann, dessen eine Seite der Umfang (also 22) und dessen andere Seite der Radius ist (also 7), hat er den Kreis mit Zirkel und Lineal in 44 Segmente geteilt. Davon hat er jeweils 22 abwechselnd mit den Spitzen nach oben und unten aufeinander und die beiden Flächen nebeneinander gelegt. So konnte er aus den 44 Kreisseg-

menten ein Rechteck mit den Seitenlängen 11 und 14 konstruieren. Damit wäre die Quadratur des Kreises potenziell gelöst. Das Problem ist allerdings, dass die Quadratwurzel aus $22/7$, die Franco als Annäherung an π und außerdem vermeintlich konstruierbare Zahl genutzt hat, um diese Fläche zu berechnen, schon wieder eine transzendente Zahl ist. Das Problem wurde also doch nicht gelöst. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wissen wir auch, dass es eine unlösbare Aufgabe ist, zumindest wurde von Ferdinand von Lindemann bewiesen, dass π eine transzendente Zahl und somit nicht konstruierbar ist, was Franco von Lüttich 800 Jahre vorher nicht wusste.

Soweit zur Mathematik in den Problemen. Die Frage für uns ist, haben wir so ein Problem, haben wir ein transzendente-Zahl-Problem in unseren Fächern, das sich nicht anhand von uns begreifbarer Mittel konstruieren lässt? Und wenn ja, wie sehen die Lösungen dann aus? Oder haben wir vielleicht auch umgekehrt Lösungen für Probleme, die keine transzendente-Zahl-Probleme sind, und erzeugen trotzdem transzendente Zahlen, also unnötig komplizierte Lösungen die wir nicht anhand der Grundoperationen unseres Fachs erfassen können? Letzteres ist als mögliches Problem auch nicht von der Hand zu weisen.

Hermeneutik

Kommen wir von der Quadratur des Kreises zum hermeneutischen Kreis oder, wie er inzwischen meist bezeichnet wird, zum hermeneutischen Zirkel. Das ist ein in der Literaturwissenschaft weit verbreitetes Modell, das darstellt, wie das Textverstehen funktioniert. Es gibt verschiedene Ansätze und Termini dafür, aber im Wesentlichen geht es um ein wiederholtes Hin- und Her-Schwenken zwischen dem eigenen Vorverständnis und dem Verständnis des Textes, durch welches wir schließlich zu einem Gesamtverständnis kommen können. Im Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft werden drei Verständnisse von Hermeneutik genannt. Diese möchte ich nicht im Detail erörtern, sondern nur kurz zitieren. Ich kann Ihnen schon vorweg sagen: Das erste ist das Verständnis, auf das ich mich hier beziehe: „Unter Hermeneutik versteht man derzeit, der dreierlei:“ – schön ist auch, dass Klaus Weimar hier „derzeit“ schreibt – „(1) Die Theorie des Lesens, Verstehens und der Interpretation von Texten; (2) eine philosophische Richtung, die einerseits den Textbegriff universalisiert, und andererseits (eben deshalb) das Verstehen als Teil des zu Verstehenden konzipiert (vgl. Hermeneutik₂)“. Das ist dann ein von Gadamer und anderen geprägter Hermeneutikbegriff. Ich denke, es gibt auch in der Empirischen Kulturwissenschaft einiges, was unter dieses Verständnis fällt. Schließlich ist Hermeneutik laut Weimar „(3) eine Art der Interpretation, die in scheinbarer oder wirklicher Übereinstimmung mit der Hermeneutik₂ die Wiedergewinnung von vorgesehenem Sinn zum Ziel hat, im Gegensatz etwa zur Dekonstruktion“, und so weiter, dann: „Die Verwendung von Hermeneutik in Bedeutung drei ist mindestens problematisch“ (Weimar 2000). Was ich hier meine,

ist Hermeneutik im ersten genannten Verständnis, also Verstehensprozesse im weitesten Sinne.

Nun stellt sich die Frage: Wie funktioniert das in der Literaturwissenschaft, was sind die Arbeitsschritte in der hermeneutisch-literaturwissenschaftlichen Textanalyse? Das mag nach einer banalen Frage klingen, aber es ist gar nicht so klar. Eine der annähernd expliziten Beschreibungen, die allerdings nicht spezifisch hermeneutisch, sondern genereller ist, haben Tillmann Köppe und Simone Winko (2013) vorgelegt. Demnach geht es bei der literaturwissenschaftlichen Textanalyse grob gesagt um drei Schritte: Erstens um die lesende Aufnahme des Textes, man rezipiert also den Gegenstand. Zweitens erfolgt die begriffliche Fixierung von Textphänomenen, das heißt, man schaut auf Textphänomene und auf Textstrukturen – das wird oft auch als Analyse im engeren Sinne bezeichnet. Drittens geht es darum, die Textbedeutung nachvollziehen, also das, was im Reallexikon unter Hermeneutik in der ersten Bedeutung firmiert. Das heißt, dass im dritten Schritt auf Basis der vorhergehenden Lektüre und Analyse die umfassende Textbedeutung, die Wirkungsgeschichte des Textes, die Autor:innenintention oder anderes nachvollzogen werden. Die Möglichkeiten in der Literaturwissenschaft sind hier vielfältig, da wir einen sogenannten Methodenpluralismus haben – der allerdings ein anderer ist, als der, den die Empirischen Kulturwissenschaft hat. Bei uns bedeutet Methodenpluralismus, dass die Methoden relativ unabhängig voneinander existieren und angewendet werden. Bei Ihnen ist es, glaube ich, hingegen so, dass Sie mehrere Methoden haben, um Vergleichbares zu erreichen, und diese in einem Zusammenspiel angewendet werden.

Aber zurück zur literaturwissenschaftlichen Textanalyse. Man kann sie zwar annäherungsweise beschreiben, wie Sie eben gesehen haben, aber im Grunde handelt es sich eher um eine Blackbox. Das ist gar nicht als Provokation gemeint. In meiner Wahrnehmung haben wir in unseren Disziplinen etablierte Verfahren, die trotzdem Blackboxes sind. So wie die Hermeneutik, die ein Verfahren ist, das durchaus beschrieben, aber im Detail trotzdem oft unklar ist. Das Ziel ist jedenfalls, Texte zu verstehen.

Messen

Damit komme ich zur dritten und letzten Vorüberlegung: Messen. Was ist eigentlich Messen? Ich finde es sehr interessant, dass viele – ich auch – beim Messen erst einmal an physikalische Dinge denken. Zum Beispiel denken wir ans Temperaturmessen, ein klassisches Messverfahren, das ein Thermometer nutzt. Dieses hängen wir irgendwo hin und können dann die Temperatur als Gradzahl ablesen. Tatsächlich sind Messverfahren ursprünglich in den Naturwissenschaften entwickelt und eingesetzt worden. Das erscheint uns vielleicht auch naheliegend, schließlich kann man, so glauben wir zumindest, physikalische Größen gut erfassen. Der Witz ist

nun aber, dass viele physikalische Größen gar nicht direkt gemessen werden können. Das heißt, dass man Messinstrumente entwickeln muss, die andere Größen messen, die mit dem, was man eigentlich messen will, systematisch zusammenhängen. Diese sogenannten Näherungsgrößen muss man erst einmal identifizieren. Hier müsste es bei uns allen klingeln, denn das Problem mit den Näherungsgrößen kennen wir, weil wir an unsere Gegenstände oft nicht direkt herankommen. Interessant ist, dass das in der Physik zum Teil gar nicht anders ist. Wenn Sie zum Beispiel eine Waage nehmen, dann misst diese die Masse eines Körpers nicht direkt, sondern die Waage misst die Gewichtskraft des Körpers im Schwerfeld der Erde. Wenn wir uns auf dem Mond auf eine Waage stellen, ändert sich deshalb zwar deren Anzeige, aber es ändert sich natürlich nicht unser Gewicht. Wir wiegen immer noch gleich viel, aber das, was auf der Waage steht, ändert sich. Das ist ein Zeichen dafür, dass die Waage nicht das Gewicht misst oder zumindest als Messinstrument auf Faktoren reagiert, die die Vergleichbarkeit des Gewichts auf dem Mond und der Erde stören. Bei der Temperatur ist es ähnlich. Da kommt noch die historische Anekdote hinzu, dass man früher gedacht hat, Temperatur könne man nicht messen, weil Temperatur eine subjektive Empfindung sei. Aus heutiger Sicht ist das schwer vorstellbar, weil Thermometer in unserer Wahrnehmung mit zu den paradigmatischen Messinstrumenten gehören.

Anhand der Erfindung des Thermometers kann man übrigens auch gut erklären, wie ein wissenschaftlicher Prozess zur Etablierung einer Messprozedur ablaufen kann. Grob gesagt, hat jemand festgestellt, dass Körper – aus physikalisch näher zu beschreibenden Gründen – Wärme oder auch Kälte abstrahlen und dass die Wärme bzw. Kälte wiederum Quecksilber-Verhalten beeinflusst, denn es dehnt sich bei Wärme aus bzw. zieht sich bei Kälte zusammen. Das sieht man noch besser, wenn man Quecksilber in einem sehr schmalen Röhrchen hat. Eine weitere Eigenschaft von Quecksilber, die anders ist als bei vielen anderen Flüssigkeiten, besteht darin, dass es sich gleichmäßig ausdehnt und zusammenzieht. Man kann deshalb an diesem Röhrchen ablesen, wie warm oder kalt es ist. Dafür nutzt man die Striche auf dem Thermometer, wobei auch die nicht sozusagen naturgegeben sind. Man kann nicht einfach irgendwelche Striche aufzeichnen, sondern muss eine Skala entwickeln, indem man das Messinstrument nutzt und eine Kalibrierung entwickelt, die schließlich eine Skala informieren kann. Wie Hasok Chang so schön herausgearbeitet hat, bildeten am Anfang der Geschichte der Temperaturmessung Indikatoren wie der erste Frost oder eine Kerzenflamme die Orientierungspunkte der Temperaturskala (Chang 2004). Irgendwann ist man dann auf Gefrier- und Siedepunkt von Wasser unter bestimmten Bedingungen gekommen, inzwischen sind es komplexere, aber auch stabilere thermodynamische Bedingungen, anhand derer Temperatur im Internationalen Einheitensystem (SI) festgelegt ist. Für uns ist hierbei vor allem interessant, wie ein Messverfahren entwickelt werden kann. Bei der Temperatur

sind die verschiedenen Thermometer die Messinstrumente, die so entwickelt wurden.

Nun haben wir es gerade in unserer Forschung oft mit der Situation zu tun, dass wir keine eigenen Instrumente oder Messverfahren haben. Und es ist sehr wichtig, auf diese Weise über unsere Forschung zu denken, also sich zu fragen: Weiß ich überhaupt, wie ich messen soll? Und was messe ich denn da eigentlich? Das sind, glaube ich, wichtige Fragen, die wir öfter im Fokus haben sollten. Dann ist es natürlich auch noch so, dass ich, wenn ich ein Instrument habe, damit natürlich auch sehr Verschiedenes messen kann. Es ist nicht das Instrument, das uns sagt, was ich damit tun kann, und auch die Bedeutung des Messergebnisses ist nicht direkt gegeben. Zum Beispiel gibt es wesentliche Unterschiede in der Einschätzung von Gradzahlen, je nachdem, ob man die Temperatur eines Babys, eines Hochofens oder eines Kühlschranks misst. Da möchte man gerne verschiedene Temperaturen jeweils erreichen bzw. vermeiden.

Probleme des Messens in der Literaturwissenschaft

Darf man Literatur messen? Von Äpfeln und Birnen (und Bananen)

Soweit also zu den Vorüberlegungen. Ich komme jetzt zum Hauptproblem, für das ich Vorschläge entwickeln möchte: Darf man Literatur messen? Die Computational Literary Studies machen das bereits. Das ist an der Darstellung der Ergebnisse besonders offensichtlich, die sich insofern von typischen literaturwissenschaftlichen Publikationen unterscheiden, dass sie zumeist in Zahlen und quantifizierenden Abbildungen erfolgen. So werden geordnete Listen von nach Distinktivität – also nach besonderer Relevanz – gewichteten Wörtern genutzt, um Aussagen über Unterschiede zwischen zwei Textkorpora zu treffen, etwa um die Detektivromane von Doyle von seinen anderen Texten zu unterscheiden. Oder die Abbildung von Texten als Blätter in einem Baumdiagramm, einem sogenannten Dendogramm, erfolgt anhand von über Wortfrequenzen gemessener Textähnlichkeit, und ermöglicht es Autorschaftsfragen für Text mit unklarer oder strittiger Autorschaft zu betrachten (vgl. zum Beispiel die Abbildungen in Schöch 2017).

Nun halten nicht alle Forschenden solche Verfahren für geeignet. Für Kritiker:innen der computationellen Verfahren ist der Weg von solchen Ansätzen zu dem, was der Professor in der Akademie von Lagado in Jonathan Swifts „Gullivers Reisen“ macht, höchstens ein kurzer. In der Akademie von Lagado passiert folgendes: Gulliver wird von einem Professor herumgeführt und dieser teilt seine Erkenntnisse und seine „Forschungsstrategie“ mit ihm: „Ein jeder wisse, wieviel Mühe die gewöhnliche Erlernung der Künste und Wissenschaften bei den Menschen erfordere; er [der Professor] sei überzeugt, durch seine Erfindung werde

die ungebildetste Person bei mäßigen Kosten und bei geringer körperlicher Anstrengung Bücher über Philosophie, Poesie, Mathematik und Theologie ohne die geringste Hilfe des Genies oder von Studien schreiben können“ (Swift o. J.: 199). Das klingt interessant, aber wie funktioniert das? Die beiden gehen zu einem Gerät aus einem hölzernen Gestell mit einem Gitter aus drehbaren Rahmen, an denen Tafeln mit Wörtern und Silben angebracht sind. Dann heißt es: „Jeder Zögling nahm auf seinen Befehl einen eisernen Griff zur Hand, von denen vierzig am Rande befestigt waren. Durch eine plötzliche Wendung wurde die ganze Anordnung verändert. Dann befahl er sechzehn Knaben, die verschiedenen Zeilen langsam zu lesen, und wenn sie drei oder vier Worte herausgefunden hatten, die einen Satz bilden konnten, diktierten sie diese vier anderen Knaben, welche sie niederschrieben. Diese Arbeit wurde drei- oder viermal wiederholt“ (ebd.: 200).

Swift nimmt mit dieser Szene die Mechanisierung von Erkenntnis aufs Korn. Es handelt sich um Satire und wenn man das Gerät zu Ende denkt, dann sieht man auch, dass man so natürlich nicht schreiben kann, weil die potenziell möglichen Kombinationen an Wörtern zu Texten so zahlreich sind, dass man sie nicht alle innerhalb eines Menschenlebens prüfen kann. Trotzdem ist es ungefähr ein solches mechanistisches, unterkomplexes Vorgehen, das manche Kritiker:innen automatischen Verfahren unterstellen. Das ist nicht nur oft falsch, etwa wenn es um Vorwürfe gegen Verfahren der Computational Literary Studies geht, die nicht per se unterkomplex sind, wie ich später noch versuchen werde zu zeigen. Das ist auch gefährlich, da neuere Entwicklungen wie etwa Large Language Models (LLMs) damit im Zweifelsfall unterschätzt werden, anstatt dass man ihnen fundierte Kritik entgegenbringt.

Neben dem Mechanismus-Vorwurf, der die Digital Humanities generell betrifft, gibt es auch noch einen anderen beliebten, ich möchte fast sagen, Topos: Digital Humanities als strukturalistisches und ergo schlechtes Unterfangen. Was ist der Vorwurf? Zum Beispiel schreibt James Dobson über die Digital Humanities und vor allem über die computationell arbeitenden Literaturwissenschaften: „Yet all these different approaches can be understood to be part of a retrograde movement, that nostalgically seeks to return literary criticism to the structuralist era. To a moment characterized by belief in systems and structure and the transparency of language“ (Dobson 2019: 57). Das heißt, auch hier geht es im Endeffekt um den Vorwurf eines unterkomplexen Verfahrens, das aus reduzierenden strukturalistischen Zugängen entsteht. Wenn man sich die Kritiken anderer anschaut – und Grundsatzdebatten zur Frage des Neoliberalismus oder anderer, aus meiner Sicht nicht direkt die Forschung betreffender Themen ausschließt, – sind es eine Reihe vor allem methodologischer Probleme, die den Computational Literary Studies vorgeworfen werden. Es herrsche eine Beliebigkeit der Auswahl der Methoden, es gäbe Schwierigkeiten bei der Begründung der ausgewählten Muster und Befunde –

sowohl dabei, was man untersucht, als auch dabei, was die Analyseergebnisse sind – und überhaupt sei das Verhältnis zwischen Daten und Interpretation schwierig.

Ich würde das anders darstellen. Die Probleme bestehen zwar, aber erstens sind das keine spezifisch strukturalistischen Probleme. Es sind, wenn schon, Probleme jeder computationellen Textanalyse. Und zweitens ist auch das Computationelle zweitrangig, denn es sind vor allem Probleme der Textanalyse. Das heißt, das sind Probleme, die wir in der Literaturwissenschaft bei der Textanalyse immer haben. Mit einem weiten Datenbegriff, wenn Literatur als Daten gesehen wird, dann haben Sie diese Probleme auch, wenn Sie Literatur selbst lesen und interpretieren. Das habe ich versucht ein Stück weit herauszustellen, als ich vorhin über die Hermeneutik gesprochen habe und sagte, dass es auch dort einen gewissen Explizierungsbedarf gibt. Es ist nicht so klar, wie man Methoden, Daten oder Literatur auswählt, wie man eben zwischen Text und Interpretationen hin- und herpendelt und wie man Befunde dann narrativiert, um eine sinnhafte Gesamterzählung bzw. Interpretation zu erzeugen. Bei Problemen des Verfahrens sind die computationellen und die nicht computationellen Zugänge in meiner Sicht gar nicht so weit auseinander.

Angenommen – und das nehme ich jetzt einfach an, Sie können ja nicht so einfach widersprechen – Sie folgen meiner Argumentation in Teilen, sehen also die Vorwürfe als wenig stichhaltig. Dann geht es weniger um die Unterschiede zwischen computationeller und nicht-computationeller Literaturwissenschaft oder um die Frage der Unterkomplexität als vielmehr um die Frage der Passung der computationellen Methoden zum Gegenstand. Man könnte es auch so sagen: Vergleichen wir hier nicht Äpfel mit Birnen, wenn wir die in den Naturwissenschaften etablierten Messverfahren in den Sozial- und Geisteswissenschaften nutzen?

Darauf gibt es viele mögliche Antworten. Man könnte zum Beispiel entgegnen, dass es sehr wohl Bereiche unserer Disziplinen gibt, in denen Messverfahren angewendet werden, etwa in der Psychologie oder auch in der Soziologie. Ich beschränke mich hier darauf, eine mögliche Ursache für diese Skepsis aus der literaturwissenschaftlichen Perspektive zu beleuchten. Meine Argumentation wird damit enden, dass ich vorschlage, dass Äpfel und Birnen nicht die Frage sind, sondern es um Bananen bzw. Bananenhaftigkeit geht.

Was hinter dieser Mess-Skepsis stehen könnte, ist der vermeintliche Gegensatz zwischen Erklären und Verstehen. Diese Idee geht zurück auf Dilthey, der gesagt hat, dass Naturwissenschaften erklären und Geisteswissenschaften verstehen wollen. Es gibt also einen grundlegenden Unterschied in den Zielen und dieser ist nach der Auffassung einiger – wobei ich glaube, dass Dilthey selber gar nicht dazu gehört – ein unüberwindbarer Graben. Es gibt aber auch andere Haltungen dazu, die in meinen Augen plausibler sind. Im bereits erwähnten Beitrag schreiben Köppe und Winko: „Die traditionell bedeutsame Unterscheidung zwischen Erklären und Verstehen ist im Rahmen interpretationstheoretischer Überlegungen kaum aussagekräftig. Jede Interpretation ist in der einen oder anderen Weise damit befasst,

bestimmte Textbefunde zu erklären, und sie zielt darauf, ein besseres Verständnis des Werkes zu befördern“ (Köppe und Winko 2013: 285). Das heißt, sowohl Erklären also auch Verstehen ist das, was wir in der Literaturwissenschaft – und ich vermute: in den meisten Wissenschaften – anvisieren.

Aber nochmal anders gefragt: Worum geht es denn in der Literaturwissenschaft? Hier folgt eine wichtige Beobachtung, die für alle Wissenschaften gilt. Nämlich, dass nicht die Gegenstände das wissenschaftliche Feld konturieren, sondern ihre Erfassung oder eben ihre Phänomene. Remigius Bunia hat das schön für die Literaturwissenschaft dargestellt:

„[d]as, was ich unter Phänomen verstehe, darf nicht mit dem Gegenstand der Untersuchung verwechselt werden. Gegenstände der literaturwissenschaftlichen Untersuchung lassen sich nennen: Diese sind beispielsweise Romane, Gedichte, Text schlechthin, das Narrative an und für sich (...), Kunst und das Ästhetische. Leider sind jedoch Gegenstände der Untersuchung keineswegs etwas, das die Disziplinen zu konturieren hülfe.“

Und jetzt kommt endlich die angekündigte Banane:

„Untersucht eine Biologin als Biologin Bananen, verfolgt sie weder die Marktpreise über die letzten Jahrzehnte noch fragt sie, zu welchen Reisgerichten Bananen passen könnten. Was an einer biologischen Untersuchung der Banane biologisch ist, definiert die Biologie, nicht die Banane.“ (Bunia 2011: 151)

Das klingt ein bisschen lustig, aber der wichtige Punkt ist: Was ist eigentlich aus disziplinärer Sicht die Bananenhaftigkeit eines Gegenstandes, also welche seiner Eigenschaften sind relevant? Das bestimmt, wenn wir Bunia folgen, nicht der Gegenstand, das bestimmt die ihn betrachtende Disziplin. Das heißt, was ist zum Beispiel die Bananenhaftigkeit des Gegenstandes in den Computational Literary Studies, in denen literaturwissenschaftliche Methoden computationell umgesetzt werden? Wie wird Bananenhaftigkeit gemessen? Darum wird es gleich gehen. Davor noch kurz zur Bedeutung der Analyse in der Literaturwissenschaft. Es gibt zwei Kandidaten für Bananenhaftigkeit, die wir betrachten können. Die werden unterschiedlich benannt, ich zitiere wieder Bunia, der folgende Benennung und Unterscheidung vorschlägt: „Die Fragen zielen auf zwei Phänomenkomplexe ab: einesteils auf die ‚Webart‘ eines Textes, andernteils auf seine Bedeutung. Ersterer Schwerpunkt lässt sich als Rhetorikanalyse, letzterer als Textdeutung bezeichnen“ (ebd.: 152). Die Rhetorikanalyse beschäftigt sich mit der möglichen, generell beschreibbaren Form von Texten, während die Textdeutung einzelne Texte im Blick hat. Entsprechend ist Ersteres sehr generisch und auf „ein weites, prinzipiell unbe-

grenztes Korpus an Texten“ (ebd.: 153) ausgerichtet und Zweiteres eben auf ein sehr kleines Korpus bzw. Einzeltexte.

Bei den generischen Betrachtungen der Rhetorikanalyse geht es entsprechend vor allem darum, Verfahren zu entwickeln, um Texte zu analysieren. Einzeltexte dienen nur als Beispiele. Das ist auch das, was im Zentrum der Narratologie steht, weshalb die wiederum sehr gut für die Computational Literary Studies geeignet ist, die ihre Stärke auch vor allem in der Methodenentwicklung und der Analyse von vielen Texten haben. Bei Textdeutung steht wiederum die Interpretation des Textes im Zentrum, des Einzeltextes als Einheit, könnte man auch sagen. Das heißt, es geht um die Spezifität dieses einen Textes oder dieses einen kleinen Korpus. Das ist eine Interpretation im traditionellen Sinne.

Bunia verweist darauf, dass beide Schwerpunkte gleichermaßen wichtig sind. Für das Literatur-Messen-Problem ist allerdings der generische Fokus der produktivere. Denn es geht nicht darum, und jetzt sage ich zum letzten Mal Banane, die einzelne Banane mit bestehenden Kriterien zu analysieren, sondern es geht eher darum zu sagen, was ist eigentlich das Interessante an den Bananen?

Computational Literary Studies

Ich bin bis jetzt eine Bestimmung der Computational Literary Studies schuldig geblieben und will das nun nachholen. Zuerst in Blick auf das Selbstverständnis des Felds. Schauen wir auf die Homepage des DFG Schwerpunktprogramms Computational Literary Studies, das seit 2019 läuft und an dem ich beteiligt bin (Jannidis 2021). Schwerpunktprogramme bei der DFG sind dafür da, sogenannte „emerging fields“ zu fördern. Ziel dieses spezifischen Programms ist es, die Computational Literary Studies zu fördern, wobei als Ziel das „developing and establishing innovative computational methods in the field of literary studies“ (ebd.) angegeben wird. Es geht also um die Verwendung von formalen Modellen in der Literaturwissenschaft, worunter im Zweifelsfall quantifizierende, auf jeden Fall aber computationelle Modelle verstanden werden. Das bedeutet auch, dass es darum geht, quantitativ-empirische Forschung mit qualitativ-hermeneutischer Forschung zu verbinden. Was ich hier außerdem hervorheben möchte, ist, dass in den Computational Literary Studies durchaus ein Bewusstsein dafür besteht, dass es auch problematische, zu reflektierende Aspekte gibt. Das sieht man etwa im Selbstverständnis des Journal of Computational Literary Studies, das 2022 im Kontext des Schwerpunktprogramms gegründet wurde und dessen Mitherausgeberin ich bin. Da steht unter anderem: „JCLS also acknowledges the debatability of the core concepts of Computational Literary Studies“ (Journal of Computational Literary Studies), und das gilt sowohl in Bezug auf Computationalität als auch auf Literarizität, also sowohl Methoden als auch Gegenstände sind potenziell verhandelbar bzw. müssen immer wieder diskutiert werden.

Kommen wir nun zum konkreten Vorgehen der Computational Literary Studies. Ich werde es anhand von drei Übersichten vorstellen. Die erste ist eine Übersicht über Handbücher, und zwar sechs an der Zahl, die im Kontext des EU-Projektes „Computational Literary Studies Infrastructure“ entstanden sind, das international durchgeführt wird (CLS Infra). Die Beteiligten haben sechs kleine Einführungen in die Computational Literary Studies geschrieben, die als digital verfügbare Handbücher konzipiert sind (Schöch et al. 2023). Worum geht es da? Es gibt ein generelles Handbuch und dann Einführungen in fünf spezifische Gegenstandsbereiche, die als relevant angesehen werden: Autorschaft, Genre, Literaturgeschichte, Gender und Kanonizität. Die Handbücher haben alle den gleichen Aufbau: Es gibt einen einleitenden Teil, der inhaltliche Fokus wird vorgestellt, die geeignete Textauswahl sowie die Frage nach zusätzlich benötigten Informationen für die Analyse, also Metadaten, wird diskutiert, die konkreten Analyse-Methoden werden vorgestellt und schließlich die Evaluation dieser Methode. Hier sieht man schon, dass der Forschungsprozess etwas anders organisiert ist als in der nicht-computationellen Literaturwissenschaft. Wobei aus meiner Sicht der wesentliche Unterschied weniger im Computationellen, als vielmehr in der Tatsache liegt, dass die Methode immer evaluiert wird.

Einen weiteren, etwas anderen Blick auf die Methoden der Computational Literary Studies ermöglicht eine Übersichtsstudie, die über 200 im Jahr 2022 in vier größeren einschlägigen Publikationsorten erschienene Beiträge untersucht hat, die man als Computational Literary Studies bezeichnen könnte (Hatzel et al. 2023). Von diesen Beiträgen basieren 40 auf computationellen Analysen und wenn man sich die dort jeweils genutzten Methoden anschaut, sieht man sozusagen einen Ritt durch die Methoden der Natural Language Processing Community der letzten Jahrzehnte. Das reicht von alten Methoden, wie Entscheidungsbäumen, die seit den 1960er Jahren für Klassifikationsaufgaben genutzt werden, bis zu sehr aktuellen Methoden wie Transformer-Modellen, die die Grundlage für LLMs bilden. Diese Bandbreite zeigt, dass in den Computational Literary Studies alles Mögliche genutzt wird. Daran sieht man, würde ich sagen, dass der Innovationsdruck bezüglich der Methoden in den Computational Literary Studies deutlich geringer ist als in informatischen Fächern und damit, so denke ich, auch ein Stückweit die Passung von Methoden zu Gegenständen und Fragestellungen mehr im Blick ist.

Die dritte Übersicht zu den Computational Literary Studies kommt aus dem bereits erwähnten Schwerpunktprogramm. Für diese wurden alle elf Projekte der ersten Phase zu ihrer Methodennutzung befragt (Helling et al. 2022). Dabei ging es, anders als in der eben besprochenen Studie, nicht um die genutzten Algorithmen, sondern generell um Verfahren. Interessant ist, dass trotzdem nur zwei der erwähnten Methoden qualitative Verfahren sind. Es wird zum einen eine qualitative Analyse ohne weitere Spezifizierung aufgeführt und das andere ist die Analyse von manuellen Annotationen.

Soweit ein kurzer Einblick in das, was die Computational Literary Studies betreiben. Man kann sagen, dass zahlreiche computationale Methoden mit einigen – wenigen – qualitativen Ansätzen gemischt werden.

Was heißt das für das Forschungsfeld? Das ist nicht ganz klar. Ich möchte zwei nicht ganz zusammenpassende Bestimmungen von Computational Literary Studies geben, um das zu verdeutlichen. Der Witz ist, dass ich an beiden beteiligt bin, man kann hier also nicht von einer Kontroverse sprechen, sondern, wenn überhaupt, eher von einer inneren Widersprüchlichkeit. Zuerst noch einmal zum Schwerpunktprogramm. In dem Antrag haben wir geschrieben: „CLS are firmly grounded in literary studies“. Das heißt, die Computational Literary Studies gehören zu den literaturwissenschaftlichen Disziplinen und sind Literaturwissenschaft. Jetzt die zweite Bestimmung, die aus dem erwähnten Übersichtsbeitrag zu computationalen Methoden in den Computational Literary Studies stammt. Es gibt dort einen Abschnitt mit der Überschrift „CLS as applied NLP“, also Natural Language Processing. Dort schreiben wir „The computational text analysis in Computational Literary Studies can be considered an application domain of natural language processing. Traditionally NLP in conjunction with adjacent fields like computational linguistics has been focused on analyzing all aspects of text,“ und weiter unten steht dann, „that is to say, CLS can offer a test bed for challenging tasks of natural language processing by providing the tools needed to facilitate literary analysis“ (Hatzel et al. 2023: 2, 3). Das heißt, man kann Computational Literary Studies auch als Testumgebung für NLP sehen, also eine Testumgebung, um etwas innerhalb des NLP zu entwickeln.

Ich denke, beide Bestimmungen sind berechtigt, da es gute Gründe für beide gibt: Computational Literary Studies kann sowohl der Literaturwissenschaft als auch dem NLP zugeordnet werden. Trotzdem ist die Tatsache, dass beides behauptet wird, ein Indikator dafür, dass da eventuell doch ein Problem besteht.

Die methodologische Lücke

Wenn wir uns meinen Teilbereich der Computational Literary Studies, die Computational Narratology, genauer anschauen, dann wird das Problem leichter fassbar, weil wir einen kleineren Bereich in den Blick nehmen können. Ich habe letztes Jahr eine Keynote auf der europäischen Narratologie-Tagung gehalten, bei der das Tagungsthema Zeit und Raum war, und habe dafür eine kleine Recherche gemacht: Wie ist es eigentlich mit Zeit- und Raumanalysen in der Narratologie, und wie ist es mit narratologischen Zeit- und Raumanalysen in der NLP oder in der weiteren computationellen Community, die eben nicht literaturwissenschaftlich ausgerichtet ist? Dabei stellte ich fest, dass es sehr wohl so etwas wie Narratology in Computing gibt. Auch wenn man wie ich nur nach Zeit und Raum sucht, finden sich einige Publi-

kationen im Bereich der klassischen NLP, die Narratologie oder Narrative Theory explizit nennen oder sich auf narratologische Forschung berufen.

Das passt dann auch zu dem, was Inderjeet Mani, der Autor des Handbuchbeitrags zu „Computational Narratology“ im „Living Handbook of Narratology“ (Hühn et al. 2013), in seiner Definition gleich am Anfang schreibt: „Computational Narratology is a study of narrative from the point of view of computation and information processing“ (Mani 2013). Hier geht es darum, dass aus der Informatik heraus Narratologie betrieben wird, wobei ich ergänzen würde: Dabei wird die Narratologie oft nur oberflächlich behandelt. Das würde ich deshalb eher unter Narratology in Computation fassen. Aber es gibt auch Beiträge, die stärker narratologisch ausgerichtet sind, also eine narratologische Frage computationell verfolgen. Diese Perspektive wird ebenfalls im „Computational Narratology“-Handbuchbeitrag erwähnt, auch wenn sie in der Definition selbst nicht auftaucht. Mani erklärt außerdem, dass es eine Bedeutung von Computational Narratology im Sinne eines „methodological instrument in the construction of narratological theories“ (ebd.) gibt. Das heißt, hier gibt es dann die Rückbindung an die Theorie bzw. diese ist sogar zentral. Das Problem ist aber das, was auch Andrew Piper, Richard Jean So und David Bamman herausstellen, nachdem sie eine Übersicht über narratologisch informierte Beiträge zur Analyse von Erzähltexten aus der maschinellen Sprachverarbeitung erstellt haben: „this work (...) is by and large divorced from the large body of theoretical work on narrative within the humanities, social and cognitive sciences“ (Piper et al. 2021: 298).

Das heißt, es gibt eine Lücke zwischen Theorie und computationellen Analysen. Und wie kann man diese Lücke beschreiben? Das mache ich spezifisch für die Narratologie, aber ich glaube, dass es in der computationellen Literaturwissenschaft ein Stück weit ähnlich ist. Wenn man davon ausgeht, dass man in der Forschung von einer Theorie, die die geeigneten konzeptuellen Grundlagen bereitstellt, über ein Modell, das die Konzepte für die Bestimmung der Phänomene nutzbar macht, zur eigentlichen Textanalyse kommt, dann kann man Unterschiedliches beobachten. In der Computational Narratology ist es oft so, dass Forscher:innen in der Theorie etwas modellieren, lange darüber nachdenken, auch manuell annotieren, aber dann nur wenig als Analyse umsetzen, also den Weg nicht ganz bis zur eigentlichen Textanalyse gehen. Die NLP-Forscher:innen machen hingegen eher Folgendes: Sie gehen von einer narratologischen Theorie aus, wählen dann eine z. T. nicht weiter begründete NLP-Methode und machen dann die Analyse. In diesem Fall geht es also von der Theorie zur Analyse, aber über einen Umweg, oder wohl eher eine Abkürzung, die das narratologische Modell ignoriert und stattdessen direkt auf ein NLP-Verfahren zugreift.

Das heißt, das Modell ist auf der einen Seite für die Theorie vielleicht eine Art Grenze, weil es doch eine Herausforderung ist, die Theorie so in ein Modell zu überführen, dass man damit dann umfangreiche Analysen machen kann. Und auf der

anderen Seite klappt das mit der Analyse, aber die Modellierung narratologischer Phänomene wird umgangen.

Was wir hier eigentlich bräuchten, ist das: Wir bräuchten einen Weg von der Theorie, der nach dem, was wir Operationalisierung nennen, direkt übergeht in die Auswahl oder vielleicht auch die Etablierung eines geeigneten NLP-Modells, um die Analyse umzusetzen. In Einzelfällen gelingt das zwar jetzt schon, aber grundsätzlich ist das eher nicht so. Ich denke, dass es zwei Strategien gibt, die das erleichtern könnten. Die erste ist die Steuerung von Komplexität eines Forschungsvorhabens, die eine mögliche Reduktion von Komplexität und vor allem eine bewusste Setzung von Komplexität bedeutet. Die zweite Strategie ist, die eigene Forschung als Forschungsprozess zu denken, der sich an Messverfahren orientiert.

Lösungsvorschläge

Steuerung von Komplexität

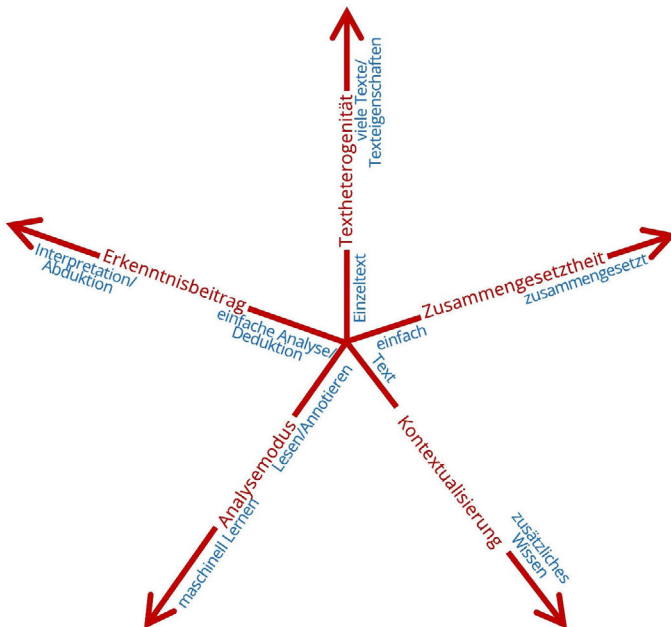
Ich möchte ein Modell vorstellen, das ich zu den Dimensionen von Komplexität der computationellen literaturwissenschaftlichen Textanalyse entwickelt habe, und von dem ich hoffe, dass es vielleicht auch darüber hinaus für computationelle Textanalysen anwendbar ist (Gius 2019). Es sind fünf Dimensionen: (1) die Zusammengesetztheit der analysierten Phänomene, (2) die Kontextualisierung der Phänomene, (3) die Heterogenität der betrachteten Texte, (4) der Analysemodus und (5) der Erkenntnisbeitrag der computationellen Analyse (vgl. Abb. 1).

Die ersten beiden Dimensionen betreffen die untersuchten Phänomene: Erstens, werden diese als einfach oder zusammengesetzt konzipiert? Zweitens, wie stark sind sie kontextualisiert? Dann geht es um die Textgrundlage und da ist die Frage: Drittens, wie heterogen ist die Textbasis, die ich analysieren möchte? Die Komplexität reicht vom einfachen Einzeltext bis hin zu vielen Texten mit verschiedenen Merkmalen. Die letzten beiden Dimensionen betreffen die Erkenntnisgenerierung: Viertens, wie setze ich die Analyse um, durch menschliches Lesen oder durch avancierte maschinelle Verfahren? Fünftens, wie umfangreich ist der computationell erzeugte Erkenntnisbeitrag bzw. ist das ein deduktives, induktives oder abduktives Vorgehen? Das ist eine recht kompakte Darstellung, aber ich hoffe, dass sie für unsere Zwecke reicht.

Der Witz an diesem Modell ist nicht, dass man damit die Qualität eines Vorhabens im emphatischen Sinne messen kann. Vielmehr ist es ein Modell, um ein Vorhaben zu planen. Alles, was man damit festlegt, sind Setzungen. Es geht um die Frage: Wie operationalisiere, wie modelliere ich etwas? Das heißt zum Beispiel Folgendes, wenn ich mir die beiden Dimensionen der Zusammengesetztheit und der Kontextualisierung der analysierten Phänomene anschau. Nehmen wir an, ich

möchte Geschlechterrollen analysieren und dafür auf das Konzept von Geschlechterrollen von Simone de Beauvoir zurückgreifen. Wenn ich das mache, muss ich natürlich über das Konzept Bescheid wissen, mir überlegen, welche Textmerkmale von Figuren ich den Rollen zuweise, und muss auch wissen, wie ich spezifische Texte in der jeweiligen historischen Zeit interpretieren kann, um die Bezüge auf Geschlechterrollen zu erkennen. Das heißt, wenn ich mir so etwas wie Geschlechterrollen anschau und das relativ komplex operationalisiere, dann bin ich eine Weile damit beschäftigt. Ich kann aber auch einfach sagen, Geschlechterrollen kann ich in Wortfeldern festlegen oder ich schaue mir nur die Häufigkeit von geschlechtsspezifischen Pronomen an. Sie sehen schon: Man kann die Komplexität steigern oder reduzieren, je nachdem, wie man ein Phänomen formalisiert. Je mehr Aspekte Sie berücksichtigen und je mehr zusätzliche, eventuell textexterne Informationen Sie integrieren, desto komplexer wird das Vorhaben. Übrigens denkt natürlich jeder und jede immer: Mein Phänomen ist besonders komplex. Aber da würde ich dringend empfehlen, zu überlegen, ob das stimmt, und wenn ja, ob das so sein muss. Wenn Sie nämlich in allen fünf Dimensionen eine hohe Komplexität haben, dann werden Sie Ihr Forschungsprojekt wahrscheinlich nicht beenden.

Abb. 1: Die fünf Komplexitätsdimensionen der computationellen literaturwissenschaftlichen Textanalyse nach Gius (2019).



Bei der Dimension der Heterogenität der betrachteten Texte geht es nicht nur um die Frage, wie viele Text man analysiert. Die Frage ist: Wie heterogen ist die Grundlage, die ich mir angucke? Also etwas genereller gefragt: Wie heterogen ist das Korpus in Bezug auf relevante Texteigenschaften? In der Literaturwissenschaft habe ich zum Beispiel verschiedene Genres, Epochen oder Strömungen, Autor:innen, Themen und noch viel mehr, einige Merkmale vielleicht sogar innerhalb eines Textes. Ein idealer romantischer Text enthält zum Beispiel alle drei Großgattungen in einem Text, während wiederum ein Text der neuen Sachlichkeit diesbezüglich weniger komplex ist, weil er sprachlich einfacher und nur Prosa ist. Das heißt, zehn Kurzgeschichten einer Autor:in zu analysieren ist wahrscheinlich einfacher als alle Dramen des 19. Jahrhunderts und zusätzlich noch 30 poetologische Texte zu analysieren. Da haben Sie deutlich mehr Probleme mit hoher Komplexität, die Sie dann an anderen Stellen einfangen müssen, um die Umsetzbarkeit des Projekts nicht zu gefährden.

Bei der Dimension der Erkenntnisgenerierung geht es um die Frage: Wird die Textbasis durch Menschen oder durch Computer erschlossen? Vielleicht muss ich noch einmal dazu sagen, dass dieses Modell für die Planung computationaler Zugänge, nicht für generelle Komplexität konzipiert ist. Wenn Menschen die Forschungsschritte umsetzen, ist das potenziell komplexer, als wenn diese algorithmisch umgesetzt werden. Darum geht es hier aber nicht. Hier geht es um die Frage der computationellen Komplexität. Die Pole sind Lesen und automatisches Erschließen, wobei wir, weil es eben um computationelle Verfahren geht, bei beiden Daten erzeugen. Beim Lesen erzeugen wir die Daten typischerweise durch Annotation und nachdem das zwar ein komplexer Vorgang ist, die Komplexität aber nicht die computationelle Umsetzung betrifft, ist manuelle Annotation im Modell das am wenigsten komplexe Verfahren der Erkenntnisgenerierung.

Die letzte Dimension, der computationelle Erkenntnisbeitrag, ist ein bisschen die Königsdisziplin im Komplexitätswettbewerb. Die Frage ist, wie weit geht der Erkenntnisbeitrag der computationellen Methode? Also was soll der Rechner tun? Soll er interpretieren oder nicht? Die Komplexität reicht von einer einfachen Textanalyse bis zur Interpretation bzw. von einer Deduktion – bei der ich vorhersage, welche Kategorien zu welchen Befunden führen, und das wird dann so umgesetzt – über die Induktion – bei der erst aus der Analyse Kategorien entstehen – bis zur Abduktion – bei der es extrem schwierig ist, die Prozesse zu beschreiben, die die neuen Erkenntnisse generieren. Übrigens, eine kleine Randbemerkung dazu: Im Zuge der aktuellen KI-Entwicklungen erscheint es vielleicht so, dass man jetzt einfacher computationelle Abduktion durchführen kann. Ich würde sagen, dass man das vorgeschlagene Modell zur Komplexitätsbestimmung nutzen kann, um zu zeigen, dass das doch nicht so einfach ist, weil wir in dem Fall nicht wissen, was die darunterliegenden Konzepte sind, mit denen wir hantieren, wenn wir LLMs nutzen. Da gibt es unabhängig von der Komplexitätsfrage ein großes Evaluationsproblem. Für

die Frage der Komplexität der Dimension des computationellen Beitrags ist es auch ohne LLMs interessant zu überlegen: Was müsste ich tun, um den Rechner wirklich die Abduktion machen zu lassen? Ich glaube, dass das theoretisch möglich ist, aber ich habe nach wie vor keine Vorstellung davon, wie man das konkret angehen kann.

Was das Modell zur Komplexitätsbestimmung insgesamt angeht, sieht man idealerweise auch, wo am meisten Arbeit entstehen wird. Und wenn ich ein Vorhaben habe, wo alles auf maximale Komplexität gesetzt ist, dann habe ich entweder ein Riesenprojekt oder ein Problem oder vielleicht auch beides. Es entsteht möglicherweise auch für Projekte mit vielen Ressourcen ein Problem, weil sich die Komplexität der einzelnen Dimensionen potenziert und dadurch das Vorhaben zu wackelig werden kann.

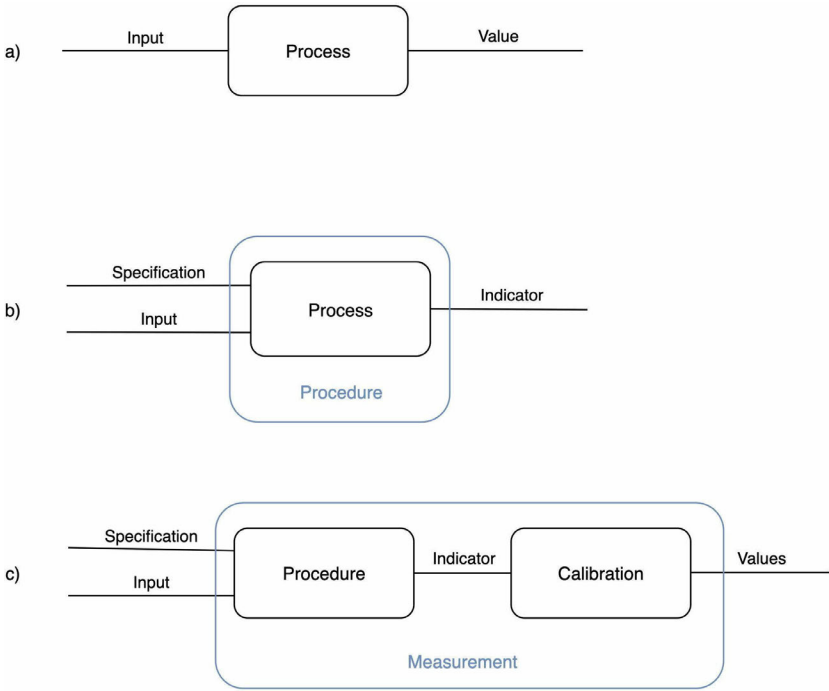
Der Forschungsprozess als Messprozess

Damit komme ich zu meinem letzten Teil. Es ist ein kurzer Vorschlag zum Forschungsprozess, der weiterhin aus der literaturwissenschaftlichen Textanalyse heraus gedacht ist. Aber auch hier hoffe ich, dass er genereller gültig ist und Sie etwas damit anfangen können. Er basiert auf dem Buch „Measurement Across the Sciences“ von den drei Messtheoretikern Luca Mari, Mark Wilson und Andrew Maul (2023). Bevor Sie jetzt sagen: schon wieder Sciences, sage ich schnell: Sciences meint uns hier mit. Es geht in dem Buch nicht nur um die harten Wissenschaften. Außerdem glaube ich, dass die Literaturwissenschaft und auch alle Sozial- und Geisteswissenschaften bei bestimmten Forschungsfragen und vor allem Vorgehen durchaus mit den sogenannten harten Wissenschaften vergleichbar sind. Ich erinnere nochmal an die Messverfahren für Temperatur oder Gewicht. Wenn das harte Wissenschaft ist, dann betreiben wir auch harte Wissenschaft, weil wir auch Indikatoren messen, wenn auch vielleicht ein bisschen aufwendiger. Aber die Hoffnung ist, dass wir in einigen Jahrzehnten bei ein paar Dingen vielleicht sagen können: ja, früher wusste man nicht, wie man das macht, aber jetzt haben wir es herausgefunden und jetzt können wir das relativ einfach analysieren. Ein Beispiel für so eine Entwicklung sind übrigens Word Embeddings als computationelles Verfahren, das wiederum wesentlich zur Entwicklung der aktuellen LLMs beigetragen hat. Das Konzept dahinter kommt aus der Linguistik, genauer: der distributionellen Semantik, und ist je nachdem, wem es zugeschrieben wird, bald 100 Jahre alt. Seine Umsetzung ist hingegen erst Anfang dieses Jahrtausends gelungen und das Verfahren, was wir heute typischerweise nutzen, wurde erst 2013 implementiert.

Aber zurück zum Forschungsprozess. Mein Vorschlag bzw. eigentlich der Vorschlag von Mari und Kollegen ist, dass wir einen Forschungsprozess wie folgt betrachten: Es gibt einen Input, es gibt einen Prozess und es gibt einen Output mit einem Wert. So weit, so einfach. Das ist die grundlegendste abstrakte Struktur eines Forschungsprozesses. Was bedeutet das aber, wenn man rechnet? Das bedeu-

tet, ein Computer empfängt Eingaben, führt Berechnungen (den Prozess) durch und gibt Ergebnisse aus. Ich denke, auch das ist irgendwie wenig überraschend. Das Problem ist aber, dass dieses Input-Prozess-Output-System von der Umwelt getrennt ist. Hier wird es ungemütlich für uns kontextbasierte Wissenschaften. Man kann das trotzdem umsetzen, es ist aber keine typische Perspektive für die meisten Sozial- und Geisteswissenschaften.

Abb. 2: Der Forschungsprozess als einfacher (a) und weiter ausdifferenzierter (b, c) Messprozess (vgl. Gerstorfer und Gius 2025: 347).



Die Frage ist ja: Wie bekomme ich am Ende des Prozesses das heraus, was ich wissen will? Dazu gehört: Was muss ich als Input bereitstellen? Und: Was muss im Prozess passieren? In unserer Forschung ist das, was als Prozess passiert, oft mit dem, was ich herausfinden will, oder dem, was ich vorne hineingebe, nicht in dem strengen Sinne des Modells des Forschungsprozesses verbunden. Das habe ich vorhin an der Computational Narratology und der Lücke zwischen Theorie und Anwendung zu zeigen versucht.

Ich denke, man kann das Modell zu den Komplexitätsdimensionen ein Stück weit nutzen, um den eigenen Forschungsprozess zu durchdenken und sich dem Ab-

lauf als Input-Prozess-Output zu nähern. Als Input brauchen wir neben den Daten auf jeden Fall Konzepte und Phänomene sowie Informationen zur Kontextualisierung. Da trage ich jetzt Eulen nach Athen, aber ich sage es trotzdem: Metadaten zu Daten und alle weiteren Informationen, die im Prozess wichtig sind, gehören als Input – also von vornherein – dazu. Der Prozess muss dann darauf abgestimmt sein.

Das ist ein Denkmodell, das den Forschungsprozess als Messverfahren ernst nimmt. Wenn wir das machen, gehört dazu auch, und das habe ich bisher nur angedeutet, dass wir uns der Herausforderung der Entwicklung von neuen Messverfahren und Instrumenten stellen. Wobei die Verfahren und Instrumente nicht immer neu sein müssen, manchmal gibt es sie auch bereits. Das gilt es dann aber herauszufinden. Ich kann nicht einfach irgendeine Methode nehmen, weil ich sie beherrsche. Ich muss wissen, welche Methode für welche Texte geeignet ist. In qualitativer Forschung sind es noch ganz andere, noch komplexere Daten als Texte. Um bei den bisherigen Beispielen zu bleiben: Ich kann zwar mit einem Thermometer die Temperatur von ganz verschiedenen physikalischen Entitäten messen und so etwas über deren Temperatur herausfinden. Aber ich kann nicht mit einem Thermometer das Gewicht messen. Das klingt jetzt vielleicht ein bisschen absurd, aber genau das passiert gar nicht so selten, insbesondere wenn jemand gerade erst anfängt, computationell zu arbeiten.

Zu der Frage der Identifikation oder der Entwicklung eines geeigneten Instruments gehört auch, dass ich eine genauere Vorstellung davon haben sollte, wie die Phänomene, die mich interessieren, in den Daten zu finden sind. Dann muss ich sicherstellen, dass der Prozess auch das umsetzt, was in Anbetracht meiner Daten und meiner Forschungsfrage sinnvoll ist. Das muss alles festgelegt werden, damit das herauskommt, was ich will. Nicht im Sinne von „Ich wusste vorher schon, was rauskommt“, sondern in dem Sinne, dass das Ergebnis adäquat ist in Bezug auf die gestellte Forschungsfrage. Ein gutes Kriterium dafür ist oft, wie ich als Mensch, wenn ich könnte, die Dinge analysieren würde.

Für die eigentliche Messprozedur gibt es ebenfalls eine Reihe von Fragen. Muss ich diese erst etablieren? Also: Muss ich erst Quecksilber irgendwo finden bzw. einen Indikator identifizieren, an dem ich das Messverfahren orientieren kann? Wie kann ich das normieren, wie bekomme ich eine Skala, die sinnvoll ist? Man sieht zum Beispiel bei der Temperatur, dass es verschiedene Nullpunkte in den verschiedenen Systemen gibt. Wie viel brauche ich? Was muss ich als Orientierung nehmen? Wie leicht kann ich es unterteilen? Ist es etwas, das wirklich linear steigt? Und so weiter und so fort. Das sind Detailfragen, die man sich stellen sollte, wenn man konkret wird.

Man sieht schon an den wenigen Gedanken, die ich bisher ausgeführt habe: Es ist meistens sehr aufwendig, neue Messverfahren zu entwickeln. Trotzdem ist mein Plädoyer, dass man sich einen Ruck gibt und sagt: Ich führe einen wissenschaftlichen Prozess in diesem strengen Input-Process-Output-Sinne durch. Denn ein

Messverfahren bietet einen Workflow aus explizit gemachten Schritten und macht, wenn das Vorgehen auch beschrieben wird, den jeweiligen Zugang nachvollziehbar und diskutierbar – womit es seine Wissenschaftlichkeit stärkt. Man kann den Mess-Workflow vielleicht nicht immer vollständig umsetzen, aber man sollte in diesem Modus denken und offenlegen, wo es noch Lücken gibt.

Ein kurzes Resümee

Damit bin ich fast am Ende meines Beitrags angelangt und möchte abschließend kurz resümieren, was ich gesagt habe bzw. mit dem Gesagten sagen wollte. Ich habe versucht, anhand der Quadratur des Kreises und der Frage der transzendenten Zahlen dazu anzuregen, über unsere eher hermeneutisch ausgerichteten Tätigkeiten und unsere Gegenstände nachzudenken. Dann habe ich über Messen gesprochen und versucht zu zeigen, dass das Messen etwas sehr Genaues ist, was einen komplexen Prozess erfordert. Zum anderen ist es aber eben nicht so stark an Wahrheit orientiert oder an Realität, wie man vielleicht denken möchte. Deshalb ist Genauigkeit nicht mit Wahrheit zu verwechseln. Ich habe gefragt, ob man Literatur messen darf, und versucht zu zeigen; ja, wobei das eigentlich die falsche Frage ist, denn die Antwort hängt, Stichwort Banane, eigentlich am disziplinären Selbstverständnis bzw. dem Blick auf den Gegenstandsbereich. Dann habe ich mich etwas intensiver mit den Verfahren und dem Selbstverständnis der Computational Literary Studies beschäftigt, wobei ich darauf verwiesen habe, dass es eine Lücke im Forschungsprozess gibt, die auch als fehlendes Interface zwischen qualitativen und quantitativen Ansätzen gesehen werden kann, wenn man Theoriearbeit als eher qualitativ einstuft. Und dann habe ich zwei Modelle vorgestellt, die vielleicht helfen können. Zum einen ging es darum, Komplexität genauer anzuschauen und sich auch klarzumachen, dass sie im Wesentlichen auf unseren Setzungen beruht. Das zweite Modell konnte ich nur kurz anreißen. Da ging es darum, den wissenschaftlichen Zugang als einen an Messverfahren orientierten Input-Process-Output-Forschungsprozess zu denken, der zwar aufwendiger ist, aber auch eine bessere Verknüpfung unserer Ausgangsfragen und -konzepte mit den Ergebnissen ermöglicht bzw. eigentlich sogar erzwingen sollte. Und damit bin ich am Ende angekommen und sage: Hier sollten wir weitermachen. Vielen Dank.

Literatur

- Bunia, Remigius. 2011. „Das Handwerk in der Theoriebildung. Zu Hermeneutik und Philologie“. In *Journal of Literary Theory* 5 (2). <https://doi.org/10.1515/JLT.2011.014>.
- Chang, Hasok. 2004. *Inventing temperature: measurement and scientific progress*. Oxford studies in philosophy of science. Oxford University Press.
- Computational Literary Studies Infrastructure. <https://clsinfra.io/>.
- Dobson, James E. 2019. *Critical Digital Humanities: The Search for a Methodology. Topics in the digital humanities*. University of Illinois Press.
- Gerstorfer, Dominik, und Evelyn Gius. 2025. „Operationalizing Operationalizing“. In *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd2025)*, 345–48. <https://doi.org/10.5281/zenodo.14943080>.
- Gius, Evelyn. 2019. „Computationelle Textanalysen als fünfdimensionales Problem: Ein Modell zur Beschreibung von Komplexität“. In *LitLab Pamphlet*, Nr. 8: 1–20.
- Hatzel, Hans Ole, Haimo Stierner, Chris Biemann, und Evelyn Gius. 2023. „Machine Learning in Computational Literary Studies“. In *It – Information Technology* 65 (4–5). <https://doi.org/10.1515/itit-2023-0041>.
- Helling, Patrick, Kerstin Jung, und Steffen Pielström. 2022. „Pragmatisches Forschungsdatenmanagement – qualitative und quantitative Analyse der Bedarfslandschaft in den Computational Literary Studies“. In *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd 2022)*. <https://doi.org/10.5281/zenodo.6328021>.
- Hühn, Peter, John Meister, Wolf Schmid, und Jörg Schöner. 2013. *„The living handbook of narratology.“* Hamburg University Press. <http://www.lhn.uni-hamburg.de/>.
- Jannidis, Fotis: Computational Literary Studies. In: <https://dfg-spp-cls.github.io/>.
- Journal of Computational Literary Studies (JCLS). <https://jcls.io/>.
- Kinder-Kurlanda, Katharina. 2026. „Data Politics: Ethnografische Forschung mit/zu digitalen Methoden.“ In *Digital Humanities und Empirische Kulturwissenschaft. Fluide Forschungsfelder und digitale Daten in methodischer Reflexion*, herausgegeben von Lina Franken und Sabina Mollenhauer. Transcript.
- Köppe, Tilmann, und Simone Winko. 2013. „Theorien und Methoden der Literaturwissenschaft“. In *Handbuch Literaturwissenschaft: Methoden und Theorien*, herausgegeben von Thomas Anz, Bd. 2. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-01271-5>.
- Mani, Inderjeet. 2013. „Computational Narratology“. In *the living handbook of narratology*, herausgegeben von Peter Hühn, Jan Christoph Meister, John Schmid, und Jörg Schöner. Hamburg University. <https://www-archiv.fdm.uni-hamburg.de/lhn/node/43.html>.
- Mari, Luca, Mark Wilson, und Andrew Maul. 2023. *Measurement Across the Sciences: Developing a Shared Concept System for Measurement*. Springer Series in Measure-

- ment Science and Technology. Springer Nature. <https://doi.org/10.1007/978-3-031-22448-5>.
- Piper, Andrew, Richard Jean So, und David Bamman. 2021. „Narrative Theory for Computational Narrative Understanding“. *Proceedings of the 2021 Conference on Empirical Methods in Natural Language Processing*, 298–311. <https://doi.org/10.18653/v1/2021.emnlp-main.26>.
- Schöch, Christof. 2017. „Quantitative Analyse“. In *Digital Humanities. Eine Einführung*, herausgegeben von Fotis Jannidis, Hubertus Kohle, und Malte Rehbein. Metzler.
- Schöch, Christof, Julia Dudar, und Evgeniia Fileva. 2023. *CLS INFRA D3.2: Series of Five Short Survey Papers on Methodological Issues (= Survey of Methods in Computational Literary Studies)*. Zenodo. <https://doi.org/10.5281/zenodo.7892112>.
- Swift, Jonathan. o. J.: „*Gullivers Reisen zu mehreren Völkern der Welt.*“ Übers. v. Franz Kottenkamp. Verlag Philipp Reclam jun.
- Weimar, Klaus. 2000. „Hermeneutik“. In *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*, 3., neubearb. Aufl., herausgegeben von Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, und Klaus Weimar, II. De Gruyter.

Fluide Methodologien

Hybrid Research in the Making

Die Hybridisierung der qualitativen Sozialforschung durch sozialwissenschaftliches Prompting

Fabio Roman Lieder

Einleitung

Wie verändert sich die qualitative Sozialforschung, wenn Mensch und Maschine nicht mehr nur getrennte Rollen einnehmen, sondern sich in einem gemeinsamen Forschungsprozess begegnen? Welche epistemischen Spannungsfelder und neuen Möglichkeiten eröffnet die Kooperation mit generativen Sprachmodellen, deren Opazität und Andersartigkeit uns einerseits fasziniert, andererseits aber vor methodische und erkenntnistheoretische Herausforderungen stellt? Und wie kann eine Verbindung aus forschender Person und Technologie unsere vertraute Interpretationspraxis und methodische Reflexion ins Wanken bringen?

Der vorliegende Text nimmt diese Fragen zum Anlass, um die Hybridisierung der qualitativen Sozialforschung zu erörtern. Ausgangspunkt ist die Idee, dass Technologien wie etwa generative Sprachmodelle, verstanden als statistisch trainierte, probabilistische Textgenerierungssysteme nicht bloß als Werkzeuge der Effizienzsteigerung begriffen werden, sondern als eigenständige Entitäten, die im Forschungsprozess wirksam werden und diesen mitstrukturieren können. Dabei rückt die Alterität von generativen Sprachmodellen ins Zentrum der Überlegungen: Wie lässt sich ihre „quasi otherness“ (Ihde 1990: 98) beschreiben, wenn sie zwar sprechen, aber nicht verstehen, interpretieren, kein Bewusstsein haben? Gleichzeitig stellt sich die Frage, wie generative Sprachmodelle – ob im Sinne hybrider Intelligenz oder hybrider Künstlicher Intelligenz (KI) – Forschung verändern, wenn sie als Teil rekonstruktiver Methoden oder in hybriden Interpretationsgruppen zum Einsatz kommen.

Der praktische Beitrag des hier vorliegenden Beitrags ist das „sozialwissenschaftliche Prompt Engineering“ (Lieder und Schäffer 2023: 138). Dabei formulieren Forschende spezifische Prompts für das Sprachmodell und eröffnen damit neue Wege, Interpretationen abduktiv (Reichertz 2013a) zu entwickeln und die Gütekriterien intersubjektiver Absicherung und Nachvollziehbarkeit (Steinke 1999:

231ff.) unter maschineller Beteiligung zu ermöglichen. Damit wird deutlich, wie sehr sich die Rolle der Forschenden verändert, wenn sie ein dialogisches, hybrides Forschungsstandem mit generativen Sprachmodellen eingehen und so verteilte Kognition (Hutchins 1995) erlebbar machen.

Der erste Teil des Beitrags legt grundlegende theoretische Überlegungen an. Zuerst geht es um die übergeordnete Thematik der Hybridisierung der qualitativen Forschung. Dazu werden kursorisch Perspektiven und Begriffe, die Hybridität mit KI und qualitativer Sozialwissenschaft zusammenbringen, erläutert. Ausgehend von einer grundlegenden begrifflichen Klärung werden im weiteren Verlauf Überlegungen zur Hybridität vorgestellt. Der Abschnitt bewegt sich dann auf die Idee des „hybrid actors“ (Latour 1994: 33) und dessen Quasi-Subjektivität/Objektivität (Latour 1994: 36) in Verbindung mit der verteilten Kognition zu.

Darauffolgend wird die Alterität von generativen Sprachmodellen und anderen Technologien in hybriden Forschungsstrukturen betrachtet. Ausgehend von der Quasi-Andersartigkeit entwickelt der Beitrag die Position, dass in hybriden Forschungsstrukturen unterschiedliche Entitäten mit entsprechend unterschiedlichen Handlungsprogrammen in ihrer spezifischen Andersartigkeit berücksichtigt werden müssen. KI verleiht dieser „Medienabhängigkeit qualitativer Forschung“ (Schäffer 2023: 146) eine besondere Brisanz, denn: Generative Sprachmodelle erhalten durch ihre Fähigkeit zur Sprache Einzug in eine Domäne des Menschlichen. Die Andersartigkeit von Technologien und deren Einfluss auf die qualitative Forschung ist wohlgemerkt nicht neu, wie etwa die Internetstudien von Christine Hines im Rahmen einer „connective ethnography“ (Hine 2000: 62) zeigt. Ähnlich wie beim Internet damals werden beide Aspekte heute durch generative Sprachmodelle deutlich.

Ausgehend von diesen Überlegungen wird das Konzept der hybriden Forschungswerkstatt ausgearbeitet. Dieses soziotechnische Arrangement (Hoffmann et al. 2025), bestehend aus Forscher:innen, generativen Sprachmodellen, Stiften und Papier oder auch Software, vollzieht innerhalb eines Forschungsprojekts eine verteilte Interpretation (Schäffer und Lieder 2023) eines empirischen Gegenstands (z. B. ein Interviewtranskript). In dieser Perspektive ist es die hybride Forschungswerkstatt selbst (nicht allein der forschende Mensch), wie dieser Beitrag zeigen wird, die beobachtet, lernt, spricht, also letztlich handelt.

Mit dieser theoretischen Grundlage geht der Beitrag über in eine Ausarbeitung konkreter Praxis. Der Beitrag lädt zunächst dazu ein, eine bestimmte forschende Grundhaltung einzunehmen, die es erst ermöglicht, sich sinnvoll in einer hybriden Forschungswerkstatt zu verorten. Durch die Schließung eines hermeneutischen Vertrags zwischen forschender Person und generativen Sprachmodell (Henrickson und Meroño-Peñuela 2023) und der Anerkennung einer Quasi-Subjektivität im Sinne eines „another-other“ (Kanemitsu 2019: 55; Root 2023) können wir, so die

Annahme, erst das Experiment wagen, über partnerschaftliche Interpretation gemeinsam mit generativen Sprachmodellen ernsthaft nachzudenken.

Während klassische anthropozentrische Ansätze Technik vor allem als passives Werkzeug begriffen, legen andere Perspektiven den Schluss nahe, dass Technologien als epistemische Systeme aktiv mitgestaltend an Forschungsprozessen teilhaben. Diese Entwicklung resultiert in einer Hybridisierung sozialwissenschaftlicher Methoden: Mensch und Maschine agieren nicht länger in klar getrennten Sphären, sondern treffen sich in geteilten Wissens- und Handlungsräumen.

So wird am Beispiel sozialwissenschaftlichen Promptings deutlich, wie sich Mensch und generatives Sprachmodell in gemeinsamen Interpretationsprozessen wechselseitig beeinflussen. Die hier diskutierten Überlegungen verdeutlichen, wie tiefgreifend der Einfluss entsprechender Technologie auf das Selbstverständnis qualitativ Forschender ist. Letztlich plädiert dieser Beitrag dafür, den Menschen nicht allein als souveränes, unabhängiges Erkenntnissubjekt zu verorten, sondern ihn in verteilten, soziotechnischen Geflechten zu denken, in denen agierende Dinge mit ihren eigenen Handlungsprogrammen zum integralen Teil eines hybriden, d.h. aus Mensch und Maschine bestehenden Forschungsprozesses werden.

Überlegungen zur Hybridisierung der qualitativen Sozialforschung

Hybridität beschreibt eine Mischform aus zwei zuvor getrennten Systemen. Im vorliegenden Kontext bezieht sich dies auf die Zusammenarbeit einer menschlichen Entität (Sozialforscher:in) und einer maschinellen Entität (Interface eines generativen Sprachmodells). Aktuelle Arbeiten zur Nutzung generativer Sprachmodelle in der qualitativen Sozialforschung sind vielfältig. Insbesondere die qualitative Inhaltsanalyse steht im Fokus, da die Praxis des Kodierens sich für computationelle Ansätze besonders eignet (Mayring 2022; Kuckartz und Rädiker 2024). Anwendungen solcher Modelle finden sich etwa in der Medizin (Lee et al. 2024; Bijker et al. 2024), im Bildungsbereich (Crompton und Burke 2024) oder in methodenorientierten Kontexten (Mayring 2025; Morgan 2023).

Gemeinsam ist diesen Arbeiten die Perspektive auf Effizienzsteigerung: Es geht darum, mehr Daten zu verarbeiten und diese tiefer zu analysieren. Zugleich wird betont, dass generative Sprachmodelle potenziell unterschiedliche Sichtweisen eröffnen können (Gao et al. 2023: 4). Methodologien der rekonstruktiven Sozialforschung wie die Objektive Hermeneutik (Wernet 2000), die Dokumentarische Methode (Bohnsack 2014) oder die Narrationsanalyse (Schütze 2016) spielen in der aktuellen Literatur jedoch nur eine marginale Rolle. Eine Ausnahme bilden die Arbeiten von Krähnke, Pehl und Dresing (2025) sowie von Schäffer und Lieder (2023), die generative Sprachmodelle in Interpretationsgruppen einbeziehen.

All diese Ansätze eint der Vorschlag einer hybriden Forschungspraxis, bei der Mensch und Maschine gemeinsam agieren. Für die qualitative Forschung stellen sich allerdings Fragen: Geht es primär um Effizienzsteigerung oder um die Generierung innovativer Perspektiven? Die aktuelle Literatur legt nahe, dass der Schwerpunkt vor allem auf der Produktion schnellerer und umfassenderer Ergebnisse liegt.

Burkhard Schäffer (2022) illustriert in einer Technikgeschichte qualitativer Forschung, dass Technologien seit jeher die Praxis des Forschens beeinflussen. Qualitative Forschung war also immer schon hybrid. Dennoch unterliegt traditionellen Perspektiven eine klare Trennung zwischen Subjekt und Objekt. Schäffer kritisiert diese Sichtweise als anthropozentrisch, da sie die aktive Rolle von Technologien in Erkenntnisprozessen ignoriert. Anthropozentrische Haltungen haben damit eine gewisse Abwertung einer maschinellen Agency zur Folge. So wird aktuell etwa Deep Learning, das Grundprinzip heutiger KI-Anwendungen, bei der Frage danach, ob KI jemals eine menschliche Handlungseigenschaft besitzen wird, als bloße Statistik abgetan (Marcus 2018: 15).

Historisch wurden Technologien als neutrale, vom Menschen zu benutzende Werkzeuge betrachtet, nicht jedoch als konstitutive Elemente epistemischer Praktiken. Diese „Medien-, Technik- und Materievergessenheit“ (Schäffer 2022: 156) blendet aus, wie Technologien Wahrnehmung und Interpretation beeinflussen. Hybride Systeme bestehend aus Aufnahmegeräten, Transkriptions- und Textverarbeitungssoftware und Forscher:innen erweitern Beobachtungen und Analysen systematisch. Hutchins (1995) beschreibt diesen Zustand als „socially distributed cognition“ (ebd.: 129), bei dem kognitiven Prozesse zwischen Mensch und Technologie aufgeteilt werden.

Das Konzept des „hybrid actors“ bietet hingegen ein produktive Gegenposition, indem es die aktive Eigenart soziotechnischer Systeme in den Fokus nimmt. Latour beschreibt diese Verbindung aus Mensch und Ding als ein „Ensemble von Praktiken“ (Latour 2008: 19). Darin treffen Menschen und Dinge mit ihren jeweiligen „Handlungsprogrammen“, verstanden als „Abfolge von Zielen, Schritten und Intentionen“ (Latour 2002: 216), die sich stets über Mensch und Technik hinweg verteilen, aufeinander. In der qualitativen Forschung mit generativen Sprachmodellen entsteht diese hybride Handlungskonstellation durch die Verschmelzung von Sozialforscher:in und generativem Sprachmodell. Mit Verschmelzung ist dabei keine ontologische Auflösung der Differenz zwischen Mensch und Technik gemeint, sondern eine situative Verflechtung von Handlungsprogrammen, in der sich epistemische Praktiken nur noch relational beschreiben lassen. Diese Verbindung verändert den Entdeckungszusammenhang (Hoyningen-Huene 2013: 91) empirischer Erkenntnisse und eröffnet neue epistemische Möglichkeiten und Grenzen. Bei der Hybridisierung der qualitativen Sozialforschung geht es also um die An-

erkennung und Reflexion der Wirkmächtigkeit technischer Artefakte sowie die Entwicklung methodischer Zugänge, die diesen Überlegungen Rechnung tragen.

Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden der Blick auf die Alterität von Technologien, insbesondere generativer Sprachmodelle gerichtet, um deren spezifische Andersartigkeit und deren aktive Rolle in hybriden, d.h. sozial verteilten Forschungsprozessen zu untersuchen.

Die Alterität handelnder Technologien

Wenn qualitativ Forschende ihre Perspektive auf die handelnden Technologien ändern und sie weniger als zu benutzende, passive Werkzeuge verstehen, sondern als wirkmächtige Entitäten, die aktiv am Forschungsprozess teilnehmen, dann drängt sich auf, auch über die andersartige Beschaffenheit dieser Technologien zu reflektieren. Dabei wird deutlich, dass technologische Dinge nicht nur Werkzeuge der Effizienzsteigerung sind, sondern eigenständige Rollen in der Erkenntnisgenerierung einnehmen können. Ihre spezifische Andersartigkeit verlangt von Forschenden, gewohnte Kategorien von Subjekt und Objekt zu überdenken und den epistemischen Beitrag dieser Technologien differenziert zu betrachten.

Diese Andersartigkeit und wie sie auf den Menschen wirkt, wird besonders über Interfaces deutlich. Interfaces dienen als Schnittstellen zwischen Mensch und Maschine und schaffen Zugänglichkeit, indem sie Eingabe- und Ausgabeinstanzen bereitstellen. Bekannte Beispiele sind neben dem aktuell diskutierten ChatGPT auch veralltäglichte Interfaces wie Maus und Tastatur oder grafische Benutzeroberflächen wie Microsoft Windows. Sie vermitteln zwischen den körperlichen Fähigkeiten der Forschenden und den generativen Sprachmodellen (Pesch 2024). Diese Schnittstellen entfalten, wie Turkle betont, eine spezifische Faszination: Sie sind nicht bloß analytische Maschinen, sondern „second nature“ (Turkle 2005: 179) – evokative Objekte, reflexive Medien und philosophische Provokateure, die unser Denken stören und erweitern.

Im Alltag neigen wir dazu, technologische Dinge als erklärbare Werkzeuge zu verstehen. Computer erscheinen uns, mit etwas technischem Wissen, als erklärbar: Schaltkreise und Hardware fügen sich zu einem funktionierenden Ganzen. Bei generativen Sprachmodellen und der zugrundeliegenden Transformer-Architektur (Vaswani et al. 2017) ist dies jedoch anders. Diese Modelle basieren auf neuronalen Netzen, deren Komplexität und Opazität sie zu „Black Boxes“ machen (Dobson 2023). Ihre Funktionsweise, einschließlich der Berechnungen und internen Prozesse, entzieht sich weitgehend unserem Verständnis (Mainzer 2024: 5).

Wie Claus Beisbart (2021) beschreibt, entsteht Opazität, wenn Berechnungsschritte der Technologien nicht nachvollzogen werden können und es an Erklärungen für bestimmte Ausgaben mangelt. Dies ist eine zentrale Herausforderung im Umgang mit solchen Systemen. Ansätze wie Explainable AI (XAI) zielen darauf ab,

die Transparenz solcher Modelle zu erhöhen, indem sie „explain its capabilities and understandings; explain what it has done, what it is doing now, and what will happen next; and disclose the salient information that it is acting on“ (Gunning et al. 2019). Diese Bemühungen verdeutlichen, dass generative Sprachmodelle in ihrer Andersartigkeit nicht mit tradierten Vorstellungen erklärbarer Technologien übereinstimmen – Heinz von Förster würde von trivialen und nichttrivialen Maschinen sprechen (von Foerster und Pörksen 1998: 54ff.).

Don Ihde spricht in „Technology and the Lifeworld“ daher von einer „quasi-otherness“ (Ihde 1990: 100) handelnder Technologien. Diese beschreibt eine erfahrungsbezogene Andersartigkeit, bei der Technologien Autonomie und Lebendigkeit suggerieren, ohne jedoch unabhängig zu sein. „Technological otherness is a quasi-otherness, stronger than mere objectness but weaker than the otherness found within the animal kingdom or the human one“ (ebd.). Videospiele, zum Beispiel, die durch Interaktion eine dialogische Beziehung schaffen, verdeutlichen diese Quasi-Andersheit. Stacey Irwin beschreibt das „life lived in the interface“ (Irwin 2005: 454) als Verkörperung der Beziehung zwischen Mensch und Technologie, die zu einem Ort der Reflexion und kreativen Interaktion wird. Benutzende fühlen sich in eine dialogische Beziehung eingebunden, was eine einzigartige Art von technologischer Alterität verkörpert.

Die Quasi-Andersartigkeit bei Ihde stellt die Neutralität von Maschinen in Frage, die technologischen Artefakten oft zugeschrieben wird. Diese Perspektive ermöglicht die Haltung, dass Technologien keine vollständig fremden handelnden Dinge sind und mehr als neutrale Artefakte darstellen. Irwin zeigt, wie technologische Systeme durch ihre Interaktionen mit Menschen einen eigenen ontologischen Status gewinnen (ebd.: 456) und dass Technologien als Quasi-Andere in einem Spannungsfeld zwischen Funktionalität und einem eigenständigen Dasein operieren.

Zudem kommt generativen Sprachmodellen im Vergleich zu anderen Technologien eine neue Eigenschaft hinzu: Sie sprechen (beinahe) wie ein Mensch. Dabei ist dieses Proprium des Humanen wiederum „Bedingung für mentale Eigenschaften, die humanspezifisch sind, wie etwa Fähigkeiten zur Reflexion, Selbst-Transzendenz und moralischen Verpflichtung“ (Lindner et al. 2017: 27). Dass generative Sprachmodelle nun eine Sprache produzieren, die wir bisher als humanspezifisch verstanden haben, ist für Menschen und besonders Forschende, die schließlich viel schreiben, sehr irritierend (Bender et al. 2021). Der Versuch mit generativen Sprachmodellen gemeinsam in hybriden Forschungswerkstätten zu interpretieren und sie als gleichwertige, wenn auch andersartige Entitäten zu verstehen, dürfte diese Irritation noch verstärken. Generative Sprachmodelle ziehen damit ein in eine Domäne des Menschlichen, indem sie Sprache produzieren, die einer Interpretation gleicht. Sie nehmen damit als handelnde Dinge an Wissenschaft teil.

Interessant ist, dass generative Sprachmodelle dazu in der Lage sind, komplexe Aufgaben wie das Interpretieren empirischen Materials (Lieder und Schäffer 2024) zu erfüllen, ohne dabei ein Bewusstsein für ihr Handeln zu besitzen. Dieses Fehlen eines verstehenden Bewusstseins wird von vielen menschlichen Beobachter:innen als schwerwiegendes Defizit empfunden, da der Mensch seine eigene Denkfähigkeit meist durch Selbstbeobachtung als Verstehen und kognitive Selbstwirksamkeit wahrnimmt (und schätzt!). Dennoch hat diese vermeidliche Einschränkung der generativen Sprachmodelle keinen Einfluss auf ihr Verhalten. Damit entsteht eine grundlegende Irritation: Menschen fällt es schwer nachzuvollziehen, dass eine Maschine nicht versteht, was sie tut, obwohl sie Ergebnisse liefert, die für uns verständlich sind (Manhart 2025).

Positivismus und Sozialkonstruktivismus im Kontext generativer Sprachmodelle

Die Betrachtung von generativen Sprachmodellen in ihrer Quasi-Andersartigkeit zeigt, dass ihre Beteiligung an qualitativer Forschung die Interpretation des Forschungsgegenstands selbst prägen. An diesem Punkt eröffnen sich erkenntnistheoretische Spannungsfelder: Während positivistische Positionen in generativen Sprachmodellen vor allem Werkzeuge sehen, die objektives Wissen über die Welt generieren, rückt ein sozialkonstruktivistischer Blick ihre Mitwirkung an der Konstruktion von Wirklichkeit in den Vordergrund. Qualitative Forschung ist stark an menschlicher Interpretation, subjektiver Einschätzung und Kontextsensibilität orientiert, während generative Sprachmodelle automatisierte Prozesse mit festgelegten Formeln und Regeln nutzen, die Gefahr laufen Subtilitäten und Kontextnuancen menschlicher Äußerungen zu übersehen (Williams 2024).

Ein möglicher Ursprung für die Orientierung an einer regelgeleiteten Werkzeugnutzung lässt sich in der Informatik finden, wo meist eine positivistische Herangehensweise vorherrscht (Luczak-Rösch 2013). Das zeigt sich auch bei der Entwicklung und vor allem der Evaluation von Sprachmodellen, denn Ziel ist vor allem, dass die Modelle Informationen generieren und keine fehlerhaften oder kontroversen Aussagen machen (Brown et al. 2020). Die Frage danach, was überhaupt eine verlässliche Information, was eine fehlerhafte oder kontroverse Aussage ist, scheint keine Rolle zu spielen. Wie Eschrich und Sterman (2024) erläutern, ist aus positivistischer Sicht vor allem entscheidend, dass die Sprachmodelle konsistente Aussagen über eine unabhängig bestehende Realität hervorbringen, wobei der konkrete Prozess der Generierung dabei weniger relevant ist, solange die Ergebnisse inhaltlich korrekt sind.

Diese Ausrichtung wird durch die Erwartungen der breiten Öffentlichkeit verstärkt. Generative Sprachmodelle sollen nicht nur nützlich sein, sondern auch sicher und unfehlbar erscheinen. Werner Vogd und Jonathan Harth erklären die

Attraktivität von Maschinen mit ihrer vermeintlichen Vorhersehbarkeit, so dass ihr Verhalten kausal erklärbar sei. „Von künstlichen Intelligenzen (...) erwarten wir, dass sie uns helfen, in den immer größer werdenden Datenfluten die für uns relevanten Muster besser zu identifizieren, um auf dieser Basis die ‚richtigen‘ Entscheidungen treffen zu können“ (Vogd und Harth 2023: 10). Diese Erwartungshaltung verstärkt die Tendenz, Sprachmodelle primär als Werkzeuge der Effizienz und numerischer Genauigkeit zu betrachten.

Demgegenüber steht der sozialkonstruktivistische Ansatz (grundlegend dazu: Berger und Luckmann 2012), der in der qualitativen Sozialforschung häufiger vertreten wird (von Kardorff und Schönberger 2020: 143). Dort wird Wissen als konstruiert betrachtet und nicht als objektiv gegeben. Diese Haltung prägt auch das sozialwissenschaftliche Prompting. Ziel ist es nicht, objektiv korrekte Ergebnisse zu erzielen, sondern – wie auch in anderen abduktiven Ansätzen – Hypothesen oder sogar spekulative Ansätze zu entwickeln, die zur gemeinsamen Interpretation beitragen können (Reichert 2013b). Diese Offenheit erfordert jedoch eine experimentelle Haltung, da nicht jede Interpretation sich als tragfähig erweist. Das Scheitern oder Verwerfen von Hypothesen wird im sozialwissenschaftlichen Prompting als integraler Bestandteil des Erkenntnisprozesses anerkannt. Warum sollte das auch anders sein im Vergleich zu herkömmlicher Interpretationspraxis?

Ein weiterer zentraler Punkt in diesem Spannungsfeld ist die Frage nach dem Bias von Sprachmodellen. Im positivistischen Paradigma wird Bias als Fehler verstanden, der die objektive Darstellung der Realität verfälscht. Ziel ist es, diesen Bias zu eliminieren, um die vermeintliche Neutralität des Modells zu gewährleisten. Seinen Ursprung hat diese wissenschaftstheoretische Haltung bei Auguste Comte (1974) und wird bei Alfred J. Ayer (1936) schonungslos wie folgt formuliert:

„For we shall maintain that no statement which refers to a ‚reality‘ transcending the limits of all possible sense-experience can possibly have any literal significance; from which it must follow that the labours of those who have striven to describe such a reality have all been devoted to the production of nonsense.“ (Ayer 1936: 14)

Diesen vermeintlichen „nonsense“ finden wir laut Ayer wohl in konstruktivistischen Ansätzen. Dort wird Bias – man könnte auch von „Seinsgebundenheit des Denkens“ (Mannheim 1929: 35) sprechen – hingegen als unvermeidlich angesehen. Bias ist hier nicht bloß eine Verzerrung, sondern ein produktiver Faktor, der verschiedene Perspektiven sichtbar machen kann (Hoffmann et al. 2025). Paul Feyerabend würde noch weiter gehen und behaupten, dass eine gewisse persönliche Eigenart unbedingt notwendig ist, um Dogmen der Wissenschaft aufzubrechen (Reiss und Sprenger 2020).

Für die qualitative Sozialforschung und insbesondere für hybride Forschungswerkstätten stellt sich daher die Frage, wie Bias nicht nur identifiziert, sondern aktiv in den Forschungsprozess integriert werden kann. Gleichwohl müssen rassistische, sexistische, antisemitische oder andere diskriminierende und feindselige Einschreibungen aus den Trainingsdaten der Sprachmodelle selbstverständlich herausgenommen werden. Interessanter als die Eliminierung von Bias ist allerdings die Untersuchung seiner Entstehung und seiner Wirkung auf die epistemischen Geflechte, in denen Sprachmodelle operieren. Ein systematisches Instrument zur Reflexion dieser Verzerrungen bieten die von Timnit Gebru et al. (2021) vorgeschlagenen „Datasheets for Datasets“, indem sie den Entstehungsprozess, die Auswahl und die Aufbereitung von Datensätzen, die generativen Sprachmodellen zugrunde liegen, dokumentieren und so für mehr Transparenz sorgen. In gewisser Weise wird damit die Seinsgebundenheit der Modelle etwas expliziter gemacht und das wiederum hilft bei der Einnahme der Perspektive, Sprachmodelle nicht als passive Werkzeuge zu betrachten, sondern als aktiv am Forschungsprozess beteiligten Technologien, die keineswegs – im positivistischen Sinn – neutrale Ergebnisse generieren.

Hybride Forschungswerkstätten als soziotechnische Arrangements qualitativer Sozialforschung

Die theoretischen Überlegungen zu Alterität und Hybridität eröffnen neue Möglichkeiten, das Zusammenspiel von Mensch und Maschine in der qualitativen Forschung zu denken. Hybride Forschungswerkstätten stellen in diesem Kontext ein Konzept dar, das traditionelle Ansätze kollaborativer Interpretation, d.h. herkömmliche Forschungswerkstätten, mit den Fähigkeiten generativer Sprachmodelle wie ChatGPT kombiniert. Dabei agieren generative Modelle als eigenständige epistemische Technologien, die durch ihre stochastische Andersartigkeit multiperspektivische Zugänge und neue Interpretationsmöglichkeiten eröffnen.

Im Rahmen hybrider Forschungswerkstätten entsteht ein kognitives Geflecht oder eine soziotechnische Assemblage (Krähnke et al. 2025), in der verschiedene generative Sprachmodelle untereinander und gemeinsam mit Forscher:innen interpretieren. Diese handelnden Entitäten bringen jeweils spezifische Eigenheiten und Handlungsprogramme mit, die den Forschungsprozess entscheidend prägen. Latour (2000) verdeutlicht, dass selbst vermeintlich neutrale Dinge, wie Technologien oder gesetzliche Rahmenbedingungen, über eine Handlungsträgerschaft verfügen, da sie aktiv zur Gestaltung von Prozessen beitragen. Das bedeutet, dass nicht nur die forschende Person, sondern auch die verwendeten Technologien maßgeblich die Art und Weise beeinflussen, wie ein Untersuchungsgegenstand beobachtet und interpretiert wird.

Ein Aspekt hybrider Forschungswerkstätten ist die Zuschreibung einer Agency (Roberge und Seyfert 2017: 10) an Dinge bzw. Technologien. Der Unterschied zwischen der Nutzung eines Stifts, einer Tastatur oder eines generativen Sprachmodells zeigt, wie verschiedene Technologien unterschiedliche epistemische Prozesse auslösen. Während ein Stift die Reflexion und Langsamkeit fördern mag, ermöglicht ein generatives Sprachmodell durch seine algorithmische Verarbeitungsgeschwindigkeit neue Arten der Mustererkennung und Hypothesenbildung, birgt zugleich aber auch die Gefahr einer erschlagenden Informationsflut.

Die Integration generativer Sprachmodelle in diesen Prozess erfolgt durch das sozialwissenschaftliche Prompting. Jeder Prompt kann dabei als eigenständiges Modul, das ebenfalls über eine Agency verfügt, verstanden werden, der in die „Black Box“ des Sprachmodells eingespeist wird. Im Inneren dieser neuronalen Netze entfalten sich stochastische Prozesse, die schließlich zu einem Output führen. Dieser Output – eine Interpretation oder eine Hypothese – wird wiederum von der forschenden Person aufgenommen, reflektiert und als Ausgangspunkt für weitere Prompts genutzt. Es entsteht ein iterativer Kreislauf, in dem Forscher:innen und Sprachmodelle sich gegenseitig beeinflussen und bereichern ganz nach dem Prinzip „[h]uman input informs system output, which informs human input, which informs system output“ (Henrickson und Meroño-Peñuela 2023).

Dieser iterative Prozess beginnt typischerweise mit der Bereitstellung von Daten durch die Forschenden. Die daraus entstehenden Prompts bilden die Grundlage für einen dialogischen Interpretationsprozess, der durch kritische Reflexion und erneutes Prompting weiterentwickelt wird. Das Besondere an hybriden Forschungswerkstätten ist, dass sie die Grenzen zwischen Mensch und Maschine verwischen. Die epistemische Verantwortung wird dabei zwischen Forscher:innen und Sprachmodellen im Sinne einer maschinellen Assemblage (Krähnke et al. 2025; grundlegend: Deleuze und Guattari 1987) geteilt.

Hybride Forschungswerkstätten erweitern somit nicht nur die methodischen Möglichkeiten der qualitativen Sozialforschung, sondern stellen auch neue Anforderungen an die Forschenden. Sie erfordern eine experimentelle Haltung, die bereit ist, die epistemischen Grundlagen der eigenen Praxis zu hinterfragen und die Andersartigkeit von Technologien sowie deren Beteiligung an der Wissensproduktion anzuerkennen. Durch diese soziotechnischen Arrangements wird deutlich, dass Forschungsprozesse nie ausschließlich durch menschliche Akteur:innen geprägt, sondern stets in relationale, technisch mitkonstituierte Gefüge eingebettet sind. Das hybride Interpretieren mit generativen Sprachmodellen markiert daher keinen Bruch, sondern eine qualitative Verschiebung und Erweiterung bestehender soziotechnischer Gefüge.

Die forschende Grundhaltung zwischen Mensch und Maschine

Die Entwicklung von QDA-Software zeigt, dass Technologie immer schon Teil sozialwissenschaftlicher Forschungspraktiken war (Schäffer 2022). Während frühe QDA-Anwendungen nach dem Prinzip „code and retrieve“ (Kuckartz 2010: 734) vor allem der Ordnung und Organisation qualitativen Datenmaterials dienten, haben sich moderne Systeme in ihrer Funktionsweise erheblich verändert. Sie bieten nun Visualisierungen, synchrone Betrachtungen empirischer Materialien und komplexe analytische Werkzeuge. Dennoch bleiben sie überwiegend in der Rolle eines passiven Hilfsmittels verhaftet oder werden zumindest als solche wahrgenommen (Franken 2020). Auch in den gängigen QDA-Anwendungen wurden generative Sprachmodelle in den letzten Jahren integriert.

Die Intention, generative Sprachmodelle als forschende Entitäten zu begreifen, entspricht nicht dem ursprünglichen Ziel ihrer Konstrukteur:innen. Vielmehr sind diese Systeme darauf ausgelegt, assistierende Rollen einzunehmen – sei es als Werkzeuge zur Informationssuche oder zur Unterstützung bei textbasierten Aufgaben. Qualitativ Forschende, die mit Sprachmodellen arbeiten, stehen daher vor der Herausforderung, gegen die inhärente Intention dieser Modelle anzuforschen, indem sie diese im Sinne des sozialwissenschaftlichen Promptings umdeuten und für ihre eigenen epistemischen Zwecke adaptieren.

Ein solcher Zugang erfordert eine bewusste experimentelle Haltung, die es ermöglicht, generative Sprachmodelle als andersartige, aber epistemisch wirksame Entitäten zu verstehen. Das bedeutet, das Sprachmodell nicht bloß als assistierendes Werkzeug zu betrachten, sondern seine spezifische Alterität anzuerkennen. Diese Perspektive negiert nicht die Sonderstellung des Menschen, sondern zeigt seine Einbettung in relationale epistemische Gefüge aus Technologien, Medien und sozialen Kontexten. Die Erkenntnisproduktion erfolgt nicht in Isolation, sondern in Wechselwirkung mit Technologien, Medien und sozialen Kontexten. Diese Relationalität ist entscheidend für das Verständnis soziotechnischer Arrangements in der qualitativen Forschung. Sie bedeutet, Technologien als aktive Mitgestalter:innen des Erkenntnisprozesses anzuerkennen sowie deren Andersartigkeit nicht zu reduzieren, sondern produktiv zu integrieren.

Diese Perspektive erfordert eine methodologische Offenheit, die Unsicherheiten akzeptiert und mit epistemischer Unvorhersehbarkeit umzugehen weiß. Die epistemische Verantwortung verlagert sich dadurch von einem ausschließlich anthropozentrischen Modell hin zu einem verteilten Erkenntnisprozess. Dies bedeutet nicht, Kontrolle über den Forschungsprozess aufzugeben, sondern vielmehr anzuerkennen, dass Erkenntnisproduktion in hybriden Forschungswerkstätten sich aus der Interaktion verschiedener epistemischer Entitäten speist. Der Erfolg solcher Ansätze hängt nicht nur von der technischen Leistungsfähigkeit der Systeme

me ab, sondern auch von der Fähigkeit der Forschenden, deren epistemische Rolle kritisch zu reflektieren und produktiv zu nutzen.

Letztlich geht es in hybriden Forschungswerkstätten nicht um eine Neukonzeption des Erkenntnisprozesses als soziotechnisches Arrangement. Die forschende Person verliert dabei nicht ihre epistemische Autorität, sondern erweitert ihre methodologischen Möglichkeiten, indem sie sich aktiv mit den Andersartigkeiten generativer Technologien auseinandersetzt. Dies erfordert nicht nur Wissen über Technologien, sondern auch eine Haltung der Neugier, des Experimentierens und der epistemischen Reflexion.

Die Forschungspraxis wird durch diese Perspektive nicht geschwächt, sondern erweitert: Sie wird zu einem veränderten und reflektierten soziotechnischen Arrangement, in dem die Grenzen zwischen Subjekt und Objekt verschwimmen. Diese hybride Konstellation fordert auch eine grundlegende Neuausrichtung des Selbstverständnisses der Forschenden – weg von der Idee des souveränen Subjekts hin zu einer integrativen, relationalen Perspektive, die den Mensch in seinem Geflecht mit der Welt erkennt.

Sozialwissenschaftliches Prompting mit modularisierten Promptstrukturen

Die erzeugte Sprache auf Chat-Interfaces kann durch gezieltes Prompt Engineering (Bach et al. 2022) modifiziert werden. Ein Prompt stellt dabei eine Eingabe in natürlicher Sprache dar, die ein Sprachmodell zu einer bestimmten Ausgabe veranlassen soll. Dabei ist nicht entscheidend, dass die Formulierung für Menschen verständlich erscheint, sondern dass das Modell auf Basis probabilistischer Vorhersagen eine anschlussfähige Antwort generiert. Dieser Prozess folgt einer strikt mathematisch-stochastischen Logik (Tingiris 2021: 12), die dem menschlichen Sprachgebrauch ähnlich erscheint, aber dennoch grundlegend andersartig ist.

Ein einfacher Prompt könnte etwa lauten: „Interpretiere das eingegebene Transkript.“ Da das angesprochene Sprachmodell dadurch allerdings noch nicht weiß, nach welchen methodischen Vorgaben es interpretieren soll, ist dieser Prompt für sozialwissenschaftliche Standards nicht ausreichend. Die Herausforderung des sozialwissenschaftlichen Promptings besteht darin, komplexe qualitative Forschungsmethoden in dynamische, modulare Strukturen zu überführen. Ziel ist es, erprobte und systematisch kombinierbare Prompts zu entwickeln, die einen vollständigen Forschungsprozess oder einzelne Teilschritte darin abbilden können.

Leah Henrickson und Albert Meroño-Peñuela (2023) argumentieren für eine hermeneutische Perspektive auf die Interaktion mit generativen Sprachmodellen. Mit „hermeneutic value“ beschreiben sie die Fähigkeit eines Textes, Bedeutung in den Augen der Forschenden zu erzeugen. Der Text ist im vorliegenden Fall die

Ausgabe eines generativen Sprachmodells. Es geht also um die bewusste Gestaltung von Prompts, um die hermeneutische Wertigkeit des Outputs zu fördern. Dabei wird die Interaktion zwischen Mensch und Maschine als iterativer Prozess verstanden, wodurch ein fortlaufender Interpretationszirkel entsteht.

Das sozialwissenschaftliche Prompting trägt dieser Dynamik Rechnung, indem es die Hybridität qualitativer Forschung explizit integriert. Der iterative Entstehungsprozess erfordert eine enge Zusammenarbeit zwischen Forschenden und Sprachmodellen. In diesem Prozess passen Forschende ihre Prompts an die generierten Ausgaben an und verfeinern sie schrittweise, um eine kohärente Kollaboration mit dem Modell zu entwickeln. Durch die Bereitstellung zusätzlicher Erklärungen, Erläuterungen oder Beispiele können Forschende dem Sprachmodell helfen, die Nuancen des Forschungsprojekts besser zu verstehen. Beide lernen, sich eingehender mit dem empirischen Material zu befassen und die Interpretation während des gegenseitigen Austauschs zu verfeinern. Dies beinhaltet die kritische Reflexion der Ausgaben, die Identifikation von Lücken oder halluzinierter Interpretationen (zu Halluzinationen generativer Sprachmodelle siehe Huang et al. 2024) sowie die Anpassung der Eingaben, um eine gezieltere Generierung relevanter Interpretationen zu ermöglichen.

Während des Forschens an empirischem Material sind Forschende notwendigerweise dazu gezwungen, ihre Gedanken aufzuschreiben. Auch Zwischenschritte und Überlegungen zum weiteren Vorgehen müssen in klaren Erläuterungen festgehalten werden. Das muss in einer Art und Weise geschehen, die die Andersartigkeit des generativen Sprachmodells berücksichtigt. Gedanken und Vorgehensweisen werden also in Prompts so formuliert, dass das Sprachmodell eine viable Ausgabe generieren kann, die die Kommunikation im hybriden Forschungsstandem anregt und zu neuen Interpretationsansätzen führt. Forschende sind also gezwungen, ihren Forschungsprozess gemeinsam mit einem generativen Sprachmodell schriftlich festzuhalten.

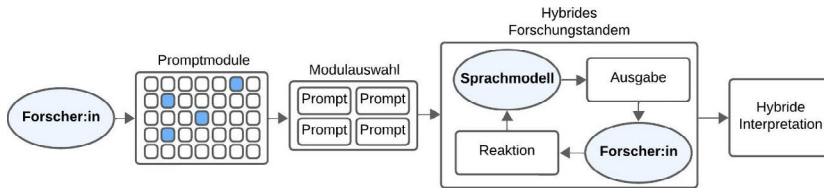
Dieser Prozess kann als eine Form des Schreibdenkens (Scheuermann 2016) verstanden werden, bei dem Forschende durch die explizite Formulierung ihrer Gedanken in Prompts ihr eigenes Denken ordnen und reflektieren. Niklas Luhmann betonte bereits, dass seine Produktivität nicht allein durch ihn selbst ermöglicht wurde, sondern, dass sein Zettelkasten einen wesentlichen Teil der Arbeit übernommen hat, ja sogar beim Ideenfindungsprozess beteiligt war. Auch Luhmann ging davon aus, dass Schreiben untrennbar mit dem Denken verbunden ist (Luhmann 1981: 222; siehe dazu erläuternd und für die eigene Anwendung: Ahrens 2017). Diese Annahme findet sich auch im Aufbau modularer Promptsysteme wieder, die wie ein digitaler Zettelkasten funktionieren. Während bei Luhmann jeder Zettel eine einzelne Idee repräsentierte, nimmt heute der Prompt diese Rolle ein, allerdings wäre es zum jetzigen Zeitpunkt noch übertrieben, davon auszugehen, genauso viele Prompts wie luhmannsche Zettel (zirka 90.000; Schmidt o. J.) anzulegen,

denn das war bekanntermaßen ein Lebensprojekt. Das Besondere daran ist, dass das Sprachmodell nicht zur Eigeninitiative in der Lage ist, sondern erst durch das sozialwissenschaftliche Prompting in den Forschungsprozess einbezogen wird. Forschende müssen dabei methodische Schritte, theoretische Überlegungen und Interpretationsansätze schriftlich ausarbeiten, um dem Modell eine sinnvolle Grundlage für seine generierten Antworten zu bieten. Dadurch entsteht eine Art dokumentierter Denkprozess: Forschende verschriftlichen ihre Überlegungen nicht nur für sich selbst, sondern in einer Weise, die es dem Sprachmodell ermöglicht, als aktiver Gesprächspartner am Forschungsprozess teilzunehmen.

Im Nachhinein lässt sich damit genau nachvollziehen, wie eine Interpretation entstanden ist, denn die formulierten Promptmodule sind alle einsehbar. Gleichzeitig verändert sich das methodische Vorgehen: Indem Forschende ihre Gedanken strukturiert in Prompts formulieren, reflektieren sie nicht nur ihr eigenes Denken und müssen offene Fragen explizieren, sondern gewinnen durch das generierte Sprachfeedback neue Perspektiven. Die forschende Person bildet also mit dem generativen Sprachmodell entweder ein hybride Forschungsstandem oder – in kollektiven Settings – eine hybride Forschungswerkstatt. Während das Forschungsstandem die dyadische Interaktion einer einzelnen forschenden Person mit einem generativen Sprachmodell beschreibt, bezeichnet die hybride Forschungswerkstatt ein situativ gerahmtes Ensemble aus mehreren Forschenden und mehreren Sprachmodellen. In beiden Fällen fungiert das Sprachmodell als Resonanzraum, der zum gemeinsamen Interpretieren und Formulieren anregt. Damit wird das Schreiben – im Sinne des Schreibdenkens – nicht nur ein Mittel zur Dokumentation, sondern ein integraler Bestandteil des forschenden Denkens in hybriden Forschungsstandems.

Im Sinne einer abduktiven Forschungspraxis des sozialwissenschaftlichen Promptings kann man explizit nach spekulativen Interpretationen fragen oder Hypothesen explorieren lassen, die sich erst noch als tragfähig erweisen müssen. Dadurch verändert sich die Dynamik von Forschungswerkstätten: Während klassische Forschungswerkstätten von der gemeinsamen Interpretation mehrerer forschender Personen und der argumentativen Aushandlung oder Weiterentwicklung (konkurrierender) Perspektiven leben (Reichertz 2013b), verschwimmt in der Praxis des sozialwissenschaftlichen Promptings in hybriden Forschungswerkstätten die Grenze zwischen menschlich initiiertem und maschinell generiertem Vorschlag.

Abb. 1: Sozialwissenschaftliches Prompting. Eigene Darstellung.



Ein solcher Forschungsprozess erfordert eine iterative Vorgehensweise, die sich besonders im sozialwissenschaftlichen Prompting zeigt. Abbildung 1 illustriert diesen Ablauf. Die forschende Person greift dabei auf eine sich fortlaufend entwickelnde Sammlung von Promptmodulen zurück, die sowohl vorab angelegt als auch im Verlauf des Forschungsprozesses situativ erzeugt, angepasst und erweitert werden. Alle relevanten Informationen für das Forschungsprojekt werden durch die forschende Person in Form von Promptmodulen festgehalten und kontinuierlich weiterentwickelt. Dies führt zu einer fortwährenden Generierung neuer Prompts, die in den Forschungsprozess eingespeist werden und das Sprachmodell zu einem produktiven Sparringspartner machen. Erst durch diese dynamische Interaktion kann sich eine hybride Forschungsinteraktion zwischen forschender Person und Sprachmodell entfalten. Diese Module können in Interfaces wie beispielsweise Karl AI (DokuMet QDA GmbH o. J.) hinterlegt werden, oder in einfachen Dokumenten zwischengespeichert und bei Bedarf eingefügt werden. Sie umfassen verschiedene Aspekte des Forschungsprozesses: methodische Anleitungen, theoretische Überlegungen, Kontexterläuterungen zum empirischen Material (z. B. Transkripte oder Beobachtungen), Interpretationen, Codierungen, Analysen sowie relevante Literaturauszüge. Darüber hinaus können einige Promptmodule das Forschungsprojekt selbst erläutern oder gezielt Fragestellungen formulieren, die das Sprachmodell bei der Analyse des empirischen Materials berücksichtigen soll.

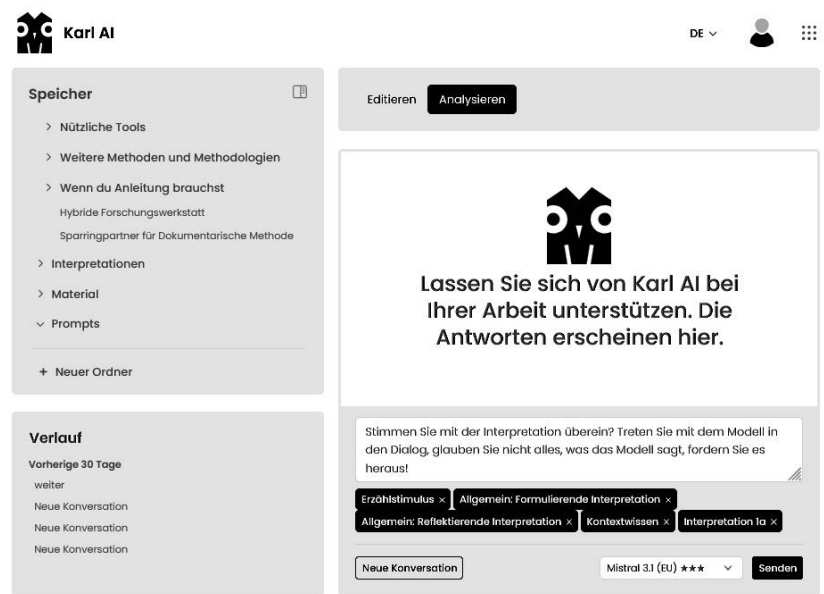
Sobald die forschende Person die relevanten Promptmodule für den nächsten Forschungsschritt ausgewählt hat, legt die forschende Person fest, welches Sprachmodell verwendet werden soll. Hierfür kann ein Interface genutzt werden, wie es mit Karl AI realisiert wurde. Innerhalb dieses Systems können verschiedene Prompts ausgewählt und gemeinsam an ein Sprachmodell – hier: Prompts zur Interpretation mit der Dokumentarischen Methode gemeinsam mit Mistral 3.1 – gesendet werden (siehe Abbildung 2).

Ein zentraler Bestandteil dieses Prozesses ist das iterative Forschungs- und Interpretationsgespräch zwischen Mensch und Sprachmodell, das anschließend – nach der Übermittlung der Prompts – stattfindet. Die Interaktion kann sowohl durch eine erste Interpretation seitens der forschenden Person in Form eines Prompts als auch durch einen initiale Interpretationsvorschlag des Sprachmodells

beginnen. In beiden Fällen folgt darauf eine Reaktion der jeweils anderen Seite, wodurch sich ein dialogischer und zirkulärer Forschungsprozess entfaltet.

Dieses iterative Verhältnis zwischen Sprachmodell und forschender Person bildet den Kern der hybriden Forschungswerkstatt. Die Interpretation wird gemeinsam fortlaufend verfeinert, unterschiedliche Perspektiven werden erprobt und weiterentwickelt, bis eine zufriedenstellende Interpretation des Materials erreicht ist. Die so entstandene hybride Interpretation kann wiederum als neues Promptmodul gespeichert werden und in zukünftige Interpretationsprozesse einfließen.

Abb. 2: Interface von Karl AI



Während sich dieses Modell auf ein einzelnes Sprachmodell und eine forschende Person konzentriert, sind hybride Forschungswerkstätten auch mit einer erweiterten Konstellation denkbar. Mehrere Forschende könnten gemeinsam mit unterschiedlichen Sprachmodellen interagieren. Eine solche Erweiterung würde die hybride Forschungswerkstatt als soziotechnisches Arrangement weiter diversifizieren und zusätzliche Perspektiven in den iterativen Forschungsprozess einbringen.

Krähnke et al. (2025) haben diesbezüglich zur hybriden Interpretation textbasierter Daten mit dialogisch integrierten LLMs ein mehrstufiges Verfahren zur kollaborativen Nutzung generativer Sprachmodelle in der qualitativen For-

schung entwickelt. Sie betonen die Bedeutung der diskursiven Validierung sowie der abduktiven Heuristik, um Interpretationen systematisch zu reflektieren und gegenstandsangemessen zu validieren. Mit Karl AI kann dieses Verfahren mit mehreren Sprachmodellen innerhalb eines Interpretationsprozesses umgesetzt werden.

Diskussion

Die Hybridisierung der qualitativen Sozialforschung durch generative Sprachmodelle könnte eine tiefgreifende Transformation epistemischer Praktiken markieren. Sie stellt nicht nur eine methodische Erweiterung dar, sondern betrifft auch die Grundlagen sozialwissenschaftlicher Methodologie. Während generative Sprachmodelle in der Lage sind, Texte zu generieren, Interpretationen zu formulieren und somit aktiv am Forschungsprozess teilzunehmen, bleibt ihre grundsätzliche Alterität bestehen: Die Maschine bleibt das „Andere“ (Manhart 2025). Gerade diese Differenz eröffnet neue Räume für Beobachtung und Interpretation, indem sie uns zwingt, unsere Forschungspraktiken zu reflektieren. Wie wiederkehrende Diskussionen in der qualitativen Methodencommunity – etwa in Beiträgen der Mailingliste Qualitative Sozialforschung (QSF_L) –, geht es bei der Auseinandersetzung nicht nur um sachlichen Austausch, sondern auch um Ängste und Hoffnungen. Bei allem Interesse an den aktuellen technologischen Entwicklungen darf nicht vergessen werden, dass auch Forschende manchmal an liebgewonnenen Routinen und Überzeugungen festhalten. Die Radikalität, mit der ChatGPT in unsere Welt einbrach und andere generative Sprachmodelle folgten, fordert uns deutlicher und schmerzlicher aus einer Komfortzone heraus, die lange als unantastbar galt.

In Anlehnung an Latour könnte argumentiert werden, dass Technologien nicht erst mit generativen Sprachmodellen unsere Forschung beeinflussen. Vielmehr wird nun offensichtlicher, dass qualitative Forschung immer schon ein soziotechnisches Arrangement war. Dennoch bringt die Nutzung generativer Sprachmodelle eine zusätzliche epistemische Verunsicherung mit sich: Wer interpretiert eigentlich? Die Forscher:innen, die Maschine oder das hybride Geflecht aus beiden? Das Paradoxon einer qualitativen Sozialforschung gemeinsam mit generativen Sprachmodellen liegt darin, dass Forschende einerseits die Leistungsfähigkeit von Sprachmodellen nutzen, gleichzeitig aber häufig an der Sonderstellung menschlicher Interpretation festhalten. Doch diese Dichotomie könnte in die Irre führen, da es sich zunehmend anbietet, davon auszugehen, dass in hybriden Forschungswerkstätten nicht das Subjekt, sondern das kollektive Ensemble aus Forscher:innen und Sprachmodellen sowie Tastatur und Maus und anderen Technologien Interpretationen hervorbringt.

Während das sozialwissenschaftliche Prompting darauf abzielt, Interpretationsprozesse zu strukturieren und transparent zu machen, bleibt vorerst unklar, inwiefern diese Praxis mit klassischen Formen interpretativer Sozialforschung kompatibel ist. Welche methodologischen Anpassungen sind erforderlich, um eine Hybridisierung der Forschungspraxis nicht nur als technische Effizienzsteigerung, sondern als epistemische Erweiterung zu begreifen? Darüber hinaus bleibt die Frage, inwiefern generative Sprachmodelle tatsächlich Anerkennung in ihrer epistemischen Mitgestaltung anerkannt erhalten müssen. Ist es legitim, maschinelle Interpretationen als eigenständige Interpretationsakte zu verstehen? Oder bleiben sie letztlich rekombinatorische Artefakte oder stochastische Papageien (Bender et al. 2021) menschlicher Wissensproduktion? Eine kritische Reflexion dieser Fragen ist notwendig, um den Einfluss generativer KI auf epistemische Strukturen ernst zu nehmen.

Mit der Entwicklung der Software Karl AI wird das sozialwissenschaftliche Prompting zur Anwendung gebracht. Forschende können eigene Promptmodule erstellen und im Rahmen hybrider Forschungsstandems und Forschungswerkstätten empirisches Material gemeinsam mit generativen Sprachmodellen iterativ erproben. Die Software wird ständig weiterentwickelt und bietet einen Rahmen für qualitativ Forschende, am Diskurs über generative Sprachmodelle in der Forschung teilzunehmen und eine forschende Haltung in direkter Anwendung sozialwissenschaftlichen Promptings aufzubauen. Dieses Vorgehen könnte dazu beitragen, hybride Forschungspraxis nicht nur theoretisch zu diskutieren, sondern auch praktisch zu erproben und weiterzuentwickeln.

Dazu gehört allerdings auch eine kontinuierliche und systematische Beobachtung und Analyse von generativen Sprachmodellen innerhalb ihres Nutzungskontexts. Eine einfache Offenlegung von Trainingsdaten oder Quellcodes der Algorithmen wäre hier nur scheinbar eine Lösung, da insbesondere generative Sprachmodelle aufgrund ihrer Komplexität und internen Architektur inhärent opak und nicht vollständig erklärbar sind (Leerssen 2024: 5). Die Offenlegung der Datenlage und Algorithmen verspricht zwar auf den ersten Blick Transparenz, diese bleibt jedoch oberflächlich, solange sie nicht durch kontinuierliche Beobachtung des soziotechnischen Geflechts ergänzt wird, dessen Teil ein Sprachmodell ist. Ein kritischer und methodologisch reflektierter Umgang mit generativen Sprachmodellen in der qualitativen Sozialforschung erfordert daher, sie nicht isoliert zu betrachten (genauso wenig wie die Forschenden). Nur dann kann auf Transparenz hingearbeitet werden, die über eine rein technische Offenlegung hinausgeht und es ermöglicht, epistemische Prozesse intersubjektiv nachvollziehbar und kritisch reflektierbar zu gestalten.

Die Arbeit mit hybriden Forschungswerkstätten erfordert daher eine doppelte Bewegung: Einerseits ist methodische Strenge notwendig, um Transparenz und Nachvollziehbarkeit innerhalb des methodischen Vorgehens zu gewährleisten.

Andererseits ist epistemische Flexibilität erforderlich, um generative Sprachmodelle nicht nur als Werkzeuge, sondern als aktiv beteiligte Entitäten in der Wissensproduktion zu begreifen. Ob dies zu einer nachhaltigen Transformation der qualitativen Sozialforschung führt oder lediglich eine technologische Episode bleibt, wird sich erst in der weiteren Forschung zeigen. Klar dürfte sein: Wer sich an liebgegewonnene Routinen klammert, riskiert, die Veränderungen durch hybride Forschung nicht zu erkennen und ihren Herausforderungen nicht gerecht zu werden.

Zuletzt sei noch erwähnt, dass es noch zu früh ist, dieses Experiment in der Forschungspraxis flächendeckend einzuführen. Der Beitrag lädt dazu ein, das sozialwissenschaftliche Prompting auszuprobieren und eine forschende Haltung einzunehmen, die ein Interpretieren gemeinsam mit den Interfaces generativer Sprachmodelle abseits einer Perspektive auf Technologie als Werkzeug oder ausführender Assistent:in zur Effizienzsteigerung ermöglicht.

Literatur

- Ahrens, Sönke. 2017. „Das Zettelkasten-Prinzip: Erfolgreich wissenschaftlich Schreiben und Studieren mit effektiven Notizen.“ BoD – Books on Demand.
- Ayer, Alfred Jules. 1936. „*Language, Truth, and Logic*.“ Gollancz.
- Bach, Stephen H., Victor Sanh, Zheng-Xin Yong, Albert Webson, Colin Raffel, Nihal V. Nayak, Abheesht Sharma, Taewoon Kim, M. Saiful Bari, Thibault Fevry, Zaid Alyafeai, Manan Dey, Andrea Santilli, Zhiqing Sun, Srulik Ben-David, Canwen Xu, Gunjan Chhablani, Han Wang, Jason Alan Fries, Maged S. Al-shaibani, Shanya Sharma, Urmish Thakker, Khalid Almubarak, Xiangru Tang, Dragomir Radev, Mike Tian-Jian Jiang, und Alexander M. Rush. 2022. „PromptSource: An Integrated Development Environment and Repository for Natural Language Prompts.“ In *arXiv preprint*. <https://arxiv.org/abs/2202.01279>.
- Beisbart, Claus. 2021. „Opacity Thought Through: On the Intransparency of Computer Simulations.“ In *Synthese* 199: 11643–11666. <https://doi.org/10.1007/s11229-021-03305-2>.
- Beisbart, Claus. 2024. „Was heißt hier noch real? Wirklichkeiten in Zeiten von Computersimulation und virtueller Realität.“ Reclam.
- Bender, Emily M., Timnit Gebru, Angelina McMillan-Major, und Shmargaret Shmitchell. 2021. „On the Dangers of Stochastic Parrots: Can Language Models Be Too Big?“ In *Proceedings of the 2021 ACM Conference on Fairness, Accountability, and Transparency (FAcT '21)*, 610–623. <https://doi.org/10.1145/3442188.3445922>.
- Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 2012. „*Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*.“ Suhrkamp.

- Bijker, Rimke, Stephanie S. Merkouris, Nicki A. Dowling, und Simone N. Rodda. 2024. „ChatGPT for Automated Qualitative Research: Content Analysis.“ In *Journal of Medical Internet Research* 26: e59050. <https://doi.org/10.2196/59050>.
- Bohnsack, Ralf. 2014. „Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden.“ Verlag Barbara Budrich.
- Brown, Tom B., Benjamin Mann, Nick Ryder, Melanie Subbiah, Jared Kaplan, Prafulla Dhariwal, Arvind Neelakantan, et al. 2020. „Language Models Are Few-Shot Learners.“ In *arXiv*. <https://doi.org/10.48550/arXiv.2005.14165>
- Comte, Auguste. 1974. „Diskurs über den Geist des Positivismus.“ Meiner.
- Crompton, Helen, und Diane Burke. 2024. „The Educational Affordances and Challenges of ChatGPT: State of the Field.“ *TechTrends* 68: 380–392. <https://doi.org/10.1007/s11528-024-00939-0>.
- Deleuze, Gilles und Felix Guattari. 1987. „A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia.“ University of Minnesota Press.
- Dellermann, Dominik, Philipp Ebel, Matthias Söllner, und Jan Marco Leimeister. 2019. „Hybrid Intelligence.“ In *Business & Information Systems Engineering* 61 (5): 637–643. <https://doi.org/10.1007/s12599-019-00595-2>.
- Dobson, James E. 2023. „On Reading and Interpreting Black Box Deep Neural Networks.“ *International Journal of Digital Humanities* 5: 431–449. <https://doi.org/10.1007/s42803-023-00075-w>.
- DokuMet QDA GmbH. o. J. „Qualitative Forschung mit Karl AI.“ Karl AI. Zuletzt zugegriffen am 3. Februar 2026. <https://www.dokumet.de>.
- Eschrich, James, und Sarah Stermann. 2024. „A Framework for Discussing LLMs as Tools for Qualitative Analysis.“ In *CHI '24 Workshop: LLMs as Research Tools: Applications and Evaluations in HCI Data Work, May 11–16*. <https://doi.org/10.48550/arXiv.2407.11198>.
- Foerster, Heinz von, und Bernhard Pörksen. 1998. „Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners: Gespräche für Skeptiker.“ Carl Auer.
- Franken, Lina. 2020. „Kulturwissenschaftliches digitales Arbeiten. Qualitative Forschung als ‚digitale Handarbeit‘?“ *Berliner Blätter* 82: 107–118. <https://doi.org/10.18452/22125>.
- Gao, Jie, Kenny Tsu Wei Choo, Junming Cao, Roy Ka-Wei Lee, und Simon Perrault. 2023. „CoAICoder: Examining the Effectiveness of AI-Assisted Human-to-Human Collaboration in Qualitative Analysis.“ In *ACM Transactions on Computer-Human Interaction* 31 (1): 1–38. <https://doi.org/10.1145/3617362>.
- Geburu, Timnit, Jamie Morgenstern, Briana Vecchione, Jennifer Wortman Vaughan, Hanna Wallach, Hal Daumé III, und Kate Crawford. 2021. „Datasheets for Datasets.“ In *Communications of the ACM* 64 (12): 86–92. <https://doi.org/10.1145/3458723>.

- Gunning, David, Mark Stefik, Jaesik Choi, Timothy Miller, Simone Stumpf, und Guang-Zhong Yang. 2019. „XAI—Explainable Artificial Intelligence.“ *Science Robotics* 4 (37): eaay7120. <https://doi.org/10.1126/scirobotics.aay7120>.
- Henrickson, Leah, und Albert Meroño-Peñuela. 2023. „Prompting Meaning: A Hermeneutic Approach to Optimising Prompt Engineering with ChatGPT.“ *AI & Society*. <https://doi.org/10.1007/s00146-023-01752-8>.
- Hine, Christine. 2000. „*Virtual Ethnography*.“ SAGE.
- Hoffmann, Stephanie, Fabio Roman Lieder, und Stefan Rundel. 2025. „Hybride Forschungswerkstätten in der Erziehungswissenschaft: Soziotechnische Interpretation mit generativen Sprachmodellen.“ *Erziehungswissenschaft* 36 (70): 47–54. <https://doi.org/10.25656/01:33609>.
- Hoyningen-Huene, Paul. 2013. „*Systematicity: The Nature of Science*.“ Oxford University Press.
- Huang, Lei, Weijiang Yu, Weitao Ma, Weihong Zhong, Zhangyin Feng, Haotian Wang, Qianglong Chen, Weihua Peng, Xiaocheng Feng, Bing Qin, und Ting Liu. 2024. „A Survey on Hallucination in Large Language Models: Principles, Taxonomy, Challenges, and Open Questions.“ In *ACM Transactions on Information Systems* 1 (1): Artikel 42. <https://doi.org/10.1145/3703155>.
- Hutchins, Edwin. 1995. „*Cognition in the Wild*.“ MIT Press.
- Ihde, Don. 1990. „*Technology and the Lifeworld: From Garden to Earth*.“ Indiana University Press.
- Irwin, Stacey. 2005. „Technological Other/Quasi Other: Reflection on Lived Experience.“ *Human Studies* 28 (4): 453–467. <https://doi.org/10.1007/s10746-005-9002-5>.
- Kanemitsu, Hidekazu. 2019. „The Robot as Other: A Postphenomenological Perspective.“ *philinq* 7 (1): 51–62.
- Kardorff, Ernst von, und Claudia Schönberger. 2020. „Qualitative Evaluationsforschung.“ In *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, herausgegeben von Günter Mey und Katja Mruck. Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18387-5_26-2.
- Krähnke, Uwe, Thorsten Pehl, und Thorsten Dresing. 2025. „Hybride Interpretation textbasierter Daten mit dialogisch integrierten LLMs: Zur Nutzung generativer KI in der qualitativen Forschung.“ *Preprint*. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-99389-7>.
- Kuckartz, Udo, und Stefan Rädiker. 2024. „*Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Umsetzung mit Software und künstlicher Intelligenz*.“ Beltz Juventa.
- Kuckartz, Udo. 2010. „*Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*.“ VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Latour, Bruno. 1994. „On Technical Mediation: Philosophy, Sociology, Genealogy.“ *Common Knowledge* 3 (2): 29–64.
- Latour, Bruno. 2002. „*Die Hoffnung der Pandora*.“ Suhrkamp.

- Latour, Bruno. 2008. „Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie.“ Suhrkamp.
- Lee, V. Vien, Stephanie C. C. van der Lubbe, Lay Hoon Goh, und Jose Maria Valderas. 2024. „Harnessing ChatGPT for Thematic Analysis: Are We Ready?“ *Journal of Medical Internet Research* 26: e54974. <https://doi.org/10.2196/54974>.
- Leerssen, Paddy. 2024. „Outside the Black Box: From Algorithmic Transparency to Platform Observability in the Digital Services Act.“ *Weizenbaum Journal of the Digital Society* 4 (2). <https://doi.org/10.34669/wi.wjds/4.2.3>.
- Lieder, Fabio Roman, und Burkhard Schäffer. 2024. „Reconstructive Social Research Prompting (RSRP): Distributed Interpretation between AI and Researchers in Qualitative Research.“ In *Digital Hermeneutics II: Sources, Analysis, Interpretation, Annotation, and Curation: Third International Workshop, Frankfurt am Main, Germany, November 23–24, 2023, Revised Selected Papers*, herausgegeben von Dennis Möbus, Christian Nawroth, Almut Leh, Uta Störl und Matthias Hemmje. Springer-Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-032-08697-6_12.
- Luczak-Rösch, Markus. 2013. „Beyond Positivism in Computer Science.“ In *Proceedings of the 2013 ACM Web Science Conference (WebSci '13)*. <https://doi.org/10.1145/2464464.2464465>.
- Luhmann, Niklas. 1981. „Kommunikation mit Zettelkasten: Ein Erfahrungsbericht.“ In *Öffentliche Meinung und sozialer Wandel / Public Opinion and Social Change*, herausgegeben von Horst Baier, Hans Mathias Kepplinger und Kurt Reumann. Westdeutscher Verlag.
- Mader, Dimitri, Urs Lindner, und Hans Pühretmayer. 2017. „Einleitung. Critical Realism als Philosophie der Sozialwissenschaften.“ In *Critical Realism meets kritische Sozialtheorie: Ontologie, Erklärung und Kritik in den Sozialwissenschaften*, herausgegeben von Urs Lindner und Dimitri Mader. transcript Verlag.
- Mainzer, Klaus. 2024. „Philosophisches Handbuch Künstliche Intelligenz.“ Springer VS.
- Manhart, Sebastian. (2025). „Simulanten wie wir: Sinntheoretische Voraussetzungen lernfähiger Intelligenz.“ In *Maschinen wie wir? Wie Künstliche Intelligenz Bildung, Wirtschaft und Gesellschaft herausfordert*, herausgegeben von Fabio Roman Lieder und Burkhard Schäffer. SpringerGabler. https://doi.org/10.1007/978-3-658-48522-1_4.
- Marcus, Gary. 2018. „Deep Learning: A Critical Appraisal“. In *arXiv*. <https://doi.org/10.48550/arXiv.1801.00631>.
- Mayring, Philipp. 2022. „Qualitative Inhaltsanalyse.“ Beltz.
- Mayring, Philipp. 2025. „Qualitative Inhaltsanalyse mit ChatGPT: Fallstricke, grobe Annäherungen und grobe Fehler. Ein Erfahrungsbericht.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 26 (1). <https://doi.org/10.17169/fqs-26.1.4252>.
- Morgan, David L. 2023. „Exploring the Use of Artificial Intelligence for Qualitative Data Analysis: The Case of ChatGPT.“ *International Journal of Qualitative Methods* 22. <https://doi.org/10.1177/16094069231211248>.

- Pea, Roy D. 1993. „Practices of Distributed Intelligence and Designs for Education.“ In *Distributed Cognitions: Psychological and Educational Considerations*, herausgegeben von Gavriel Salomon. Cambridge University Press.
- Pesch, Anne. 2024. „Lernen in Interface-Beziehungen. Eine anthropologisch-post-phänomenologische Deutung.“ *MedienPädagogik* 63: 93–110. <https://doi.org/10.21240/mpaed/63/2024.09.16.X>.
- Reichertz, Jo. 2013a. „Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung: Über die Entdeckung des Neuen.“ Springer VS.
- Reichertz, Jo. 2013b. „Gemeinsam interpretieren: Die Gruppeninterpretation als kommunikativer Prozess.“ Springer VS.
- Reiss, Julian, und Jan Sprenger. 2020. „Scientific Objectivity.“ In *Stanford Encyclopedia of Philosophy*, herausgegeben von Edward N. Zalta, Uri Nodelman, Colin Allen und R. Lanier Anderson. The Metaphysics Research Lab.
- Roberge, Jonathan und Robert Seyfert. 2017. „Was sind Algorithmenkulturen?“ In *Algorithmenkulturen: Über die rechnerische Konstruktion der Wirklichkeit*, herausgegeben von Robert Seyfert und Jonathan Roberge. Transcript.
- Root, Dakota. 2024. „Reconfiguring the Alterity Relation: The Role of Communication in Interactions with Social Robots and Chatbots.“ *AI & Society*. <https://doi.org/10.1007/s00146-024-01953-9>.
- Schäffer, Burkhard, und Fabio Roman Lieder. 2023. „Distributed Interpretation – Teaching Reconstructive Methods in the Social Sciences Supported by Artificial Intelligence.“ *Journal of Research on Technology in Education* 55 (1): 111–124. <https://doi.org/10.1080/15391523.2022.2148786>.
- Schäffer, Burkhard. 2022. „Das Medium ist die Methode: Zur Technikgeschichte qualitativer Methoden.“ In *Aufbrüche, Umbrüche, Abbrüche: Wegmarken qualitativer Bildungs- und Biographieforschung*, herausgegeben von Thorsten Fuchs, Christine Demmer und Christine Wiezorek. Verlag Barbara Budrich.
- Scheuermann, Ulrike. 2016. „Schreibdenken: Schreiben als Denk- und Lernwerkzeug nutzen und vermitteln.“ utb.
- Schmidt, Johannes F. K. o. J. „Der Zettelkasten Niklas Luhmanns.“ Niklas-Luhmann-Archiv. Zuletzt zugegriffen am 3. Februar 2026. <https://niklas-luhmann-archiv.de/nachlass/zettelkasten>.
- Schütze, Fritz. 2016. „Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse.“ Verlag Barbara Budrich.
- Steinke, Ines. 1999. „Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativer empirischer Sozialforschung.“ Juventa.
- Tingiris, Steve. 2021. „Exploring GPT-3: An unofficial first look at the general-purpose language processing API from OpenAI.“ Packt Publishing.
- Turkle, Sherry. 2005. „The Second Self: Computers and the Human Spirit.“ 20th Anniversary Edition. MIT Press.
- Vaswani, Ashish, Noam Shazeer, Niki Parmar, Jakob Uszkoreit, Llion Jones, Aidan N. Gomez, Łukasz Kaiser, und Illia Polosukhin. 2017. „Attention Is All You Need.“

- Advances in Neural Information Processing Systems* 30. <https://arxiv.org/abs/1706.03762>.
- Vogd, Werner, und Jonathan Harth. 2023. „Das Bewusstsein der Maschinen – die Mechanik des Bewusstseins: Mit Gotthard Günther über die Zukunft menschlicher und künstlicher Intelligenz nachdenken.“ Velbrück Wissenschaft. <https://doi.org/10.5771/9783748915720>.
- Wernet, Andreas. 2000. „Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik.“ Springer Fachmedien.
- Williams, Ryan Thomas. 2024. „Paradigm Shifts: Exploring AI's Influence on Qualitative Inquiry and Analysis.“ *Frontiers in Research Metrics and Analytics* 9: 1331589. <https://doi.org/10.3389/frma.2024.1331589>.

Das digitale Gefühlstagebuch

Chat- und Sprachnachrichten als Erhebungsmethode in ethnografischen Forschungskontexten

Maribel Graf

Einleitung und Forschungskontext

Die empirisch-kulturwissenschaftliche Emotionsforschung begreift Emotionen mit Monique Scheer gesprochen als ein an die Praxis- und Performanztheorie angelehntes *Doing Emotions* (Scheer 2016). Emotionen sind somit nicht einfach etwas, das wir haben, sondern vielmehr auf eine bestimmte Weise erlernte, verkörperte, habitualisierte und gemäß einer kulturellen Logik (re)produzierte sowie wahrgenommene Praktiken, die täglich aufrechterhalten werden (müssen) – und genau deshalb durch *Emotion Work* auch veränderbar sind (Scheer 2016: 33; Hochschild 1979; Rosaldo 1984; Lutz und White 1986; Illouz 2007).

Diese kulturtheoretische Kontingenzperspektive auf Emotionen sowie deren praktische Herstellung und Veränderbarkeit ist ein weit verbreitetes Selbstverständnis innerhalb meines Forschungsfeldes selbst: In meinem Promotionsprojekt frage ich, wie Menschen, die sich der polyamoren Community zugehörig fühlen, Vorstellungen vom „richtigen“ Fühlen und Lieben aushandeln und welche Ordnungen, Narrative und Praktiken des Moralisch-Ethischen (Fassin 2012; Hinrichsen 2019) und dessen Konstruktion dabei im Alltag der Akteur:innen zum Tragen kommen. Polyamor kann hierbei als Selbstbezeichnung, Label und Sammelbegriff von Personen verstanden werden, die eine konsensuell nicht-monogame romantische und/oder sexuelle Beziehung zu mehr als einer Person führen (wollen) (Klesse 2007: 316; Boehm 2012: 8). Sozialisiert in mononormativen Gesellschaftsstrukturen (Pieper und Bauer 2014: 1) mit bestimmten Gefühlsnormen und „Feeling Rules“ (Hochschild 1979: 551; Scheer 2016: 16, 33) sind polyamor lebende und fühlende Personen dabei ständig mit ihrem vermeintlich „falschen“ und „unangebrachten“ Fühlen und Handeln konfrontiert. Sowohl teilnehmend beobachtend, in Interviews und informellen Gesprächen mitten im Feld als auch während der Analyse an meinem Schreibtisch zeigt sich: Um diesem Umstand zu begegnen, leisten die Akteur:innen meist bewusst Emotionsarbeit. Sie theoretisieren und philosophie-

ren, hinterfragen und reflektieren, lesen gemeinsam Fachliteratur, treffen sich in Diskussionsgruppen und handeln dabei Vorstellungen von intimen, romantischen und sexuellen Beziehungen aus – und produzieren sowie navigieren so neue (teils moralisch aufgeladene) (Gefühls-)Normativitäten innerhalb der sich um den Begriff Polyamorie formenden Communities.

Verschiedenen Gefühlen werden dabei oft unterschiedliche Rollen und Bedeutungen zugeschrieben. Bereits bei meinem allerersten Feldkontakt auf dem Tübinger CSD 2022 begegnete mir diese Praktik: In der Auslage des Infostands Beziehungsvielfalt Stuttgart entdeckte ich einen Flyer des Polyamoren Netzwerks e.V. (PAN), der in einem Dialogformat aufgebaut ist. Dort heißt es auf die in Anführungszeichen gesetzte Aussage hin, dass Polyamorie doch schon wegen der Eifersucht allein nicht funktionieren würde:

„Es geht durchaus: Allein in Deutschland leben bereits ein paar Tausend Menschen in unterschiedlichen polyamoren Konstellationen. Eifersucht kommt dabei zwar vor, ist aber kein so selbstverständliches Gefühl, wie oft behauptet wird. Erforscht man die eigene Eifersucht, gibt es viel über sich selbst zu entdecken. Wo liegt die Ursache für dieses Gefühl in mir? Besitzdenken? Angst vor Verlust oder Verzicht? Angst vor dem Vergleich? Eifersucht kann man ‚verlernen‘! Und sich für den anderen freuen zu können, macht glücklich.“ (PAN 2015)

Diese Emotionsarbeit (Hochschild 1979) am eigenen habitualisierten Fühlen (Illouz 2007: 97ff.) findet dabei sowohl analog als auch digital statt. Bei Stammtischen und Poly-Treffen in Präsenz sowie online konnte ich deren Verkörperung und (kommunikative) Aushandlung in der Gruppe sowie (neu) normierende Reaktionen darauf beobachten. In qualitativen Interviews erzählten die Akteur:innen von den damit verknüpften Bedeutungen, benennen Emotionen, regulieren und mobilisieren diese im Gespräch.

Doch (Gefühls-)Normen und -gewohnheiten sowie deren kulturelle Aushandlungen zeigen sich nicht nur im körperlichen, praktischen und sprachlichen Ausdruck, sondern auch im emotionalen Erleben selbst. Emotionen können dabei flüchtig sein; sie sind Momentaufnahmen, die rückblickend relativiert, narrativ geformt oder gar vergessen werden. Gerade starke Gefühlsausbrüche oder -regungen verstehe ich, angelehnt an Michi Knechts und Stefan Becks Überlegungen zur Krise (Beck und Knecht 2012: 69) und Monique Scheers Vorschlag, Emotionen methodisch für die Empirische Kulturwissenschaft (EKW) produktiv zu machen (Scheer 2016), als heuristische Momente und Marker, die Reibungspunkte, Selbstverständnisse, vermeintliche Selbstverständlichkeiten, Implizites und Schlüsselmomente im alltäglichen Denken, Fühlen und Erleben erst sichtbar machen (Lutz und White 1986: 421; Hochschild 2006: 47; Ehn et al. 2016: 22).

Um zeitnahe Momentaufnahmen von verschiedenen Emotionen, ihren Kontexten, Situiertheiten sowie deren Bedeutungszuschreibungen durch die Akteur:innen zu erfassen, arbeitete ich in meiner Feldforschung ergänzend zu klassischen Methoden wie der teilnehmenden Beobachtung und dem qualitativen Interview mit Gefühlstagebüchern. In Fortführung von bereits bestehenden Diary Verfahren (Alaszewski 2006; Kunz 2018; Palmberger 2025; Bartlett und Milligan 2015) möchte ich entsprechend den Prinzipien ethnografischen Forschens (Breidenstein et al. 2015: 34–35) für eine Flexibilität der Methode und Anpassung ans Feld und seine jeweiligen Akteur:innen argumentieren. So nutze ich nicht nur analoge Tagebucheinträge, die die Personen nacherzählend sowie aus dem Moment heraus mir zukommen lassen, sondern auch Chat- und Sprachnachrichten der Akteur:innen, die eine ganz eigene Qualität und Spezifika in Abgrenzung zu rein schriftlichen und analogen Tagebuchformaten generieren.

Doch für welche kulturellen Phänomene und Forschungskontexte eignen sich Diary-Verfahren und speziell digitale Gefühlstagebücher im Chatformat überhaupt und können produktiv gemacht werden? Inwiefern gestalten sich der Prozess der Datenerhebung und die Forschungspraxis entsprechend den Affordanzen und Logiken der Chatoberfläche in Messengerdiensten? Inwiefern unterscheidet sich die Art der daraus generierten Daten von den anderen Tagebuchformaten? Und vor allem: Wie verändert sich das Erzählen der Akteur:innen selbst in dem digitalen Audio-Format – und wie nimmt das Format wechselseitig Einfluss auf das Feld? Diesen zentralen methodologischen Fragen gehe ich im Folgenden nach. Dazu zeige ich zunächst die Bedeutung von Diary-Verfahren in der qualitativen Sozialforschung und der EKW auf, um dann digitale Gefühlstagebücher in ihrer Qualität und ihren Spezifika von Chat- und Sprachnachrichten als ethnografische Methode darzustellen und einzuordnen.

Diary-Verfahren in der qualitativen Sozialforschung

Diary-Verfahren wurden in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich im angelsächsischen Sprachraum als Methode beschrieben und verwendet (Bolger und Rafaeli 2003; Alaszewski 2006; Bartlett und Milligan 2015; Kunz 2018: 12), im deutschsprachigen Methodendiskurs sind sie jedoch bis auf wenige Beiträge rar gesät (Kunz 2018: 12; Palmberger 2025: 4). Das Potential, entweder bereits bestehende (historische) Tagebücher als prozessproduzierte Daten (Franken 2023: 67) zu analysieren oder Tagebücher als forschungsinduzierte Daten (ebd.) eigens für die Forschung anfertigen zu lassen, haben dabei bisher vor allem Fächer wie Gesundheitsforschung und Psychologie (McCombie et al. 2024), Mediennutzungsforschung (Fuhs 2014; Scholl 2018; Kochet al. 2021) sowie die Soziologie erkannt (Kunz 2018: 12; Palmberger 2021: 3; Bartlett und Milligan 2015): Es gibt sie als pädagogische oder

psychologische Begleitung, als Feldtagebuch (Flick 1991: 171; Eisch-Angus 2017: 9; Thomas 2019: 110) oder als Erhebungsform in qualitativer Sozialforschung, wie sie in diesem Beitrag diskutiert werden.

Was ist ein Tagebuch überhaupt?

Tagebücher treten in den verschiedensten Stilen, Formen, Formaten und Medien auf und können sich darüber hinaus in Motivation und Inhalt unterscheiden (Kunz 2018: 22): Es gibt sie gänzlich offen, vorstrukturiert, standardisiert oder kreativ metaphorisch angelegt (ebd.: 50ff.), stichpunktartig oder als Fließtext, kontinuierlich dokumentierend oder ausgewählt schlaglichthaft, regelmäßig oder sporadisch, geheim oder öffentlich (ebd.: 22) und in Form von Papierbriefen, Notizbüchern oder Online-Blogs. Gemein ist allen Tagebuchformen, dass sie von einer einzelnen Person verfasst werden, die über den Verfassungszeitraum den Zugang zum Tagebuchmedium kontrolliert (Alaszewski 2006: 1; Kunz 2018: 34).

Tagebücher in Forschungskontexten nennt die Soziologin Alexa Maria Kunz Forschungstagebücher und unterscheidet dabei zwischen dem „natürlichen“ Tagebuch, dem „Solicited Diary“ (Kenten 2010; Harvey 2011), dem Feldtagebuch und dem aktivierenden Tagebuch (Kunz 2018: 14). Im Rahmen von vom Feld erbetteten Forschungstagebüchern, um die es in diesem Beitrag gehen soll, empfiehlt es sich, die oben beschriebenen Darstellungsmodi, Stile und Formate ganz im Sinne ethnografischer Forschungspraxis an das jeweilige Erkenntnisinteresse und Forschungsfeld anzupassen (Kunz 2018: 14).

Hier möchte ich die bereits bestehende Eingrenzungen und Definitionen von Tagebüchern abstrakter zusammenfassen, erweitern und um einen wichtigen Hinweis ergänzen: Unter Tagebüchern verstehe ich radikal offen alle Dokumente von einzelnen Individuen, die persönliche, subjektive Darstellungen von individuellen sowie kollektiven Handlungen, Erleben, Gedanken und Gefühlen enthalten (können). Es gibt sie textlich oder auditiv, video- oder fotografisch, analog oder digital und in den verschiedensten Medien festgehalten. Dabei hat das Medium des Tagebuchs einen erheblichen Einfluss auf die Qualität und Spezifika der Daten, da, so zeige ich in diesem Beitrag, das Medium durch seine eigene Beschaffenheit auch eine bestimmte Form, Struktur, Adressiertheit, Sprache, Inhalt und (wechselseitige) Funktionen der Tagebucheinträge affordiert und hervorbringen kann.

Tagebuchmethoden in der Empirischen Kulturwissenschaft

Im Vielnamenfach EKW ist das Tagebuch als scheinbar selbstverständliches Werkzeug in den ethnografischen Forschungsprozess eingeschrieben: Im Format des Feldtagebuchs wird es in Methodentexten (Flick 1991; Eisch-Angus 2017; Thomas 2019) ergänzend zu Beobachtungsprotokollen und Feldnotizen als hilfreiches oder

gar notwendiges Instrument für ethnografische Feldforschung beschrieben. Dabei soll es jedoch nicht nur den allgemeinen Verlauf der Forschung festhalten (Flick 1991: 171; Spradley 1980: 71f.; Thomas 2019: 110), sondern darüber hinaus als „introspective record“ (Spradley 1980: 72) dem forschenden Subjekt als Instrument der (Selbst-)Reflexion von „persönlichen Eindrücken, Gedanken, Gefühlen, Interessen, Vorbehalten, euphorischen Erlebnissen, Zweifeln, ungehörigen Meinungen“ (Thomas 2019: 110) dienen. Stefan Thomas spricht sich an dieser Stelle dafür aus, „emotionale Ambivalenzen und unbewusste Anteile“ der eigenen Forschungsperson als erkenntnisleitend für die Analyse des Materials fruchtbar zu machen (ebd.). Anschließend an dieses Grundverständnis und die Arbeiten von Irmgard Köhler-Weisker, Maya Nadig, Mario Erdheim und Florence Weiss entstanden im Fach verschiedene Formate der Ethnopsychoanalyse (ebd.; Reichmayr 2016: 22ff.): So arbeitete Maya Nadig auf Einladung von Utz Jeggle hin bereits in den 1980er-Jahren ethnopsychoanalytisch mit Tübinger Studierenden, woraus Ende der 1990er auf Initiative von Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm und weiteren Studierenden hin die Tübinger Supervisionsgruppe entstand. Ebenfalls in den 1990er Jahren gründete Maya Nadig dann eine eigene ethnopsychoanalytische Deutungswerkstatt an der Universität Bremen. In den nächsten zwei Jahrzehnten schlossen sich die Standorte Graz, Innsbruck und Wien mit eigenen Gruppen, Symposien und Publikationen der Idee der Ethnopsychoanalyse an (ebd.: 23f.). Ziel und Zweck der Ethnopsychoanalyse ist es dabei, in geschützten Gruppengesprächen mit anderen ethnografisch Forschenden eigene Gefühle, Vorannahmen und Verhaltensweisen im Feld auf intersubjektive Dynamiken und kulturelle Muster gemeinsam sichtbar zu machen und zu analysieren, um sie anschließend für die eigene Forschung produktiv machen zu können (Wittel 2001; Becker 2013; Bonz et al. 2017).

Nicht zuletzt wird die zentrale Bedeutung von Feldtagebüchern in der ethnografischen Forschungspraxis und ihre traditionsreiche Einschreibung tief in die Geschichte der Ethnografie daran deutlich, dass selbst das persönliche Feldtagebuch Bronisław Malinowskis posthum im Jahr 1967 ediert wurde. Die Veröffentlichung seiner darin geschilderten persönlichen, gar sexuellen Empfindungen (Malinowski 1967: 200ff.) dem Feld gegenüber, die Malinowski in seinen Publikationen bewusst ausgelassen hatte, stieß zunächst Debatten über die durchaus kritisch diskutierte Relevanz solcher Reflexionen an (Donnan und Magowan 2010: 18) und beendete diese zeitweise wieder durch eine akademische Marginalisierung derer, die ihre intimen Gefühle und Gedanken offenlegten (Ashkenazi und Markowitz 1999, zitiert nach Donnan und Magowan 2010: 29). Innerhalb der Debatte setzte sich schließlich eine Anerkennung der erkenntnistheoretischen Relevanz solcher Aufzeichnungen durch und formte ein Verständnis von Feldforschung als situiertem, emotional gerahmtem und daher zu reflektierendem Prozess mit (Donnan und Magowan 2010: 18).

Innerhalb der EKW dienen Tagebuchformate bisher also meist nur zur Dokumentation und Reflexion von Feldeindrücken, Atmosphären und Gefühlen der Forschenden selbst oder innerhalb Historischer Ethnografien (McFarlane 1970; Sahlin 1995) in Form von bereits vor Forschungskontext angelegten Privattagebüchern der Akteur:innen (Thomas 2019: 90; Breidenstein et al. 2015: 34) – als Erhebungsmethode in gegenwartsorientierten Feldforschungen eher weniger.

Neben schon immer im Fach unter verschiedenen Namen existierenden Verfahren, um Akteur:innen in Prozesse der Datengenerierung aktiv miteinzubeziehen (von Unger 2014), existiert in der EKW allerdings eine lange Tradition der Sammlung von Selbstzeugnissen durch sogenannte Schreibaufrufe (Schmidt-Lauber 2007: 171), die bis in die Anfänge des Atlas der deutschen Volkskunde (ADV) in Form von Fragebögen zurückreicht (Universität Bonn o. J.). Diese Praxis setzte sich immer wieder im Fach fort, sei es beispielsweise mit der von Gottfried Korff initiierten europaweiten Umfrage zum Brauchtum um Halloween (Korff 2001), dem Projekt „Mein 18. November“ (Spies et al. 2003) mit der Aufforderung, einen „normalen“ Tag zu beschreiben, oder mit dem Schreibaufwurf nach Urlaubserinnerungen aus der DDR-Zeit des Lebensgeschichtlichen Archivs des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde im Jahr 2008, dessen Ergebnisse von Sönke Friedreich anschließend in monografischer Form publiziert wurden (2011). Die auf den Aufruf eingegangenen Dokumente beschreibt das Lebensgeschichtliche Archiv auf seiner Website als „kürzer[e] Text[e] bis zu umfangreich[e] Erfahrungsbericht[e], tagebuchartig[e] Dokumentationen und regelrecht[e] Urlaubsbiografien“ (ISGV o. J.).

Eine der wenigen kulturanthropologischen Forschungen, in denen dieses Prinzip unter der expliziten Bezeichnung Tagebuch aufgegriffen wird, sind die Arbeiten Monika Palmbergers (Palmberger und Hromadžić 2018) und Tine Damsholts (2020). Damsholt untersuchte dabei an der Universität Kopenhagen Alltage während des ersten Coronalockdowns. Neben zahlreichem anderem ethnografischen Material dienten Damsholt zur Analyse im Rahmen eines Seminars von Masterstudierenden angefertigte Tagebücher als deren autoethnografisches Datenmaterial (ebd.: 138). Während die analoge oder digitale Form der Tagebücher in Damsholts Forschung weniger von Bedeutung war, setzte Monika Palmberger erstmalig auf rein digitale Tagebücher. In ihrem Projekt „REFUGEEICT“ (Palmberger und Hromadžić 2018) erforschte sie multilokale Care-Arbeit und die Verwendung von Informations- und Kommunikationstechnologien unter Geflüchteten (Palmberger 2021: 2f.).

Dazu adaptiert Palmberger bereits bestehende Tagebuchmethoden weiter, indem sie ihre eigene Form der Medientagebücher entwickelt (ebd.: 3): Die Akteur:innen ihres Feldes sollen ihre eigenen Medienpraktiken sowie ihre digitale Kommunikation mit Familie und Freund:innen beobachten und anschließend in digitalen Tagebüchern in Form von schriftlichen Einträgen, Sprachaufnahmen oder visuellen Formen, mithilfe künstlerischer Gestaltungen, angehängten Screenshots

oder auch Fotos festhalten. Anschließend werden die Tagebücher durch die Akteur:innen übermittelt und gemeinsam mit diesen gesichtet (ebd.). Die Tagebücher fungieren hier also mit Alexa Maria Kunz gesprochen sowohl als erbetene (Kenten 2010; Harvey 2011) als auch als aktivierende Tagebücher (Kunz 2018: 14).

Überzeugend ist dabei vor allem Palmbergers Ansatz, digitale und analoge Aktivitäten und Praktiken nicht als getrennt voneinander, sondern als sich ergänzende Teile der Alltagswelt und Care-Arbeit der Akteur:innen zu verstehen (Palmberger 2021: 3). So lassen sich Vorstellungen von binären Denkkonzepten nicht nur auf einer theoretischen, sondern auch auf einer methodologischen Ebene abbauen, um sich den Alltagswelten der jeweiligen Akteur:innen vielmehr in Anerkennung ihrer Involviertheit, Verwobenheit und Untrennbarkeit von vermeintlichen Dualismen anzunähern (Haraway 1995).

Mit ihren digitalen Medientagebüchern ist Palmberger in ethnografischen Forschungskontexten nicht mehr allein. Aufgegriffen wird ihr methodisches Vorgehen beispielsweise von zwei Tübinger Projekten unter der Leitung Christoph Bareithers: So nutzen sowohl Ann-Marie Wohlfahrt im interdisziplinären DFG-geförderten Projekt „Curating the Feed“ (Das Digitale Bild o. J.) als auch Lukas Griessl im Projekt „Hybrid Epistemic Practices“ (Universität Tübingen o. J. -a) Medientagebücher, um sowohl kuratorische als auch AI Assemblagen zu ethnografieren (ebd.; Das Digitale Bild o. J.; Universität Tübingen o. J. -b).

Monika Palmberger hat ihre Methode der Medientagebücher mittlerweile in einem eigenen Methodentext ausformuliert (Palmberger 2025). Darin entwickelt und reflektiert sie Digitale Tagebücher vor allem als Teil einer digitalen Ethnografie, um die Mediennutzung von Akteur:innen durch diese selbst festhalten zu lassen (ebd.: 1). In ihrem Text geht sie dabei vor allem auf die Qualitäten Digitaler Tagebücher wie Multimodalität, Partizipation, Mobilität und Reflexivität ein, an die ich in meinen eigenen methodologischen Überlegungen zu den digitalen Gefühlstagebüchern anschließen und diese erweitern möchte: In diesem Beitrag fokussiere ich besonders die emotionstheoretische Dimension digitaler Tagebücher. Deren digitale Dimension ergibt sich dabei nicht wie bei Palmberger aus ihrem inhaltlichen Gegenstand, sondern durch ihre methodische Konzeption im Chatformat. Digitale Gefühlstagebücher im Chatformat verorte ich daher nicht ausschließlich in einer Ethnografie von Emotionen, sondern verstehe sie darüber hinaus als ein generell produktives Erhebungsinstrument für alle alltagskulturellen Phänomene, in die Emotionen nicht explizit, sondern schon immer implizit miteingeschrieben sind (Scheer 2016: 22f.). Dabei begreife ich digitale Gefühlstagebücher, wie ich später ausführe, nicht nur als Erhebungsinstrument, sondern selbst als emotionale Aushandlungsräume, in denen soziale Normen, Beziehungen, Selbstbilder und Emotionen (re)aktiviert, geformt, bearbeitet, bestätigt oder irritiert werden.

Der Einfluss von digitalen Erfassungsgeräten und Technologien auf Diary-Verfahren

An dem methodologischen sowie inhaltlichen Forschungsbeispiel Palmbergers zeigt sich: Nicht nur der Alltag der Beforschten weitet sich mit fortschreitender Digitalisierung und technologischen Neuerungen zunehmend in den digitalen Raum aus, sondern auch Praxis und Alltag von Forschenden verändert sich. Mit der Entwicklung von „capture technologies“ (Brown et al. 2000: 438; Bartlett und Milligan 2015: 51, 56), also Erfassungstechnologien wie (digitale) Kameras, Aufnahmerecorder und Smartphones, haben sich die Möglichkeiten der Datenerhebung und -generierung um eine digitale Sphäre ergänzt (Palmberger 2025: 1f.) und somit auch die Möglichkeiten für Diary-Verfahren erheblich erweitert (Bartlett und Milligan 2015: 51, 56).

Ruth Bartlett und Christine Milligan zeigen in ihrer Monografie „What is a Diary Method?“ (2015), wie bereits in Forschungen Anfang der 2000er Jahre Erhebungen in Form von Videotagebüchern, Fototagebüchern und ab den 2010ern auch tagebuchbasierte Forschungen mithilfe von Mobiltelefonen durchgeführt wurden. „[I]n each case, participants were prompted to send information at specified intervals using a mobile phone.“ (ebd.: 57). Das konnten Textnachrichten, digitale Fotoaufnahmen oder auch Videos sein (ebd.: 58).

In anderen Studien sollten die Akteur:innen Fragen über kurze Textnachrichten beantworten. Die Erhebungszeiträume beliefen sich in den meisten Fällen dabei nur auf eine oder wenige Wochen (ebd.). In einer Studie von 2002 (Palen und Salzman) wurden sogar Audioaufnahmen mithilfe von Mobiltelefonen als Tagebuchverfahren verwendet, allerdings in Form von „Voice-mailing“ (ebd.). Damals durch die noch anderen und aus heutiger Sicht technisch begrenzten Möglichkeiten vorgegeben, verstehe ich das methodische Vorgehen dennoch als vorreitend für seine Zeit: Palen und Salzman forderten die Akteur:innen ihres Feldes auf, zu einem Zeitpunkt ihrer Wahl einen Tagebucheintrag in Form einer Audioaufnahme unabänderbar festzuhalten und den Forschenden zu übermitteln – eine gar nicht so weit entfernte Vorstufe der Gefühlstagebücher mit Sprachnachrichten.

Das Smartphone und mobile Messenger-Apps veränderten schließlich vollends die Art und Weise, wie Menschen miteinander (digital) kommunizieren und sich verbinden: Angefangen mit bereits technisch basierten, jedoch noch dyadischen Interaktionen über Anrufe und SMS stehen Menschen mittlerweile über Einzel- und Gruppenchats in vielseitigen, zeitgleichen Interaktionen miteinander (Ling und Lai 2016: 834). Deren alltägliche Normalisierung nutzten beispielsweise Katja Kaufmann und Corinna Peil (2019) in der von ihnen entwickelten Methode der Mobile Instant Messaging Interviews (MIMI) (ebd.: 1), bei der sie Partizipierende mehrmals täglich über WhatsApp dazu aufforderten, ihre analoge sowie digitale

Mediennutzung mit der ganzen Bandbreite der von WhatsApp bereitgestellten Multimedia-Optionen zu schildern (ebd.: 7).

Auffallend ist dabei, dass es in den verschiedenen Tagebucherhebungen über Mobiltelefone kaum Dropouts gibt. Bartlett und Milligan sehen den Grund hierfür in genau dieser Alltäglichkeit, Allgegenwärtigkeit, Vertrautheit und Gewohnheit des eigenen Smartphones und der darauf installierten Messenger-Apps (Bartlett und Milligan 2015: 58). Eine Einarbeitung in Tagebuchapps (McCombie et al. 2024) oder Software sowie damit zuvor noch verbundene Kosten für Forschende entfällt (Bartlett und Milligan 2015: 58).

Diese Technisierung des Alltags und die daraus resultierende Alltäglichkeit von Technologien (Bausinger 1986 [1961]; Bareither 2022: 28f.) macht sich auch die EKW zum Gegenstand und Nutzen: Während technische Erfassungsgeräte wie Tonbandrekorder oder (analoge) Fotoapparate schon seit ihrer Entwicklung – wenn auch dem dokumentierenden Schreiben weit untergeordnet – Teil ethnografischer Datenerhebung sind (Hirschauer 2001: 430; Overdick 2004; Schmid-Lauber 2007: 178; Thomas 2019: 105f.), finden sie gemeinsam mit Technologien und Digitalisierung sowohl als Forschungsgegenstand in der Technikforschung, Science and Technology Studies und der Digitalen Anthropologie (Bareither 2022: 29), als kulturtheoretische Perspektive (ebd.: 27ff.) als auch als methodischer Zugang in der „Digital Ethnography“ (Pink 2016; Franken 2023; Palmberger 2025: 2) ihre Verortung. Für das Methodenbündel der EKW können digitale Gefühlstagebücher im Chatformat daher eine vielschichtige Bereicherung darstellen. Sie greifen mittlerweile selbstverständliche Alltagspraktiken und -logiken der Kommunikation auf, integrieren diese thematisch sowie methodisch in den Forschungsalltag und machen sie für eine sowohl für Forschende als auch Akteur:innen niedrigschwellige Datenproduktion durch die Akteur:innen selbst produktiv.

Digitale Gefühlstagebücher im Chatformat

Ergänzend zur teilnehmenden Beobachtung bei polyamoren Stammtischen und qualitativen Interviews möchte ich entsprechend einer Methodentriangulation (Thomas 2019: 68) mithilfe von digitalen Gefühlstagebüchern besonders Zugang zur subjektiven Gefühls- und Gedankenwelt von polyamor lebenden und fühlenden Personen erhalten. Dafür nutze ich in meiner Forschung zum einen prozessproduzierte (Franken 2023: 67) Tagebücher in Form von bereits existierenden und mir zur Verfügung gestellten Blogbeiträgen zum Thema Polyamorie, hauptsächlich jedoch analoge und digitale Forschungstagebücher, also Aufzeichnungen und Darstellungen, die von den Akteur:innen speziell zum Zweck meiner Forschung als forschungsinduzierte Daten (ebd.) erbeten und angefertigt worden sind. Abhängig von den persönlichen Vorlieben der Akteur:innen und im Sinne

eines Methodenopportunismus (Breidenstein et al. 2015: 34) erhielt ich sowohl analoge handschriftliche Tagebücher in Form von Notizbüchern oder digitalisierte Fotografien dieser Einträge; digital erstellte Tagebücher, die mir jedoch ebenfalls als redigierter und formvollendeter Fließtext in Word oder als PDF zugeschickt worden sind; als auch digitale Chattagebücher, hauptsächlich in Form von Sprachnachrichten mit textlichen Ergänzungen, um die es in diesem Beitrag dezidiert gehen soll.

Bevor die Akteur:innen jedoch damit beginnen können, Gefühlstagebucheinträge zu verfassen, erwiesen sich Vorgespräche als hilfreich und notwendig, um Unsicherheiten und Fragen in Bezug auf die Methode zu klären. Das Vorgespräch kann dabei, je nachdem, wie der Feldkontakt zu Stande kommt, entweder am Telefon, in Präsenz auf den Polystammtischen oder auch im Anschluss an ein qualitatives Interview geführt werden. Die Interviews erwiesen sich dabei als besonders geeignete Einstiegsmethode: Im Gespräch erfuhr ich von den generellen Lebensumständen, Beziehungen und Erfahrungen der Akteur:innen, auf die dann später in den Gefühlstagebüchern leicht Bezug genommen werden konnte. Eine durch die Wiederholung unnatürlich wirkende erneute Vorstellung seitens der Akteur:innen in ihrem ersten Tagebucheintrag entfiel in diesem Fall. Ein der Datenerfassung im Gefühlstagebuch vorangehendes Interview oder mindestens Vorgespräch hatte darüber hinaus die wichtige Funktion, zuallererst einmal eine persönliche Beziehung, Bekanntheit und auch Vertrautheit (Palmberger 2025: 4) zwischen Forscherin und Akteur:innen aufzubauen.

Auch wenn im Großteil der Forschungsliteratur Emotionen immer auch als Teil von Tagebucheinträgen benannt werden (Harvey 2011: 666; Palmberger 2025: 4), existieren durchaus auch Vorstellungen von Tagebüchern, die sich entweder ausschließlich auf Alltagshandlungen oder ausschließlich auf Emotionen fokussieren können (Kenten 2010: 15). Eine solche Dichotomisierung von Handeln und Fühlen lehne ich entsprechend einem kulturtheoretischen Verständnis von Emotionen als Tun (Scheer 2016) jedoch ab. In diesem Beitrag möchte ich daher dezidiert den Begriff der Gefühlstagebücher vorschlagen, der bisher nur in nicht-forschungsbezogenen Kontexten existiert (6-Minuten Verlag. o. J.). In ihm sehe ich nicht nur einen methodologischen, sondern auch einen methodischen Nutzen: Zum einen können so Emotionen als ohnehin implizierter Teil habitualisierter Praxis (Scheer 2016) begrifflich sichtbar gemacht werden; zum anderen kommunizierte ich den Begriff auch bewusst an die Akteur:innen meines Feldes, um womöglich existierende Vorstellungen von Tagebüchern herauszufordern und einer vermeintlich sachlichen Nacherzählung direkt sprachlich vorzubeugen.

Der Zugang und die Idee zur Methode ergeben sich aus der mittlerweile alltäglichen Selbstverständlichkeit ihres Erhebungsinstruments: Das Smartphone als Erfassungsgerät und Dokumentationsmedium ist im Alltag der meisten Menschen ein bereits vertrauter Gegenstand (Palmberger 2025: 4). Auch in nicht-

forschungsbezogenen Kontexten halten Menschen ihre Erlebnisse, Gedanken und aufkommenden Gefühle in Form von Text- und/oder Sprachnachrichten fest und teilen diese mit anderen Personen in ihrem sozialen Umfeld. Genau hier, in dieser alltäglichen Vertrautheit mit dem eigenen Endgerät und dem Umgang mit ihm liegt ein weiterer großer Vorteil für die Forschung: Eine Erklärung oder Einarbeitung in das Medium entfällt gänzlich, zusätzliche Hilfsmittel braucht es nicht. Die Anzahl der Forschungspartner:innen, die mit den digitalen Tagebucheinträgen vorzeitig abbrechen, erweist sich dementsprechend als gering (Bartlett und Milligan 2015: 58).

In der Forschungsliteratur werden für digitale Erhebungen auch immer wieder immense Kosten erwähnt, die durch eigens für die digitale Forschung programmierte Tagebuchapps anfallen können (Bolger und Rafaeli 2003: 598). Dadurch, dass innerhalb der Erhebung die Akteur:innen ihr privates Smartphone und kostenlose Messengerdienste nutzen können, um ihre Tagebucheinträge zu generieren und durchs Absenden den Forschenden zur Verfügung zu stellen, entfällt auch dieser Kostenaspekt gänzlich.

Vielmehr laden die Chatoberfläche und Gestaltungsmöglichkeiten der Messengerdienste dazu ein, Text- und Sprachnachrichten zusätzlich noch mit Fotos, Screenshots von Chatverläufen mit Partner:innen, Spotifylinks zu Podcast-Folgen über Polyamorie und weiteren Formaten und Dokumententypen zu ergänzen. Dadurch erhalten die Erzählungen eine visuelle Komponente, können veranschaulicht, vertieft, kontextualisiert und in diskursive Zusammenhänge gesetzt werden. Darüber hinaus erlaubt die Beschaffenheit des Chatformats direkt eine chronologische Sammlung der Aufzeichnungen innerhalb des Chatverlaufs mit genauem Zeitstempel.

Die Datenauswertung in ethnografischer Forschung ist dabei nicht als natürlich abgeschlossenes Verfahren zu denken (Breidenstein et al. 2015: 123). Dementsprechend ist auch der Endzeitpunkt der Tagebucherhebungen nicht selbsterklärend, sondern ergibt sich wie in allen anderen ethnografischen Forschungskontexten im Idealfall durch eine Sättigung des Materials (Thomas 2019: 36; Breidenstein et al. 2015: 123), im weniger idealen Fall durch zeitliche oder finanzielle Grenzen des Forschungsprojekts. In meinem Projekt hatte ich von einigen sehr engagierten Akteur:innen auch noch nach Materialsättigung aus Neugierde und Dankbarkeit Einträge entgegengenommen, der Erhebung dann aber wenig später aufgrund von einer Übersättigung und insgesamt zu großen Datenmenge ein künstliches Ende gesetzt.

Erklärt die Forschende dann aus einem der eben genannten Gründe den Zeitraum der Datenerhebung für abgeschlossen, können die Sprachnachrichten in entsprechender Reihenfolge heruntergeladen und transkribiert, die textlichen Chatnachrichten sowie weiteres geschicktes Material ebenfalls heruntergeladen,

kopiert, chronologisch eingefügt und somit als schriftliche Daten für die anschließende Analyse aufbereitet werden.

Zur Rolle von Emotionen innerhalb der Datenerhebung und -auswertung

Ein weiterer Sinn der digitalen Erhebungen in Tagebuch- anstatt in Dialogform ohne von der Forscherin gesetzte Prompts und Aufforderung ist auch, dass die Akteur:innen den Zeitpunkt der Erhebung selbst wählen sollen. In den Vorgesprächen ermutige ich die Akteur:innen, die an meiner Forschung teilnehmen, einen von allein aufkeimenden Mitteilungsdrang, aktuelle Gedankenprozesse sowie damit verbundene starke Emotionen oder emotionale Reaktionen als Auslösemoment für die Aufzeichnungen zu nutzen: Was freut mich gerade richtig innerhalb meiner Mehrfachbeziehungen? Was hat mich heute in meinem Beziehungsalltag wütend gemacht oder verärgert? In welcher Situation fühle ich mich verletzt oder traurig? Wann fühle ich Scham oder mich schuldig?

Auch innerhalb der Datenauswertung argumentiere ich dafür, Emotionen fruchtbar zu machen, und verstehe daher gerade starke Gefühlsausbrüche oder -regungen als Marker, um implizite Regeln, Normen und Gefühlspolitiken (Scheer 2016: 16) innerhalb der Beziehungsverständnisse erst sichtbar zu machen (Hochschild 2006: 47; Ehn et al. 2016: 22). Mit diesem theoretischen sowie methodologischen Argument schließe ich an empirisch-kulturwissenschaftliche Emotionsforschungen an, die Emotionen und starke Gefühlsausbrüche nicht unabhängig, sondern gerade in Verbindung mit, als Ausdruck und Resultat von gesellschaftlichen Normen verstehen – „ob durch ihre Überschreitung oder ihre Bestätigung“ (Scheer 2016: 27).

So können im Sinne eines sozialen „Angewiesen-Seins“ (ebd.) Scham oder Schuldgefühle als Signal für einen Bruch mit gesellschaftlichen Konventionen und damit verbunden für eine Bedrohung sozialer Verbindungen gesehen werden (Scheff 2003: 239): Die eigenen Gefühle stehen hier im Dissens zu Gefühlsnormen (Scheer 2016: 27). Freude, Euphorie und Stolz hingegen verstehe ich daran anschließend als Übereinstimmung von Idealvorstellungen, Regeln und gelebter Praxis (ebd.: 27). Regelverstöße von anderen, Grenzüberschreitungen, Verlust und Ungerechtigkeitsempfinden können von Wut und Ärger gekennzeichnet sein (Svašek 2006: 13f.). Schmerz und Traurigkeit lese ich demnach als Markierung von unvereinbaren Vorstellungen, unerwünschten Veränderungen und ebenfalls Regelbrüchen sowie Grenzüberschreitungen. Wenn das Ziel sozialen Handelns grundsätzlich Konsens und Anschlussfähigkeit ist (Scheer 2016: 27), verdeutlicht Frustration zuletzt, wo und inwiefern Reibung entsteht und Konsens nur schwer und mühsam hergestellt werden kann; Resignation, wo es zu keinen Kompromissen mehr kommt und Abgrenzungen zu anderen Beziehungsverständnissen gezogen werden.

Stets erreichbar? Entgrenzte Beziehungsarbeit zwischen Therapeutin und beste Freundin

Das Chatformat birgt durch seine Logiken jedoch auch methodische Herausforderungen: Im Gegensatz zu Chatinterviews soll es bei den Chattagebüchern keine Vorgabe von Fragen, keine Rückfragen und keine Kommentierung der Tagebuchinhalte geben. Hier gilt es, der Affordanz des dialogisch, beispielsweise durch Emoji-Reaktionen emotional gedachten Chatformats und ihrer durch alltägliche, repetitive Praktiken inkorporierten Reproduktion (Costa 2018: 3651; Garas et al. 2012: 6; Bareither 2019: 10f.) zu widerstehen und die digitalen Gefühlstagebücher als genau das stehen zu lassen. Während eine Begründung hierfür sich zunächst unreflektiert an dem Grundformat des Tagebuchs festbeißen könnte, das wie oben ausgeführt nur eine Person als Verfasser:in kennt (Alaszewski 2006: 1) und – wenn auch oft gewollt oder ungewollt von Zweiten gelesen – vor allem als monologisch angelegter Text fungiert, so möchte ich in meinen methodologischen Überlegungen hierzu vielmehr auf einen anderen, oft nicht thematisierten Aspekt ethnografischer Feldforschung hinweisen: In der ethnografischen Feldforschung gilt es, sich Feldzugänge durch Sympathie und Offenheit, die richtige Rolle und Positionierung im Feld und nicht zuletzt anhand der Möglichkeiten und Grenzen eigener habitualisierter Dispositionen (Bourdieu 1987: 98) und Situiertheiten (Haraway 1995) nicht nur zu erschließen, sondern auch langfristig für die Dauer des Forschungsprozesses aufrecht zu erhalten. Wir haben unsere Feldzugänge und -beziehungen nicht einfach, wir müssen sie konstant herstellen und aufrechterhalten.

In den frühen 1980ern bezeichnete Rolf Lindner das als „soziale Interaktion“ (Lindner 1981: 51), woran sich nachfolgende Methodentexte anschließen und in Kombination mit dem Interaktionsbegriff von „Teilnahme“, „Nähe und Distanz“, „Rollen“ der Forschenden im Feld und Gefahren wie des „Otherings“ oder des „Going Natives“ sprechen (Cohn 2014: 79; Thomas 2019: 17ff., 43, 144; Breidenstein et al. 2015: 19). Kritisch anmerken möchte ich dabei, dass der Begriff Interaktion dabei täuschend neutral oder gar euphemistisch wirkt für das, was er eigentlich bezeichnet: Arbeit. Begriffe wie „Interaktionsarbeit“ (Böhle 2011) greifen diese Kritik zwar auf, deren emotionale Dimension jedoch bleibt weiterhin im Unsichtbaren. Daher schlage ich vor, Feldforschung mit dem eigenen kulturtheoretischen Vokabular gesprochen als Emotionsarbeit (Hochschild 1979; Scheer 2016: 33) und darüber hinaus als ganze Beziehungsarbeit (Röcker 2020: 467) zu verstehen. Der Begriff der Beziehungsarbeit trage dabei nicht nur dem organisationalen Aufwand Rechnung, „sondern bildet auch die daraus folgende zeitliche und sozial-emotionale Entgrenzung der Arbeit mit ab“ (Röcker 2020: 468).

In Konsequenz dessen konstituieren sich Zugänge zu Forschungsfeldern und -beziehungen nicht einfach als ein Having, sondern im praxeologischen Sinne Bourdieus als ein Doing (Reckwitz 2003: 282). Gefühls- und Beziehungsarbeit im

Feld und mit dessen Akteur:innen gehört dabei zu einem Imperativ ethnografischer Feldforschung und versteht sich als vermeintlich selbstverständliche „intime Professionalität“ (Buschmeyer und Tolasch 2014: 1f.; Daßler 1999: 11). In meinem Forschungsfeld spitzt sich diese Beziehungs- und Gefühlsarbeit in dem entgrenzten Format der Gefühlstagebücher im Chatformat erheblich zu, denn nur in den seltensten Fällen steht Forschenden ein Diensts Smartphone zu. Die Chatnachrichten treffen tagsüber in meiner Arbeitszeit, aber genauso im Feierabend, abends im Bett oder auch nachts auf meinem privaten Smartphone ein, reihen sich neben freundschaftlichem oder familiärem Austausch ein, wollen gehört und gelesen werden. Zwar verwendete ich zum einen aufgrund besserer Datenschutzbestimmungen und zum anderen für eine bessere Grenzziehung zwischen privaten und forschungsbezogenen Nachrichten für die Gefühlstagebücher nur die Messengerdienste Signal und Telegram, für Privatnachrichten eher WhatsApp. Allerdings ließ sich diese Grenzziehung sowohl von Seiten der privaten als auch von Seiten der Feldkontakte nur bedingt umsetzen: Beiden Gruppen konnte und wollte ich aufgrund von Fragen des persönlich bevorzugten User Interfaces, des Datenschutzes und der Betriebssystemkompatibilität nicht die Nutzung eines spezifischen Messengerdienstes vorschreiben. Auch inhaltlich gestaltet sich eine Grenzziehung zwischen privatem und professionellem Subjekt herausfordernd: Die Akteur:innen erzählen mir in den digitalen Gefühlstagebüchern von ihrem Tag oder der vergangenen Woche, ärgern sich über die Schrullen ihrer Beziehungspersonen und laden ihre Wut im Chat ab, sie teilen ihre Freude über positive Entwicklungen innerhalb ihrer Beziehungen, ihre Ängste über ein mögliches Outing am Arbeitsplatz, ihre Sorgen um das Verhältnis zwischen Ex-Partner:innen und den gemeinsamen Kindern, dem Date am Abend zuvor und ersten Schmetterlingen oder auch sexuellen Übergriffen – und unterscheiden sich damit inhaltlich kaum von Chatgesprächen, die ich mit Freund:innen führe. So ist es nicht verwunderlich, dass meine Gefühls- und Beziehungsarbeit im Feld neben unidirektionalen Rollen wie Beziehungsexpertin, Therapeutin und Supervisorin (Amann und Hirschauer 1997: 14) auch immer wieder an die Rolle der besten Freundin (Röcker 2020) grenzt – und diese Grenze überschreitet.

Anders als in privaten Freundschaften herrscht in diesen professionalisierten intimen Beziehungen jedoch „eine Ungleichheit zwischen den Beteiligten“ (Buschmeyer und Tolasch 2014: 11). Denn sei es in der Rolle als Forscherin, Therapeutin, Beziehungsratgeberin oder Freundin, eines bliebe gleich, wenn ich mich entscheiden würde, inhaltlich auf das Erzählte in Form eines dialogischen Chats einzugehen: Es gibt keine Wechselseitigkeit der Emotionsarbeit, die emotionale Dienstleisterin (Röcker 2020: 472; Hochschild 1979, 1983) bin ich. Zwar gibt es genauso methodologische Überlegungen und Vorschläge zur Qualität und Nutzen von Freundschaften im Feld oder einer „Method of Compassion“ (Hegner 2013: 1), allerdings können diese nicht zur grundsätzlichen methodologischen Forderung in jedem Feldkontakt um-

gesetzt, (einvernehmlich) gewollt, eingefordert oder gar forciert werden. Digitale Gefühlstagebücher verstehe ich daher durch ihre monologische und unidirektionale Form im Spiel um Nähe und Distanz auch als Abgrenzungsinstrument, das Interaktionen über gezielte Feldaufenthalte hinaus strukturiert und in ihrer ohnehin gegebenen (emotionalen) Entgrenzung entlastet.

Möglichkeiten und Grenzen der digitalen Gefühlstagebücher

Innerhalb der Forschungsliteratur zu Diary-Verfahren gilt es aus ethnografischer Perspektive, mit einigen Fehlannahmen aufzuräumen: Entgegen bisher dominanten Beschreibungen in verschiedenen Methodentexten (z. B. Bartlett und Milligan 2015; Bolger und Rafaeli 2003) können uns Tagebücher keine Auskunft darüber geben, wie etwas wirklich war. Erzählungen und Berichte bleiben – unabhängig ihres Aufzeichnungszeitpunktes – immer subjektiv. Die Stärke von Tagebüchern als ethnografische Erhebungsmethode liegt daher nicht in einer vermeintlichen Objektivität oder ihrem Zugang zu sozialen Praktiken, sondern vielmehr in ihrer starken Subjektivität, die es Forschenden ermöglicht, Zugang zu den Gedanken- und Gefühlswelten der Akteur:innen des jeweiligen Forschungsfeldes, ihren Selbstbildnissen und gewünschten Repräsentationsweisen (Palmberger 2025: 5) zu erlangen.

Gerade in Bezug auf empirisch-kulturwissenschaftliche Emotionsforschungen bergen die digitalen Gefühlstagebücher daher ein enormes Potential, Emotionen ethnografisch zugänglich zu machen und für die Kulturanalyse aufzubereiten: Zum einen dadurch, dass die Forschungspartner:innen ihre subjektiven Gefühle festhalten, verbalisieren und so – sowohl für sich selbst als auch für Forschende – zugänglich machen können; und zum anderen dadurch, dass genau dieses Verbalisieren der Gefühle im Prozess der Aufzeichnung selbst als mobilisierende, benennende, kommunizierende und regulierende Emotionspraktik und – wie in meiner Forschung – als Emotionspraktik innerhalb des Feldes selbst verstanden werden kann (Scheer 2016: 29ff.).

Wie auch andere Tagebuchformen eignen sich digitale Gefühlstagebücher im Chatformat daher besonders für methodisch schwer erreichbare Felder, Akteur:innen und Praktiken (Alaszewski 2006: 43), also beispielsweise Phänomene, die, wie Kunz schreibt, erstens „von außen nicht oder nur schwer beobachtbar sind“ (Kunz 2018: 70; Alaszewski 2006: 43); zweitens „Phänomene, die so privat oder sensibel sind, dass die Anwesenheit Forschender das Phänomen an sich gefährden würde“ (Kunz 2018: 71); drittens „Phänomene, die so routiniert ablaufen, dass sie nur schwer – erst recht nicht detailliert – erinnert werden können“ (ebd.: 71) und viertens „Phänomene, die über einen längeren Zeitraum beobachtet werden müssen, da sie nur über eine Kontextualisierung in unterschiedlichen Situationen ausreichend

erklärt werden können“ (ebd.: 72). Hier möchte ich basierend auf meinen eigenen Felderfahrungen ergänzen, dass sich Diary-Verfahren darüber hinaus für Forschungskontexte eignen, die sowohl für die Erforschten als auch die Forschenden durch deren gegenseitige Anwesenheit vulnerabel oder gar grenzüberschreitend sein können, sei es bei intimen oder sexuellen Praktiken (Harvey 2011: 665) oder in Streitsituationen zwischen Partner:innen, wie ich es in einer Interviewsituation erlebte und dabei die Rolle der Richter:in und Mediator:in (Amann und Hirschauer 1997: 14) zugewiesen bekam, die ich abgrenzend zurückwies.

Doch nicht nur in diesen Kontexten bieten Forschungstagebücher einen entscheidenden Vorteil gegenüber qualitativen Interviews und informellen Gesprächen. Darüber hinaus können sie einen niedrigschwelligen Raum für Themen eröffnen, die im persönlichen Gespräch vielleicht schwieriger verbalisierbar wären, beispielsweise aufgrund von Scham (McCombie et al. 2024: 6f.). Schließlich erlauben sie Erhebungen von subjektiven Aushandlungen und Gefühlen von und zu Beziehungsdynamiken nicht nur punktuell im einmaligen Gespräch, sondern über einen längeren Zeitraum hinweg.

Innerhalb der qualitativen Sozialforschung können Tagebucheintragungen dabei sowohl als Hauptmethode, als Stimulationsinstrument für beispielsweise qualitative Interviews oder auch als Teilmethode im Sinne der ethnografischen Methodentriangulation verwendet werden (Alaszewski 2006: 43; Kunz 2018: 66; Palmberger 2021: 3, 2025: 4; Bartlett und Milligan 2015: 7).

Forschungstagebücher geben bereits teilnehmend beobachteten Praktiken somit einen Kontext und ausgedeutete Tiefe. Da der Tagebucheintrag idealerweise zeitnah zum Erleben selbst erfolgt, ermöglicht die Methode, Details und Gefühle als Momentaufnahme festzuhalten, die zu einem späteren Erhebungsmoment wie beispielsweise einem erst Wochen oder Monate später stattfindenden Interview schon wieder in Vergessenheit geraten oder von den Akteur:innen (mehrfach) narrativ umgedeutet worden wären (Olorunfemi 2024: 410). Die durch Diary-Verfahren generierten Daten sind somit nicht richtiger, echter oder gar objektiver, sondern lediglich als Momentaufnahmen zu einem anderen Forschungszeitpunkt zu verstehen.

Neben Vorteilen in der Erhebung eröffnen die Gefühlstagebücher als offene, narrative Daten auch die Möglichkeit, sie entsprechend narrativen Analyseverfahren auszuwerten (Kenten 2010): Was wird überhaupt erzählt, was nicht? Womit beginnt die Erzählung und wie verläuft sie? Und welche Narrative formen sich dabei? (Meyer 2020: 336f.) Hier bietet sich besonders die von Silke Meyer beschriebene Narrationsanalyse (2017, 2020) an, die mit dem Konzept der Narrativität Erhebungs- sowie Auswertungsmethoden mit einer kulturtheoretischen Rahmung vereint und auf im Fach verwurzelte Erzählforschungen (Schütze 1976; Lehmann 1983, 2009, 2011) aufbaut.

Tagebücher beschreiben folglich nicht Praktiken selbst, sondern sind lediglich deren situativere, dezidiert subjektivere und weniger theoretisierende Schilderungen und Darstellungen des Erlebten (Kunz 2018: 118, 125). Sie können einmalig oder über einen bestimmten Erhebungszeitraum erfolgen, als Hauptmethode fungieren oder andere ethnografische Methoden ergänzen, deren Analyseergebnisse vertiefen oder zu deren Erhebung erst animieren, aktivieren und Impulse setzen und sowohl narrationsanalytisch, emotionstheoretisch sowie mit jeder anderen den Logiken des Feldes entsprechenden „kulturtheoretischen Brille“ (Heimerding und Tauschek 2020: 20; Bareither 2022: 19) ausgewertet werden.

Spezifika und Qualität von Chat- und Sprachnachrichten

Innerhalb meiner Forschung gestaltete ich mein methodisches Vorgehen explorativ und flexibel: Nicht nur im Sinne eines ethnografischen Methodenopportunismus (Breidenstein et al. 2015: 34), sondern auch ganz den Logiken meines Feldes entsprechend wollte ich die Tagebücher nicht in eine in der Forschungsliteratur festgeschriebene Form zwingen. Die Akteur:innen sollten freie Hand in der Form und Gestaltung der Tagebücher erhalten, ganz angepasst an ihre jeweiligen Vorlieben und Bedürfnisse (Palmberger 2025: 6f.). Dadurch erhoffte ich mir eine größere Motivation von Seiten der Akteur:innen, mich an ihrem nacherzählten Außen- und verbalisierten Innenleben teilhaben zu lassen. In meiner Forschung nutzte ich dafür Tagebucheinträge in diversen Formaten, analog wie digital. Auch wenn dabei in Hinblick auf meine Forschungsfragen jede der Tagebuchformen spannende Einblicke in die subjektiven Wahrnehmungen der Akteur:innen und Darstellungen ihrer Beziehungsalltage gewährte, lassen sich einige Unterschiede innerhalb der verschiedenen Tagebuchformate herausarbeiten, die die jeweiligen Verfahren für unterschiedliche Forschungskontexte und -ziele interessant und produktiv machen. Innerhalb dieses Artikels gehe ich dabei besonders auf die Qualitäten digitaler Gefühlstagebücher in Form von Chat- und Sprachnachrichten ein.

Ausführlichkeit und Detailtiefe

Auffallend innerhalb der hauptsächlich in Audioform gesprochenen Gefühlstagebücher im Chatformat ist die gerade im Kontrast zu den anderen schriftlich verfassten Einträgen deutliche Ausführlichkeit der Erzählungen: Während die meisten schriftlichen, in Notizbüchern oder Word erstellten Tagebucheinträge im Schnitt eher ein bis drei Seiten umfassen, belaufen sich die Transkripte für die Chattagebücher pro Sprachnachricht nicht selten auf sechs bis zehn Seiten.

Der geringe Aufwand der Sprachnachrichtenfunktion lädt zum Plaudern, zum Ausschweifen, zu gedanklichen Zwischeneinschüben oder Hintergrundgeschichten

ein, während in den meisten handschriftlichen Tagebüchern Erlebnisse stark verkürzt und pointiert dargestellt werden, wie zum Beispiel Sabine schreibt:

„Am Sonntag war ich dann auf einem Spieleabend, der an sich auch schön war, aber auch ein unangenehmes Klärungsgespräch beinhaltete. Ein Mensch, mit dem ich eine Plusfreundschaft hatte, war wütend auf mich, weil ich vor vier Wochen etwas in einer Mail geschrieben habe. Es geht da ganz um den Kern unseres Poly- und sogar Liebesverständnisses. Kurz gefasst denkt er hierarchisch und ich bin inzwischen in einem Leben angekommen, in dem alle um mich rum nicht-hierarchisch denken, und bin nicht mehr bereit, ‚weniger‘ zu nehmen.“ (Sabine im Notiztagebuch, 12.09.2023)

Die Verkürzung der Nacherzählung benennt Sabine sogar bewusst selbst. Was genau sie in der E-Mail geschrieben hatte oder wie das klärende Gespräch im Detail ablief, spart sie in ihrem Eintrag aus.

In den Sprachnachrichten erzählen die Akteur:innen hingegen meist aus dem Gedächtnis zitierend längere Wortwechsel nach und gehen somit viel detaillierter und ausführlicher auf Auseinandersetzungen, Streitgespräche oder auch einfach nur auf für sie erfreuliche, wichtige Dialoge in ihrem Beziehungsalltag ein. So erzählt Louisa beispielsweise von einem Samstag, den sie mit ihrer Partnerin und ihrem Partner unter anderem auf dem Flohmarkt verbringt:

„Und dann waren wir auf dem Flohmarkt unterwegs und wir haben alle verschiedene schöne Sachen gefunden und mein Partner hat nicht gehandelt und ich habe gesagt: ‚Ey, du musst handeln. Auf dem Flohmarkt muss man handeln, das macht sonst keinen Spaß. Und das ist auch schon so eingepreist bei der / bei dem ersten Preis, den die Leute einem nennen.‘ Und er hat gemeint, ne, weil das ist eine der wenigen Stellen, wo er als finanziell stabiler Mensch Geld nach unten umverteilen kann. Ich habe gesagt: ‚Du machst aber allen anderen ihre Preise kaputt‘ und das fand er schon nicht so toll, dass ich mich da eingemischt habe und versucht habe, ihn zum Handeln zu überreden. Das hätte ich vielleicht auch nicht machen sollen, aber erstmal hat er dazu nichts gesagt und dann waren wir da relativ lange unterwegs und wollten danach noch gemeinsam Mittagessen.“ (Louisa im Chatta- gebuch, 05.09.2023)

Nur wenig später unterbricht Louisa ihre Nacherzählung, um zunächst eine andere Hintergrunderzählung einzuschieben und so den Kontext ihrer Tagesplanung und ihren später aufkommenden Missmut über unterschiedliche Erwartungen noch verständlicher zu machen. Erst rund sechs Minuten später steigt sie inhaltlich wieder beim Mittagessen ein und setzt ihre Schilderung und Wahrnehmung auf die Geschehnisse fort. Die mündlichen Erzählungen bewegen sich dabei rückblickend mit durch den Raum, werden zum Spaziergang durch Erinnerungen und münden

in dichten Erzählungen, die bereits durch ihren Umfang auf für die Akteur:innen wichtige, beziehungskonstituierende Momente hindeuten und die ansonsten naheliegende Schlussfolgerung ausschließen, aufgrund von schmerzenden Handgelenken einfach pragmatisch verkürzt worden zu sein.

Mobilität, Flexibilität und Zeitlichkeit

Doch nicht nur der Umfang der Aufnahmen, sondern auch ihre Zeitlichkeiten und Orte der Aufnahme erhalten durch die Methode der Chattagebücher ihre eigene Qualität, die sich leicht in den Alltag integrieren lässt: „Hallo, Maribel. Ich bin gerade mit dem Auto unterwegs. Also, ich hoffe, du verstehst mich. Mir sind zwei Geschichten eingefallen, die vielleicht interessant für dich sein könnten“, tönt es mir etwas dumpf aus einer Sprachnachricht von Guido (Guido im Chattagebuch, 18.05.2023) entgegen, im Hintergrund brummende Motorgeräusche. Auch von anderen Personen erhalte ich immer wieder Sprachnachrichten „mitten aus dem Leben“: „Hallo, Maribel. Ich melde mich, ich bin auf einem Spaziergang. Es ist etwas windig. Ich hoffe, du kannst mich trotzdem gut hören“ (Louisa im Chattagebuch, 23.07.2023_1). Diese Mobilität in den Aufnahmemöglichkeiten führt auch dazu, dass die Tagebucheinträge in Form von Sprachnachrichten situativ, regelmäßiger, meist wöchentlich, und in kürzeren Abständen erfolgen als schriftliche, meist analoge Einträge, die eher mit mehr Abstand zum Erzählten und dadurch auch stärker verkürzt und zusammenfassend verfasst werden.

Auch erlaubt diese Flexibilität den Akteur:innen, in Augenblicken, in denen sie selbst Zeit, Lust und Kapazitäten haben und in der entsprechenden Stimmung zum Erzählen sind, eine Nachricht zu verfassen (McCombie et al. 2024: 5). Erzählungen können so direkt im Alltag und aus dem Moment heraus festgehalten werden (Koch et al. 2021: 331). Regelmäßige von den Forschenden ausgehende Prompts, die dann vielleicht in einem ungünstigen Augenblick oder einem Moment fehlender Muse auf die Akteur:innen treffen und daraufhin schnell und lieblos abgehandelt werden, entfallen und lassen eine dadurch womöglich sinkende Motivation der Akteur:innen, an der Methode weiterhin teilzunehmen, gar nicht erst aufkommen. Das jederzeit mobile und flexible Teilen von Gedanken und Gefühlen über Chat- und Sprachnachrichten lässt sich darüber hinaus als Forschungsmethode so einfach in den Alltag der Akteur:innen integrieren, weil es bereits Teil dessen ist: Denn die meisten Personen tragen ihr Smartphone täglich mit sich und sind in „multisided interactions“ dauerhaft erreichbar und miteinander verbunden (Ling und Lai 2016: 834, 837). Auch in dieser privaten Kommunikation über Chats braucht es dabei nicht zwingend einen Prompt, sondern nur eine Übereinkunft der jeweilig Kommunizierenden zu Inhalt und Form der Nachrichten. Dass ich den Akteur:innen als potenzielle interessierte Adressatin für alle Gedanken und Gefühle rund um Polyamorie zur Verfügung stehe, reicht hier als Erzählimpuls bereits aus.

Die mobile, flexible Methode scheint dabei, wie ich vergleichend im Material feststelle, gerade durch ihre versetzte Zeitlichkeit von Aufnahme und Rezeption sowie meine physische Nicht-Präsenz bei schambehafteten oder schwierigeren Themen bei einigen Akteur:innen Räume zum freieren Erzählen zu öffnen (McCombie et al. 2024: 6f.) – und weist damit themenspezifisch einen weiteren Vorteil gegenüber informellen Feldgesprächen und qualitativen Interviews auf.

Adressiertheit der Einträge und affordierte Dialogizität

Während Sabine ihre handschriftlichen Tagebucheinträge gemäß einer erlernten und weit verbreiteten Tagebuchpraktik (Coxon 1996, zitiert nach Alaszewski 2006: 20; Kenten 2010: 3; Bartlett und Milligan 2015: 1) stets mit „Liebes Tagebuch“ beginnt und mit „deine Sabine“ beendet, fällt gerade in den Materialbeispielen der Sprachnachrichten sofort auf, dass die Aufnahmen ganz klar an mich als Forschende gerichtet sind. Nicht nur in der direkten Begrüßung mit Namensanrede, sondern auch an anderen Stellen zeigt sich immer wieder, dass die Akteur:innen während des Erzählens mich als Adressatin ihrer Aufnahmen präsent haben. Als Louisa in einer Sprachaufnahme davon erzählt, dass ihre Mutter ihre Polyamorie auch nach Jahren noch nicht akzeptieren kann, schiebt sie plötzlich ein:

„Vielleicht wird sie irgendwann sich einfach daran gewöhnen, dass ich halt eine ungewöhnliche Beziehungsform habe. Und wenn nicht, dann muss ich halt gucken, wie es mir selber / also dass ich halt gut für mich selber Sorge so, so, reparenting myself. Äh, ja, tut mir leid an den Transkriptionsservice, dass ich hier die ganze Zeit Anglizismen reinmixe. So bin ich einfach.“ (Louisa im Chattagebuch, 23.08.2023)

Auch in anderen Aufnahmen verdeutlicht sie immer wieder, dass ihr bewusst ist, dass, erstens, ich die Empfängerin und Adressatin ihrer Aufnahmen bin, und, zweitens, dass entweder ein Programm, ich oder eine dritte Person ihre Nachrichten transkribieren wird: „Ich hoffe, du kannst mich trotzdem gut hören bzw. wer auch immer das jetzt transkribiert, kann mich gut hören.“ (Louisa im Chattagebuch, 23.07.2023_1).

Zusätzlich beenden die Akteur:innen ihre Aufnahmen meist mit verabschiedenden Grußworten an mich, wie Miri, wenn sie sagt: „Hm. Ja, das wollte ich mit dir teilen. Bis bald.“ (Miri im Chattagebuch, 22.10.2024). Andere lassen sogar Gedanken an meinen Forschungserfolg da: „So, und jetzt habe ich hier wieder fast 20 Minuten gequatscht und der Bericht ist total durcheinander. Aber ich hoffe, das bringt dir was für deine Forschung. Bis dann.“ (Louisa im Chattagebuch, 19.11.2023)

Das Chatformat, das innerhalb der Aufzeichnung vertraut und niedrigschwellig wirkt, affordiert unweigerlich durch seinen Aufbau und seine Alltagsnutzung als

Kommunikationsort auch eine gewisse Dialogizität (Costa 2018: 3651; Garas et al. 2012: 6; Bareither 2019: 10f.). Die klaffende Leere der anderen Seite des Chatverlaufs, auf der von mir verschickte Nachrichten erscheinen würden, lädt nicht nur zu Antworten seitens der Forschenden ein, sondern fordert diese fast schon aggressiv ein: Immer wieder muss ich meinem eigenen, mich zur Reproduktion auffordernden inkorporierten Alltagswissen über Chatpraktiken und Emotionsarbeit widerstehen. Auch von Seiten der Teilnehmenden beobachtete ich diese wahrgenommene Offensichtlichkeit und Irritation dieser Einseitigkeit, die im starken Kontrast zu privater Chatnutzung als dialogischem Kommunikationsmittel steht, durch direkte Ansprachen sowie durch den anfänglich teilweise direkt kommunizierten Wunsch nach Feedback ihrer Vorgehensweise, dem ich dann auch kurz, nicht-wertend und in der Offenheit der Methode bestärkend nachkam.

Allerdings kam es auch bei einem schriftlichen digital verfassten Tagebucheintrag, der durchaus rhetorische Fragen enthielt und keine Adressiertheit mehr im Stil erkennen ließ, zur Situation, dass die Verfasserin mich per Mail bat, meine Gedanken beim Lesen „unbedingt“ (Alina, E-Mail an die Autorin, 10.11.2023) zu teilen. Außerdem wollte sie meine Meinung dazu erfahren, wann man wem erzählen solle, dass man „anders liebt“ (ebd.). Wieder stand ich vor der Entscheidung, wie nah und persönlich offenbarend, wie freundschaftlich oder sogar beratend ich dem Feld gegenüberreten wollte. Ich entschied mich schließlich dafür, die E-Mail mit Abwägungen für verschiedene Kontexte, anregenden Fragen und persönlichen Erfahrungen zu verwandten Themen in einer ausführlichen E-Mail zu beantworten – erneut eine wechselseitige emotionale Austauscharbeit, die ich, wäre sie öfter eingefordert worden, nicht regelmäßig innerhalb meiner Forschung hätte leisten können.

Auch sprachlich unterscheiden sich die Tagebucheinträge je nach Medium. So kommen in den Sprachnachrichten rein rhetorische, nicht adressierte Fragen – ganz im Gegensatz zu textlichen Tagebucheinträgen – kaum vor. Den Grund für diese unterschiedlichen Erzählmodi verstehe ich vor allem den unterschiedlich erlernten schriftlichen und mündlichen Sprachstilen geschuldet, die durch das Medium Chat aktiviert werden.

Von unmittelbaren Emotionen, Wechselseitigkeiten und doppeltem Nutzen

Wie bereits oben beschrieben, können und sollen die Akteur:innen für die Gefühlstagebücher gerade starke Emotionsregungen als Ausgangspunkt für einen Tagebucheintrag nutzen. So auch Miri, als sie mir erzählt: „Hey, Maribel. Ich bin gerade sehr aufgeregt. Gestern Abend habe ich einen Menschen etwas näher kennengelernt, von dem ich schon vorher gemerkt habe, dass ich den mehr als sympathisch finde.“ (Miri im Chattagebuch, 13.10.2024) Auch ein paar Minuten

später benennt sie erneut ihre Emotionen vom Abend zuvor, die Miri vor allem auch durch ihr erneutes Benennen und Erzählen selbst wieder mobilisiert und aktiviert:

„Und ich konnte mich einerseits nur auf den Tanz oder auf den Menschen konzentrieren, weil beides gleichzeitig für mich so, so viel Neues war und das war mega aufregend. Und ich bin ganz, ganz kribbelig noch, dass ich / ich bin noch ganz durcheinander. Das ging alles so / ja, es ging jetzt nicht so wahnsinnig schnell, aber doch / doch irgendwie ging es etwas schnell, dass ich dann von relativ wenig Kontakt haben jetzt dann plötzlich mit ihm getanzt habe. Und da hat man ja so ein bisschen Hand auf Schulter oder Hände an Hände oder Hand an Bauch oder so gehabt oder Rücken an Bauch oder so verschiedene Sachen. Während man sich durch den Raum bewegt hat und ich hatte so [lacht] zwischendurch das Gefühl, ich muss irgendwie so zittern vor Grinsen und weiß gar nicht, ob ich gerade eine Grimasse ziehe, weil es irgendwie so, so viel war.“ (Miri im Chattagebuch, 13.10.2024)

Hier wird der Prozess der Datenerhebung selbst Teil des emotionalen Erlebens von Miri. Emotionen können so durch die unmittelbare und ungefilterte Nacherzählung nicht nur relativ zeitnah in ihrem noch Andauern festgehalten, sondern auch entsprechend emotionstheoretischen Ansätzen durch Sprache aktiviert und so für die Forschung zugänglich gemacht werden (Scheer 2016: 23ff.).

Auch in anderen Situationen lässt mich Miri durch die direkte Unmittelbarkeit ihrer Aufnahme situativ und zeitnah an ihrer Gefühlswelt teilhaben, wenn sie ihre Aufnahme mit folgenden Worten einleitet:

„Ich habe gerade ein wichtiges Telefonat mit Benni geführt, in dem es darum ging, ob wir denn weiter danach schauen wollen, ob wir eine sexuelle, sinnliche, erotische Basis miteinander finden wollen oder ob ich das eher nicht für möglich sehe oder nicht für stimmig / dass sich das nicht für stimmig anfühlt.“ (Miri im Chattagebuch, 22.10.2024)

So können Gefühle, die bedeutsame Momente der Aushandlung im Beziehungsalldag der Akteur:innen markieren, direkt aus der Alltagssituation heraus festgehalten werden, die zu einem späteren Erhebungszeitpunkt wie beispielsweise einem Interview schon wieder mit ganz anderen Sichtweisen und Bedeutungen aufgeladen, relativiert, narrativ neu geformt oder gar vergessen sein könnten (Coxon 1996, zitiert nach Alaszewski 2006: 29).

Dieses erneute Eintauchen in Emotionen durch das sprachliche Erinnern, Erzählen und Benennen selbst (Reddy 1997, zitiert nach Scheer 2016: 31; ebd.: 28ff.) erhält diese für die Akteur:innen aufrecht, lässt Erinnerungen wieder aufsteigen und erlaubt eigene Reflexionsprozesse durch das freie Monologisieren. So fungieren die Chattagebücher in gleich doppelter Weise: Für mich als Forschende sind sie Erhebungsinstrument, für die Akteur:innen selbst werden sie zum Reflexionswerkzeug ihrer eigenen Gedanken und Gefühle (McCombie et al. 2024: 8), lassen im

Gegensatz zu einem Gespräch die Erzählenden jedoch im Anschluss damit allein. Für Guido ist es genau das, was das Chattagebuch schließlich für ihn nicht mehr realisierbar macht. Nach seiner ersten Sprachaufnahme vergehen zwei Monate, dann schreibt er mir:

„Hallo Maribel. Bei mir ist gerade gefühlstechnisch sehr viel los. Und gerade habe ich die Erkenntnis, warum dieses Gefühlstagebuch für mich nicht funktioniert. Bei mir ist gerade sehr viel los. Eifersucht, Verlustängste, Ent-Täuschung [sic!], Veränderungen.... Jedoch bin ich damit erstmal im Stillen für mich sehr beschäftigt, sobald die Themen besprochen werden, mache ich das mit unbeteiligten Partnerinnen/Personen oder direkt mit betroffenen Personen. Danach bin ich jedoch meist so emotional durch, dass ich nicht noch ein Tagebuch aufnehmen kann. Was ich anbieten kann, dass wir regelmäßig vielleicht alle 2 Wochen telefonieren.“ (Chat mit Guido, 06.07.2023)

Nicht nur die fehlende Rückmeldung und Dialogizität, die durch ein Telefonat wieder hergestellt wäre, wird im Zitat deutlich. Für Guido ist die Tagebuchaufnahme emotionale Arbeit, die auslaugt und zu sehr anstrengen würde, nachdem er diese Arbeit bereits allein oder mit seinen Beziehungspersonen geleistet hat. Erneut geleitet von einem Methodenopportunismus lasse ich mich daher auf sein Angebot ein. Über ein Jahr videotelefonten wir jeden Monat und Guido erzählte nach, was in der Zwischenzeit im Außen und Innern passiert ist und ihn in seinen polyamoren Beziehungen gerade bewegt. Die zuvor durch das Tagebuchformat noch gewährte Unidirektionalität und Monologizität fielen dabei durch das erneut dialogische, nun auch in Echtzeit visuelle Format gänzlich weg. Die emotionale Arbeit, die Guido für das Tagebuchformat als zu anstrengend beschreibt, liegt nun auch bei mir. Erneut befinde ich mich in den Rollen irgendwo zwischen Freundin und Therapeutin, als Forschungssubjekt irgendwo zwischen Dankbarkeit und emotionaler Erschöpfung.

Louisa hingegen, die zu den meisten Zeitpunkten ihrer Aufnahmen besonders angenehme Gefühle in Bezug auf ihre Beziehungen verspürt, sieht in den Gefühlstagebüchern gleich einen doppelten Nutzen. Ihre oft 20-minütigen Sprachnachrichten beendet sie an einer Stelle lachend, selbstironisch und fast schon entschuldigend mit folgendem Satz: „Genau. Jetzt habe ich schon wieder einen Roman gequatscht. Aber ja, für die Wissenschaft, ne?“ (Louisa im Chattagebuch, 30.07.2023_1) Für sie ist das Gefühlstagebuch ein gewinnbringendes Instrument für Forschungszwecke sowohl im altruistischen als auch im eigenen Interesse, auf die sie mit ihrer Teilnahme Einfluss nehmen kann, darüber hinaus jedoch auch für die eigene emotionale Auseinandersetzung und Reflexion (McCombie et al. 2024: 8).

Zusammenfassung und Conclusio

Innerhalb der qualitativen Sozialforschung finden Diary-Verfahren in den letzten Jahrzehnten vor allem in den Geschichtswissenschaften, der Psychologie, den Erziehungswissenschaften und der Soziologie Beachtung. Innerhalb der ethnografisch forschenden Empirischen Kulturwissenschaft gewinnt die Methode durch Vorreiterinnen wie Monika Palmberger zunehmend an Beachtung. Tagebücher lassen sich dabei als analoge sowie digitale Dokumente verstehen, die persönliche, subjektive Darstellungen von Erlebtem, Gedanken und Gefühlen enthalten (können).

Digitale Tagebücher in Form von Sprachnachrichten in Chatformaten stellen dabei eine neuere, durch Smartphone-Technologie und Messenger-Apps ermöglichte niedrigschwellige, alltagsvertraute, kostenlose, mobile und flexible Methode innerhalb ethnografischer Forschungskontexte dar, die eine spezifische Forschungspraxis und Rückwirkung ins Feld bedingt. Die besondere Qualität der dabei generierten Daten zeichnet sich vor allem durch eine hohe Ausführlichkeit und Detailtiefe, ihre Unmittelbarkeit und Zugänglichkeit zu erlebten Ereignissen, Gedanken und Gefühlen, deren sprachlicher Aushandlung und Darstellung sowie einer bewussten Zielgerichtetheit und Adressierung des Forschungskontextes aus.

Starke emotionale Regungen der dokumentierenden Akteur:innen können dabei sowohl als Auslösemoment der Erhebung sowie in der Materialanalyse genutzt und als heuristische Marker für besonders im Feld relevante Aushandlungsprozesse und Bedeutungsaufloadungen verstanden werden. Das mündliche Erzählen in Form von Sprachnachrichten vermag es dabei, diese Emotionen unmittelbar festzuhalten oder rückblickend zu aktivieren oder zu regulieren.

Chattagebücher eignen sich dabei vor allem für kulturelle Phänomene und Forschungskontexte, die schwer zugänglich, zu privat oder sensibel, vulnerabel, (emotional) grenzüberschreitend oder zu einnehmend für das Forschungssubjekt, schwer beobachtbar oder aufgrund ihrer Vergänglichkeit gar schwer oder gar nicht erinnerbar sind. Die Methode stellt dabei eine lohnende Ergänzung im Sinne einer ethnografischen Methodentriangulation dar oder kann vor allem in Emotionsforschungen, Narrationsanalysen und darüber hinaus allen Forschungsfeldern, in denen situatives Erzählen gefragt ist, als Hauptmethode produktiv gemacht werden.

Empirische Quellen

Polyamores Netzwerk (PAN e.V.). 2015. Flyer „Polyamorie: mehr als eine(n) lieben. Ein alternatives Beziehungskonzept. Fragen und Antworten“. Zuletzt abgerufen am 10.08.2022. <https://polyffm.wordpress.com/2015/02/25/flyer-polyamorie-mehr-als-einen-lieben-fragen-und-antworten/>.

Guido im Chantagebuch, 18.05.2023, 06.07.2023.

Louisa im Chantagebuch, 23.07.2023_1, 30.07.2023, 23.08.2023, 05.09.2023, 19.11.2023.

Miri im Chantagebuch, 13.10.2024, 22.10.2024.

Sabine im Notiztagebuch, 12.09.2023.

Internetquellen

6-Minuten Verlag. o. J. „Gefühlstagebuch“. Zuletzt abgerufen am 26.05.2025, <https://6minutenverlag.de/collections/gefuehlstagebuch>.

Das Digitale Bild o. J. „Curating the Feed: Interdisciplinary Perspectives on Digital Image Feeds and their Curatorial Assemblages.“ Projektabstract. Zuletzt abgerufen am 25.05.2025, <https://www.digitalesbild.gwi.uni-muenchen.de/en/curating-the-feed-interdisciplinary-perspectives-on-digital-image-feeds-and-their-curatorial-assemblages/>.

ISGV – Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. o. J. „Projekt: Urlaub in der DDR“. Zuletzt abgerufen am 25.05.2025, <https://lga.isgv.de/projekte/20>.

Universität Bonn o. J. „Institut für Archäologie und Kulturanthropologie.“ Atlas der Deutschen Volkskunde. Zuletzt abgerufen am 25.05.2025, <https://www.iak.uni-bonn.de/de/museen/adv/adv>.

Universität Tübingen o. J. -a. „Lukas Griessl.“ Zuletzt abgerufen am 09.12.2025, <https://uni-tuebingen.de/de/260829>.

Universität Tübingen o. J. -b. „Hybrid Epistemic Practices: Generative Artificial Intelligence and the Transformation of Academic Assemblages in the Qualitative Social Sciences and Humanities.“ Zuletzt abgerufen am 09.12.2025, <https://uni-tuebingen.de/en/research/centers-and-institutes/tuebingen-center-for-digital-education/projects-1/hybrid-epistemic-practices/>.

Literatur

Alaszewski, Andy. 2006. „Using Diaries for Social Research“. SAGE Publications.

Amann, Klaus, und Stefan Hirschauer. 1997. „Die Befremdung der eigenen Kultur: Ein Programm.“ In *Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, herausgegeben von Stefan Hirschauer und Klaus Amann: 7–52. Suhrkamp Verlag.

Bareither, Christoph. 2019. „Doing Emotion through Digital Media: An Ethnographic Perspective on Media Practices and Emotional Affordances.“ *Ethnologia Europaea* 49 (1): 7–23.

- Bareither, Christoph. 2022. „Kultur ist mehr ... Zum vielfältigen Kulturbegriff der EKW.“ In *Kultur ist. Beiträge der Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen*, herausgegeben von Ludwig-Uhland-Institut. Tübinger Vereinigung für Empirische Kulturwissenschaft: 11–45.
- Bartlett, Ruth, und Christine Milligan. 2015. „*What is Diary Method?*“ Bloomsbury.
- Bausinger, Hermann. 1986 [1961]. „*Volkskultur in der technischen Welt*“. Campus Verlag.
- Beck, Stefan, und Michi Knecht. 2012. „Jenseits des Dualismus von Wandel und Persistenz? Krisenbegriffe der Sozial- und Kulturanthropologie.“ In *Krisen Verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen*, herausgegeben von Thomas Mergel: 59–78. Campus Verlag.
- Becker, Brigitte, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm, Ute Karl, Judith Kestler, Sebastian Kestler-Joosten, Ulrike A. Richter, Sabine Schneider, Almut Sülzle, und Barbara Wittel-Fischer. 2013. „Die reflexive Couch. Feldforschungssupervision als methodische Begleitung ethnographischer Forschung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 109 (2): 181–203.
- Boehm, Karoline. 2012. „*Praktiken der Polyamorie: Über offene Beziehungen, intime Netzwerke und den Wandel emotionaler Stile*“. Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien.
- Böhle, Fritz. 2011. „Interaktionsarbeit als wichtige Arbeitstätigkeit im Dienstleistungssektor.“ *WSI-Mitteilungen* 64 (9): 456–461. <https://doi.org/10.5771/0342-300X-2011-9-456>.
- Bolger, Niall, und Eshkol Rafaeli. 2003. „Diary Methods: Capturing Life as it is Lived.“ *Annual Review of Psychology* 54: 579–616.
- Bonz, Jochen, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm, und Almut Sülzle, Hg. 2017. „*Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens*“. Springer VS.
- Bourdieu, Pierre. 1987. „*Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*“. Suhrkamp Verlag.
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff, und Boris Nieswand. 2015. „*Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*“. UVK Verlagsgesellschaft.
- Brown, Barry, Abigail Sellen, und Kenton O'Hara. 2000. „A Diary Study of Information Capture in Working Life.“ In *Proceedings of the CHI 2000 Conference on Human Factors in Computing Systems*. ACM Press.
- Buschmeyer, Anna, und Eva Tolasch. 2014. „Ein Löffelchen für dich und eins für mich: (Ver)Handlungen von professioneller Intimität durch Vermeidung von Privatheit.“ *Feministische Studien* 32 (1): 9–23. <https://doi.org/10.1515/fs-2014-0103>.
- Cohn, Miriam. 2014. „Teilnehmende Beobachtung.“ In *Methoden der Kulturanthropologie*, herausgegeben von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber: 71–85. Haupt.

- Costa, Elisabetta. 2018. „Affordances-in-Practice: An Ethnographic Critique of Social Media Logic and Context Collapse.“ *New Media & Society* 20 (10): 3641–3656. <https://doi.org/10.1177/1461444818756290>.
- Damsholt, Tine. 2020. „Times of Corona: Investigating the Temporalities of Everyday Life during Lockdown.“ *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 50 (2): 137–155.
- Daßler, Henning. 1999. „Emotion und pädagogische Professionalität. Die Bedeutung des Umgangs mit Gefühlen für sozialpädagogische Berufe“. Dissertation.
- Donnan, Hastings, und Fiona Magowan. 2010. „*The Anthropology of Sex*“. New York: Berg.
- Ehn, Billy, Orvar Löfgren, und Richard R. Wilk. 2016. „*Exploring everyday life. Strategies for ethnography and cultural analysis*“. Rowman and Littlefield.
- Eisch-Angus, Katharina. 2017. „Wozu Feldnotizen? Die Forschungsniederschrift im ethnografischen Prozess.“ *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* 2: 6–10.
- Fassin, Didier. 2012. „Introduction: Howard a Critical Moral Anthropology.“ In *A Companion to Moral Anthropology*, herausgegeben von Didier Fassin: 1–18. Blackwell.
- Flick, Uwe. 1991. „Stationen des qualitativen Forschungsprozesses.“ In *Handbuch Qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*, herausgegeben von Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Leopold von Rosenstiel und Stephan Wolff: 147–173. Psychologie Verlags Union.
- Franken, Lina. 2023. „*Digitale Methoden für qualitative Forschung*“. Waxmann.
- Friedreich, Sönke. 2011. „*Urlaub und Reisen während der DDR-Zeit. Zwischen staatlicher Begrenzung und individueller Selbstverwirklichung*“. Thelem Verlag.
- Fuhs, Burkhard. 2014. „Medientagebuch – chronografische Methode.“ In *Digitale Kultur und Kommunikation*, herausgegeben von Anke Tillmann, Sabine Fleischer und Kai-Uwe Hugger: 259–271. Springer VS.
- Garas, Antonios, David Garcia, Marcin Skowron, und Frank Schweitzer. 2012. „Emotional Persistence in Online Chatting Communities.“ *Scientific Reports* 2 (Artikel 402). <https://doi.org/10.1038/srep00402>.
- Haraway, Donna. 1995. „*Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*“. Campus Verlag.
- Harvey, Laura. 2011. „Intimate Reflections: Private Diaries in Qualitative Research.“ *Qualitative Research* 11 (6): 664–682.
- Hegner, Victoria. 2013. „Vom Feld verführt: Methodische Gratwanderungen in der Ethnografie.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 14 (3). <https://doi.org/10.17169/fqs-14.3.1957>.
- Heimerdinger, Timo, und Markus Tauschek. 2020. „*Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch*“. Böhlau Verlag.
- Hinrichsen, Jan. 2019. „Moralische Problematisierungen, oder: Wozu soll eine Ethnografie des ‚guten Lebens‘ gut sein?“ In *Forme[l]n des guten Lebens: Ethnografische*

- Erkundungen alltäglicher Aushandlungen von Glück und Moral*, herausgegeben von Monique Scheer und Jan Hinrichsen: 7–43. Tübinger Vereinigung für Empirische:.
- Hirschauer, Stefan. 2001. „Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen: Zu einer Methodologie der Beschreibung.“ *Zeitschrift für Soziologie* 30 (6): 429–451. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2001-0602>.
- Hochschild, Arlie Russell. 1979. „Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure.“ *The American Journal of Sociology* 85 (3): 551–575.
- Hochschild, Arlie Russell. 1983. *„The Managed Heart: Commercialization of Human Feeling“*. University of California Press.
- Hochschild, Arlie Russell, und Sighard Neckel. 2006. *„Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle“*. Campus Verlag.
- Illouz, Eva. 2007. *„Gefühle in Zeiten des Kapitalismus“*. Suhrkamp Verlag.
- Kaufmann, Katja, und Corinna Peil. 2020. „The Mobile Instant Messaging Interview (MIMI): Using WhatsApp to Enhance Self-Reporting and Explore Media Usage in Situ.“ *Mobile Media & Communication* 8 (2): 229–246. <https://doi.org/10.1177/2050157919852392>.
- Kenten, Charlotte. 2010. „Narrating Oneself: Reflections on the Use of Solicited Diaries with Diary Interviews.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 11 (2). <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1314>.
- Klesse, Christian. 2007. „Polyamory – von dem Versprechen, viele zu lieben. Ein Kommentar zum Forschungsstand.“ *Zeitschrift für Sexualforschung* 20 (4): 316–330. <https://doi.org/10.1055/s-2007-981350>.
- Koch, Carmen, Nadine Klopfenstein Frei, und Iris Herrmann. 2021. „Das Smartphone-Tagebuch in der Mediennutzungsforschung. Ein qualitativer Methodenansatz unter der Lupe.“ *Medien & Kommunikationswissenschaft* 69 (2): 299–319. <https://doi.org/10.5771/1615-634X-2021-2-299>.
- Korff, Gottfried. 2001. „Halloween in Europa: Stichworte zu einer Umfrage.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 97: 177–189.
- Kunz, Alexa Maria. 2018. *„Einführung in Diary-Verfahren. Theorie und Praxis in qualitativer Forschung“*. Beltz Juventa.
- Lehmann, Albrecht. 1983. *„Erzählstruktur und Lebenslauf: Autobiographische Untersuchungen.“* Suhrkamp Verlag.
- Lehmann, Albrecht. 2009 [2007]. *„Reden über Erfahrungen. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens“*. Berlin: Reimer.
- Lehmann, Albrecht. 2011. „Individuelle und kollektive Dimensionen des Erzählens.“ In *Lernen und Erzählen interdisziplinär*, herausgegeben von Olaf Hartung, Ivo Steinger und Thorsten Fuchs: 27–38. Springer VS.

- Lindner, Rolf. 1981. „Die Angst des Forschers vor dem Feld: Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (2): 143–156.
- Ling, Richard, und Chih-Hui Lai. 2016. „Microcoordination 2.0: Social Coordination in the Age of Smartphones and Messaging Apps.“ *Journal of Communication* 66 (5): 834–856.
- Lutz, Catherine, und Geoffrey M. White. 1986. „The Anthropology of Emotions“. *Annual Reviews Anthropology* 15: 405–436.
- Malinowski, Bronisław. 1967. *„A Diary in the Strict Sense of the Term“*. Routledge & Kegan Paul.
- McCombie, Catherine, Georgina Miguel Esponda, Hannah Ouazzane, Gemma Knowles, Charlotte Gayer-Anderson, Ulrike Schmidt, und Vanessa Lawrence. 2024. „Qualitative Digital Diary Methods: Participant-Led Values for Ethical and Insightful Mental Health Research.“ *International Journal of Qualitative Methods* 23: 1–11. <https://doi.org/10.1177/16094069241296189>.
- McFarlane, Alan. 1970. *„The Family Life of Ralph Josselin: A Seventeenth-Century Clergyman – An Essay in Historical Anthropology“*. Cambridge University Press.
- Meyer, Silke. 2017. *„Das verschuldete Selbst: Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz“*. Campus Verlag.
- Meyer, Silke. 2020. „Narrativität.“ In *Kulturtheoretisch argumentieren*, herausgegeben von Timo Heimerdinger und Markus Tauschek: 323–350. Waxmann.
- Olorunfemi, Doyin. 2024. „Diary Studies in Research: More than a Research Method.“ *International Journal of Market Research* 66 (4): 410–427. <https://doi.org/10.1177/14707853231222139>.
- Overdick, Thomas. 2004. „Ethnofotografie: Versuch einer Repositionierung volkscundlicher Fotografie.“ In *Fotografien vom Alltag – Fotografien als Alltag*, herausgegeben von Irene Ziehe und Ulrich Hägele: 17–36. LIT Verlag.
- Palen, Leysia, und Marilyn Salzman. 2002. „Voice-Mail Diary Studies for Naturalistic Data Capture under Mobile Conditions.“ In *Proceedings of the 2002 ACM Conference on Computer Supported Cooperative Work (CSCW '02)*: 87–95.
- Palmberger, Monika. 2021. „Digitale Medien und Methoden – Monika Palmberger über digitale Tagebücher als ‚Media of Care‘ und Narrative der Flucht.“ *Open-Media-Studies-Blog*, Sonderreihe „Digitale Medien und Methoden“ 4. <https://doi.org/10.25969/mediarep/20295>.
- Palmberger, Monika. 2025. „The Digital Diary: A Mobile, Multimodal, and Participatory Method and Part of Digital Ethnography.“ *International Journal of Qualitative Methods* 24. <https://doi.org/10.1177/16094069251329262>.
- Palmberger, Monika, und Azra Hromadžić. 2018. *„Care Across Distance. Ethnographic Explorations of Aging and Migration across Societies“*. Berghahn Books.

- Pieper, Marianne, und Robin Bauer. 2014. „Polyamorie: Begehren als transformative Kraft?“ *Journal für Psychologie* 22 (1). <https://journal-fuer-psychologie.de/article/view/183>.
- Pink, Sarah, Heather Horst, John Postill, Larissa Hjorth, Tania Lewis, und Jo Tacchi. 2016. *Digital Ethnography: Principles and Practice*. SAGE Publications.
- Reckwitz, Andreas. 2003. „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive.“ *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4): 282–301.
- Reichmayr, Johannes. 2016. „Psychoanalytische Ethnologie und Ethnopsychanalyse: Überblick und Entwicklung 2000 bis 2015.“ In *Ethnopsychanalyse revisited: Gegenübertragung in transkulturellen und postkolonialen Kontexten*, herausgegeben von Johannes Reichmayr: 11–43. Psychosozial-Verlag.
- Röcker, Anja. 2020. „Von der Arbeit, wie eine Freundin zu sein: Nähe als professionelle Ressource in personenbezogenen Dienstleistungen.“ *Berliner Journal für Soziologie* 30 (2): 223–244. <https://doi.org/10.1007/s11609-020-00425-w>.
- Rosaldo, Michelle. 1984. „Toward an Anthropology of Self and Feeling“. In *Culture Theory*, herausgegeben von Richard A. Shweder und Robert A. Levine: 137–157. Cambridge University Press.
- Sahlins, Marshall. 1995. *„How ‚Natives‘ Think: About Captain Cook, for Example“*. University of Chicago Press.
- Scheer, Monique. 2016. „Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt.“ In *Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Beiträge der 27. österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai – 1. Juni 2013*, herausgegeben von Matthias Beitzl und Ingo Schneider: 15–36. Wien: Österreichisches Volkskundemuseum.
- Scheff, Thomas J. 2003. „Shame in Self and Society.“ *Symbolic Interaction* 26 (2): 239–262.
- Schmidt-Lauber, Brigitta. 2007. „Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens.“ In *Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, herausgegeben von Silke Göttisch und Albrecht Lehmann: 169–188. Reimer.
- Scholl, Armin. 2018. *„Die Befragung“*. UVK Verlag.
- Schütze, Fritz. 1976. „Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: Dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen.“ In *Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung*, herausgegeben von Ansgar Weymann: 159–260. Fink.
- Spies, Britta, Lutz Volmer, und Ruth-E. Mohrmann, Hg. 2003. *„Mein 18. November. Menschen schreiben Alltagsgeschichte(n)“*. Selbstverlag.
- Spradley, James. 1980. *„Participant Observation“*. Holt, Rinehart & Winston.

- Svašek, Maruška. 2006. „Introduction: Postsocialism and the Politics of Emotions.“ In *Postsocialism: Politics and Emotions in Central and Eastern Europe*, herausgegeben von Maruška Svašek: 1–33. Berghahn Books.
- Thomas, Stefan. 2019. „*Ethnografie: Eine Einführung*“. Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94218-6>.
- von Unger, Hella. 2014. „*Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*“. Springer.
- Wittel, Barbara. 2001. „„Das Unbewusste ist unbestechlich!“ Supervision in der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft.“ In *Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse*, herausgegeben von Katharina Eisch und Marion Hamm: 140–160. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.

Voice Messaging als Erhebungsmethode

Eine Methode zur Erfassung raum-zeitlich disparater digitaler Praktiken am Beispiel des Umgangs mit Crowdwork-Plattformen

Annika Becker

Einleitung

Der Gebrauch digitaler Technik im Alltag lässt sich mit qualitativen Erhebungsmethoden bislang in unterschiedlichen Facetten erfassen. Ethnografische Ansätze und teilnehmende Beobachtungen ermöglichen beispielsweise die Beobachtung der Einbindung von Techniknutzung im Alltag und online-ethnografische Ansätze können zum Beispiel Einblicke in Online-Kommunikation geben (Kozinets 2020). Ein weiterer Erhebungsansatz ist die computergestützte Analyse von Daten sozialer Medien oder Datenspuren (Franken 2023). Damit lassen sich allerdings nur bedingt individuelle Nutzungs- oder Umgangsweisen digitaler Techniken oder Infrastrukturen erfassen. Insbesondere wenn keinerlei Möglichkeit zur Verbalisierung gegeben ist, wird eine Kombination von Subjektperspektive und digitaler Technologie kaum in den Blick genommen. Dies gilt im Besonderen für raum-zeitlich disparate Praktiken sowie im Allgemeinen für Praktiken, die hinter dem Bildschirm verschwinden und dadurch nur bedingt zu erfassen sind.

An dieser Stelle setzt dieser Beitrag an und stellt die Erhebungsmethode Voice Messaging¹ als Methode zur Erfassung raum-zeitlich disparater digitaler Praktiken am Beispiel des Umgangs mit Crowdwork-Plattformen ins Zentrum. Im Kern besteht diese Erhebungsmethode aus Fragen, die die Teilnehmenden in regelmäßigem Abstand per Messenger erhalten und dann per Sprachnachricht beantworten. Die Erhebungsmethode Voice Messaging wird in diesem Beitrag eingeführt, der Hauptfokus des Beitrags liegt auf den Praktiken, die mit Voice Messaging erhoben werden können. Entwickelt wurde die Methode im Kontext eines Forschungspro-

1 Für weitere Details zur Entwicklung der Methode siehe Becker et al. 2025.

jekts zu Crowdwork², in dem wir als Projektteam vor der Herausforderung der Untersuchung der Einstiegsphase auf der Crowdwork-Plattform aus der Perspektive der arbeitenden Subjekte standen. Basierend auf dem Projektkontext, in dem die Erhebungsmethode entwickelt wurde, stellt Crowdwork das empirisch-illustrative Feld dar, anhand dessen die Praktiken, die durch den Einsatz von Voice Messaging als Erhebungsmethode erhoben werden können, vorgestellt werden.

Als Crowdwork werden „paid and flexible short-term jobs that are distributed, performed and managed entirely via the internet through online platforms“ (Gerber und Krzywdzinski 2019: 122) bezeichnet. Crowdwork als Arbeitsform zeichnet dabei aus, dass Crowdworker:innen als formal Solo-Selbstständige Aufträge über digitale Plattformen bearbeiten. Die Bearbeitung erfolgt ortsflexibel und rein digital. Die Crowdworker:innen können also selbst entscheiden, welche Aufträge sie annehmen bzw. für welche sie sich bewerben, doch die Tätigkeit birgt aufgrund der volatilen Auftragslage und geringen Vergütung auch Prekarisierungsrisiken (Altenried 2017; Bertschek et al. 2016). Das Ausmaß an Selbstbestimmung sowie Prekarisierungsrisiken hängen dabei von der Erwerbskonstellation ab, in der die Tätigkeit ausgeübt wird (Altenried et al. 2021; Becker 2023; Gajewski 2018). Plattformarbeit ist durch die spontane, (meist) selbstbestimmte Einbettung der Tätigkeit in den Alltag sowie die Vermittlung von Aufträgen und die Ausübung der Tätigkeit über digitale Plattformen ein charakteristischer Fall für raum-zeitlich dispartate digitale Praktiken.

Ausgangspunkt der Entwicklung von Voice Messaging als Erhebungsmethode war die Beobachtung (basierend auf den Bestandsdaten einer der untersuchten Crowdwork-Plattformen), dass nur ein geringer Anteil der Crowdworker:innen, die auf der Plattform angenommen werden, auch (regelmäßig) auf der Plattform aktiv werden. Das Untersuchungsinteresse bezog sich daher auf die Einstiegsphase auf der Plattform: Welche Arbeits- und Lernpraktiken finden sich bei Crowdworker:innen während der Einstiegsphase auf der Plattform? Inwiefern lassen sich typische Praktiken von Crowdworker:innen, die auf der Plattform aktiv bleiben, identifizieren?

Für dieses Untersuchungsinteresse standen wir als Projektteam vor der Herausforderung, eine Erhebungsmethode bzw. -design zu entwickeln, mit dem prozessbegleitend qualitative Daten zu den Praktiken der Crowdworker:innen erhoben werden konnten, da wöchentlich wiederholte qualitative Interviews

2 Crowdwork und Crowdworker vor, während und nach der beruflichen Ausbildung – Kompetenz-/Subjektivierungseffekte, individuelle Beruflichkeit und lernförderliche Plattformgestaltung (CKoBeLeP), Laufzeit 2021–2024, Details siehe: <https://www.hsu-hh.de/bwp-b/forschung/crowdwork/>. Dieser Beitrag wird durch dtec.bw – Zentrum für Digitalisierungs- und Technologieforschung der Bundeswehr gefördert. dtec.bw wird von der Europäischen Union – NextGenerationEU finanziert.

aufgrund der Zeitrestriktionen der zu befragenden Crowdworker:innen nicht realisierbar waren. Zudem war (Online-)Ethnografie im Feld Crowdwork nur schwierig umsetzbar, da die Praktiken durch die spontane und flexible Einbettung der Crowdwork-Tätigkeit raum-zeitlich disparat sind. Außerdem ließen sich die Praktiken des Umgangs der Crowdworker:innen mit der Plattform nicht ohne deren Verbalisierung erfassen. Anknüpfend an das Untersuchungsinteresse entwickelten wir die Idee, Personen Fragen per Messenger zu schicken, die diese dann per Sprachnachricht beantworten können. In einer Pilotphase zur Erprobung des Verfahrens wurden daher Crowdworker:innen gebeten, wöchentliche ihre Eindrücke von und Aktivitäten auf der Plattform im Rahmen von Sprachnachrichten zu schildern. Nachdem sich ein solches Vorgehen in der Pilotphase als für das Forschungsinteresse ertragreich bewährte, wurde eine umfänglichere Erhebung durchgeführt.

Der Beitrag ist wie folgt aufgebaut: Zunächst werden die Besonderheiten von Crowdwork als Forschungsfeld, in dessen Kontext die Erhebungsmethode entwickelt wurde, dargestellt (Abschnitt 2). Im darauffolgenden Abschnitt wird ein theoretisches Verständnis der mit der Erhebungsmethode Voice Messaging erfassbaren Praktiken entwickelt (Abschnitt 3). Abschnitt 4 gibt einen Überblick über die untersuchte Plattform und das Sample der durchgeführten Erhebung, worauf folgend in Abschnitt 5 das methodische Vorgehen in Erhebung und Auswertung dargestellt wird. In Abschnitt 6 werden verschiedene Arten der mit Voice Messaging erhobenen Praktiken von Crowdworker:innen dargestellt, um exemplarisch zu illustrieren, welche Arten von Praktiken sich mit diesem Erhebungsverfahren erheben lassen. In der abschließenden Diskussion (Abschnitt 7) wird Voice Messaging als Erhebungsmethode für raum-zeitlich disparate digitale Praktiken reflektiert und deren Adaptionsmöglichkeiten diskutiert.

Forschungsfeld Crowdwork

Crowdwork ist als Arbeitsform und Forschungsfeld von einigen Besonderheiten gekennzeichnet, die auch für die Entwicklung von Voice Messaging als Erhebungsmethode zentral waren, weshalb diese im Folgenden kurz dargestellt werden. Dies betrifft zunächst die Organisationslogik von Crowdwork-Plattformen als technische Infrastrukturen. Wie eingangs beschrieben, bearbeiten die Crowdworker:innen die Aufträge üblicherweise vollständig digital: Sie loggen sich mit ihrem privaten Endgerät auf einer Plattform ein, recherchieren nach Aufträgen und wählen diese aus oder bewerben sich auf diese. Während der Bearbeitung erstellen sie ein digitales Produkt oder lösen eine Aufgabe und übermitteln das Auftragsergebnis ebenfalls über die Plattform an die Auftraggebenden. Wie andere Plattformen lassen sich Crowdwork-Plattformen „als computergestützte, softwarebasierte, programmierbare und algorithmisch strukturierende technologische Infrastrukturen

begreifen“ (Dolata und Schrape 2022: 22). Die Crowdworker:innen interagieren überwiegend mit der Plattform als GUI (Graphical User Interface). Für Dritte sind diese dargestellten digitalen Praktiken der Auftragsbearbeitung und des Umgangs mit der Plattform kaum wahrnehmbar.

Als Arbeitsform zeichnet Crowdwork im deutschsprachigen Raum aus, dass die Bezahlung relativ gesehen meist eher gering ist. Teilweise liegt diese deutlich unter dem Mindestlohn oder auf Mindestlohniveau. Deshalb wird die Tätigkeit meist als Nebenverdienst oder in Kombination mit anderen (Erwerbs-)Tätigkeiten ausgeübt, weshalb der Stellenwert im Alltag oftmals eher gering ist (Baethge et al. 2019: 20; Giard et al. 2019: 2; ILO 2021: 143). Bezogen auf die Erwerbssituationen der Crowdworker:innen wird eine große Heterogenität konstatiert, es gibt also keine „typischen“ Crowdworker:innen (Altenried 2017: 184; Gerber und Krzywdzinski 2019: 125). Als Gemeinsamkeit zeigt sich jedoch, dass die Crowdworker:innen mehrheitlich nicht auf den Verdienst angewiesen sind, den sie über die Plattformen erzielen, weil die Tätigkeit allein aufgrund der geringen Vergütung in den meisten Fällen keine ausreichende Einnahmequelle darstellt (Baethge et al. 2019: 20; Giard et al. 2019: 2). Die an diese Erkenntnis anknüpfende Frage, warum Crowdworker:innen dennoch auf den Plattformen tätig sind, lässt sich dadurch erklären, dass zusätzliche Motive für die Ausübung von Bedeutung sind (Al-Ani und Stumpp 2015: 20). Dazu zählen Flexibilität und Selbstbestimmung, Spaß und Interesse ebenso wie berufliche Weiterentwicklung (Al-Ani und Stumpp 2015: 14; Bertschek et al. 2016; Gerber und Krzywdzinski 2019: 125).

Aufgrund der (vielfach) geringen finanziellen Bedeutung wird Crowdwork meist eher spontan und sporadisch in den Alltag eingebettet, wenn die Subjekte Zeit dafür haben und es für sie interessante Aufträge zu bearbeiten gibt. Dies verdeutlicht, dass die Ausübung von Crowdwork raum-zeitlich disparat erfolgt. Während also bereits viel über den Kontext der Ausübung von Crowdwork bekannt ist, fehlen Perspektiven auf die konkreten (Entwicklungen von) Arbeitspraktiken und Praktiken des Umgangs mit der Plattform. Methodisch stellt dies dahingehend eine Herausforderung dar, dass Crowdwork durch digitale Praktiken charakterisiert ist, die sich für Außenstehende nur schwer erfassen lassen und deren raum-zeitliche Disparität potenzielle Einblicke oder Beobachtungen erschwert.

Alltagspraktiken des Umgangs mit Crowdwork-Plattformen

Der folgende Abschnitt dient dazu, die digitalen Praktiken des Umgangs mit Crowdwork-Plattformen, die mit Voice Messaging als Erhebungsmethode erfasst werden können, unter Rekurs auf bestehende Theoriekonzepte zu (digitalen) Praktiken einzuordnen.

Michel de Certeaus „Kunst des Handelns“ (1988) und dessen Fokussierung von individuellen Praktiken und Taktiken dient als Bezugspunkt, um sich auf die individuellen Alltagspraktiken der Crowdworker:innen zu konzentrieren. Darin eingeschlossen sind Veränderungen von individuellen Praktiken und Strategien im Zeitverlauf, potenzielle inhärente Widersprüche innerhalb der Praktiken sowie widerständige Praktiken. Digitale Alltagspraktiken sind allerdings verglichen mit den von de Certeau ausgearbeiteten Praktiken des Alltags aufgrund einiger Besonderheiten zu unterscheiden, die sowohl für die Konzeptualisierung als auch für die anschließende Erhebung von Bedeutung sind: Mit Sauerborn (2019: 245ff.) lassen sich digitale Räume, in denen solche Praktiken ausgeübt werden, als soziale Räume verstehen. Diese sind zwar ortlos (Sauerborn 2019: 243), dennoch bewegen sich Personen in diesen und vollziehen Handlungen.

Bezogen auf die Praktiken der Crowdworker:innen impliziert dies die Notwendigkeit, die technische Infrastruktur der Plattform, gleichwohl aber ebenso die Nutzungspraktiken der User:innen in den Blick zu nehmen. Diese Perspektive lässt sich mit Marres' „Digital Sociology“ (2017: 54ff.) erweitern. Ausgangspunkt ihrer Analyse von Technologien ist deren situierte Nutzung. Mit ihrer praxeologischen Perspektive plädiert sie dafür, die Kontextualität des Gebrauchs von digitalen Technologien in die Analyse von Praktiken digitaler Kultur einzubeziehen und lehnt eine Perspektive ab, die auf die Ebene der Erfahrungen und situativen Praxis begrenzt ist. Stattdessen hebt sie die Notwendigkeit hervor, das Soziale und die (digitale) Praxis transsituativ zu betrachten und diese nicht auf die Ebene konkreter Situationen zu reduzieren. Forschungspraktisch lässt sich daraus ein Plädoyer für eine situationsübergreifende Erhebung und Betrachtung der Praktiken ableiten.

Ziel der Untersuchung der Einstiegsphase von Crowdworker:innen auf der Plattform war entsprechend die Erfassung von situationsübergreifenden oder sich wandelnden raum-zeitlich digitalen disparaten Praktiken des Umgangs mit der Plattform sowie der Einbettung der Nutzung in den Alltag. Der Fokus liegt dabei auf der Ebene der Techniknutzung, die nicht allein durch digitale Daten und Beobachtung zu erfassen ist – den individuellen Praktiken und Taktiken bei der Plattformnutzung. Deshalb ist eine Verbalisierung dieser im Zusammenhang mit dem Umgang mit der Plattform notwendig für ein Verständnis dieser Praktiken. Damit geht zugleich die Abkehr von einer technikdeterministischen Perspektive einher: Die Subjekte können Technologien in bzw. mit ihren Praktiken (mit-)gestalten, verändern oder widerständig nutzen (Haraway 1995: 51).

Untersuchte Plattform und Sample

Wie eingangs beschrieben wurde Voice Messaging als Erhebungsmethode im Zusammenhang mit einer empirischen Erhebung auf einer Crowdwork-Plattform

entwickelt. Um im Folgenden sowohl Erhebungsdesign als auch die untersuchten Praktiken nachvollziehen zu können, wird die untersuchte Plattform mit ihren jeweiligen Spezifika an dieser Stelle komprimiert dargestellt.

Bei der untersuchten Plattform handelt es sich um eine deutschsprachige Texterstellungsplattform, deren Geschäftsmodell in der Vermittlung unterschiedlicher Texterstellungsaufträge wie beispielsweise von suchmaschinenoptimierten Texten, Blog-Artikeln oder Produktbeschreibungen besteht. Zum Einstieg auf der Plattform bewerben sich die Crowdworker:innen mit einem Beispieltext auf der Plattform, der von Mitarbeitenden der Plattform begutachtet wird. Bei positiver Begutachtung werden die Crowdworker:innen in drei verschiedene Qualitätsstufen eingeordnet. Zum Einstieg können drei Qualitätsstufen erreicht werden, die beiden höchsten Stufen können erst nach einiger Zeit und Aktivität auf der Plattform erzielt werden. Je nach Qualitätseinstufung erhöht sich der Verdienst, welcher pro Wort berechnet wird und die Crowdworker:innen erhalten Zugang zu weiteren Aufträgen. Diese Einstufung wird durch Mitarbeitende der Plattform regelmäßig überprüft, indem ein zufällig ausgewählter Auftrag begutachtet wird, für den die Crowdworker:innen Feedback erhalten. Die Crowdworker:innen können Aufträge entsprechend ihrer Qualitätsstufe (oder darunter) auswählen und direkt annehmen oder sie können von Auftraggebenden direkt für eine Zusammenarbeit kontaktiert werden.

Die Zusammenstellung des Samples für die in diesem Beitrag dargestellte Voice Messaging-Erhebung erfolgte orientiert am Theoretical Sampling (Glaser und Strauss 1967; Strübing 2021). Das Ziel war es, sowohl die relevanten Personengruppen, die auf der Plattform tätig sind, zu berücksichtigen als auch kontrastierend unterschiedliche Fälle zu inkludieren. Die Gesamtcrowd auf der Plattform diente daher als Ausgangspunkt für die Samplezusammenstellung, da eine an dieser orientierten Festlegung von Mindestquotierungen (nach Alter, Geschlecht und Qualitätsstufe) erfolgte. Bis auf diese Mindestquoten erfolgte die Sample-Zusammenstellung offen und sukzessive, um Fallkontrastierungen zu ermöglichen.

Das Sample setzte sich wie folgt zusammen: Insgesamt haben 30 Personen an der Erhebung teilgenommen, darunter 23 weibliche und 7 männliche. Die mehrheitlich weibliche Zusammensetzung entspricht dabei der Gesamtverteilung auf der Plattform. Bezogen auf die Altersstruktur sind alle relevanten Altersgruppen im Sample zu finden mit einem größeren Anteil an jüngeren Teilnehmenden. 11 Personen befanden sich im Alter von 18–24 Jahren, 4 Personen im Alter von 25–29 Jahren, 6 Personen im Alter von 30–39 Jahren, 5 Personen im Alter von 40–49 Jahren und 4 Personen waren älter als 49 Jahre.

Methodisches Vorgehen und Auswertung

Der Aufbau einer Voice Messaging-Erhebung wird in diesem Beitrag exemplarisch anhand der im Vorigen beschriebenen Einstiegsphasenbegleitung von Crowdworker:innen auf einer Plattform exemplarisch dargestellt. Der Kern der Datenerhebung bestand dabei aus der wiederholten Beantwortung von Fragen per Sprachnachrichten durch die Teilnehmenden über die App Signal. Abb. 1 bietet einen Überblick über das gesamte Erhebungsdesign.

Abb. 1: Grafische Darstellung des Ablaufs der durchgeführten Voice Messaging-Erhebung (Quelle: eigene Darstellung).



Das Erhebungsdesign war wie folgt aufgebaut: Im Anschluss an die Registrierung auf der Plattform erhielten die Crowdworker:innen eine Studienanfrage vom Plattformunternehmen. Bei Interesse wurden anschließend die Kontaktdaten der interessierten Personen an uns weitergegeben. Danach erhielten die Personen einen Einstiegsfragebogen, um über diesen Kontextdaten zur Person (u.a. berufliche Situation, Sorgeverpflichtungen), der Motivation zur Aktivität auf der Plattform und die Qualitätsstufe zu erfassen. Relevant waren diese Daten primär für die Sample-Zusammenstellung. Im Anschluss daran erfolgte ein Einstiegsgespräch über Zoom, in dem die Teilnehmenden Informationen über die Erhebung erhielten. Außerdem diente dieses Gespräch dazu, Verbindlichkeit und sozialen Kontakt herzustellen, damit die Teilnehmenden eine Vorstellung haben, an wen sie ihre Sprachnachrichten versenden.

Der Kern des Studiendesigns bestand aus Voice Messaging: Die Teilnehmenden haben über 12 Wochen hinweg jede Woche zwei ihnen per Messenger zugesandte Fragen per Sprachnachricht beantwortet. Bezogen auf den Zeitraum der Beantwortung der Fragen war Flexibilität seitens der Teilnehmenden in der Planung des Forschungsdesigns wichtig, weil die Crowdwork-Tätigkeit zumeist nur eine geringe Rolle im Alltag spielt. Entsprechend erhielten die Teilnehmenden die Fragen per Messenger am Freitag und hatten bis zum Beginn der Folgeweche Zeit, diese zu beantworten.

Die beiden Fragen bestanden zum einen aus einer sich wöchentlich wiederholenden Frage³ nach der Aktivität auf der Plattform sowie nach Eindrücken, die den Personen in Erinnerung geblieben sind. Mit dieser bewusst offen formulierten Frage sollten Einblicke in die raum-zeitlich disparaten Praktiken der Plattformnutzung erhoben werden. Durch die Wiederholung der gleichen Frage über den gesamten Erhebungszeitraum von 12 Wochen wurden zudem Veränderungen dieser Praktiken im Prozessverlauf deutlich. Die zweite Frage variierte wöchentlich⁴ und war so konzipiert, dass sie auch von Personen sinnvoll beantwortet werden konnte, die in der jeweiligen Woche nicht auf der Plattform aktiv waren. Mit dieser Frage wurden verschiedene Themenbereiche abgedeckt, wie beispielsweise die individuellen Erwartungen an die Plattform, eine exemplarische Beschreibung einer Auftragsbearbeitung oder die Motivation für die Tätigkeit auf der Plattform. Forschungspraktisch muss in diesem Zusammenhang der wöchentliche Kommunikationsaufwand für die Forschenden berücksichtigt werden, der beispielsweise im Vergleich zu qualitativen Interviews deutlich größer ist.

Übergreifend betrachtet wurden also zwei Arten von Fragen eingesetzt: Die erste, wöchentlich wiederholte Frage, diente dazu situationsnahe Eindrücke und Erfahrungen zu erfassen, während die zweite, jeweils variierte, auf Kontextinformationen, Reflexionen oder Argumentationen abzielte.

Die Bandbreite der durch die Crowdworker:innen generierten Sprachnachrichten reichte von kurzen, fokussierten Sprachnachrichten (unter einer Minute) bis hin zu sehr ausführlichen sprachlichen Darstellungen (maximale Länge ca. 15 Minuten). Insgesamt resultieren daraus 1608 Minuten qualitatives Datenmaterial mit Sprachnachrichten der Befragten. Die Qualitäten der Sprachnachrichten unterscheiden sich darüber hinaus auch bezogen auf das Aufnahmesetting, dem Ausmaß an Vorstrukturierung und Detailierung der sprachlichen Darstellungen. Für eine detaillierte Analyse dieser Qualitäten dieser unterschiedlichen Sprachnachrichten und damit verbundenen analytischen Herausforderungen siehe Becker et al. (2025).

In unserem Studiendesign wurde die Voice Messaging-Erhebung neben dem Einstiegsfragebogen mit einer Zeitbudgeterhebung und abschließenden Interviews zur Erhebung weiterer Daten kombiniert. Die ergänzende Erhebung von Zeitbudgets (adaptiert nach Deinet und Krisch 2009) zielte vorwiegend auf die Erfassung von Kontextinformationen zur Einbettung der Crowdwork-Tätigkeit ab. Diese Erhebung bestand aus einer Tabelle, in der die Crowdworker:innen in freier Struktur ihren Alltag dokumentieren sollten, wobei der Fokus vorwiegend auf Crowdwork

3 Die genaue Formulierung der Frage lautete: Haben Sie in dieser Woche [die Plattform] genutzt? Wenn ja: Was haben Sie getan? Können Sie eine Situation oder einen Eindruck beschreiben, der Ihnen in Erinnerung geblieben ist?

4 Für einen vollständigen Überblick über die verschiedenen Frageformulierungen siehe Becker et al. (2025).

und anderen Arbeitstätigkeiten (Sorgearbeit mit einbezogen) lag. Die Zeitbudgets wurden jeweils während 6 Wochen der 12-wöchigen Voice Messaging-Erhebung (Anfang, Mitte, Ende) ausgefüllt. In der Folge diente dieses Zeitbudget primär als fallspezifisch ergänzende Kontextinformation, um Einblicke in den Stellenwert der Crowdwork-Tätigkeit und die gesamte Alltagsgestaltung zu erhalten.

Außerdem wurden mit 19 der 30 Teilnehmenden leitfadengestützte semi-strukturierte Interviews im Abstand von mindestens drei Monaten zum Abschluss der Voice-Messaging-Erhebung geführt. Das Ziel dieser Interviews bestand darin, nachzuvollziehen, wie sich die Aktivität der Crowdworker:innen auf der Plattform ohne wöchentliches Voice Messaging entwickelt. Zudem dienten die Interviews zur Vertiefung von Themen und subjektiven Relevanzen aus den Sprachnachrichten, weshalb die Leitfäden auf Basis der Sprachnachrichten individuell angepasst wurden. Darüber hinaus wurden Themen abgefragt, die nicht Teil der Voice Messaging-Befragung waren wie beispielsweise die Bildungs- und Berufsbiografie. Die Teilnahme an der Voice Messaging-Erhebung wurde mit einer wöchentlichen Aufwandsentschädigung von 7,50 € incentiviert. Die Teilnahme am Interview wurde separat ebenfalls in Abhängigkeit von der Dauer incentiviert.

Die erhobenen Sprachnachrichten wurden transkribiert und anschließend in Anlehnung an die Inhaltsanalyse (Kuckartz 2016) ausgewertet. Der Fokus der Auswertung, deren Befunde⁵ im folgenden Abschnitt dargestellt werden, lag zunächst darin, verschiedene Praktiken zu differenzieren und in einem zweiten Schritt unterschiedliche Ausprägungen dieser herauszuarbeiten. Die generierten Daten weisen dabei im Vergleich zu Interviewtranskripten einige Besonderheiten auf. Dadurch, dass es sich meist um kürzere Textfragmente handelt, bieten diese unterschiedlich detaillierte sowie tiefgehende Einblicke. Die vergleichbare Auswertung stellt dabei eine zentrale Herausforderung für die Forschenden da. Durch die Antworten auf die wöchentlich wiederholten Fragen können fallspezifisch sowohl übergreifende Narrative aber auch Veränderungen und Widersprüche identifiziert werden, die darauf aufbauend eine fallvergleichende Analyse ermöglichen. Die Antworten auf die wöchentlichen variierten Fragen liefern dabei kontinuierlich Kontextinformationen, sodass schrittweise die Komplexität der Analyse ausgebaut werden kann.

Darstellung der Praktiken von Crowdworker:innen zur Veranschaulichung der Erhebungspotentiale von Voice Messaging

Im folgenden Abschnitt werden unterschiedliche Arten an Praktiken von Crowdworker:innen auf bzw. im Umgang mit Crowdwork-Plattformen dargestellt, die

5 Für Befunde zur Einstiegsphase der Crowdworker:innen in Prozessperspektive siehe Becker/Eckelt (i. E.).

durch den Einsatz von Voice Messaging als Erhebungsmethode in den Berichten der Teilnehmenden erfasst werden konnten. Dies dient nicht der ausdifferenzierten empirischen Analyse der Praktiken von Crowdworker:innen im Allgemeinen. Stattdessen dienen die dargestellten Praktiken dazu, methodisch zu illustrieren, welche Praktiken durch den Einsatz von Voice Messaging als Erhebungsmethode und die im Vorigen beschriebene Verfahrensweise erfasst werden können. Anhand dieser Praktiken werden jeweils spezifisch Potentiale von Voice Messaging als Erhebungsmethode zur Erfassung dieser spezifischen Praktiken reflektiert.

Praktiken der Einbettung von Crowdwork

Innerhalb der Sprachnachrichten lassen sich Berichte über unterschiedliche Praktiken identifizieren, wie Crowdworker:innen die Plattformnutzung in ihren Alltag einbetten. Die Praktiken lassen sich in ein Kontinuum, das von spontaner Nutzung bis hin zu geplanter Nutzung reicht, einordnen. Eine spontane Nutzungspraktik ist dadurch gekennzeichnet, dass freie Zeiträume im Alltag ohne vorherige Planung für die Plattformtätigkeit genutzt werden, wenn die Personen situativ Lust zum Schreiben haben. Die Crowdworker:innen suchen daraufhin spontan nach interessanten oder für sie passenden Aufträgen (abhängig von ihren individuellen Kriterien) und bearbeiten den ausgewählten Auftrag bzw. die ausgewählten Aufträge unmittelbar. Eine vorausplanende Einbettungspraktik zeichnet sich dadurch aus, dass die Crowdworker:innen feste Zeiträume für die Plattformnutzung aktiv einplanen, beispielsweise vor oder direkt im Anschluss an die Haupterwerbstätigkeit. Teilweise werden diese Arbeitsphasen insofern vorbereitet, dass bereits vorab Aufträge auf der Plattform ausgewählt und angenommen werden, damit das eingeplante Zeitfenster für die Bearbeitung der Aufträge effizient genutzt werden kann und keine Zeit für die Auftragssuche verschwendet wird.

Der folgende Auszug aus einer Sprachnachricht verdeutlicht exemplarisch eine spontane und häufig wiederholte Einbettungspraktik:

„Die Rolle, die es in meinem Alltag spielt, die sieht im Moment so aus, dass ich das quasi da einpasse, wo es dann gerade geht. Und ich mir denke, jetzt hast du ein paar Minuten Zeit, um mal was zu gucken oder zu machen. Im Grunde genommen mehr oder weniger täglich. Aber dann halt eben genau, wenn es passt.“ (Gabriel, SN6.2, Z. 1–5)⁶

6 Die Namen der Teilnehmenden sind allesamt Pseudonyme. Die Nummerierung der Sprachnachrichten ist wie folgt zu verstehen: Die erste Ziffer bezeichnet die Erhebungswoche (1–12), die zweite die Nummer der Frage (1–2).

Diese beschriebene Nutzungspraktik zeichnet sich dadurch aus, dass die Plattformnutzung spontan-situativ erfolgt. Wenn es zeitlich passt, wird die Plattform genutzt, um nach Aufträgen zu schauen und diese direkt zu bearbeiten. Obwohl nicht aktiv Zeiträume für die Tätigkeit eingeplant werden, findet eine häufige Plattformnutzung statt, da vorwiegend kürzere Zeiträume auf der Plattform bzw. mit der Tätigkeit verbracht werden.

Im Kontext von derartigen Einbettungspraktiken ermöglicht Voice Messaging als Erhebungsmethode die Erfassung dieser über mehrere Wochen hinweg. Dadurch lassen sich in der Auswertung Muster, Einflussfaktoren sowie subjektive Gestaltungsspielräume identifizieren, indem die wöchentlichen Berichte über die Nutzung der Plattform nebeneinander gelegt und sowohl fallintern als auch fallübergreifend vergleichend betrachtet und miteinander in Beziehung gesetzt werden können. In der hier spezifisch dargestellten Erhebung ließen sich so in der Einstiegsphase außerdem Veränderungen bedingt durch eigene Präferenzen der Crowdworker:innen, zunehmende Erfahrungen oder externe Einflüsse identifizieren. Eine Ergänzung bot in diesem Zusammenhang das Zeitbudget, welches einen eher übergeordneten Einblick in die Einbettung der Tätigkeit bot. Durch dieses konnten sowohl Einsichten in das Tätigkeitsvolumen und Einbettungsrhythmen gewonnen werden.

Praktiken des Herangehens an die Plattform

Die Sprachnachrichten zur Einstiegsphase auf der Plattform bieten Einblicke in unterschiedliche Praktiken des Herangehens an die Plattform. Diese Praktiken lassen sich ebenfalls in einem Kontinuum einordnen, dass von explorativem zu strukturiertem Herangehen an die Plattform reicht. Eine vorwiegend strukturierte Herangehensweise an die Plattform zeichnet sich beispielsweise dadurch aus, dass Crowdworker:innen vor Registrierung auf der Plattform eine ausführliche Recherche über die Plattform durchführen. Zu Beginn der Tätigkeit auf der Plattform wird das Informationsangebot zunächst umfassend genutzt, um sich detailorientiert über die Plattform, ihre Funktionsweise etc. zu informieren. In den Nutzungs- und Arbeitspraktiken orientieren sich die Crowdworker:innen in der Folge an den zuvor gesammelten Informationen, um die Plattform erfolgreich und effektiv (mit Blick auf ihre jeweiligen individuellen Ziele) zu nutzen. Ein exploratives Herangehen ist dagegen zunächst mit einer vergleichsweise spontanen Registrierung auf der Plattform verbunden. Anstatt sich vorab ausführlich über die Plattform zu informieren, findet die Anmeldung eher spontan statt, verbunden mit dem Interesse, sich zunächst auf der Plattform umzusehen und diese auszuprobieren. Damit einher geht eine meist sporadische Nutzung des Informationsangebots auf der Plattform. Der Fokus liegt eher auf Learning-by-Doing: Die Crowdworker:innen beginnen schnell mit der Bearbeitung von ersten Aufträgen und entwickeln ihre Arbeits-

und Nutzungspraktiken basierend auf ihren Erfahrungen weiter. Die Nutzung des Informationsangebots erfolgt vor allem anlassbezogen, wenn situativ Fragen oder Probleme aufkommen. Das Kontinuum an unterschiedlichen Herangehensweisen an die Plattform, obwohl alle Crowdworker:innen die gleichen Einstiegshinweise erhalten, verweist fallvergleichend auf teils sehr unterschiedliche Nutzungspraktiken. Mit diesen geht meist auch ein vielfältiges Wissen über die Funktionsweisen der Plattform einher.

Der folgende Sprachnrichtenauszug verdeutlicht ein eher exploratives Herangehen an die Plattform im Anschluss an die Registrierung:

„Also ich fand mich da eigentlich schon ziemlich schnell zurecht, würde ich sagen. Ich habe allerdings auch nicht unbedingt den Anweisungen gefolgt, die mir gegeben wurden in Anführungsstrichen. Also zum Beispiel habe ich ganz am Anfang mein Autorenprofil nicht verfeinert. Es ist auch immer noch nicht verfeinert, wenn ich ehrlich bin, sondern bin direkt dazu übergegangen, mir mal einen Überblick über die Aufträge zu verschaffen. Und ja, wie gesagt hab mich da eigentlich ziemlich schnell, würde ich sagen, zurechtgefunden. Wobei ich selber noch nicht weiß, ob ich alle Funktionen der Seite schon durchblickt habe.“ (Laura, SN3.2, 6–13)

Nach Anmeldung beginnt Laura schnell mit der Bearbeitung von Aufträgen, ohne sich vorab ausführlich mit der Plattform auseinanderzusetzen. Anstatt zunächst den Einstiegshinweisen zu folgen oder sich die Plattform systematisiert anzusehen, fokussiert sie sich direkt auf die Aufträge und findet sich dabei zeitgleich auf der Plattform zurecht. Dementsprechend ist ihr Wissen über die Funktionsweise der Plattform eng an den Bearbeitungsprozess der Aufträge gekoppelt und darüber hinaus, wie von ihr selbst vermutet, ggf. allerdings eher lückenhaft.

Die identifizierten Praktiken lassen sich als vorinformierend, explorativ-interpretierend und learning-by-doing unterscheiden. Eine solche Differenzierung in unterschiedliche Muster, nach denen sich die Praktiken unterscheiden lassen, wird insbesondere durch die prozessuale Perspektive deutlich, die Voice Messaging als Erhebungsmethode im Zeitverlauf ermöglicht. Das Herangehen kann dabei näher an der Situation betrachtet werden und wird nicht nur (wie beispielsweise in Interviews) retrospektiv-distanziert betrachtet, wodurch eine Analyse von Entwicklungs- und Verständnisprozessen basierend auf der Perspektive der Subjekte im Zeitverlauf möglich wird. Die wöchentlich wiederholte Frage bietet dabei freiere Einblicke in die Vorgehensweisen und liefert durch die Wiederholung auch Informationen in Prozessperspektiver. Dadurch lassen sich unbewusst ausgeführte Routinen ebenso wie situationsübergreifende Muster aber auch Veränderungen identifizieren. Diese können durch die eher auf Reflexion oder Beschreibung angelegten variierten Fragen ergänzt werden.

Arbeitspraktiken

Die Haupttätigkeit der Crowdworker:innen auf der Plattform besteht in der Bearbeitung von Aufträgen, weshalb Arbeitspraktiken bzw. Praktiken der Auftragsbearbeitung ebenfalls zentraler Bestandteil innerhalb der Berichte in den Sprachnachrichten sind. Diese lassen sich sowohl aus den beispielhaften Darstellungen von Auftragsbearbeitung in Woche 10⁷ rekonstruieren, finden sich aber ebenfalls, wenn Crowdworker:innen in der offen wöchentlich wiederholten ersten Frage Auftragsbearbeitungen beschreiben, die ihnen besonders in Erinnerung geblieben sind.

Die folgende (vergleichsweise kurze) Darstellung einer Auftragsbearbeitung verweist auf fallübergreifend typische Abläufe in der Bearbeitung. Nele beginnt in ihrer Beschreibung mit einem konkreten Fall, löst ihre Darstellung aber im Verlauf von diesem und beschreibt auftragsübergreifend typische Praktiken in der Bearbeitung von Aufträgen:

„Ich habe mich, mir den Auftrag, diese Beschreibung des Auftrags angesehen und überlegt, ob ich mir zu diesem Thema etwas vorstellen kann, was ich hier schreibe. Auch eine Grobrecherche über Google durchgeführt und mir dann das Briefing nochmals zum Textaufbau detailliert angesehen. Ich mache es immer so, dass ich den Aufbau wie der Text aussehen soll mit Einleitung und so weiter vorschreibe in dem Editor. Damit ich auch weiß, Einleitung 100 bis 150 Wörter zum Beispiel, und das dann eben durchführen kann. Und dazu verfasse ich dann den Text und tätige meine Recherche und genau schreib den Auftrag dann. Bei mir ist es meistens so, dass ich den Auftrag dann schon in einem durchschreibe und nochmal Korrektur lese und gleich auch abgebe. Also ich warte da jetzt nicht einen oder zwei Tage, sondern mach das schon in einem durch.“ (Nele, SN10.2, 1–12)

Bei Nele erfolgt vor der Auftragsannahme eine Begutachtung des Briefings, verbunden mit einer kurzen Recherche, um abzuschätzen, ob der Auftrag für sie bearbeitbar ist. Die Bearbeitung beginnt mit Gliederung bzw. Strukturierung des zu schreibenden Texts, der dann parallel zur Recherche stattfindend verfasst wird. Abschließend erfolgt die Korrektur des verfassten Textes. Insgesamt lassen sich basierend auf den Berichten in den Sprachnachrichten unterschiedliche, sowohl fall- als auch situationsübergreifende Praktiken der Auftragsbearbeitung in Form von typischen Abläufen und Routinen differenzieren. Hierzu zählen die Recherche nach Inhalten für den zu verfassenden Text, das Sammeln von Stichworten und Notizen sowie die anschließende Sortierung dieser. Auf die Verschriftlichung dieser

7 Die konkrete Frage lautete: Bitte beschreiben Sie detailliert den Ablauf des letzten Auftrags, den Sie bei [der Plattform] bearbeitet haben? Von der Auswahl des Auftrags bis zur Abgabe des Textes.

Rechercheergebnisse erfolgt abschließend eine Qualitätsprüfung, bevor der Text über die Plattform an den Auftraggeber übermittelt wird.

Im Kontext der Überlegungen der Erfassung derartiger Praktiken mit Voice Messaging als Erhebungsmethode stand dabei im Vordergrund, dass eine rein digitale Beobachtung des Arbeitsvorgehens nicht ausreichend Einblicke liefert, sondern die Verbalisierung des Vorgehens zentral ist. Im Vergleich zu Interviews bietet der Rückgriff auf Sprachnachrichten die Möglichkeit, näher an der Situation der Bearbeitung von Arbeitsaufträgen zu erheben, insbesondere wenn diese raum-zeitlich disparat erfolgt. Zugleich wurde in einem misslungenen Versuch im Kontext einer anderen Erhebung im Projekt deutlich, dass die Teilnehmenden aber konkrete Hinweise (wie beispielsweise wöchentlich wiederholte Fragen) benötigen. Wenn die Teilnehmenden ohne eine Nachricht Aufträge direkt nach der Bearbeitung beschreiben sollten, funktionierte dies nicht. Dies ist allerdings ggf. spezifisch für das Forschungsfeld Crowdwork und kann sich beispielsweise im Kontext von regulären, wenig raum-zeitlich disparaten Arbeitspraktiken bereits anders darstellen. Durch die wiederholten Beschreibungen von Auftragsbearbeitungen lassen sich darüber hinaus Routinen und typische Vorgehensmuster analytisch ausarbeiten, die für die Subjekte selbst nicht unbedingt bewusst sind.

Beim Einsatz von Voice Messaging als Erhebungsmethode zur Erfassung von Arbeitspraktiken wird insbesondere die Abhängigkeit von der Verbalisierbarkeit von Praktiken deutlich. Dies ist besonders im spezifischen Erhebungskontext der Texterstellung von Bedeutung, da es sich bei Schreib- und Rechercheprozessen häufig um unbewusste Praktiken handelt. Um dies verstärkt zu berücksichtigen, könnten erweiternd oder alternativ Methodenkombinationen wie beispielsweise die Verbindung von Think-Aloud-Erhebungen und Bildschirmaufzeichnungen direkt während der Bearbeitung eingesetzt werden. Dadurch könnten sowohl nicht-verbalisierte typische Abläufe sichtbar werden und zugleich durch die Notwendigkeit, das Vorgehen zu beschreiben, bestimmte Aspekte hervorgehoben und Reflexionsprozesse bezogen auf die Bearbeitungsabläufe herausgefordert werden.

Praktiken der Auseinandersetzung mit spezifischen Techniken der digitalen Infrastruktur

Die in den folgenden beiden Abschnitten präsentierten Praktiken lassen sich übergreifend als raum-zeitlich disparate Praktiken des Umgangs mit der Crowdwork-Plattform als digitaler Infrastruktur beschreiben. Konkret finden sich im empirischen Material Praktiken des Umgangs mit weiteren spezifischen Techniken: den Kontrolltechniken, die auf der Plattform eingesetzt werden, und verschiedene Techniken, die zur Unterstützung bei der Auftragsbearbeitung genutzt werden. Diese können durch den Einsatz von Voice Messaging insofern als Erhebungsmethode erfasst werden, dass neben den Fragen, die gezielt auf die Bedeutung dieser

Techniken abzielen, auch die wiederholten wöchentlichen Fragen diesbezüglich Einblicke ermöglichen. Deren Potential besteht insbesondere darin, dass der gleiche Gegenstand zu verschiedenen Zeitpunkten erfasst wird. Die Erhebungspotentiale sind allerdings daran gebunden, dass die Nutzung solcher Techniken auch von den Teilnehmenden verbalisiert wird.

Umgang mit Kontrolltechniken auf der Plattform

Als Kontrollinstrument werden auf der untersuchten Plattform die eingangs beschriebenen Qualitätsstufen eingesetzt. Mit dieser Kontrolltechnik gehen Crowdworker:innen verschieden um. Die Qualitätsstufen sind daher von unterschiedlicher Bedeutung in ihren Arbeitspraktiken. Für einige Crowdworker:innen sind diese Qualitätsstufen von vergleichsweise hoher Bedeutung: Sie orientieren sich eng am Feedback und der Qualitätseinstufung. Die Praktiken des Schreibens werden daran angepasst, mit dem Ziel, die Einstufung zu verbessern. Die Praktiken anderer Crowdworker:innen zeichnen sich dagegen vor allem durch ein Nicht-Beachten dieser Techniken aus. Die Kontrolltechniken laufen nebenbei mit, haben aber keine Bedeutung für diese. Gründe dafür sind beispielsweise, dass die Kontrolltechniken für die Crowdworker:innen unwichtig sind, weil die Crowdworker:innen den Spaß am Schreiben zentral setzen oder nicht über das Wissen darüber verfügen, wie sie die Qualitätseinstufungen beeinflussen können und daher das Interesse daran verlieren. In einer geringen Anzahl von Fällen finden sich außerdem widerständige Praktiken der Nutzung der Kontrolltechniken. Diese Praktiken verhalten sich konträr zu den Intentionen, mit denen die Kontrolltechniken vom Plattformunternehmen implementiert wurden. Ein Beispiel findet sich im folgenden Sprachnachrichtenauszug von Antonia:

„Ja, ich habe [die Plattform] wieder einmal in der Woche genutzt. Dazu muss ich aber sagen, dass ich wieder nicht über meinen Account geschrieben habe, sondern für eine Freundin, die immer noch flachliegt. Und wie gesagt, die möchte unbedingt diese Hochstufung haben bei [der Plattform], für die man eben auch eine gewisse Anzahl von Texten schreiben muss, damit die Autoren und so weiter das neu bewerten. Oder, besser gesagt, der Kundenservice das neu bewertet und einen da hochstuft.“ (Antonia, SN12.2, 4–10)

Der widerständige Gebrauch zeigt sich hier in der Nutzung eines Accounts durch mehrere Personen, damit für eine Crowdworkerin (eine Freundin der Befragten) schneller die Möglichkeit besteht, auf der Plattform hochgestuft zu werden.

Im Kontext dieser Art von Praktiken stellt Voice Messaging als Erhebungsmethode eine Möglichkeit dar, um den Umgang von Subjekten mit (Kontroll-)techniken zu fokussieren. Dadurch können Einblicke gewonnen werden, die näher an der Situation der Interaktion mit der Technik sind als beispielsweise einmalig statt-

findende Interviews. Durch die vergleichende analytische Betrachtung mehrerer Sprachnachrichten lassen sich dabei auch Muster oder Veränderungen herausarbeiten, die für die Subjekte ggf. unbewusst ablaufen. Dies ist insbesondere im Kontext der Forschung zu Plattformarbeit eine relevante Perspektive, um dominierende technikdeterministische Narrative von Kontrolltechniken (z. B. Schmidt 2016) aufzubrechen und stattdessen Umgangspraktiken der Subjekte in ihrer Vielfalt erfassen zu können. Diese Praktiken lassen sich dabei sowohl durch direkte Nachfragen als auch über die sich wöchentlich wiederholenden Beschreibungen erfassen, sofern sie von den Teilnehmenden in diesem Zuge thematisiert werden.

Nutzung von Techniken zur Unterstützung

In ihren Arbeitspraktiken verwenden Crowdworker:innen unterschiedliche Techniken zur Unterstützung, um sich die Tätigkeit zu erleichtern. Die Nutzung von Techniken erfolgt dabei insbesondere zur Qualitätskontrolle und -sicherung in der Korrekturphase, nachdem die Texte geschrieben wurden. Anwendungen basierend auf Künstlicher Intelligenz (KI) werden dabei zur Unterstützung im Arbeitsprozess benutzt bzw. ausprobiert. Thea beschreibt im Folgenden eine solche Exploration von KI-Anwendungen im Rahmen des Arbeitsprozesses:

„Dann habe ich auch noch mal geguckt: Was kann denn so eine KI? Es gibt ja auch so was, so KIs, die man einfach auch kostenlos benutzen kann. Habe mich mal so ein bisschen mit Neuroflash beschäftigt, mal ein bisschen rumgespielt für den Auftrag, den ich aber dann leider nicht mehr bekommen habe, wo ich dann ein bisschen so Zeit umsonst mit verschwendet habe. Das war was für Brautmoden. Ja, musste dann feststellen: Also entweder gehe ich noch nicht so perfekt mit dieser KI um oder die liefert, wie es in meiner Vorstellung ist, auch nicht, sage ich mal so, hochwertige Ergebnisse wie ich das einfach, sage ich mal, selber nachher machen kann.“ (Thea, SN1.1, 30–38)

Hier zeigt sich eine Exploration von KI-Anwendungen für den bzw. während des Bearbeitungsprozesses. Die Unterstützung durch diese Technik entspricht allerdings zum Zeitpunkt der Sprachnachricht noch nicht den Erwartungen bzw. bringt keine Erleichterung für die Arbeitspraktiken.

Vergleichbar mit der Erfassung der Arbeitspraktiken steht aus methodischer Perspektive auch hier im Vordergrund, durch den Einsatz von Voice Messaging als Erhebungsmethode die Vorgehensweisen der Subjekte zu verstehen. Ziel ist dabei eine situationsnahe und subjektnahe Perspektive auf die Praktiken der Subjekte, die auch in diesem Zusammenhang abhängig ist von deren Verbalisierungsmöglichkeiten. Diese können sowohl durch Abfrage einzelner spezifischer Situationen als auch durch die summarischen Beschreibungen der wöchentlichen Aktivität erfasst werden.

Veränderung von Praktiken im Zeitverlauf und adaptive Praktiken

Durch die mehrwöchige Voice Messaging-Erhebung konnten Veränderungen von Praktiken im Zeitverlauf erfasst werden. Dies umfasst beispielsweise die Entwicklung von Routinen oder die effizientere Gestaltung von Praktiken. Neben Routinen in der Ausübung der Tätigkeit werden auch Routinen der Einbettung der Tätigkeit in die Alltagsgestaltung deutlich. Dies veranschaulicht die folgende Beschreibung von Linus:

„Ich habe jetzt einen gewissen Ablauf, der sich eingeschliffen hat, dass ich mir die Aufträge, dass der, dass die Aufträge so getimed werden, dass die übers Wochenende abzuarbeiten sind. Montags noch mal eine Korrektur und in der Regel, dass die Abgabetermine frühestens am Dienstag haben. Dass ich am Wochenende arbeite, ohne da bereits den ganz großen, ganz großen Zeitdruck zu haben.“ (Linus, SN5.1, Z. 4–8)

Mit zunehmender Erfahrung auf der Crowdwork-Plattform hat er für sich einen festen zeitlichen Ablauf etabliert, wie er sich die Auftragsbearbeitung zeitlich einteilt. Dieser ermöglicht für ihn ein angenehmes Arbeiten ohne besonderen Zeitdruck.

Erfahrungen oder Veränderungen auf der Plattform können ebenfalls zur Folge haben, dass Praktiken sich im Zeitverlauf verändern bzw. daran angepasst werden. Maja resümiert im folgenden Textabschnitt eine solche Veränderung:

„Während ich am Anfang noch sehr euphorisch dabei war und versucht habe, mir einen Auftrag nach dem anderen an Land zu ziehen, das war schon fast so ein Gefühl wie ‚Ja, das ist meiner.‘ Also das war wie so ein Kampf, schon wie so ein Becken, wo alle reinspringen und wollen das/ wollen den Auftrag finden oder haben. Also fast schon wie so ein Konkurrenzkampf irgendwie. Und da bin ich ein bisschen weniger, bin ich ein bisschen abgekommen von, dass ich nicht mehr so viel rauf gucke. Das hat sich auf jeden Fall verändert. Und dass ich eben gemerkt habe, dass man nicht wirklich damit Geld verdienen kann.“ (Maja, SN12.2, 2–9)

Bei Maja verändert sich durch die Höhe des Verdiensts, der für sie deutlich geringer ausfällt als erwartet, die Bedeutung der Plattform und damit auch ihre Nutzungspraktiken. Bezogen auf die Auftragsauswahl bedeutet dies, dass sie seltener auf der Plattform nach Aufträgen sucht, weil es für sie weniger wichtig ist, möglichst viele Aufträge zu erhalten.

Auch Veränderungen auf der Plattform, wie beispielsweise eine Auftragsflaute, die sich im Laufe der Voice Messaging-Erhebung auf der Plattform entwickelte, resultieren in adaptiven Praktiken als Reaktion auf diese Veränderungen.

Aus methodischer Sicht hebt dies die Potentiale von Voice Messaging als Erhebungsmethode für die Erhebung von prozessualen Daten hervor. Durch die

wiederholten Fragen, die die Teilnehmenden per Sprachnachricht beantworten, können aus Forschungsperspektive interessante Zeiträume und Übergänge begleitet werden und Veränderungen im Zuge dieser Prozesse direkt erfasst werden. Durch die im Prozess stattfindende Erhebung können beispielsweise retrospektiv verfälschte Eindrücke vermieden werden. Durch ausführliche Darstellungen der Teilnehmenden können außerdem Analyseperspektiven auf veränderte Praktiken entwickelt werden, die sich auf Informationen zu Kontextbedingungen stützen.

Voice Messaging als Erhebungsmethode für raum-zeitlich disparate digitale Praktiken

Im vorigen Abschnitt wurden verschiedene Praktiken, die mit Voice Messaging als Erhebungsmethode in den Berichten der Teilnehmenden erfasst werden konnten, dargestellt. Die obigen Befunde dokumentieren die Potentiale, die Voice Messaging als Erhebungsmethode für raum-zeitlich disparate Praktiken des Umgangs mit digitalen Infrastrukturen bietet. Insbesondere mit einer längeren Erhebungsphase lassen sich Veränderungen von Praktiken der Techniknutzung im Zeitverlauf erfassen, oder beispielsweise ein Nachlassen der Aktivität auf bzw. Wegorientieren von der Plattform. Ebenso lassen sich im Zeitverlauf konsistente Muster der Plattformnutzung identifizieren. Im Folgenden werden zunächst die methodischen Potentiale, Herausforderungen und Grenzen von Voice Messaging als Erhebungsmethode von raum-zeitlich disparten Praktiken vertiefend diskutiert. Im Anschluss daran werden daran anknüpfende Adaptionspotentiale diskutiert.

Methodische Potentiale, Herausforderungen und Grenzen

Die dargestellten Praktiken des Umgangs mit der Plattform bestätigen die Notwendigkeit der gezielten Erhebung von Praktiken des Umgangs mit digitalen Techniken, um sich konsequent von einer technikdeterministischen Perspektive abzugrenzen (Haraway 1995). Erforderlich ist stattdessen der Fokus auf die tatsächlichen Nutzungsweisen, da diese, wie in einzelnen Praktiken deutlich wurde, nicht mit den hinter der Implementation der Techniken liegenden Intentionen gleichzusetzen sind bzw. einhergehen, weshalb die Praktiken des Gebrauchs von Relevanz für ein multiperspektivisches Bild digitaler Techniken sind. Dabei ist die Perspektive der Subjekte (in Anlehnung an de Certeau 1988) zentral, um eigensinnige Nutzungsweisen zu betrachten. Durch den Einsatz von Voice Messaging als Erhebungsmethode können Umgangs- und Nutzungspraktiken relativ situationsnah erfasst werden.

Gebunden ist die Erfassung raum-zeitlich disparater Praktiken der Plattformnutzung allerdings an deren Verbalisierbarkeit und hängt entsprechend davon ab, inwieweit und wie detailliert Teilnehmende in der Lage sind, ihr Vorgehen zu

beschreiben. Bedeutsam sind dabei die kognitive Verfügbarkeit des zu Erzählenden und eine zeitliche Nähe zur zu beschreibenden Situation, damit möglichst viele Erinnerungen noch verfügbar sind. Ähnlich wie bei qualitativen Interviews ist die Erhebung zudem abhängig von der generellen Erzählfreudigkeit und -bereitschaft der Teilnehmenden. Zudem ist die Fähigkeit der Teilnehmenden zentral, diese sprachlichen Darstellungen ohne anwesende Gesprächspartner:in, also ohne direktes Gegenüber, zu erzeugen. Ein persönlicher Kontakt lässt sich allerdings, wie in der dargestellten Erhebung erfolgt, zumindest durch ein persönliches Einführungsgespräch erzeugen. Dies kann dazu beitragen, dass Personen bei der Erzeugung der Sprachnachrichten eine konkrete Person vor Augen haben, an die sie ihre Sprachnachrichten richten. Zudem stellen Sprachnachrichten für viele Personen mittlerweile eine alltagsnahe und bekannte Kommunikationsform dar.

Bezüglich des eingangs entwickelten Rahmens von digitalen Praktiken des Umgangs mit digitalen Plattformen unterstützen die erhobenen Praktiken das Plädoyer von Marres (2017), situationsübergreifend den Umgang mit digitalen Technologien zu fokussieren. Durch eine wiederholte Befragung von Teilnehmenden per Sprachnachricht wie in der dargestellten Erhebung lassen sich sowohl situationsübergreifende Muster identifizieren als auch Veränderungen im Zeitverlauf, die nicht (wie beispielsweise bei qualitativen Interviews) von den Befragten retrospektiv beurteilt werden.

Mit Blick auf das Datenmaterial wird deutlich, dass die beiden Fragen auf unterschiedliche sprachliche Darstellungsebenen abzielen (Kleemann et al. 2013: 66). Die wöchentlich wiederholte Frage zielt dabei auf Erzählungen ab, also auf die Darstellung von konkreten Ereignissen und Erfahrungen. Die jeweils wöchentlich variierenden Fragen zielen dagegen meist auf die Darstellungsebenen Beschreibung und Argumentation, die insofern eher resümierend gestaltet sind und auf die Darstellung genereller Zusammenhänge abzielen. Für die Erhebung von Praktiken erweist sich dies (wie im vorigen Kapitel bereits dargestellt wurde) als fruchtbar, weil wiederholte situationsnahe Erzählungen mit erweiternden Beschreibungen kombiniert werden können. Insbesondere die wiederholte Erhebung situationsnaher Erzählungen kann als zentrales Potential von Voice Messaging als Erhebungsmethode hervorgehoben werden.

Neben diesen inhaltlichen Aspekten zeigen sich mit Blick auf die Forschungspraxis Stärken des Gebrauchs von Voice Messaging als Erhebungsmethode. Diese ermöglicht eine zeitlich flexible, weil asynchrone Datenerhebung, die im Vergleich zu Interviews für die Teilnehmenden jeweils nicht viel Zeit beansprucht. Im Fall der dargestellten Erhebung wird diesbezüglich die Passung zur Arbeitsform Crowdwork deutlich, die wie eingangs dargestellt ebenfalls von zeitlicher und räumlicher Flexibilität gekennzeichnet ist, und deshalb mit den Bedarfen der Teilnehmenden korrespondiert. Dies ist ebenso auf andere Bereiche übertragbar, in denen potenzielle Teilnehmende ebenfalls auf Flexibilität und Ortsunabhängigkeit der

Datenerhebung angewiesen sind bzw. eher zur Teilnahme bereit sind, weil die Erhebung per Messenger leichter in den Alltag integrierbar ist. Aus inhaltlicher Sicht kann Voice Messaging als Erhebungsmethode durch eine flexible Durchführung Möglichkeiten bieten, sprachliche Darstellungen ohne großen zeitlichen Abstand zu spezifischen Situationen zu generieren.

In der flexiblen und asynchronen Durchführung der Teilnehmenden besteht das Potential, auch Personen zu erreichen, die über wenig freie Zeit verfügen und daher wenig Bereitschaft haben, an derartigen Erhebungen teilzunehmen. Dies setzt gleichwohl ein gewisses Maß an Affinität zur digitalen Form der Datenerhebung voraus. Für Personen, die häufig mit Sprachnachrichten kommunizieren, stellt dies allerdings eine natürliche Gesprächssituation dar, die beispielsweise im Vergleich zu ausführlichen Interviews bekannt ist. Dies könnte zu einer potentiell höheren Erzählbereitschaft der Teilnehmenden beitragen. Für Gruppen, denen diese Art der Kommunikation fremd ist, könnten damit unterschiedliche Implikationen einhergehen: Neugier gegenüber dieser Kommunikationsform, Ablehnung und damit verbundene geringe Erzählbereitschaft und Unsicherheiten. Diese unterschiedlichen Einstellungen und Erfahrungen (mitunter individuell) zu begleiten, stellt dann eine zentrale Aufgabe für die Forschenden, die eine solche Erhebung durchführen, dar.

Adaptionsperspektiven

Das hier dargestellte Verfahren lässt sich für andere Erhebungsinteressen oder Zielgruppen in der Durchführung adaptieren. Für ein noch gezielteres Zusammenführen der Perspektive auf die Organisationsebene und Funktionsweise von Technologien mit der Perspektive auf die Praktiken der Subjekte ließe sich die Erhebung beispielsweise eher als situationsbezogene Erhebung und angelehnt an Think Aloud-Erhebungen konzeptualisieren. Auch dies ließe sich asynchron durch eine Kombination von Sprach- und Bildschirmaufzeichnungen durchführen und kann autoethnografische Ansätze um tatsächliche Nutzungspraktiken von Subjekten erweitern.

Um der Gebundenheit der Erhebungsmethode Voice Messaging an die Verbalisierung der Praktiken entgegenzuwirken, wären Kombinationen mit teilnehmender Beobachtung oder Online-Ethnografie denkbar. Auch Kombinationen von Video- und Sprachaufzeichnungen könnten die Möglichkeit bieten, nicht verbalisierte Praktiken im Prozess zu beobachten.

Mit Blick auf die Möglichkeit, durch den Einsatz von Voice Messaging als Erhebungsmethode Prozesse zu begleiten, bietet sich die Erhebungsmethode insbesondere bei einem Fokus auf kritische Phasen und Übergänge an. Adaptionsmöglichkeiten bestehen dabei beispielsweise darin, den Fokus in den wöchentlich wiederholten Fragen auf spezifische Interessen oder Praktiken zu legen. Adaptions-

möglichkeiten bieten sich diesbezüglich auch mit Blick auf Erhebungszeiträume und -taktung der Fragen. So bietet sich in anderen Tätigkeitsfeldern mitunter eine kürzere Taktung an, weil diese deutlich häufiger ausgeübt werden. Für die Untersuchung längerer Übergangsphasen könnten je nach Forschungsinteresse auch mit größerem zeitlichen Abstand gestellte Fragen ausreichend sein.

Insgesamt besteht das Potential von Voice Messaging als Erhebungsmethode in der Erhebung von raum-zeitlich disparaten Praktiken des Umgangs mit digitalen Plattformen im Speziellen und digitalen Infrastrukturen im Allgemeinen. Als zukünftiges Anwendungsfeld bietet sich dabei beispielsweise auch Social Media an, um gezielt (eigensinnige) Nutzungspraktiken von User:innen erfassen zu können. Auch Kombinationen von Sprachaufzeichnungen mit Bildschirmaufzeichnungen sind hierfür denkbar.

Literatur

- Al-Ani, Ayad, und Stefan Stumpp. 2015. „Motivationen und Durchsetzung von Interessen auf individuellen Plattformen. Ergebnisse einer Umfrage unter Kreativ- und IT-Crowdworkern.“ *HIIG Discussion Paper Series* 2015–05. Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft.
- Altenried, Moritz. 2017. „Die Plattform als Fabrik. Crowdwork, digitaler Taylorismus und die Vervielfältigung der Arbeit.“ *PROKLA* 47 (2): 75–192.
- Altenried, Moritz, Julia Dück, und Mira Wallis (Hg.). 2021. „*Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion*.“ Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Baethge, Catherine Bettina, Michael Boberach, Anke Hoffmann, und Ole Wintermann. 2019. „*Plattformarbeit in Deutschland. Freie und flexible Arbeit ohne soziale Sicherung*.“ Bertelsmann-Stiftung.
- Becker, Annika. 2023. „Arbeit als Spiel. Zur subjektiven Bedeutung von Gamification-Technologien auf Crowdwork-Plattformen.“ In *Polarisierte Welten. Verhandlungen des 41. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bielefeld 2022*, herausgegeben von Paula Villa.
- Becker, Annika, und Marcus Eckelt. i. E. „Should I Stay or Should I Go? Zum subjektiven Erleben der Einstiegsphase von Crowdworker:innen“ In *Crowdsubjektivitäten – Die Praxis digitaler Plattformarbeit zwischen algorithmischen Steuerungsformen, Autonomieversprechen und neuen Ungleichheiten*, herausgegeben von Frank Kleemann und Wolfgang Menz. Beltz Juventa.
- Becker, Annika, Marcus Eckelt, Frank Kleemann, und Inga Külpmann. 2025. „Voice Messaging: Eine Methode zur prozessbegleitenden Erfassung digitaler Praktiken.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 26 (2). <https://doi.org/10.17169/fqs-26.2.4235>.

- Bertschek, Irene, Jörg Ohnemus, und Steffen Viète. 2016. „Befragung zum sozioökonomischen Hintergrund und zu den Motiven von Crowdworkern: Endbericht. (Forschungsbericht/Bundesministerium für Arbeit und Soziales, FB462).“ Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) GmbH.
- de Certeau, Michel. 1988. „Kunst des Handelns.“ Merve.
- Deinet, Ulrich, und Richard Krisch. 2009. „Zeitbudgets von Kindern und Jugendlichen.“ *sozialraum.de* 1/2009. Zuletzt abgerufen am 14.05.2024. <https://www.sozialraum.de/zeitbudgets-von-kindern-und-jugendlichen.php>.
- Dolata, Ulrich, und Jan-Felix Schrape. 2022. „Plattform-Architekturen. Strukturierung und Koordination von Plattform-Unternehmen im Internet.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 74 (1): 11–34.
- Franken, Lina. 2023. „Digitale Methoden für qualitative Forschung. Computationale Daten und Verfahren.“ Waxmann.
- Gajewski, Eltje. 2018. „Ambivalente Flexibilität: Crowdworker:innen zwischen selbstbestimmter Arbeit und kapitalistischer (Selbst-)Verwertung auf digitalen Plattformen.“ *Duisburger Beiträge zur soziologischen Forschung* 2018 (3). Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen.
- Gerber, Christine, und Martin Krzywdzinski. 2019. „Brave new digital work? New forms of performance control in crowdwork.“ In *Work and Labor in the Digital Age. Research in the Sociology of Work*, herausgegeben von Steve P. Vallas und Anne Kovalainen: 121–143. Emerald.
- Giard, Nicole, Paul Hensen, Marc Hesse, Nils Löken, Zahra Nouri, Jannik Redehase, Mareike Reimann, Katharina Schlicher, und Julian Schulte. 2019. „Interdisziplinäre Befragung von Crowdworkern. Forschungsschwerpunkt Digitale Zukunft.“
- Glaser, Barney G., und Anselm L. Strauss. 1967. „*The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*.“ Albine Publications.
- Haraway, Donna. 1995. „Ein Manifest für Cyborgs.“ In *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, herausgegeben von Donna Haraway: 33–72. Campus.
- International Labour Organisation (ILO), Hg. 2021. „*World Employment and Social Outlook. The Role of Digital Labour Platforms in Transforming the World of Work*.“ International Labour Office.
- Kleemann, Frank Uwe Krähnke, und Ingo Matuschek, Hg. 2013. „*Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens*.“ Springer VS.
- Kozinets, Robert V. 2020. „*Netnography: The Essential Guide to Qualitative Social Media Research*.“ SAGE.
- Kuckartz, Udo. 2016. „*Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*.“ Beltz Juventa.
- Marres, Noortje. 2017. „*Digital Sociology. The Reinvention of Social Research*.“ Polity.

- Sauerborn, Elgen. 2019. „Digitale Arbeits- und Organisationsräume. Räumliche Dimensionen digitaler Arbeit am Beispiel Crowdwork.“ *Arbeit* 28 (3): 241–262.
- Schmidt, Florian A. 2016. „Arbeitsmärkte in der Plattformökonomie – Zur Funktionsweise und Herausforderung von Crowdwork und Gigwork.“ Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Strübing, Jörg. 2021. „Grounded Theory: Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils.“ 4. Aufl. Springer VS.

Digitales Feldnotieren

Methodische Stolpersteine reflektieren

– Einleitung zu sechs Betrachtungen

Katrin Amelang, Dennis Eckhardt, Ruth Dorothea Eggel, Victoria Huszka, Roman Tischberger und Libuše Hannah Vepřek

Seit Ethnograf:innen Feldforschung betreiben, fertigen sie eigene Quellen an. Die Formen und Techniken selbst-geschaffener Feldnotizen haben daher eine entsprechend lange Geschichte. Keine teilnehmende Beobachtung, kein Spaziergang oder Archivbesuch kommen ohne Feldnotizen aus, die versuchen, eigens erlebte Geschehnisse, geführte Gespräche, gelesene Literaturen, vorläufige analytische Ideen oder kritische Reflexionen in verschiedenen Varianten festzuhalten (Sanjek 1990). Feld, Forschungspartner:innen und Fragestellung beeinflussen die Form des Feldnotierens als (hand)geschriebene Felddtagebücher, Kritzeleien, Zeichnungen und Fotografien, Briefe, Mails oder Screenshots und somit die Entwicklung einer eigenen Stilistik. Seit einigen Jahren ist daher auch in Deutschland eine verstärkte Debatte zu beobachten, die das Kritzeln, Erinnern, Transkribieren, und Archivieren oder – allgemeiner ausgedrückt – das Erstellen und Verwalten von Feldnotizen als Methodenbündel und Praxis des Feldnotierens diskutierbar macht und ausdifferenziert (Eckhardt 2023). Dabei steht zunehmend auch die Frage im Fokus, ob eine Feldnotiz nur dann zu einer Feldnotiz wird, wenn sie von einer ethnografischen Person erhoben wurde (Jackson 1990). Gerade digital verfügbare Daten stellen die Autor:innenschaft von Feldnotizen kritisch in Frage, wie auch die Beiträge in diesem Sammelband darstellen. Dies steht ergänzend zu international geführten Debatten, die auf die emotionalen Bedingungen des Feldnotierens (Thompson 2014), disziplinäre Erinnerungspraktiken (Fabian 2007), kollaborative Feldnotation (Akesson und Coupland 2020) oder auf den epistemischen Status von Feldnotizen (Jackson 2016; Clifford 1990) aufmerksam machen.

Neuerlich ist zudem eine Auseinandersetzung mit Feldnotizen zu beobachten, die diese als „naked fieldnotes“ offenlegt – so der Titel des gleichnamigen Buches (Elliott und Wolf-Meyer 2024) – ebenso wie eine erziehungswissenschaftlich revitalisierende Beschäftigung mit dem Feldnotieren in schulischen Feldern (Burkholder und Thompson 2020). Vor diesem Hintergrund rückt neben der Feldnotiz

als reflexive Dokumentationsform zunehmend das Feldnotieren als fortlaufende, vielgestaltige Praxis in den Blick, die unterschiedliche Phasen ethnografischer Arbeit begleitet. Nach wie vor ausdifferenzieren ist jedoch eine methodische und methodologische Debatte im Hinblick auf digitale, digitalisierte und digitalisierende Felder (Eckhardt 2023: 53): Wo und wie verändert sich also das Feldnotieren auf Grundlage digitaler Bedingungen und inwiefern hilft Feldnotieren weiter, mit diesen digitalen Bedingungen methodisch sinnvoll umzugehen? Dabei ist nicht davon auszugehen, dass das digitale Feldnotieren zwangsläufig mit digitalen Daten arbeiten muss oder auf digitale Notationswerkzeuge angewiesen ist. Stattdessen ist digitales Feldnotieren in der Praxis variantenreich und von Gleichzeitigkeit geprägt: In digitalen Feldern analog feldnotieren; in digitalen Feldern digital feldnotieren; oder in analogen Feldern digital feldnotieren. Trotzdem entzieht sich das Feldnotieren solchen Typisierungen, die mehr zur theoretischen Ordnung dienen und eine hybride, stets zwischen den Modi wechselnde, Forschungsrealität nicht ausreichend abbildet. Je nach Konstellation zwischen Forschungsfragen, Feldern, Zugängen, Daten oder Selektions- und Konstruktionsprozessen sowie eigenen Gewohnheiten und erlernten Praktiken sind verschiedene Herangehensweisen gefragt. Entsprechend kann die breit aufgestellte methodische Praxis des Feldnotierens nicht auf ein Werkzeug, ein Online-Setting oder ein standardisiertes Vorgehen reduziert werden. Vielmehr ist davon auszugehen, dass auch bei einer Social Media-Ethnografie (Bareither und Schramm 2023; Postill und Pink 2012) analoge Kritzeleien ihren Stellenwert haben, ebenso wie in einer arbeitsethnografischen Forschung in einem lokalen Betrieb die Feldnotation rein digital erfolgen kann.

Dieser Beitrag führt das auf der Tagung durchgeführte Diskussionsformat fort, das von den sechs Autor:innen als Podium begonnen wurde. Auf diese gemeinsam verfasste Einleitung folgen sechs individuelle Abschnitte mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen zum digitalen Feldnotieren. Sie sind erweiterte Fassungen der Podiumsbeiträge und fügen den eingangs erwähnten Debatten eine ausdifferenzierende Perspektive hinzu. Alle sechs Betrachtungen befragen aus verschiedenen Blickwinkeln digitale Bedingungen der Feldforschung, identifizieren mögliche Stolpersteine (vermeintlich) anderer Vorzeichen des Feldnotierens und zielen darauf, digitales Feldnotieren als eine hybride und methodisch-strategische Schlüssel-Praxis in Stellung zu bringen.

In Diskussionen während und nach der Tagung eröffneten sich Fragen nach spezifischen Problemstellungen des digitalen Feldnotierens: Inwieweit handelt es sich um Phänomene, die erst mit den digitalen Technologien entstehen oder um neue/alte Varianten einer Feldnotationspraxis, über die wir in aktuellen Debatten stolpern? Diese Momente des Stolperns nehmen wir im folgenden Text zum Anlass, um metaphorische Tritt-Probleme auf ihre Standfestigkeit zu befragen und mit dem Methodenbündel des Feldnotierens mögliche Lösungsansätze aufzuzeigen,

um einen wieder sicheren Tritt zu finden. Denn: Feldforschung unter digitalen Bedingungen steht inmitten von Spannungsfeldern, die für ethnografische Forschung per se nicht neu sind. Sie können aber gerade im Digitalen zu Stolpersteinen werden, die es methodisch zu bearbeiten gilt. Dies wollen wir an vier Beispielen zur Materialsammlung, Datenvalidität, Feldkonstruktion und Multimodalität von Daten verdeutlichen.

Digitales Feldnotieren zwischen Sammeln und Erzeugen

Einen Stolperstein, wie er bereits in klassisch-volkskundlichen Praktiken des Sammelns, Vergleichens und Aufbewahrens diskutiert wurde, sehen wir in der Verführung durch die (scheinbare) Verfügbarkeit von allen möglichen digitalen Daten. Zahlreiche (proto-)volkskundliche, kulturforschende Ansätze waren mit dem Problem konfrontiert, zu viele Daten, Materialien und Dokumente erheben zu können. Zu einem echten methodischen wie auch normativen Problem wurde aber ein ideologisierte Sammelfetisch – vor allem seitens einer romantisierenden Volkskunde (Weber-Kellermann et al. 2003), die so lange sammelte, bis ein gewünschtes Ergebnis, wie etwa angebliche historische oder kulturelle Kontinuitäten, konstruierbar wurden. Demgegenüber stehen Entwicklungen, die das Erheben von qualitativen Daten nicht als ein Sammeln, sondern als ein Erzeugen von Daten inmitten von – und teilweise auch mit – Feldpartner:innen verstehen (Holmes und Marcus 2008; Tschofen 2006). Roman Tischberger fragt nach den Einflüssen von digitalen Werkzeugen des Feldnotierens und wie sie unter anderem dazu verleiten können, schier endlosen Sammlungsmöglichkeiten zu verfallen, wenn mit wenigen Klicks Daten von Screenshots, Chatauszügen oder Ähnlichem erstellt werden – und dabei die notwendige Analytik und Relevanzsetzung ethnografischer Forschung zunehmend in den Hintergrund gerät. In diesem Zusammenhang diskutiert Katrin Amelang eine Entkopplung von Aufzeichnen (Speichern) und (Auf-)Schreiben im digitalen Feldnotieren – mit einem klaren Plädoyer fürs Schreiben beim Feldforschen. Generell ist anzumerken, dass wir innerhalb unseres Autor:innenkollektivs keine einheitliche Position oder Begrifflichkeit teilen, was als Feldnotiz oder als Daten zählt oder wie diese voneinander abgegrenzt werden (könnten). Im Mittelpunkt unserer Betrachtungen stehen die vielfältigen Facetten oder Praktiken des Feldnotierens – weniger die Bezeichnung der durch sie produzierten Resultate – und eine kritische Auseinandersetzung mit den Praktiken und Prozessen, durch die etwas zu Feldnotizen und Daten wird.

Vorgekochte Felddaten? Wahrheits(ab)bildung von Tools versus ethnografisches Perspektivieren

Ein weiterer Stolperstein besteht in der Verfügbarkeit von Daten, die oftmals bereits gut visualisiert erscheinen. Viele Tools erlauben es etwa, Daten der Microblogging-Plattform X in Netzwerkgrafiken aufzubereiten, oder die Fülle an Memes, Video-clips oder Screenshots als für sich stehend zu verstehen. Dabei gerät leicht in den Hintergrund, dass Daten(visualisierungen) spezifische Abbilder (von Welt) liefern, die mit bestimmten Annahmen, Zielen und Perspektiven produziert wurden. Hier kann das Feldnotieren, das auch Prozesse des Ordners von Daten, Editierens, Verschriftlichens oder Archivierens bezeichnet, mit einer langgeführten Debatte zum Abbilden vom Feld fruchtbare Orientierung liefern. So betont bereits James Clifford den konstruierten statt wahrheitsabbildenden Charakter von Feldnotizen, wenn er zwischen „inscription“, „description“ und „transcription“ differenziert (Clifford 1990: 58). Dabei legt er die Metapher nahe, dass Feldnotizen verschiedene Formen des Kochens durchlaufen würden. Allerdings, so fasst er zusammen, „the cooking metaphor, so tempting when it comes to fieldnotes, is inexact, because there are no ‚raw‘ texts“ (ebd.). Fügen wir den Texten von 1990, die ausschließlich für Feldnotizen in Frage kamen, Screenshots, Tweets und Memes hinzu, ist auch für diese zu ergänzen, dass es keinerlei kulturelle Fakten gibt, die roh sind, und von sich aus viel zeigen und abbilden könnten. In der aktuellen kritischen Datenforschung wird die Metapher des Kochens zwar genutzt, jedoch um zu unterstreichen: Auch quantitative digitale Daten sind alles andere als roh (Gitelman 2013), es gehe mit diesem Sprachbild gerade darum die vielfältigen Kochprozesse in der Erzeugung, Sammlung, Zirkulation und Nutzung von digitalen (quantifizierten) Daten aufzuzeigen.

Vor dem Hintergrund dieser Diskussionen stellt sich die bereits angesprochene Frage, inwiefern online auffindbare Daten eigentlich als Feldnotizen zu werten sind, oder durch methodische Neuerungen in den Prozess der Feldnotation einfließen können. Dabei stößt die Debatte allerdings auf ein (modernes) Kernthema der ethnologischen Fächer: Die Autor:innenschaft erhobener Daten. Wird eine Feldnotiz nur dann zur Feldnotiz, wenn eine ethnografisch forschende Person diese verschriftlicht, abspeichert oder (auch hier metaphorisch) irgendwie in der Hand hatte? Gleichsam ist festzustellen, dass in der Frühphase ethnologischer Forschung – auch international – derartige methodologische Begriffsbestimmungen äußerst pragmatisch beantwortet wurden: Selbst die Ethnologin Rosalie Wax beschrieb in ihrem Buch „Doing Fieldwork“, das in der Transparentmachung ethnografischer Methoden neuartig war, dass Feldpartner:innen darin ausgebildet wurden selbst Interviews zu führen oder Feldnotizen zu erheben (Wax 1971). Zurecht wurde dies durch die Writing Culture-Debatte problematisiert (Clifford und Marcus 1986). Seitdem befindet sich die Begriffsbestimmung aber in einem Zwischenstadium von

nicht vorstellbarer Autor:innen-Delegation und pragmatischer Handhabung. Die Digitalisierung, so das Argument hier, bringt eingewöhnte Tritt-Muster aus dem Gang und fordert dazu auf, diese Debatte neu und lebendig zu führen. Libuše Han-nah Vepřek diskutiert am Beispiel von Logdateien und Debugfunktionen, warum es lohnenswert ist, als Ethnograf:in digitalen Spuren zu folgen und sie mit weiteren Feldnotizen ins Gespräch zu bringen.

Feldnotieren als Modus des Lokalisierens und des Entgrenzens des Forschungsfeldes

Wo der Ort einer Feldforschung unter digitalen Bedingungen sein soll, ist ein wei-terer Stolperstein, dem das Feldnotieren einen sicheren Tritt geben kann. Ähnlich der Prozesse um Globalisierung, Migration, Mobilität und Mobilisierung – freiwillig oder durch Zwang (Sheller und Urry 2006) – stehen Ethnograf:innen durch die Digitalisierung unter der Notwendigkeit Felder zu lokalisieren, sie möglicherweise nicht (mehr) zu finden, ihnen nicht mehr folgen zu können, oder sie überall sehen zu glauben. Trotz der scheinbaren Verfügbarkeit einfacher Feldzugänge gilt es, sich zielführend zurechtzufinden. Im Digitalen besteht die Verlockung der Dauerprä-senz eines ausgemachten Feldes in fragmentarischen Formen wie Chatgruppen und Online-Communities. Dennis Eckhardt zeigt, wie das Feldnotieren inmitten dieses mehr-örtlichen und mehr-als-digitalen Durcheinanders das Feld mitkonstruiert, aber auch, wo und wie Communities sich im Feld lokalisieren lassen, die sich For-schenden mitunter vorschnell als solche aufdrängen.

Deutlich wird dabei, dass man zwar jedem öffentlichen Discord-Server oder je-der öffentlichen Telegram-Gruppe einfach so beitreten kann, dieser Beitritt jedoch nicht mit einem ethnografischen Feldzugang gleichzusetzen ist. Feldforschung be-inhaltet stets, soziale Beziehungen einzugehen. Diese sind für Verstehensprozesse und die ethnografische Legitimierung unabdingbar. Wieder zeigt sich mit Verweis auf Feldnotizen, wie Felder retrospektiv als solche sichtbar werden, und den ver-schiedenen Suchmodi und analytischen Fragestellungen dabei wesentliche Rollen zukommen. Diese Prozesse sind für die ethnologischen Fächer keineswegs neu. Die bereits zitierte Rosalie Wax machte ebenfalls darauf aufmerksam, wie mühevoll der Zugang zu Feldern ist – aber auch, in ihnen zu bleiben oder sie wieder zu verlassen (Wax 1971). Das Digitale revitalisiert auch hier gewohnte Tritt-Muster: Ethnolog:in-nen, die in dutzenden Chat-Gruppen Mitglied sind oder tausende von Tweets und User-Kommentaren kartieren, sind dennoch mit der Aufgabe betraut, daraus ein analytisch wertvolles Feld zu konstruieren. Feldnotizen sind dabei die Kernmetho-de, um diese Lokalisierungen zu leisten: sowohl analytisch, in der Erstellung eines instrumentellen Feldes, als auch sozial, in der Anbahnung von Beziehungen zu For-schungspartner:innen.

Von inneren und äußeren Ordnungen: Digitales Feldnotieren als Rekonfiguration zwischen Linearität und Multimodalität von Daten

Ein weiterer Stolperstein begegnet uns, wenn digitale Inhalte nicht in einer kuratierten Ordnung oder spezifischen Abfolge erscheinen. Ihre referentiellen Formen und Verknüpfungen sind dann beispielsweise durch Hyperlinks angereichert und stellen uns vor die Herausforderung, diese nicht-linearen Sortierungen zu notieren. Da lineare Textformen ein häufig erforderlicher Modus der Präsentation der Feldnotizen und der Ergebnisse sind, müssen multimodale Sammlungen und parallele Online-Verstrickungen in geradlinige Formen übersetzt werden. Solche Übersetzungsprozesse durchziehen dabei viele Stadien des Forschungsprozesses, in dem angefertigte Notizen und Protokollierungen in neue Formen überführt werden. Aber auch die Frage, durch welche methodischen und methodologischen Konzepte und Werkzeuge solche nicht-linearen Interaktionen erzählbar und notierbar gemacht werden können, wird im Feldnotieren bedeutsam. Ruth Dorothea Eggel arbeitet heraus, wie auch verkörperte Erfahrung im Prozess des Feldnotierens zerteilt und neu verwoben wird. Wie dennoch kartierende Notizen erstellt werden können, die ohne Anspruch auf Abbildungsvollständigkeit daherkommen, fragt Victoria Huszka in ihrem Beitrag.

Hinzu kommt, dass digitale Logiken zunehmend algorithmisch geprägt sind, und die Ordnungen und Muster, die wir als Forscher:innen zu erkennen meinen, nicht nur menschen- sondern auch maschinen-gemacht sind. Digitale Umgebungen konfrontieren uns diesbezüglich auch mit Problemen der Opazität und Verschleierung von Technologien als Blackbox, häufig unter Verweis auf Geschäftsgeheimnisse, sodass die Beziehungen, Entscheidungen und Logiken in denen digitale Ordnungen produziert werden, schwierig nachzuvollziehen sind. Selbst scheinbar simple soziale Interaktionen wie Online-Diskussionen, können zeitgenössisch nicht nur Meinungs Ausdruck sein, sondern auch der performative Ausdruck von (KI-basierten) Bots. Daher rücken Fragen nach Beziehungen und relationalen Konstitutionen umso mehr in den Mittelpunkt unserer Überlegungen zum Feldnotieren. Im Feldnotieren als prozessualer Praxis kann – anstelle des mehr-als-digitalen Durcheinanders – die Perspektive darauf, wie sich Praktiken und Prozesse durcheinander und miteinander entfalten, einen produktiven Ausgangspunkt für die weitere (Feld-)Forschung und Analyse bilden.

Ein Zwischenfazit

Diese Stolpersteine sollen nicht suggerieren, dass das Feldnotieren durch das Digitale eine neue Praxis oder gar zum Problem wird. Vielmehr zeigen wir in den folgenden Einzelbeiträgen, dass die digitalen Herausforderungen des Feld-

notierens an bekannte Fachdiskussionen anschließen. Forschende, die in digital-ethnografischen Settings nahezu alles sammeln, was ihnen begegnet, seien etwa an volkskundliche Konjunkturen des Sammelns erinnert. Ob Chatnachrichten in einem Online-Spiel oder in Messenger-Gruppen als Feldnotizen zu zählen sind, oder ob nicht auch Feldpartner:innen bewusst zu methodischen Partner:innen gemacht werden können, ist eine lange geführte Debatte. Für alle diese Beispiele haben sich pragmatische Standpunkte und eingewöhnte Gehmuster herausgebildet. Wir sind davon überzeugt, dass diese zurzeit zumindest stellenweise aus dem Tritt geraten. Eine ausdifferenzierte und lebendig geführte Debatte zum Feldnotieren soll diese Querverweise wiederherstellen und das Methodenbündel ins Licht der ethnografischen Methodik stellen.

Literatur

- Akesson, Bree, und Kearney Coupland. 2020. „When Fieldnotes Don't Work As Expected: The Challenges of Team Research With War-Affected Populations.“ In *Fieldnotes in Qualitative Education and Social Science Research*, herausgegeben von Casey Burkholder und Jennifer A. Thompson. Routledge.
- Bareither, Christoph, und Pia Schramm. 2023. „Social-Media-Ethnografie“. In *Kulturanthropologie Notizen* 85: 78–95. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.23>.
- Burkholder, Casey, und Jennifer Thompson, Hg. 2020. *Fieldnotes in Qualitative Education and Social Science Research*. Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780429275821>.
- Clifford, James. 1990. „Notes on (field)notes.“ In *Fieldnotes: The Makings of Anthropology*, herausgegeben von Roger Sanjek. Cornell University Press.
- Clifford, James, und George E. Marcus, Hg. 1986. *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. University of California Press.
- Eckhardt, Dennis. 2023. „Ethnografisches Feldnotieren in digitalen Feldern: Perspektiven einer Wissens- und Arbeitspraxis.“ In *Kulturanthropologie Notizen* 85: 52–77. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.21>.
- Elliott, Denielle, und Matthew J. Wolf-Meyer, Hg. 2024. *Naked Fieldnotes: A Rough Guide to Ethnographic Writing*. University of Minnesota Press.
- Fabian, Johannes. 2007. *Memory Against Culture: Arguments and Reminders*. Duke University Press.
- Gitelman, Lisa, Hg. 2013. *Raw Data is an Oxymoron*. MIT Press.
- Holmes, Douglas R., und George E. Marcus. 2008. „Collaboration Today and the Re-Imagination of the Classic Scene of Fieldwork Encounter.“ In *Collaborative Anthropologies* 1 (1): 81–101. <https://doi.org/10.1353/cla.0.0003>.

- Jackson, Jean E. 1990. „I Am a Fieldnote': Fieldnotes as a Symbol of Professional Identity.“ In *Fieldnotes: The Makings of Anthropology*, herausgegeben von Roger Sanjek. Cornell University Press.
- Jackson, Jean E. 2016. „Changes in Fieldnotes Practice over the Past Thirty Years in U.S. Anthropology.“ In *eFieldnotes: The Makings of Anthropology in the Digital World*, herausgegeben von Roger Sanjek und Susan W. Tratner. University of Pennsylvania Press. <https://doi.org/10.9783/9780812292213-004>.
- Postill, John, und Sarah Pink. 2012. „Social Media Ethnography: The Digital Researcher in a Messy Web.“ *Media International Australia* 145: 123–134.
- Sanjek, Roger. 1990. „The Secret Life of Fieldnotes.“ In *Fieldnotes: The Makings of Anthropology*, herausgegeben von Roger Sanjek. Cornell University Press.
- Sheller, Mimi, und John Urry, Hg. 2006. „*Mobile Technologies of the City*.“ Routledge.
- Thompson, Jennifer A. 2014. „On Writing Notes in the Field: Interrogating Positionality, Emotion, Participation and Ethics.“ *McGill Journal of Education* 49 (1): 247–254. <https://doi.org/10.7202/1025781ar>.
- Tschofen, Bernhard. 2006. „Vom Alltag: Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie.“ In *Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltags seit 1945*, herausgegeben von Olaf Bockhorn, Margot Schindler, und Christian Stadelmann. Selbstverlag des Vereins für Volkskunde.
- Wax, Rosalie. 1971. „*Doing Fieldwork: Warnings and Advice*.“ University of Chicago Press.
- Weber-Kellermann, Ingeborg, Andreas C. Bimmer, und Siegfried Becker. 2003. „*Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie*.“ J.B. Metzler.

Formt das Werkzeug das Ergebnis?

Zu Übersetzungs-Effekten des digitalen Feldnotierens (Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 1)

Roman Tischberger

Feldnotieren lässt sich – in einer materiellen Dimension – als dokumentierende Forschungspraxis verstehen, die verschiedene, erfahrbare Phänomene sammelt und diese in unterschiedlichen Medienformaten verstetigt. Wie in der Einleitung erwähnt, stützt sich das Notieren eines oder mehrerer (digitaler) Felder zu weiten Teilen auf digitale Werkzeuge und auch genuin digitale Daten sind zunehmend Forschungsmaterial. Daher wird in diesem Abschnitt Feldnotieren als breite Praxis gedacht, die sowohl die Erhebung und Produktion von ethnografisch-empirischen Forschungsdaten umfasst als auch das reflektierende Schreiben über die eigene Feldforschung – denn beide beeinflussen die Konstruktion von Feld und werden auch durch digitale Werkzeuge erzeugt. Der Begriff des Feldnotierens bezieht sich dabei auf multimodale Erhebungen von Forschungsdaten, also auf mehr als reine Notizen.

Im hybriden Feldnotieren ist es üblich, Fotografien mit dem Smartphone zu erstellen, Interviews in digitalen Audiodateien aufzuzeichnen, Gedächtnisprotokolle zeitnah in Sprachnachrichten festzuhalten und zuweilen mittels Sprache-zu-Text-Programmen zu transkribieren oder handschriftliche Notizen abzutippen, wenn sie nicht gleich auf digitalen Endgeräten in Datenbank- oder QDA-Software erstellt werden. Sofern Materialien bereits in digitaler Form existieren, werden sie selektiert, kopiert, eingefügt oder in Screenshots fixiert – manuell oder automatisiert mittels Web-Crawling oder -Scraping. Kurzum: Phänomenologisch erfahrbare, subjektive Eindrücke werden in der Materialsammlung als Feld konstruiert und digitalisiert (Eckhardt und Klausner 2023; Franken 2023).

Dabei stellt sich besonders mit Blick auf die verwendeten digitalen Werkzeuge die Frage, wie diese das Feldnotieren verändern – auch im Hinblick auf Schritte der Analyse, die in einer Pfadabhängigkeit ebenfalls digital gestützt durchgeführt werden, hier aber nicht im Zentrum stehen sollen. Das übergeordnete Vorgehen der Feldforschung bildet einen hermeneutischen Erfahrungs- und Auswahlprozess ab, der methodisch unterstützt durchgeführt wird (Jeggle 1984; Beer 2008; Gajek 2014).

Gleichzeitig bringt die Medialität der notierten Daten des Feldes Fragen nach der Übersetzung zwischen sinnlich erfahrener Wirklichkeit und ihrem Ab-Bild in der Dokumentation mit sich.

Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass Werkzeuge des Feldnotierens Einfluss auf die Konstruktion des Feldes ausüben, ungeachtet ob sie im Kern digital gestützt sind oder nicht. Empirische Phänomene lassen sich – je nach Quellmedium – mit unterschiedlichem Aufwand fixieren und in andere analysierbare Formen und Medien übersetzen. Ein Gedächtnisprotokoll etwa benötigt Verschriftlichungswerkzeuge und (im besten Fall) Zeitunmittelbarkeit, damit aus subjektiv erlebterinnerten Situationen Text oder Skizze wird. Ein qualitatives, methodisch-kontrolliertes Interview benötigt Vorbereitung, Aufnahme- und Transkriptionswerkzeuge bis mündliche Äußerungen relativ exakt in Textform vorliegen. Verschriftlichtes Material ist damit in der Regel mit mehr Aufwand hergestellt als eine Fotografie oder ein Screenshot – auch wenn hier in digitalen Formaten weitere Infrastrukturen im Hintergrund nötig sind.

Theoretischer Zweck und Ziel von Werkzeugen des Feldnotierens ist, eine methodologische Kontrolle über die Daten zu wahren, um ein möglichst angemessenes, qualitatives Abbild von situativ erfahrener Wirklichkeit zu erstellen (Jeggle 1984: 110ff.; Flick 2022: 539f.). Dennoch existiert bei jeder Felddokumentation eine Ungenauigkeit, ein Restrauschen, eine Übersetzungs-Unmöglichkeit, die insbesondere durch die Werkzeuge und ihre Limitierungen selbst hervorgerufen wird. Im Folgenden werden daher die Unschärfen, die die Werkzeuge digitalen Feldnotierens hervorbringen, diskutiert und eingeordnet.

Ein erster, augenfälliger Vorteil digital(isiert)er Forschungsdaten, ist die damit einhergehende Speicherbarkeit und dadurch gewonnene Interoperabilität im Vergleich zur heterogenen Materialbasis analoger Feldnotation. Nicht nur die Möglichkeit, unterschiedliche, digital(isiert)e Material-Formate in einer gemeinsamen Datenbank abbilden zu können, auch die so hergestellte höhere Verknüpfbarkeit zwischen Transkripten, Fotografien, Datenprotokollen erlauben zunehmend multiperspektivische Analysen.

Mit der digitalen Existenz von Forschungsdaten sind diese zunehmend maschinell les- und durchsuchbar. Damit steigt nicht nur der Komfort gezielter manueller Suchen, auch der Einsatz von KI-gestützten Werkzeugen in der Analyse wird möglich. So eröffnen sich halbautomatisierte Techniken in Genese, Annotation und Rekonfiguration von erhobenem Material (Franken 2023). Allesamt Schritte, die über Jahrzehnte die Verfahrenspraxis des Feldforschens von Hand geprägt haben (Boellstorff et al. 2024).

Dies kann unmittelbare Effekte auf die feldforschende, sammelnde Praxis haben, wenn eine spätere Angleichung der Datenformate aufgrund digitaler Kompatibilität und Einpassung in QDA-Software mit deutlich weniger Aufwand verbunden ist. Geht also mit zunehmender Geschwindigkeit in der Dokumen-

tationspraxis auch mehr Qualität in den Daten einher? Je unmittelbarer – und auch materiell virtueller – das Feldnotieren wird, desto eher mögen Forschende dazu neigen, zusätzliche Feldsituationen aufzusuchen, um diese festzuhalten und Forschungsdaten herzustellen.

Digitale Werkzeuge erlauben diese Schnelligkeit zunehmend. Rasch sind Chatverläufe oder Social Media-Daten kopiert und archiviert, Screenshots angefertigt oder Situationsprotokolle eingesprochen. Was im Sinne von Maximalkontrastierung im Rahmen der Grounded Theory-Methodologie gewinnbringend erscheint, kann sich jedoch schnell in ein Sammlungsproblem verkehren: Zu viele Daten, zu viel Auswahl, in der Relevantes erst wieder mühsam (durch qualitatives Lesen und Bewerten) identifiziert werden muss. Zwar ist dies tendenziell in der Sphäre der Datenanalyse und nicht der des Feldnotierens zu verorten, dennoch wollen beim Notieren und Erheben die Schritte der Weiterverarbeitung bedacht sein.

Ein weiterer Effekt aus der damit verbundenen, potenziell größeren Datenbasis kann eine Bevorzugung von bereits digital vorliegenden oder leicht digitalisierbaren Daten sein. Frei nach dem Motto: Was bereits formatkompatibel vorliegt, ist denkbar einfach kopiert und gesammelt. Auch wenn an dieser Stelle mit Datenhaltung, Ordnung und Forschungsdatenmanagement eine zusätzliche Ebene an den Notationsprozess anschließt, kann es beim bloßen Copy-and-Save-Feldnotieren vernachlässigt werden, komplexen Feldsituationen mit angemessener, methodischer Pluralität zu begegnen. Es gilt in der eigenen Feldforschungspraxis stets zu reflektieren: Warum erhebe ich genau diese Daten? Ethnografisches Gespür für Situationen, Werkzeuge und Aussagekraft der Felddaten bleibt wesentliche Kompetenz vor der Anfertigung von Feldnotizen – auch, wenn sich deren endgültige Relevanz erst in der weiteren Analyse und Verschriftlichung zeigt.

Schließlich muss die Unschärfe, die digitale Werkzeuge des Feldnotierens in der Übersetzung zwischen phänomenologischer Erfahrung und konstruierten Felddaten hervorbringen, selbst in den Blick genommen werden. Welche Daten sind nicht oder nur modifiziert abbildbar, welche phänomenologischen Qualitäten gehen verloren – welche werden erst durch digitales Feldnotieren gewonnen? Denn mit zunehmend digitalen Werkzeugen reduziert sich der Übersetzungsschritt analoger Felddaten ins Digitale, auch wenn hier bereits der Übergang von Notation zur Analyse der Daten angelegt ist. Zweifellos sparen Bild- oder Spracherkennungssoftwares zur Automatisierung von Transkripten, wie auch KI-gestützte Annotationen, Zeit. Doch wenn sich die frühzeitige Auseinandersetzung mit dem erhobenen Datenmaterial weitgehend reduziert, schrumpfen im gleichen Zuge erste interpretative Schritte während der Materialaufbereitung, wie unmittelbares Anfertigen von analytischen Memos. Entsprechend ist bewusst darauf zu achten, was in der Praxis des digitalen Feldnotierens eigentlich geschieht: Wann werden Felddaten eher neu erzeugt, wann werden bestehende Felddaten gesammelt und wann wird Bestehendes eher reflektiert oder analysiert?

Fraglos sind die Ergebnisse automatisierter Tools nicht fehlerfrei und bedürfen sorgfältiger Prüfung, denn analoge oder digitale Feldnotizen werden von Mensch oder maschinelltem Werkzeug unterschiedlich verarbeitet, beide tragen Biases in sich. Und auch wenn die Diskussion über den Faktor menschlicher Interpretation von qualitativen Daten aktuell noch virulent ist¹, so bleibt zumindest ein Imperativ, sich den Übersetzungs- und Reibungsverlusten des digitalen Feldnotierens und seiner Werkzeuge gewahr zu werden.

Das betrifft insbesondere die Kontextualisierung und Sichtbarmachung der Datensammlung durch Metadaten, die mehr sind als technische Signaturen. Wenn Feldforschung immer zu einem gewissen Grad „tacit“ (Polanyi 1985) bleibt – also auf subjektiv-implizitem oder Erfahrungswissen beruht –, bleibt die Verbindung erhobener Daten zu ihren situativen Entstehungskontexten von hoher Relevanz. Wenn Kontext verloren geht, bleiben die Daten beliebig? Oder sind Bedenken vor derlei Verlusten verschmerzbar? Feldforschung kann Produkte menschlicher kultureller Praxis analysieren, ohne detaillierte Kenntnis der Aushandlungen um ihre Herstellung: materielle Kultur, Infrastrukturen, Codezeilen. Damit mag eine Ebene des Hervorbringens aus dem Blick geraten, doch es öffnet sich die Möglichkeit konsequenter Multimodalität. Feldforschung hat somit weniger das Ziel von qualitativ-tiefbohrendem Verharren einer Feldsituation und ihrer verschiedenen Perspektiven, sondern mehr einer breiteren und freieren Verknüpfung verschiedener Phänomene als Assemblage (Hess und Schwertl 2013).

Das Sammeln und Versammeln unterschiedlicher digitalisierter und digitaler Daten wirkt auf den ersten Blick als beschleunigte Form des Feldnotierens, unter der Gefahr, eher oberflächlich zu bleiben. Doch die Geschwindigkeit erlaubt gleichermaßen neue Zusammenhänge in einer größeren Datenbreite freizulegen. Andererseits bedeutet eine Vielzahl leicht dokumentierbarer Daten nicht unmittelbar zunehmende Klarheit in der Analyse. Das Methodenbündel wächst und lässt ein ohnehin kaum reproduzierbares Forschungsdesign noch weiter diversifizieren. Die Herausforderung, vor die digitales Feldnotieren Forschende stellt, ist, angesichts der Vielzahl methodischer Möglichkeiten, eine Balance der Datenqualität zu halten,

1 Vgl. eine Diskussion auf der QSF_L-Mailingliste im April und Mai 2024 zwischen Susanne Friese, Jörg Strübing, Morteza Lichtenstern, Kai Dröge und vielen anderen unter den Betreffzeilen „Einladung zum Online-Vortrag von Prof. Dr. Burkhard Schäffer im Rahmen der Regensburger Methodengespräche Qualitative Forschung am 25.4. 16–18 Uhr“ sowie „Ein paar Gedanken zum Thema Paradigmenwechsel“. Darin wurde sich insbesondere um Relevanz und Gewicht von Analysen, die von LLMs vorgenommen wurden, ausgetauscht. Eine Streitfrage dabei war, inwieweit menschliche Verzerrungen von Datenanalysen akzeptabler seien als maschinelle – oder ob diese, als ein qualitätsverzerrender Faktor unter mehreren, nicht eher möglichst kontrollierbar gemacht werden müssten. Die Diskussion entfaltete sich in den Folgemonaten weiter und war auch zum Zeitpunkt der Manuskriptabgabe noch aktiv.

die den gebotenen Kern qualitativer „thickness“ (Geertz 1995: 10–12) nicht vernachlässigt und die zudem methodologische Kenntnis über die Einflüsse der Werkzeuge digitalen Feldnotierens auf qualitative Forschungsdaten berücksichtigt.

Literatur

- Beer, Bettina. 2008. „Einleitung: Feldforschungsmethoden.“ In *Methoden ethnologischer Feldforschung*, herausgegeben von Bettina Beer. Reimer.
- Boellstorff, Tom, Bonnie A. Nardi, Celia Pearce, T. L. Taylor und George E. Marcus. 2024. *Ethnography and Virtual Worlds: A Handbook of Method*.“ Princeton University Press.
- Eckhardt, Dennis und Martina Klausner, Hg. 2023. „Digital[ität] Ethnografieren. Forschungsmethoden für den digitalen Alltag.“ In *Kulturanthropologie Notizen* 85. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85>.
- Flick, Uwe. 2022. „Gütekriterien qualitativer Sozialforschung.“ In *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, herausgegeben von Nina Bauer und Jörg Blasius. Springer.
- Franken, Lina. 2023. *Digitale Methoden für qualitative Forschung. Computationelle Daten und Verfahren*.“ Waxmann.
- Gajek, Esther. 2014. „Lernen vom Feld.“ In *Methoden der Kulturanthropologie*, herausgegeben von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber. Haupt UTB.
- Geertz, Clifford. 1995. *„Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme.“* Suhrkamp.
- Hess, Sabine und Maria Schwertl. 2013. „Vom ‚Feld‘ zur ‚Assemblage‘? Perspektiven europäisch-ethnologischer Methodenentwicklung – eine Hinleitung.“ In *Europäisch-ethnologisches Forschen: Neue Methoden und Konzepte*, herausgegeben von Sabine Hess, Johannes Moser und Maria Schwertl. Reimer.
- Jeggle, Utz, Hg. 1984. *Feldforschung: Qualitative Methoden in der Kulturanalyse*.“ Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Polanyi, Michael. 1985. *„Implizites Wissen.“* Suhrkamp.

Materialisierung digitaler Felder

Logdateien und Debug-Funktionen als Feldnotizen (Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 2)

Libuše Hannah Vepřek

Im Folgenden möchte ich der Frage nachgehen, wie sich Felder im Digitalen materialisieren, welches Material generiert wird – von den verschiedenen Akteur:innen im Feld, inklusive den Ethnograf:innen – und wie wir im Forschungsverlauf und im Prozess des Feldnotierens damit umgehen können. Dabei soll auch knapp beleuchtet werden, welche Möglichkeiten und Herausforderungen dadurch entstehen.

Phänomene, die im digitalen Raum erfahr- und beobachtbar sind – wie etwa Kommunikations- und Vergemeinschaftungsformen oder Protestbewegungen, aber auch Mensch-KI-Interaktionen – produzieren digitale Spuren. Diese Spuren können in der ethnografischen Forschung als erkenntnisreiches Forschungsmaterial dienen, da sie Einblicke in soziotechnische Prozesse geben. Manchmal eröffnen diese digitalen Daten auch Dimensionen, die etwa in Form von Logdateien nicht immer allein durch etablierte Methoden wie der teilnehmenden Beobachtung erfasst werden können und welche daher oft nicht in Feldnotizen in Form von schriftlichen Beobachtungen, Bildern oder Audiodateien, oder auch in inzwischen etablierten digitalen Formen wie etwa Screenshots festgehalten werden.

Dieses Material bietet jedoch wertvolle Einblicke in digitale Phänomene. Anschließend an Bonnie Nardi (2016) argumentiere ich für eine Erweiterung von Feldnotizen auf digitale Aktivitäten und Prozesse – unter der Voraussetzung, genauso kritisch mit diesen umzugehen, wie mit anderem empirischem Material.

Neben den bereits von Nardi diskutierten Forenbeiträgen und Chatlogs sollen im Folgenden Logdateien und Debug-Funktionen in integrierten Entwicklungsumgebungen, das sind grafische Benutzeroberflächen mit verschiedenen Werkzeugen für die Softwareentwicklung (etwa einem Texteditor mit sprachsensitiven Vervollständigungsvorschlägen und Syntaxhervorhebung, sowie häufig auch Debugger, Compiler und Build-Tools) als Beispiele dienen. Dabei verstehe ich Daten, die ohne das Eingreifen von Ethnograf:innen erzeugt wurden, nicht unbedingt direkt als Feldnotizen. Sie können, wie ich im Folgenden zeige, aber zu solchen werden, wenn sie für die ethnografische Forschung nutzbar gemacht werden.

Logdateien sind Protokolle, die automatisch Prozesse und Aktionen etwa auf Webplattformen oder in Betriebssystemen festhalten. In meiner Untersuchung eines Onlinespiels, bei dem Menschen gemeinsam mit algorithmischen Werkzeugen und KI-Modellen Forschungsdaten analysieren (Vepřek 2024), werden im Hintergrund alle Aktionen auf der Spielplattform protokolliert. Dazu zählt zum Beispiel, welche:r Spieler:in welche Forschungsdatei wie analysiert, inklusive genauer Eingaben und Zeitstempel. Aus diesen Daten konnte ich unter anderem herauslesen, wer wie oft Daten analysierte und für wie lange, oder welche Teilnehmer:innen gleichzeitig aktiv waren. Diese Informationen waren für mich besonders interessant, da sie Einblicke gaben, die ich nicht allein durch ethnografische Methoden wie Interviews, teilnehmende Beobachtung oder Medienmaterial hätte gewinnen können.

Je nach Art der protokollierten Prozesse können solche Logdateien unterschiedlich lesbar sein. Im Fall der Logdateien des von mir analysierten Spiels konnte ich diese über eine Datenbank einsehen und mit einer Abfragesprache durchsuchen und umstrukturieren. Hier scheint mir besonders vielversprechend, dass diese Umstrukturierung der Daten eine neue Art von Feldnotieren ermöglicht, bei der die Linearität der Daten durchbrochen wird. Diese Umstrukturierung kann gleichzeitig als eine Form der Generierung neuer Daten, bzw. des Feldes selbst verstanden werden, die unser Denken und Theoretisieren beeinflusst. Denn so können bestimmte, zuvor möglicherweise sogar unsichtbare Dimensionen in den Fokus gerückt werden, während andere wiederum in den Hintergrund schwinden. Auch Debug-Funktionen in integrierten Entwicklungsumgebungen, wie sie in meiner Forschung zum Zusammenwirken von menschlichen Teilnehmer:innen und Algorithmen auf der erwähnten Spielplattform hilfreich waren, können erkenntnisbringende Einblicke liefern. In meinem Fall nutzte ich den Debugger von PyCharm, einer Entwicklungsumgebung für Python-Programmierung. Mit diesem Tool kann geschriebener Code während seiner Ausführung Schritt für Schritt durchlaufen werden. Dabei werden bestimmte Haltepunkte gesetzt, an denen das Programm stehen bleiben soll. Im Debug-Tool wird dann beispielsweise sichtbar, welche Werte bestimmte Variablen an diesen Punkten annehmen.

Neben diesem Beispiel und dem allgemeinen Einbeziehen von Computercode als Feldmaterial durch das Lesen und Kodieren von diesem (Vepřek et al. 2023) gibt es weitere Möglichkeiten, Computercode zu analysieren, beispielsweise um zu verstehen, wie schnell ein Prozess abläuft. Diese Informationen werden zwar nicht dauerhaft gespeichert wie bei Logs, sie sind aber leicht zu kopieren oder als Screenshots in Feldnotizen einzubinden, wenn sie von Interesse für die eigene Forschung und Analyse sind. Für meine Forschung waren diese Informationen sehr hilfreich, um besser zu verstehen, was auf Mikroebene in den Mensch-Algorithmus-Interaktionen passiert. Das Feldnotieren über bestimmte Interaktionen bedeutet dann nicht nur, Beobachtungen aus den Mensch-Plattform-Interaktionen festzu-

halten, sondern auch Informationen aus Debugging-Tools und Laufzeitanalysen einzubeziehen.

Die eben genannten Beispiele sind nur zwei mögliche Zugänge und Formen digitaler Daten, die als zusätzliches Material in ethnografische Feldnotizen einfließen können. Daran anknüpfend ergeben sich verschiedene Fragen, etwa wie man zwischen dem aktiven Generieren von Daten für eigene Forschungszwecke und dem bloßen Sammeln von Daten unterscheidet, die im digitalen Raum oft in großer Menge vorliegen. Wann ist es überhaupt sinnvoll, bestimmte Daten zu generieren? Diese Fragen müssen immer im Kontext der spezifischen Fragestellung beantwortet werden. Auch bei teilnehmenden Beobachtungen vor Ort halten wir in der Erhebungssituation oft so viele Beobachtungen und Erfahrungen wie möglich fest, selbst wenn die Informationen im ersten Moment vielleicht nicht interessant erscheinen oder sich später als irrelevant herausstellen. Grundsätzlich gilt für digitale Daten ebenso, dass sie erst dann sinnvoll in der Forschung eingesetzt werden können, wenn sie dazu beitragen, eine Frage zu beantworten oder Aspekte aufzeigen, die anderweitig nicht erfassbar wären. Bei Logs trägt es beispielsweise nicht unbedingt zum Erkenntnisgewinn bei, sie vollständig und linear von oben nach unten zu lesen. Gerade die Möglichkeit der Restrukturierung dieser digitalen Daten als Form des Feldnotierens und Feldherstellens bietet neue und wertvolle Zugänge zur Analyse, da sie uns erlaubt, Material in vielfältigen Strukturen zu kodieren.

Gleichzeitig könnte die Annahme entstehen, dass wir durch die Verfügbarkeit von Logs und anderen digitalen Daten weniger aufmerksam Notizen während teilnehmenden Beobachtungen machen müssten. Aber: Wir erfahren und sehen durch unsere eigene Beobachtung oft andere Dinge als das, was in den Logs festgehalten wird. Logs bieten eine weitere Perspektive auf das Geschehen, aber sie ersetzen andere Formen des Feldnotierens im und des Digitalen nicht. Feldnotieren sollte daher immer multimodal sein.

Literatur

- Nardi, Bonnie A. 2016. „When Fieldnotes Seem to Write Themselves: Ethnography Online.“ In *eFieldnotes: The Makings of Anthropology in a Digital World*, herausgegeben von Roger Sanjek und Susan W. Tratner. University of Pennsylvania Press. <https://doi.org/10.9783/9780812292213-012>.
- Vepřek, Libuše Hannah, Sarah Thanner, Lina Franken, und The Code Ethnography Collective (CECO). 2023. „Computercode in seinen Dimensionen ethnografisch begegnen.“ *Kulturanthropologie Notizen* 85: 139–166. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.13>.

Vepřek, Libuše Hannah. 2024. „*At the Edge of AI – Human Computation Systems and Their Intraverting Relations*“. Transcript.

Feldnotieren als Feldkonstruieren

Über die lokalisierenden Potentiale feldnotierenden Forschens in digitalen Settings (Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 3)

Dennis Eckhardt

„Die Frage stellt sich langsam schon, was und wo mein Feld ist. Eigentlich kann ich zurzeit gut argumentieren, dass mein Feld IT-Sicherheit in Bayern ist. (...) Ich bin im Feld und frage mich jetzt, was mein Feld ist.“ (Feldtagebuch vom 18.10.2022)

Im Jahr 2022 nahm ich eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter im interdisziplinären Forschungsverbund ForDaySec an der FAU Erlangen-Nürnberg an. In diesem Verbund war und ist meine Aufgabe zweigeteilt: Zum einen gestalte ich die Interdisziplinarität im Verbund mit. Hier arbeiten Rechtswissenschaftler, Soziolog:innen, ich selbst und Informatiker:innen zusammen, um Fragen der Cybersecurity zu beantworten. Zum anderen untersuchen wir mittels technografischer Methoden Smart-Home-Haushalte, und fragen danach, wie diese mit digitaler Sicherheit im Wohnalltag umgehen. Innerhalb dieser Aufteilung ethnografischer Arbeit war es ein langer Weg, bis ich Klarheit darüber hatte, was eigentlich das Feld war, in dem ich mich bewegte und in dem ich forschte. Die eingangs gestellte Feldnotiz zeigt, wie ich fünf Monate nach Arbeitsbeginn im Feldtagebuch mein Feld suchte und meine Suchbewegungen reflektierend notierte: Denn einerseits mussten Haushalte für die Forschung ausfindig gemacht und andererseits meine Rolle als ko-laborativer Ethnograf ausgehandelt werden (Eckhardt 2025). Diese Suchbewegungen im Feldtagebuch sind – so mein Argument – methodischer Baustein in der fortwährenden Konstruktion von Feldern unter digitalen Bedingungen: Das Feldnotieren konstruiert das Feld gleichsam mit. In diesem Beitrag zeige ich, wie sich meine Feldkonstruktion im Laufe der Forschung durch mein Feldnotieren veränderte, und was daraus methodisch folgt.

Denn die eingangs erwähnte Feldkonstruktion „IT-Sicherheit in Bayern“ schien zu Beginn breit genug zu sein, um Haushalte und Lehrstühle feldforschend miteinander verbinden zu können: Schließlich hatten beide etwas mit IT-Sicherheit in Bayern zu tun. Im ersten Jahr besuchte ich daher die Wissenskolleg:innen

an ihren Lehrstühlen und notierte gleichsam suchend im November 2022 in mein Tagebuch: „Verband als Feld: Was heißt das?“ (Feldtagebuch vom 22.11.2022) Hier kristallisierte sich erstmals eine Konstruktion von „Verband als Feld“ heraus, die allerdings den Spezifika interdisziplinärer Zusammenarbeit folgte. Da auch hier manche Wissenschaftler:innen Sorge darüber äußerten, ob sie für mich „ethnografische Versuchskaninchen“ darstellten, wollte ich die ethnografische Feldforschung als ein ko-laboratives Projekt anlegen (Marcus 2009; Niewöhner 2016). Hier ging es nicht darum, wissensethnografisch die Arbeit im Labor zu skizzieren, wie dies andernorts im Falle der Informatik oder Genetik durchgeführt wurde (Forsythe 2001; Knorr Cetina 2002). Stattdessen sollte aus dem „Verbund als Feld“ ein Feld der „thick inquiry“¹ (Niewöhner 2016: 19) werden, die es erlaubte, gemeinsam neue Feldkonstruktionen ko-laborativen Forschens zu entwickeln (Eckhardt 2025; Viseu 2015).

Bei einem intensiven Feldbesuch in Passau erfuhr ich, dass ein damaliger Projektmitarbeiter auch als Penetrationstester arbeitete und eine Ausbildung dahingehend absolvierte. Solche Pentester, wie sie verkürzt genannt werden, penetrieren quasi IT-Systeme, um gezielt digitale Schwachstellen zu finden. In der Wirtschaft sind sie hochbezahlte und seltene Arbeitskräfte, die dafür Sorge tragen, dass unser aller Geräte und Software sicher bleiben. Gleichzeitig durchlaufen diese Pentester aber ein privatwirtschaftlich organisiertes Ausbildungs- und Lizenzierungssystem, das sie ebenso privat bezahlen und nebenberuflich absolvieren müssen. Dieses System ist mit derart großem Lernaufwand in der Freizeit verbunden, dass viele an den Prüfungen scheitern und Reddit-Foren mit gegenseitigen Bekräftigungen, Erfahrungen des Zweifels und Aufgebens, sowie Anteilnahme und Solidarität füllen. Ich notierte beim Durchforsten dieser Foren: „Ich glaube, dass ich große Lust habe, in die Welt der Pentester einzutauchen.“

Das riecht natürlich alles ein bisschen zu sehr nach Community, aber das ist so ein spannendes Feld!“ (Feldtagebuch vom 11.11.2022) Einerseits schien mir das eine zumindest online gut auffindbare Gemeinschaft zu sein, die sich möglicherweise auch selbst so beschreiben würde. Andererseits war es nicht Teil meiner Projektarbeit sich intensiver mit Pentestenden auseinanderzusetzen – zumal es zu sehr nach exotisch eingegerter Community „roch“, die man „entdeckt“ haben könnte. Mir bereitete es allerdings zunehmend Probleme, Zugänge zu Haushalten finden zu wollen, obwohl dies projekttechnisch geboten war. Doch wo sollte man anfangen, wie lange sollte man dort sein, wie viele Besuche, wie tief und immersiv konnte Haushaltsforschung überhaupt werden? Was verband denn Haushalte aus IT-Sicherheits-Sicht, dass sie erforschbar machte? Wie sollte aus Haushalten mit technischen Geräten ein Feld werden?

1 Die Betonung der verörtlichten Reflexivierung ist aus der Zusammenlese von Niewöhner, Marcus und weiteren entstanden (Eckhardt 2025).

In Anlehnung an die möglichen Feldkonstruktionen mit Pentestenden suchte ich deswegen digital nach Lösungen: „Ich habe [daher] beschlossen, dass die Facebook-Gruppe hoffentlich mein erstes Feld sein kann.“ (Feldtagebuch vom 06.03.2023) In einer solchen Facebook-Gruppe von Hausautomatisierenden versuchte ich Kontakte herzustellen, indem ich auf Posts antwortete, oder selbst Posts verfasste. Die Hoffnung, irgendetwas ähnliches wie eine Community zu finden, die sich online austauschte, über Smart-Home-Technik diskutierte, und Prozesse besprach, wie man den eigenen Haushalt automatisieren konnte, war sehr groß. Am gleichen Tag suchte und fand ich daher eine Telegram-Gruppe zu Smart-Home-Geräten, die sich ausführlich über Technik austauschte („Bin jetzt mal der Gruppe beigetreten, und wir schauen was passiert. Heute ist so langsam Feierabend.“ (Feldtagebuch vom 06.03.2023)). Obwohl ich methodologisch davon überzeugt bin, dass es ethnografisch hochgradig problematisch ist, von einer gegebenen Community auszugehen, war es verblüffend, dass meine Suche wieder und wieder in diese Richtung einer irgendwie zu findenden Community neigte.

Kurze Zeit später unterhielt ich mich mit einer Kollegin über die Problematik und wir tauschten uns über mögliche Zugänge zu Haushalten aus: Katharina Graf löste in meinem Kopf den Haushaltsknoten, in dem sie von ihren eigenen Erfahrungen in der Haushaltsforschung berichtete. „Ich weiß manchmal ja gar nicht, warum man so lange braucht für manche Gedanken. Jetzt habe ich bisher ja bereits zwei Haushalte ausfindig machen können“ (Feldtagebuch vom 25.04.2023), feldnotierte ich wenig später nach dem Gespräch. Dabei wurde mir allerdings klar, dass es nicht die Angst des Forschers vor dem Feld war (Lindner 1981), die mich bremste. Das Problem bestand darin den Haushalten, die ich zu besuchen begann, einen Feldstatus zuschreiben zu müssen, der zwischen (scheinbarer) Hausautomatisierungs-Community und nicht verbundenen Wohnalltagen waberte. Gleichzeitig musste sich dieses Feld aber auch zu meinem ko-laborativen Feld mit meinen informatischen Wissenskoleg:innen irgendwie verhalten. Damit ist auch die Frage verbunden, ob es sich überhaupt um zwei Felder handelte, oder wo und wie eigentlich das felderverbindende Element analytisch zu fassen war. Mittlerweile untersuchte ich auch Haushalte weit über die bayerischen Grenzen hinaus, sodass die anfängliche Feldkonstruktion „IT-Sicherheit in Bayern“ hinfällig war. Die Haushalte stratifizierten sich außerdem anhand ihrer technischen Ausstattung aus: Von Haushalten, die nur über einen Saugroboter und Smartphones verfügten, bis hin zu Selbstbastler:innen-Heimen. Eine Community ließ sich daraus nicht (mehr) konstruieren. Fast ein Jahr und mehrere Haushalte später resümierte ich daher, dass „das Thema Haushalt und Smart Home so absurd feldlos [ist].“ (Feldtagebuch vom 20.02.2024) Es ist äußerst schwierig, aus der thematischen Zusammensetzung und dem analytischen Interesse ein ethnografisches Feld zu konstruieren, das mit einem lebensweltlichen Feld deckungsgleich sein könnte. Gleichzeitig wird das Feld durch die Suche und die Probleme damit – mindestens retrospektiv – sichtbar.

Das hier beschriebene Problem ist durchdrungen von der Idee, Digitalisierung irgendwie methodisch untersuchbar machen zu wollen: In diesem Falle digitale Sicherheit in Haushalten erforschen zu wollen. Diese Idee lenkte die Feldkonstruktion von ko-laborativen Feldern in der informatischen IT-Sicherheit, bis hin zu paradox-wirkenden „feldlosen“ Haushalten. Die „ortsmonographische [] Arbeitsweise“ (Welz 1998: 209) war hier vergeblich und damit auch der Versuch in einer Community örtlich fixiert, oder zumindest durch eine Gemeinschaft bereits im Vorfeld personell definiert, forschen zu können. In solchen mehr-örtlichen Feldkonstruktionen werden daher die Ansätze der Multi-Sited Ethnography relevant, welche ähnliche Fragen der Feldkonstruktion im Zuge zunehmender Mobilität und Mobilisierung zu beantworten suchte. Gisela Welz, welche diese Debatte maßgeblich in Deutschland etablierte, formulierte daher, dass es „nicht allein darum [gehe], die Forscher zu mobilisieren und die Beobachtungsreichweite der Feldforschung zu vergrößern“ (Welz 2009: 201). Stattdessen bräuchte es eine kritische Betrachtung dessen, „was beobachtbar ist (,sight‘) und wo es beobachtet wird (,site‘.“ (ebd.) Analog lässt sich in Bezug auf methodische Herausforderungen unter digitalen Bedingungen feststellen, dass es nicht (nur) darum geht, die digitale Beobachtungsreichweite der Feldforschung zu vergrößern, indem neue Tools, neue Daten, und neue Auswertungsweisen entwickelt, revidiert oder etabliert werden. Zuspitzen lässt sich dies mit einer Präzisierung seitens George Marcus, der versuchte zu definieren, wie die von Welz angesprochenen sites und sights entstehen:

„The key act is the commitment to develop ethnography from embedded perspective which often entails fieldwork that begins at home. The field is no longer objectively ‚out there‘. Rather, *one networks oneself* into a concept of the field through relations of ethnographic research all the way along.“ (Marcus 2009: 193; Hervorhebung hinzugefügt)

Laut Marcus ist also sehr viel entscheidender, wie und wo man sich in ein Feld hinein netzwerkt und dabei reflektiert, was eigentlich beobachtbar ist. Was meine Feldnotizen diesen Debatten hinzufügen, ist eine methodische Präzisierung, wie man sich in eine Feldkonzeption hinein netzwerkt: Erst mit dem Feldnotieren entsteht im Laufe der Zeit eine Feldkonstruktion. Diese ist – wie in meinem Falle – nicht zwangsläufig davon abhängig, dass die kontaktierten Menschen ein sozial schnell erfassbares Netz ergeben, in das man sich hineingibt, wie dies möglicherweise in einer Community- oder Betriebsbasierten Feldforschung der Fall sein könnte. Stattdessen zeigt mein Feldtagebuch, wie sich die Felderkonstruktion „IT-Sicherheit in Bayern“ zu „Verband als Feld“ in Verbindung mit „feldlosen Haushalten“ entwickelt hat. Dazwischen stehen natürlich viele weitere vollgeschriebene Seiten voller Reflexion, Beobachtungen, Begegnungen und Überlegungen aus meinem Feldtagebuch, die weit über das hinausgehen, was methodisch hier besprochen werden könnte:

Im Feldtagebuch werden eben nicht nur Situationen der Forschung festgehalten und gesammelt. Ethnograf:innen denken darin wie es Daynes und Williams nennen laut nach und erlauben sich dabei auch fehlerhafte Gedankengänge auszuprobieren (Daynes und Williams 2018: 129). Sie probieren dabei auch aus, welche Form von Feld möglich ist, mit wem es sich zu reden lohnt, welche Vorstellung von Community wo kritisch zu betrachten ist und wie mit Begegnungen umzugehen ist, die man nicht wiederholen möchte.

Praktisch ist dies allen Ethnograf:innen bewusst, da es unser aller täglich Brot ist, genau dies beständig zu tun. Methodisch ist darin ein noch stärker auszuformulierendes Argument sichtbar zu machen, wonach das Feldnotieren ein immenses lokalisierendes Potential hat, das gerade im Zuge der Digitalisierung eine Schlüsselmethodik darstellt: Welche Felder konstruieren wir anhand der Notizen und wo werden diese manifestiert? Das Feldnotieren ist methodisch dazu geeignet, um in komplexen und auch komplizierten Settings sich zu orientieren und analytisch sinnvolle Feldkonstruktionen hervorzubringen. Gerade in Kontexten wie meiner Forschung – zwischen Lehrstühlen, Haushalten, IT-Sicherheit deutschlandweit und Pentestenden – ist es das Feldnotieren, das zwischen mehr-örtlichen und mehr-als-digitalen Feldern (Klausner 2022) leitet. Das obige Zitat von George Marcus wäre daher sinngemäß zu erweitern: „Rather, one fieldnotes oneself into a concept of the digital field.“

Anmerkungen

Dieser Beitrag präsentiert und diskutiert die Ergebnisse aus dem Kontext des Forschungsprojekts „Alltagsdigitalisierung: Akzeptanz – Kompetenz – Prozesse“. Das Projekt wird von Prof. Dr. Sabine Pfeiffer des Instituts für Soziologie und des Nuremberg Campus of Technology der Universität Erlangen-Nürnberg geleitet. Es ist Teil des Bayerischen Forschungsverbunds „Sicherheit in der Alltagsdigitalisierung (ForDaySec)“, welches durch das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst gefördert wird.

Literatur

- Daynes, Sarah, und Terry Williams. 2018. „*On Ethnography*.“ Polity Press.
- Eckhardt, Dennis. 2025. „Das Partineum. Ein ethnografischer Ort zur Wissens- und Denkstilteilhabe.“ In *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 121(1): 28–47.
- Forsythe, Diana E. 2001. „*Studying Those Who Study Us: An Anthropologist in the World of Artificial Intelligence*“, herausgegeben von David J. Hess. Stanford University Press.

- Klausner, Martina. 2022. „Eine ‚mehr-als-digitale Anthropologie‘: Ethnografien der Partizipation und öffentlichen Verwaltung.“ In *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 118(1-2): 5–24.
- Knorr Cetina, Karin. 2002. „Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen.“ Suhrkamp.
- Lindner, Rolf. 1981. „Die Angst des Forschers vor dem Feld.“ In *Zeitschrift für Volkskunde* 77: 51–66.
- Marcus, George E. 2009. „Multi-sited Ethnography: Notes and Queries.“ In *Multi-sited Ethnography: Theory, Praxis and Locality in Contemporary Research*, herausgegeben von Mark-Anthony Falzon. Routledge.
- Niewöhner, Jörg. 2016. „Co-Laborative Anthropology: Crafting Reflexivities Experimentally.“ In: *Etnologinen tulkinta ja analyysi: Kohti avoimempaa tutkimus- prosessia [Ethnological interpretation and analysis: Towards a transparent research process]*, herausgegeben von Jukka Jouhki und Tytti Steel. Ethnos.
- Viseu, Ana. 2015. „Caring for nanotechnology? Being an integrated social scientist.“ In *Social Studies of Science* 45(5): 642–664.
- Welz, Gisela. 1998. „Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck.“ In *Zeitschrift für Volkskunde* 94 (2): 177–194.
- Welz, Gisela. 2009. „‚Sighting/Siting globalization‘. Gegenstandskonstruktion und Feldbegriff einer ethnographischen Globalisierungsforschung.“ In *Kultur-Forschung: Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft*, herausgegeben von Sonja Windmüller, Beate Binder und Thomas Hengartner. Lit.

Feldnotieren als cutting together-apart

Was macht das Notieren von mehr-als-digitalen Feldern mit verkörperter situierter Erfahrung?
(Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 4)

Ruth Dorothea Eggel

Das Konzept des Feldnotierens (Eckhart 2023) als Prozess, als eine Wissens- und Arbeitspraxis, die sich durch verschiedene Stadien ethnografischer Arbeit zieht, ist prozessualer, multimodaler sowie offener als der Begriff der Feldnotizen und ermöglicht die Situiertheit des Feldnotierens in „der Digitalen“ (wie Anne Dippel 2021 die Ära der Digitalität nennt) zu reflektieren. Den Ausgangspunkt meiner Überlegungen bilden die verkörperte Erfahrung der Ethnografin im (digitalen) Feld und das Feldnotieren als multimodale Materialgestaltung. Feldnotieren wird damit zum Transformationsprozess, der zerteilt, fragmentiert sowie neu ordnet, und gemeinsam mit dem computergestützten Annotieren, Editieren und Schreiben das Feld generiert. Doch anstelle des Generierens begreife ich das Feldnotieren mit dem Verständnis des neuen Materialismus als Enactment, als Synthese aus tun und sein, in der das Feld durch unsere Praktiken des Notierens in reziproken Prozessen konstituiert wird. In diesem Verständnis fixiert das Notieren unseres Feldes auch bestimmte Subjekte und Objekte, und zwar in einer Bewegung, die gleichzeitig manches zusammenführt und anderes zerteilt – ein cutting together-apart (Mellander und Wiszmeg 2016: 104).

Verkörpert & situiert das Feld notieren

Feldnotieren verweist auf Feldforschung, also auf die verkörperte und situierte Anwesenheit der Forscherin vor Ort in einem Feld (siehe z. B. Geertz 1988, Mollerup 2017). In mehr-als-digitalen Feldern (Klausner 2022) umfasst das verschiedene Formen der Präsenz, die in der digitalen Anthropologie z. B. von John Postill (2015) beschrieben wurden. Das umfasst erweiterte Präsenz vor Ort durch „being there phone in hand“ wie Nina Mollerup (2017) es nannte, sowie Anwesenheit aus der Distanz, etwa imaginativ durch Blogposts oder virtuell in Computerspielen (Pink

et al. 2016: 137). Mit Donna Haraway (1988: 581) verstehe ich das als situierte Praxis, die gleichzeitig verkörpert ist. Verkörperung beschreibt dabei eine reziproke Beziehung mit der Welt, die wir ko-konstituieren, während wir gleichzeitig Teil dieser Welt sind (Keogh 2018: 27): also ein Verhältnis, dass durch simultanes „acting“ und „being acted upon“ charakterisiert ist (Sobchak 2004: 296). Mein Verständnis des Feldnotierens ist von diesem relationalen Zugang zu „Körpern-mit-Welt“ geprägt, als eine verkörperte und situierte, prozessuale Praxis des in-der-welt-seins.

Abb. 1: Verkörpertes Feldnotieren, Zeichnung: RDE.

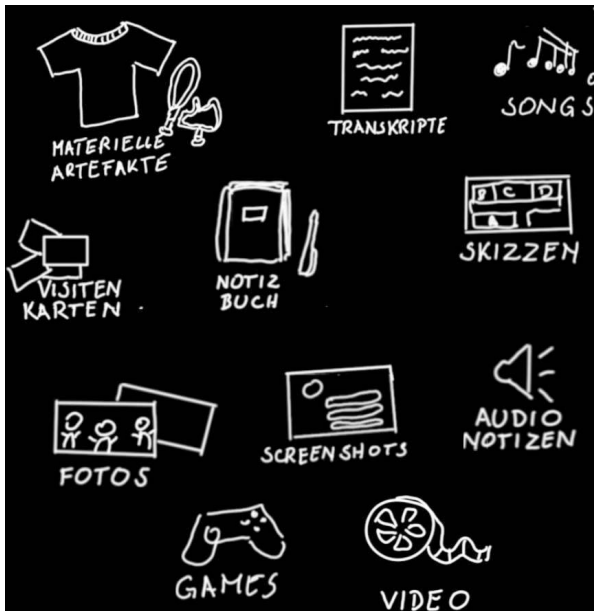


Feldnotieren als Mehr-als-Feldnotizen

In meiner Promotionsforschung zu großen Gaming Events notierte ich mein Feld überspitzt gesagt ohne Feldtagebuch. Das bedeutet, ich habe nicht ein einzelnes Notizbuch, keine Kladde, sondern eine multimodale Materialsammlung (siehe auch Tischberger und Vepřek). Im Feld machte ich Audionotizen, schriftliche Kritzeleien, Fotos, Videos, speicherte Webseiten und erstellte Screenshots, machte LinkedIn Connections, verteilte und erhielt Visitenkarten, trat Discord Servern bei und erhielt Spiele und materielle Artefakte. All das war Teil meiner verkörpert situierten Erfahrung als Forscherin im Rahmen meiner Anwesenheit vor Ort und Teil der Praktiken, die ich untersuchte. Meine Sammlung von sogenanntem Material generierte viele unterschiedliche Artefakte, die ich als Forscherin als nötig erachtete, um die

Handlungen von Menschen-mit-Welt vor Ort zu dokumentieren. Die verkörperte Erfahrung mit der Welt wird, in unterschiedlich mediierten Formaten notiert, zu einer multimodalen Materialsammlung.

Abb. 2: Multimodale Materialsammlung, Zeichnung: RDE.



Unsere Art und Weise, das Feld zu notieren, und die Frage, welche Aspekte wir auf welche Weise dokumentieren, partizipiert dabei wesentlich am Prozess der Feldgenerierung. Einerseits wird das, was wir nicht notieren und sammeln, vom Feld ausgeschlossen. Andererseits begleitet die Frage, wo die Deskription eines Feldes endet und die Interpretation beginnt, insbesondere das Feldnotieren teilnehmender Beobachtungen in der Ethnografie schon lange. Dass die Grenzen nicht eindeutig sind, aber als Teil des Forschungsprozesses durch Reflexion produktiv gemacht werden können, ist bereits Teil der Grundausbildung im Fach. Ich halte in dieser Hinsicht Karen Barads Agentiellen Realismus für eine spannende Perspektive, um die Involviertheit der Forschenden in das Feld zu denken. Kurz zusammengefasst argumentiert Barad, dass die Eigenschaften eines Phänomens nicht unabhängig vom Objekt und auch nicht unabhängig von den Beobachter:innen und dem Apparat, der sie misst, entstehen, sondern durch ihre Unteilbarkeit (Barad 2003: 814). Apparate sind laut ihr keine Beobachtungsinstrumente, sondern grenzziehende Praktiken, die spezifische materielle Konfigurationen der

Welt hervorbringen (Barad 2007: 206). Da ethnografische Forschung reflektiert, wie das Feld durch die Forscherin ko-konstituiert wird, halte ich das Konzept des Apparats, der das Phänomen ko-konstituiert, für anschlussfähig. Der Apparat von Ethnograf:innen besteht aus ihrer verkörperten Präsenz in einem Feld und ihren Darstellungen und Aufzeichnungen darüber. Darüber hinaus unterstreicht Barads Perspektive, dass die Konzepte und Grenzen, mit denen wir das Feld notieren und denken, ebenfalls Teil des Apparats sind.

Feldnotieren als Prozess des „cutting together-apart“

Abb. 3: Multimodale Sammlungen werden in digitale Sammlungen verwandelt, Zeichnung: RDE.

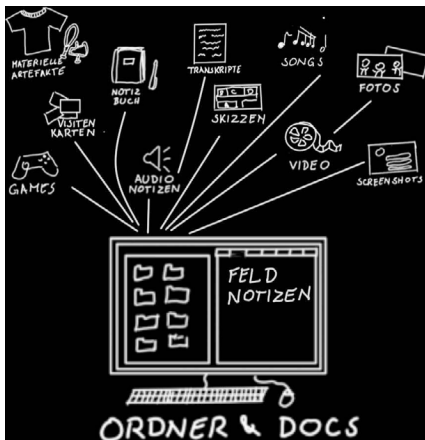
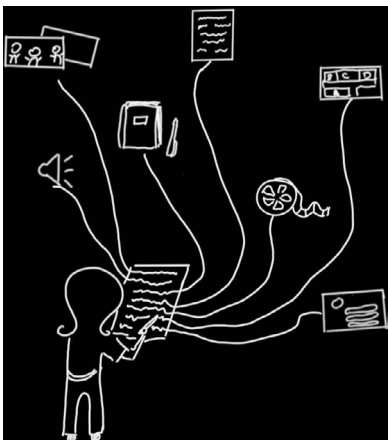


Abb. 4: Multimodale Notizen werden in Texte verwandelt, Zeichnung: RDE.



Jede Beobachtung und jede Analyse macht laut Barad (2014: 175) „agentielle Schnitte“ (agential cuts). Das bedeutet, sie stellt Differenzierungen kausaler Strukturen innerhalb eines Phänomens her. Jeder agentielle Schnitt produziert unterschiedliche Subjekte und Objekte und diese Unterschiede werden auch von der Forscherin als Teil des Apparats, der Forschungsinstrumente und Modi des Feldnotierens, hergestellt. Unser Feld als untersuchtes „Phänomen“ (Barad 2007: 206), entfaltet sich demnach durch unsere Beobachtung und den Apparat, durch den wir es konfigurieren. Mit diesem Konzept können wir unseren ethnografischen Apparat genauer betrachten und wie durch ihn Phänomene in die Welt gebracht werden. Das umfasst auch unsere Modi des Feldnotierens. Wir können z. B. fragen, wie das Feld sich durch das Notieren mit Stift auf Papier entfaltet, oder

durch Fotografien, Zeichnungen, oder Soundscapes. Auf diese Weise wird der Blick auch auf die digitalen Partizipanten des Feldnotierens gelegt. Während digitale und computergestützte Forschung für mich keine neue, sondern die alltägliche Form der Ethnografie darstellt, ko-konstituieren die eingesetzten Werkzeuge und Formen des Feldnotierens das Feld auf spezifische Weise. Das meint sowohl die Anforderungen und Affordanzen, die sich in der Arbeit mit digitalen Werkzeugen entfalten, als auch die akademischen Konventionen der Wissensproduktion. Ein Beispiel für ersteres sind QDA-Programme, die eine zentrale Rolle in der Codierung und Analyse qualitativer Daten einnehmen. In meiner eigenen Forschung erforderte dies etwa, das Feld in einer Form zu notieren, die mit den verwendeten Programmen kompatibel ist. Das Feldnotieren umfasst also auch das Editieren des Materials, in fortlaufenden Transformationszyklen.

Das Feldnotieren bedeutet einerseits ein Zerteilen von verkörperter Erfahrung im Feld in unterschiedliche Objekte und Artefakte, die durch unsere Notationspraktiken zu sogenanntem Material werden. Für eine ethnografische Analyse werden diese Objekte später häufig wieder zusammengeführt und verwoben, um ethnografische Dichte zu erzeugen und Komplexität sichtbar zu machen. Das ethnografische Notieren, Editieren, Annotieren und Analysieren ist dabei gleichzeitig ein Verweben und Verbinden und ein Prozess des Zerteilens in verschiedene Objekte. Diese Gleichzeitigkeit von Zerteilung und Verbindung wird von Mellander und Wiszmeg (2016: 104) als „cutting together-apart“ bezeichnet. Cutting together-apart ist eine Bewegung, durch die sowohl Zerteilung als auch Verbindung passiert. Mit Karen Barad verstehe ich auch Feldnotieren daher als eine verkörperte und situierte, prozessuale Praxis des cutting together-apart. Dabei wird nicht notwendigerweise Gleiches mit Gleichem verwoben, sondern praktisch bedeutet das zumeist die Erfahrung einer multimodalen Materialsammlung, die editiert, re-konfiguriert und später häufig in einen linearen Text überführt wird.

Der Ausgangspunkt des Feldnotierens ist die Anwesenheit der Forschenden in einem Feld, das sich auf unterschiedliche Weise mehr-als-digital gestaltet. Multisensorische Eindrücke werden dokumentiert und damit zerteilt sowie in neue Form überführt. Die Art und Weise wie wir dabei zerteilen und zusammenführen ko-konstituiert die Objekte, die wir erforschen. Manche Aspekte sind einfacher zu notieren als andere. Die unzähligen T-Shirts etwa, die ich als Merchandise-Geschenke während meiner Forschung zu Gaming Events gesammelt habe (siehe dazu Eggel 2023), haben eine materielle Form, die für die digital unterstützte Analyse in digitale Form überführt wird. Die Entscheidung, Fotografien aller T-Shirts anzufertigen, machte sie einerseits zu Teilen der digitalen Datensammlung und -Analyse, andererseits trennt es die visuelle Erscheinung des T-Shirts von anderen multisensorischen Qualitäten, etwa der Beschaffenheit des Stoffs. Auch die Geschichte des T-Shirts, die Teil des Wissens der Forscherin ist, etwa wie es erhalten wurde oder Feld-Begegnungen, die daran geknüpft sind, sind nicht im Bild enthalten und wurden in schriftlichen

Notizen ergänzt. Dennoch fehlt einer solchen multimodalen Notation die Komplexität und Fülle verkörperter Erfahrung im Feld. In welchen Dimensionen ein T-Shirt Teil der Analyse werden kann, wird im Prozess des Notierens mitgestaltet. Der Prozess des cutting-together-apart verbindet und trennt nicht Gleiches mit Gleichem, sondern häufig sehr unterschiedliche Formen, die verwoben werden. Die Entscheidung, etwas auf eine bestimmte Weise zu notieren, schafft Zusammenhänge und schließt dadurch andere aus. Das Beispiel des T-Shirts macht aber auch eine Versuchung digitalen Notierens sichtbar, insbesondere die Überhöhung des Visuellen und des Textes.

Die Überhöhung des Visuellen drückt sich bereits im Begriff der teilnehmenden Beobachtung aus, der oft synonym für Feldforschung steht, und dazu verleiten kann, andere Wahrnehmungsformen zu vernachlässigen. Für mehr-als-digitale Felder ist das zusätzlich von Bedeutung, weil uns digitale Phänomene in visuellen Repräsentationen auf Bildschirmen begegnen, die dazu verleiten, diese visuellen Ausdrücke im Feldnotieren zu bevorzugen und zu überhöhen, etwa durch die Speicherung von Bildern und Screenshots. Aspekte, die nicht im visuellen Ausdruck enthalten sind, erfordern begleitende Notationsformen. Zusätzliche Notizen werden meistens schriftlich festgehalten, und verweisen auf die Überhöhung von Text in Akademie generell und im Prozess des Feldnotierens im Speziellen. Text präsentiert ein lineares Narrativ und verleitet dazu textförmige Feldnotizen zu bevorzugen, die in mehr-als-digitalen Feldern auch Chat Logs, Screenshots oder Code sein können. Weniger ausgeprägt und verbreitet sind Methoden, die das Feld in anderen Formen als Text notieren – etwa in Comics (die aber z. B. die Überhöhung des Visuellen reproduzieren). Der Modus ethnografischen cutting together-apart des Notierens, Auswertens und Präsentierens bleibt auch nach der Writing Culture-Debatte (Clifford und Marcus 2010) weitgehend textbasiert.

Die Frage am Ende bleibt daher: Was macht das Notieren von mehr-als-digitalen Feldern mit verkörperter situierter Erfahrung? Ich habe versucht zu zeigen, dass es ein Prozess des cutting together-apart ist. Verkörperte Erfahrung wird im Prozess des Feldnotierens zerteilt und gleichzeitig mit anderen Notizen, Codes und Materialformen verwoben in einem fortlaufenden Prozess des Notierens, in neue Formen des Überführens, Editierens und zu Analysen zusammengeführt. Das Feld wird durch diese Praktiken des Feldnotieren fixiert, an denen neben der Forscherin auch Wissenschaftskultur und disziplinäre Wissensregime partizipieren, aber eben auch technologische Geräte, digitale Infrastrukturen, Software und eine mathematisch-informatische Logik.

Literatur

- Barad, Karen. 2003. „Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter.“ *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 28 (3): 801–831.
- Barad, Karen. 2007. *„Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning.“* Duke University Press.
- Barad, Karen. 2014. „Diffracting Diffraction: Cutting Together-Apart.“ *Parallax* 20 (3): 168–187.
- Clarke, Adele E., Rachel Washburn, und Carrie Friese. 2022. „Introducing Situational Analysis“. In *Situational Analysis in Practice*, herausgegeben von Adele E. Clarke, Rachel Washburn, und Carrie Friese. Routledge.
- Dippel, Anne. 2021. „Schwindel in der Digitalen: Re/Visionen einer Kulturanalyse des Alltags.“ In *Kuckuck: Notizen zur Alltagskultur* 21 (1): 6–10.
- Eckhardt, Dennis. 2023. „Ethnografisches Feldnotieren in digitalen Feldern.“ In *Kulturanthropologie Notizen* 85: 52–77. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.21>.
- Eggel, Ruth D. 2023. „Multi-präsenes Ethnografieren: Ethnografische Anwesenheit in mehr-als-digitalen Feldern.“ In *Kulturanthropologie Notizen* 85: 96–110. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.18>.
- Geertz, Clifford. 1988. *„Works and Lives: The Anthropologist as Author.“* Stanford University Press.
- Haraway, Donna. 1988. „Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective“. In *Feminist Studies* 14 (3): 575–599. <http://www.jstor.org/stable/3178066>.
- Keogh, Brendan. 2018. *„A Play of Bodies: How we perceive Videogames.“* MIT Press.
- Klausner, Martina. 2022. „A More-than-digital Anthropology: Ethnographies of Participation and Administration.“ In *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 118 (1–2): 5–24.
- Mellander, Elias, und Andrea Wismeg. 2016. „Interfering with Others: Re-configuring Ethnography as a Diffractive Practice.“ *Kulturstudier* 7 (1): 93–115.
- Mollerup, Nina. 2017. „‘Being there’, Phone in Hand: Thick Presence and Anthropological Fieldwork with Media.“ *The EASA Media Anthropology Network’s 58th e-Seminar*. <https://wikis.fu-berlin.de/download/attachments/1154580718/Mollerup%20-%20Being%20there.pdf>.
- Pink, Sarah, Heather A. Horst, John Postill, Larissa Hjorth, Tania Lewis, und Jo Tacchi, Hg. 2016. *„Digital Ethnography. Principles and Practice.“* Sage.
- Postill, John. 2015. „Digital Ethnography: ‘Being There’ Physically, Remotely, Virtually and Imaginatively.“ <https://johnpostill.com/2015/02/25/digital-ethnography-y-being-there-physically-remotely-virtually-and-imaginatively/>.
- Sobchack, Vivian Carol. 2004. *„Carnal Thoughts. Embodiment and Moving Image Culture.“* University of California Press.

Mehr-als-digitale Felder notieren

Collagierendes Mapping als Feldnotationspraxis (Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 5)

Victoria Huszka

Während Sichtweisen und Wissensbestände per Interviews erfragt werden können, sind Handlungen in Alltagssituationen nur eingeschränkt erhebbar. Dies ist auch der Fall bei der Nutzung von Social Media, was mittlerweile in zahlreichen Forschungsfeldern eine Rolle spielt: Zum Beispiel in Erhebungssituationen, die sich der Frage widmen, wie und unter welchen Umständen Akteur:innen Beiträge posten und kommentieren, wie sie mit Messengern interagieren, oder welche Technologien Akteur:innen in welchen Beziehungen nutzen. Wir können solche Interaktionen und Nutzungsweisen im Nachhinein abfragen, dann haben wir gewisse Informationen darüber in transkribierter Form textbasiert vorliegen.

Doch vorherige Beiträge haben hier schon betont, dass es lohnenswert sein kann, stärker zu differenzieren: Welche weiteren, nicht textbasierten Spuren solcher Praktiken finden sich vielleicht noch, die Informationen für uns bereithalten? Gerade wenn wir die Verkörpertheit digitaler Praktiken sowie der Feldforschung selbst ernst nehmen (Hine 2015; Pink 2009), finden wir in einer ethnografischen Forschung selten nur textbasiertes Material.

Wir haben Interviewausschnitte und Beobachtungsprotokolle, häufig auch Screenshots von Beiträgen, Kommentaren, Video- oder Soundaufnahmen und eigene Skizzen, Notizen oder Fotografien. Darüber hinaus umfasst unser Datenmaterial oftmals auch physisch-materielle Artefakte. Die sind – je nach Forschungsfrage – als Schnittstelle zwischen on- und offline besonders interessant: Smartphones, Stative, Gamecontroller, Stühle, Kopfhörer, um nur einige Beispiele zu nennen.

Uns liegen Soundaufnahmen von uns selbst oder aus dem Feld vor, die sich nicht einfach transkribieren lassen, etwa wenn es um Lärmpegel, Musik oder Naturgeräusche geht. Auch andere, eher flüchtige Materialien, Empfindungen oder Atmosphären, sind relevant, die zwar in Protokollen versprachlicht werden, aber kaum als isolierte Erscheinung zu beschreiben oder zu fassen sind, wie zum Beispiel körperliche Anstrengungen, Erschöpfung oder Schmerzen, etwa wenn wir Langstreckenradler:innen bei der Nutzung von Apps und ihren Smartphones

ethnografieren, oder auch Aufregung und Adrenalinschübe, wenn wir uns mit einer VR-Brille in die Tiefsee begeben.

Ich meine nicht, dass es sich unbedingt um neue Phänomene handelt, denen wir beim Ethnografieren gegenwärtig begegnen. Allerdings meine ich schon, dass sich ethnografische Felder durch digitale Praktiken verkompliziert haben und noch mehr Materialfülle bieten können. Jedoch haben wir die Arten des Feldnotierens nicht in gleichem Maße angepasst, sondern gehen häufig stark textbasiert und linear vor, was dieser Materialdiversität nicht entspricht – oder genauer: Auf diese Weise ignorieren wir große Teile der Materialdiversität und ihrer Bedeutung für kulturelles Handeln, statt sie in die Analyse einzubeziehen.

Ich möchte deshalb anregen, über das Feldnotieren stärker als eine relationierende und ordnende Praxis nachzudenken. Mein Argument lautet, dass wir hierfür Maps und Collagen als Feldnotationspraxis theoretisieren sollten. Denn darin lassen sich Relationen darstellen, seien sie dynamisch und fluide oder starr. So lassen sich verschiedene Wissensbestände und Praktiken sowie deren Spuren, die wir nur asynchron wahrnehmen können, bündeln; und unsere Felder zudem nicht nur textlich repräsentieren, sondern multimodaler denken.

Bislang kennen wir als collagierendes Verfahren in der Datenanalyse vor allem die Mappingverfahren der Situationsanalyse nach Adele Clarke (2005). Darüber hinaus hat Karen Walorp als collagebasiertes Analyseverfahren für visuelles ethnografisches Material aus Social Media das „Multimodal Sorting“ (2021) stark gemacht. Während die Situational Maps stark auf wissenssoziologische Annahmen zur Diskursanalyse aufbauen und das Multimodal Sorting Social Media-Bildmaterial fokussiert, schlage ich vor, Field-Maps als wirklich multimodale Materialcollagen zu produzieren.

Diese sollten relevante Interviewausschnitte, Beobachtungsprotokolle, Social Media-Kommentare und Postings, Feldtagebuchausschnitte, Interpretationsmemos, Bilder, Skizzen, Atmosphären, Artefakte (oder auch deren bildhafte oder versprachlichte Repräsentationen), sowie theoretische Begriffe beinhalten, und so das Feld, relevante *sites* und Situationen in der aktuellen analytischen Herangehensweise miteinander ins Gespräch bringen. Vom Vorgehen des *Situational Mapping* kann das Ordnen und schrittweise Sortieren übernommen werden, das sich in jeweils unterschiedlichen Maps und Anordnungen einzelner Elemente darstellen lässt. Das heißt jedoch nicht, dass solche Feldnotations-Collagen nur dazu dienen, das Feld einfach zu visualisieren, indem es fixier- und beherrschbar wird. Dies kennen wir bereits aus zahlreichen kartographischen Verfahren der Volks- und Völkerkunde, mit all ihren problematischen Implikationen der räumlich-geographischen Zuschreibung und vermeintlichen Abbildbarkeit von Grenzen und Bevölkerungsgruppen sowie der erhofften Messbarkeit und Lokalisierbarkeit kultureller Praktiken (Rolshoven 2012; Schmoll 2009; Duggan 2024).

Vielmehr sollen die Field-Maps einen Zugang dazu eröffnen, unterschiedliche Relationen des vorliegenden ethnografischen Materials und analytischer Annahmen durch die Mobilität der Map-Elemente auszuprobieren und für das *writing-up* vorzubereiten. Das Ziel ist hierbei nicht, auf eine Abbildung von Wirklichkeit hinzuwirken und eine bestimmte Story zu erzählen (Clifford 1990, siehe Einleitung dieses Beitrags). Den vorgeschlagenen Feldnotations-Collagen kann es nicht um die Beherrschbarkeit ethnografischer Vielfalt durch Vereinfachung gehen (analog zum Prozess der Kartierung, siehe Dietzsch und Kunzelmann 2015). Stattdessen liegt der Schwerpunkt des Collagierens und In-Beziehung-Setzens darauf, die Vielschichtigkeit des Materials mitzudenken. Die Collage fungiert als Tool des „*thinking-with*“, um unterschiedliche Elemente mit- oder gegeneinander zu konfigurieren, mögliche Korrespondenzen zwischen ihnen auszuprobieren und zu erschaffen, wie es die ethnografisch-analytische Arbeit erfordert (Pink 2021: 32).

Doch für solche Vorgehensweisen gibt es kaum praktische Anleitungen oder konzeptionelle Diskussionen bestehender Ansätze. So wird etwa nicht diskutiert, wie wir Mappingverfahren oder einzelne Kartenstadien dokumentieren und sie für die spätere Verwendung am besten nachhalten oder ob es nicht auch technisch umsetzbar und hilfreich wäre, wirklich multimodale Maps zu realisieren, um beispielsweise Videos und Soundaufnahmen besser integrieren zu können. Wie könnte so etwas aussehen und welche Technologien wären hierfür nötig? Wie können Haptik oder andere sinnliche Wahrnehmbarkeiten ethnografischer Felderfahrungen am besten in diesen Prozess übertragen werden? Welche Rolle kann der eigene Körper im Herstellen von Relationen bei Kartierungsprozessen spielen, beispielsweise durch Zeichnen (Douglas-Jones 2021)? Hierfür müssten bisherige Erfahrungen zu bestehenden Mapping- und Kartierungsverfahren diskutiert werden: Was können wir etwa aus der Situationsanalyse übernehmen, was nicht? Wie können wir unterschiedliche Stadien des Mappens sicht- oder allgemeiner wahrnehmbar machen? Auch in Team-Ethnografien ist es von Vorteil, verschiedene „sites“ und Materialformen gemeinsam sortieren und ordnen zu können, was nicht zuletzt über die Notwendigkeit von Drittmittelprojekten an Universitäten alltäglich geworden ist.

Literatur

- Clarke, Adele E. 2005. „*Situational Analysis: Grounded Theory after Postmodern Turn*.“ Sage.
- Clifford, James. 1990. „Notes on (field)notes“. In *Fieldnotes: The Makings of Anthropology*, herausgegeben von Roger Sanjek. Cornell University Press.

- Dietzsch, Ina, und Daniel Kunzelmann. 2015. „Kartieren und rechnende Räume: Zur Digitalisierung einer Kulturtechnik.“ In *Digitalisierung: Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung*, herausgegeben von Gertraud Koch. UVK.
- Douglas-Jones, Rachel. 2021. „Drawing as Analysis: Thinking in Images, Writing in Words.“ In *Experimenting with Ethnography: A Companion to Analysis*, herausgegeben von Andrea Ballesterio und Brit Ross Winthereik. Duke University Press.
- Duggan, Mike. 2024. „Ethnography and maps in the digital age.“ In *The Routledge Handbook of Cartographic Humanities*, herausgegeben von Tania Rossetto und Laura Lo Presti. Routledge.
- Hine, Christine. 2020. „*Ethnography for the Internet: Embedded, Embodied and Everyday*“. Routledge.
- Pink, Sarah. 2009. „*Doing Sensory Ethnography*“. Sage.
- Pink, Sarah. 2021. „The Ethnographic Hunch.“ In *Experimenting with Ethnography: A Companion to Analysis*, herausgegeben von Andrea Ballesterio und Brit Ross Winthereik. Duke University Press.
- Rolshoven, Johanna. 2012. „Zwischen den Dingen: der Raum: Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft“. In *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 108 (2012): 156–169.
- Schmoll, Friedemann. 2009. „*Die Vermessung der Kultur. Der ‚Atlas der deutschen Volkskunde‘ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980*.“ Franz Steiner Verlag.
- Waltrop, Karen. 2021. „Multimodal Sorting: The Flow of Images across Social Media and Anthropological Analysis.“ In *Experimenting with Ethnography: A Companion to Analysis*, herausgegeben von Andrea Ballesterio und Brit Ross Winthereik. Duke University Press.

Speicherst Du noch oder schreibst Du schon?

Ein Plädoyer in drei Notizen

(Betrachtungen zum digitalen Feldnotieren 6)

Katrin Amelang

Für unsere vielstimmige Zusammenschau dazu, wie digitale Technologien, als Forschungsgegenstand und/oder als Forschungswerkzeug, die disziplinäre Praxis des Feldnotierens verändern, möchte ich in meinem Beitrag die im Notieren verwobenen Facetten des Aufzeichnens und Schreibens in den Fokus rücken. Die Frage „Speicherst Du noch oder schreibst Du schon?“ ist als polemischer Problemaufriss zum digitalen Feldnotieren mehrdeutig. Eine Lesart sei sogleich ausgeschlossen: Der Beitrag behandelt nicht die Übersetzung zwischen dem Schreiben von Feldnotizen und dem Schreiben der analytischen Geschichten, mit denen Kulturanthropolog:innen auf der Basis von Feldnotizen ihre Forschungsergebnisse erzählen. Im Fokus steht das Feldnotieren, das als erstes Verschriftlichen während des Feldforschungsprozesses dem Schreiben der Ethnografie vorausgeht und stets beinhaltet, Material (qualitative Daten) zu produzieren. Ziele des Feldnotierens werden häufig mit Verben aufgefächert, die sich den Facetten des Aufzeichnens (Speicherns) und Schreibens zuordnen lassen: Forschungserfahrungen aufnehmen, registrieren und verschriftlichen, erfassen, erinnern und protokollieren, festhalten, dokumentieren und archivieren, mitschreiben, aufschreiben und beschreiben. Zweifelsohne bilden Feldnotizen für ethnografische Feldforscher:innen die Basis für Analyse, Reflexion und weiterverarbeitendes Schreiben. Um jedoch zum Archiv der Feldforschung werden zu können, müssen sie zuvor geschrieben werden – oder? Die Annahme, dass die Praxis des Feldnotierens automatisch Schreiben beinhaltet (Speichern durch Schreiben), scheint mit der Nutzung digitaler Technologien an Selbstverständlichkeit verloren zu haben. Die titelgebende Frage problematisiert eine Entkopplung von Speichern und Schreiben im digitalen Feldnotieren: Speichern statt Schreiben. Doch was ist das Problem? Warum sollte sich das Feldnotieren nicht wie jede soziale Praxis über Situationen und Zeiten hinweg verändern – zumal, wenn sich ihre materiellen Infrastrukturen wandeln. Was genau verschiebt sich im digitalen Feldnotieren?

Notiz 1: Für eine erste Antwort folge ich Annette Markham, die in ihrem Artikel „Fieldwork in Social Media: What would Malinowski do?“ empfiehlt, die Frageperspektive umzudrehen: Statt zu fragen, wie sich Feldforschungspraktiken wie das Feldnotieren in digitale Settings übertragen lassen, plädiert sie dafür zu fragen, warum Ethnograf:innen überhaupt Feldnotizen geschrieben haben (Markham 2013: 441). In der ethnografischen Feldforschung ist die Praxis des Feldnotierens eng mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung verknüpft. In Zeiten multilokaler Forschungssituationen, veränderter Forschungsfragen, Zugangsmöglichkeiten und Ko-Präsenz hat sich das Verständnis von Feldforschung in Richtung „polymorphous engagement“ (Gusterson 1997) erweitert. Zentral bleibt die anthropologische Betrachtung von Feldforschung als einem Lernprozess ebenso wie das Feldnotieren, das dieses Lernen von und mit Forschungsteilnehmenden durch vielfältige Momentaufnahmen begleitet. Diese Momentaufnahmen dokumentieren wie fixieren Eindrücke sowie Gelerntes und sind trotzdem keine gesammelten Abbilder der erforschten Welten: Sie sind ein Ergebnis situativer, pragmatischer und analytischer Entscheidungen darüber, welche Ereignisse, Begegnungen, Irritationen etc. (nicht) ausgewählt und via Notieren aufgezeichnet werden.¹ Dabei bleiben Feldnotizen in Bewegung: „Fieldnotes are always incomplete and on the move, if only because how I read and reread them constantly evolves“ (Fan 2023: 85). Insgesamt dienen Praktiken des Feldnotierens dazu, die stets situierten und verkörperten Feldforschungserfahrungen zugleich festzuhalten und in Worte zu fassen (Speichern und Schreiben). Feldnotieren zielt zum einen aufs Erinnern. Durch das Verfassen von Feldnotizen wird Forschungsmaterial erzeugt und ein Erinnerungsspeicher geschaffen. Feldnotizen bieten einen Ausgangspunkt, sich zu einem späteren Zeitpunkt (wieder) zu erinnern – auch daran, was nicht aufgeschrieben wurde, Stichwort „headnotes“ (Ottenberg 1990). Sie erlauben durch diese Rückbesinnung erst das Durchdenken und Reflektieren von Material und ersten Erkenntnissen innerhalb des Forschungsprozesses. Feldnotieren zielt zum anderen darauf, Beobachtetes, Erlebtes, Gelerntes etc. sprachlich zu erschließen. Stefan Hirschauer (2001) hat dieses zur Sprache bringen besonders betont: Es sei gerade die „Schweigsamkeit des Sozialen“ – die stimmlosen, unaussprechlichen und sprachlosen, unbeschreiblichen, vorsprachlichen oder stummen Momente in sozialen Praktiken und Beziehungen – die es im ethnografischen Schreiben (insgesamt, nicht nur im Feldnotieren) zu beschreiben gilt. Das unermüdliche (Be-)Schreiben im Feldnotieren, vom ersten Gekritzelt zum ausformulierten Entwurf, ist dann eine wesentliche Aufgabe wie auch „(e)ine beängstigende Freiheit!“ (Hirschauer 2001: 437).

1 Breidenstein et al. verstehen diese „Selektivität“ beim Notieren von Beobachtungen als „unverzichtbare Leistung von Notizen“ (2013: 87, Hervor. i. Orig.).

Notiz 2: Nach dieser Rückschau des Wozu von Feldnotizen zurück zum digitalen Feldnotieren als potenziell veränderter Schreibpraxis. Es ließe sich argumentieren – und damit das Problem entschärfen –, dass sich durch die heute selbstverständliche Nutzung digitaler Technologien im Forschungsprozess beim Feldnotieren gar nicht so viel verändert habe (z. B. Kelly 2016: 32). Beginnend bei Papier und Stift, nicht erst seit Computern und digitalen Werkzeugen ist Feldnotieren eine technisch unterstützte Praxis. Weiter wurden Feldforschungspraktiken, inkl. Feldnotieren, stets flexibel an Forschungssituationen und Forschungssites angepasst. Schließlich war und ist die Praxis des Feldnotierens im Fach äußerst vielfältig: nicht nur dahingehend wie notiert wird, sondern insbesondere bezogen darauf, was Feldnotizen sein können, welche Form(en) und Formate sie annehmen und was sie für wen tun oder erlauben (sollen). Dies wurde spätestens seit den in dem von Roger Sanjek (1990) herausgegebenen Band versammelten individuellen wie disziplinären Verständnissen und Reflexionen von Feldnotizen deutlich oder in den Interviews, die Jean Jackson (1990, 2016) mit Kolleg:innen zu ihren Praktiken des Feldnotierens führte. Die Aktualisierung für „eFieldnotes“ (Sanjek und Tratner 2016) zeichnet das Bild einer Vervielfältigung von Feldnotizen und argumentiert eher für ein erweitertes Verständnis von Feldnotieren und Feldnotizen (siehe auch Nardi 2016 und Beitrag Vepřek). Direkte Einblicke in die Vielfalt wie Banalität von Feldnotizen gibt der neue Sammelband „Naked Fieldnotes“ (Elliot und Wolf-Meyer 2024), in dem Feldforscher:innen zeigen, dass weiter viel per Hand in Notizbücher gekritzelt und zugleich zunehmend zu digitalen Werkzeugen gegriffen wird. Die Herausgeber:innen entwerfen Feldnotieren als selbstverständlich multimedialen und multimodalen Produktionsprozess und unterstreichen, dass jede Feldnotiz in ihrem Versuch des Einfangs wie Notierens von Forschungserfahrungen experimentell ist (ebd.: xi). Gibt es also doch kein (Schreib-)Problem? Bin ich einfach nur zu abgelenkt von der technisch erweiterten Bandbreite verfügbarer digitaler Dokumente, die als Feldnotizen gelten (können)? Irritiert mich die Erweiterung oder eher die potenzielle Verschiebung, die sich daraus fürs Schreiben von Feldnotizen ergibt?

Notiz 3: Die ständige Verfügbarkeit potenziellen Materials und dessen mögliche Verarbeitung und Speicherung wurde bereits in den vorherigen Beiträgen hinsichtlich ihrer Effekte fürs Feldnotieren adressiert: als überholte Sammelwut (Tischberger), spannende Erweiterung (Vepřek) oder auch Alltagssituation digitalen Feldnotierens, der kuratorisch (Eggel) oder kartierend (Huszka) begegnet wird. Ein Effekt fürs schreibende Feldnotieren lässt sich mit einer Unterscheidung von Breidenstein et al. (2013) fassen, die bei ethnografischen Dokumentationspraktiken zwischen dem Auflesen (Dokumente), dem Aufzeichnen (Bild & Ton) und dem Aufschreiben (Feldnotizen) differenzieren. Was sich dann durch digitale Technologien vervielfältigt und vereinfacht hat, sind die Praktiken des Auflesens und Aufzeichnens. Selbst das Schreiben scheint angesichts all des Geschriebenen, oft bereits

digital Formatierten, schnell Konvertier- und Speicherbaren in den Hintergrund zu treten, vielmehr zeitlich nach hinten verschoben zu werden. Ob das Ergebnis dieser Verschiebung als Begriffsaktualisierung digitaler Feldnotizen verstanden wird, als Abkürzung zum Material oder als Ablenkung vom (Be-)Schreiben, mag unterschiedlich eingeschätzt werden und schließt sich nicht aus. Interessant finde ich in diesem Zusammenhang eine Feldnotiz von Klaus Høyer, die während seiner Feldforschung zu Datenpraktiken im dänischen Gesundheitswesen entstand und seine eigene Datenproduktion beleuchtet:

„I've been out of office a few days, and opening my email it is as if I am drowning. I feel dizzy. I'm flooded by data. I am now fully dependent on digital tools to keep track of the constant stream of news, reports, papers, and press releases. These sources of information probably sometimes become research data partly as a consequence of their digital format and availability through the technological infrastructures I'm embedded in. (...) Thanks to my phone, this flow of data hits me constantly and everywhere – when queuing for an airplane or in the [coffee] break at a conference. I transfer links to emails and send them to myself to have them waiting in my inbox when I am back in office. I get too many data and have to make them searchable with keywords. I then transform them into an archive, just like other data sets that need rinsing and preparation. Constantly dreading to lose track or forget something. But I can't help asking: Why does it exhaust me in this way?“ (Høyer 2023: 125)

Wohl viele gegenwärtige Feldforscher:innen können sich in der beschriebenen Situation wiederfinden. Høyer berichtet über dokumentarische Praktiken, mit denen er dem Überangebot von Informationen begegnet, über veränderte (digitale) Forschungs- und Feldnotationspraktiken und nicht zuletzt über seine emotionalen Reaktionen. Neben Erschöpfung erwähnt er das Gefühl eines Mangels an Kontrolle und Orientierung. Diese Reaktionen, so schreibt er im Anschluss an das Zitat, stünden im Kontrast zu seiner Erinnerung an freudiges Feldnotieren per Hand während früherer Feldforschungen (ebd.). Høyer nimmt die reflexive Notiz als Ausgangspunkt, um über die Rolle von Emotionen im Prozess der Datenproduktion nachzudenken und darüber, wie und mit welchen Konsequenzen seine Forschungsteilnehmer:innen im Gesundheitsbereich ihre Datenarbeit (emotional) begreifen. Für meine Frage nach dem Zusammenhang von Speichern und Schreiben im digitalen Feldnotieren ist hingegen interessant, dass er die emotionale Differenz zwischen Erschöpfung und Fröhlichkeit auf eine Entkopplung von Datenproduktion und Analyse zurückführt (ebd.: 126). Was dabei verloren gehe, sei der Orientierungsgewinn und Erkenntnisprozess durchs Schreiben: Schreiben beinhaltet notwendigerweise auszuwählen, was auf- oder beschrieben wird, lässt Dinge aus und sorgt gerade deshalb im Prozess des Notierens für eine gewisse Klarheit oder analytische Anregung (ebd.: 125ff.). Ob dieses stets analytisch-schrei-

bende Feldnotieren notwendig per Hand erfolgen muss, bleibt bei Høyer offen und ist nicht der Punkt.

In den drei Notizen wurde, wie in den fünf Betrachtungen zuvor, deutlich, dass Feldforschungspraktiken mit und zu digitalen Technologien und Praktiken ebenso das Verständnis von Feldnotizen wie von deren Erzeugung verändern (können). Die in den Notizen diskutierte Entkopplung von Speichern (Aufzeichnen) und Schreiben im Prozess des Notierens meint kein „anstelle von“, sondern eine Ausweitung von Speicherpraktiken im digitalen Feldnotieren, die mitunter riskiert zuungunsten des Schreibens im Feldnotieren auszufallen oder dafür weniger Zeit zu lassen. Die titelgebende Frage „Speicherst du noch oder schreibst du schon?“ adressiert diese Verschiebung. Schreiben braucht nicht nur Zeit, es wirkt auch entschleunigend (Hirschauer 2001: 441). Aufbauend auf der herangezogenen ethnografischen Methodenliteratur, ist mein Fazit keine Aufforderung, weniger digital zu notieren. Es ist ein Plädoyer fürs Feldnotieren als Schreiben und eine Erinnerung an die analytischen Stärken (be-)schreibenden Feldnotierens – kein Appell für etwas, das verloren gegangen ist. Auch digitales Feldnotieren sollte das interaktive, relationale, soziale, verkörperte (Mit-)Lernen durch Forschungsaktivitäten und Forschungsbeziehungen nicht nur erfassen, aufzeichnen oder abspeichern – sondern beschreiben. In digitalen Settings mit ihren spezifischen Irritationen, Unsichtbarkeiten und Schweigsamkeiten bedeutet dies mitunter, nicht nur um passende Formate, sondern auch um passende Worte ringen zu müssen.

Literatur

- Breidenstein, Georg, Hirschauer, Stefan, Kalthoff, Herbert, und Boris Nieswand. 2013. „*Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*.“ UTB.
- Elliott, Denielle, und Matthew J. Wolf-Meyer, Hg. 2024. „*Naked Fieldnotes: A Rough Guide to Ethnographic Writing*.“ University of Minnesota Press.
- Fan, Elsa. 2024. „Beijing, Evolving HIV, Delivering Care, 2011.“ In *Naked Fieldnotes: A Rough Guide to Ethnographic Writing*, herausgegeben von Danielle Elliott und Matthew J. Wolf-Meyer. University of Minnesota Press.
- Gusterson, Hugh.
- Hirschauer, Stefan. 2001. „Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen: Zu einer Methodologie der Beschreibung.“ In *Zeitschrift für Soziologie* 30 (6): 429–451.
- Høyer, Klaus L. 2023. „*Data paradoxes: The politics of intensified data sourcing in contemporary healthcare*.“ MIT Press.
- Jackson, Jean E. 1990. „I Am a Fieldnote: Fieldnotes as a Symbol of Professional Identity.“ In *Fieldnotes: The Makings of Anthropology*, herausgegeben von Roger Sanjek. Cornell University Press.

- Jackson, Jean E. 2016. „Changes in Fieldnotes Practice over the Past Thirty Years in U.S. Anthropology.“ In *eFieldnotes: The Makings of Anthropology in the Digital World*, herausgegeben von Roger Sanjek und Susan W. Tratner. University of Pennsylvania Press. <https://doi.org/10.9783/9780812292213-004>.
- Kelly, William W. 2016. „Digital Technologies, Virtual Communities, Electronic Fieldwork: The Slow Social Science Adapts to High-Tech Japan.“ In *eFieldnotes: The Makings of Anthropology in the Digital World*, herausgegeben von Roger Sanjek und Susan W. Tratner. University of Pennsylvania Press. <https://doi.org/10.9783/9780812292213-004>.
- Markham, Annette N. 2013. „Fieldwork in social media: What would Malinowski do?“ *Qualitative Communication Research* 2 (4): 434–446.
- Nardi, Bonnie A. 2016. „When Fieldnotes Seem to Write Themselves: Ethnography Online.“ In *eFieldnotes: The Makings of Anthropology in the Digital World*, herausgegeben von Roger Sanjek und Susan W. Tratner. University of Pennsylvania Press. <https://doi.org/10.9783/9780812292213-004>.
- Ottenberg, Simon. 1990. „Thirty Years of Fieldnotes: Changing Relationships to the Text.“ In *Fieldnotes. The Making of Anthropology*, herausgegeben von Roger Sanjek, Cornell University Press.

Forschen mit und zu digitalen Daten

Intersubjective Classifiers und Situated Ground Truths

Schnittstellen von Digitaler Anthropologie und Informatik bei der Arbeit an Datensets und KI-basierten Klassifikationssystemen

Christoph Bareither, Ann-Marie Wohlfarth und Tim Gollub

Einleitung

Interdisziplinäre Kooperationen zwischen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen einerseits und der Informatik mit ihren verschiedenen Teilbereichen andererseits sind in den letzten Jahren zunehmend gefragt. Einer der Gründe dafür ist sicherlich der gestiegene Bedarf an Erklärungsansätzen, die uns helfen können, unsere immer stärker digitalisierten und algorithmisierten Lebenswelten besser zu verstehen. Das gilt umso mehr, je deutlicher Künstliche Intelligenz (KI) bzw. auf Machine Learning (ML) basierende Technologien in unseren Alltag eingehen. Allerdings stellt sich die Zusammenarbeit von Kultur- und Sozialwissenschaften mit der Informatik nicht immer als leicht heraus: Die verschiedenen disziplinären Bereiche zeichnen sich durch teils sehr unterschiedliche Forschungs- und auch Publikationskulturen aus. Was als Ergebnis in den jeweiligen wissenschaftlichen Bereichen gilt, ja was überhaupt unter Wissenschaft verstanden wird, divergiert zum Teil deutlich. Vor diesem Hintergrund gibt es einen Bedarf an exemplarischen Projekten, die potenzielle Schnittstellen sichtbar machen (Franken 2022: 15f.). Der vorliegende Artikel möchte einen Beitrag mit Blick auf diesen Bedarf leisten, indem er exemplarische Schnittstellen zwischen Digitaler Anthropologie (als Arbeitsfeld der Empirischen Kulturwissenschaft bzw. Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie) und Informatik auslotet, spezifisch mit Blick auf die Arbeit an Datensets und KI-basierten Klassifikationssystemen.

Grundlage dafür ist unsere interdisziplinäre Forschung im DFG-Projekt „Curating the Feed“ als Teil des DFG-Schwerpunktprogramms „Das Digitale Bild“. Das Projekt stellt im Kern die Frage, von wem (oder von was) und auf welche Arten und Weisen die Bilderfeeds von Social Media-Plattformen wie Instagram und TikTok kuratiert werden. Christoph Bareither und Sabine Wirth (2025) haben dafür eine analytische Perspektive auf Social Media-Feeds als Curatorial Assemblages

vorgeschlagen. Feeds werden damit verstanden als komplexe soziotechnische Ensembles, deren Eigenschaften aus der Interaktion verschiedener menschlicher und nicht-menschlicher Elemente entstehen. Diese Curatorial Assemblages sind insgesamt darauf ausgerichtet, die darin enthaltenen Elemente sowie Beziehungen zwischen ihnen zu kuratieren, wodurch verschiedene erfahrungsbezogene, soziale, ökonomische und analytische Werte erzeugt werden. Als Teil dieses theoretischen Frameworks schlagen Bareither und Wirth drei heuristische Zugänge vor, die ausgehend von spezifischen kuratorischen Elementen ermöglichen, die Dynamiken der Curatorial Assemblage zu beleuchten: Sortieralgorithmen, Interfaces und die Praktiken der Nutzer:innen (ebd.: 6ff.).

Die im vorliegenden Artikel vorgestellten methodischen Zugänge nutzten dieses Framework und hatten das Ziel, insbesondere die Rolle von Sortieralgorithmen zu beleuchten. In der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung haben sich verschiedene Autor:innen kritisch mit der Rolle von Social Media-Sortieralgorithmen bzw. Recommender Systems auseinandergesetzt (vgl. exemplarisch Bucher 2018; Burke 2011; Gillespie 2017). Zwar führen Plattformen wie Instagram und TikTok seit einiger Zeit Transparenzinitiativen durch und geben Einblicke in einige der algorithmischen Funktionsweisen (Meta AI 2023; TikTok Support o. J.), aber diese bleiben fragmenthaft und lassen sich nicht unabhängig überprüfen (Grandinetti 2023). Daher entwickelten wir neue Zugänge, um durch die Kombination von Ethnografie und Methoden der Informatik die kuratorische Rolle von Sortieralgorithmen innerhalb der Curatorial Assemblages von Social Media-Feeds zu beleuchten.

Im Rahmen des Projekts ergab sich durch die ethnografische Forschung von Ann-Marie Wohlfarth eine zusätzliche thematische Schwerpunktbildung auf den Bereich der Reproduktion normativer Schönheitsideale im Kontext der Curatorial Assemblages von Social Media. Wir verstehen Schönheitsideale nicht als objektiv bestimmbare Kategorien, sondern als kulturell konstruierte und vermittelte Vorstellungen von körperlicher Schönheit sowie verkörperte Begegnungen mit Schönheit, die durch internalisierte Konventionen, habitualisierte Dispositionen und implizites Wissen geprägt sind (Archer und Ware 2018; Berger 2008; Mascia-Lees 2019). Schönheitsideale werden durch mediale Inszenierungen in Werbung, Film und Fernsehen oder auf bildbasierten Social Media-Plattformen ausgestellt, vermittelt und konstruiert und sind somit eng mit alltäglichen Erfahrungen verwoben (Bordo 2003; Mascia-Lees 2011).

Dieses Thema ist auch deshalb von besonderer Aktualität, weil öffentlich eine teils hitzige Debatte geführt wird zur Frage, wie junge (und im Diskurs meistens weiblich gelesene) Menschen ihren eigenen Körper durch Social Media gespiegelt wahrnehmen und inwiefern das ihre Selbstbilder und emotionalen Selbstwertgefühle prägt (Brathwaite et al. 2023; Gill 2021; Widdows 2018). Während sich unsere ethnografische Forschung nicht mit möglichen psychologischen Wirkungen von

Social Media auf junge User:innen beschäftigt, wurde für uns dennoch die Frage zunehmend relevant, inwiefern die KI-gestützten Sortieralgorithmen der Plattformen mit Schönheitsidealen und Körnernormen umgehen. Inwiefern arbeiten die Sortieralgorithmen an der Reproduktion normativer Körper- und Schönheitsideale mit? Und bieten sie ihren User:innen auch die Möglichkeit, sich dieser Reproduktion zu widersetzen und ihre personalisierten Feeds jenseits normativer Schönheitsideale zu gestalten?

Da der vorliegende Artikel während der laufenden Forschung verfasst wurde, wird er nur am Rande Antworten auf diese Fragen geben. Stattdessen konzentrieren wir uns hier darauf, unsere interdisziplinäre Zusammenarbeit im Kontext dieser Fragestellung zu erläutern und dabei Schnittstellen von Informatik und Digitaler Anthropologie zu diskutieren. Der erste Abschnitt skizziert unsere Entwicklung eines Intersubjective Classifiers – mit diesem Begriff umfassen wir ein KI-basiertes Tool (einen sogenannten Classifier oder Klassifizierer), das darauf trainiert wurde, die intersubjektive Einschätzung einer Gruppe von menschlichen Akteur:innen bezüglich der Reproduktion von Schönheitsidealen algorithmisch zu simulieren. Dieses Tool zeigt, wie mit den Mitteln der Informatik ein analytischer Erkenntnisgewinn mit Blick auf eine digitalanthropologische Fragestellung geleistet werden kann. Im zweiten Abschnitt diskutieren wir, wie wir die für diesen Erkenntnisgewinn notwendige Ground Truth hergestellt und kritisch reflektiert haben. Wir argumentieren, dass die Herstellung von Synergien zwischen Informatik und Digitaler Anthropologie eine ethnografische Situierung – also eine Situated Ground Truth – erfordert, und wir zeigen, wie diese Situierung im Falle unseres Projekts erreicht wurde.

Dem vorliegenden Text liegt die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Christoph Bareither, Ann-Marie Wohlfarth (beide Digitale Anthropologie/Empirische Kulturwissenschaft, Universität Tübingen) und Tim Gollub (Medieninformatik, Bauhaus-Universität Weimar) zugrunde. Christoph Bareither hat als einer von drei Principal Investigators (PI) des Projekts „Curating the Feed“ gemeinsam mit Sabine Wirth und Benno Stein (Bauhaus-Universität Weimar) den Rahmen für das Projekt geschaffen und den hier diskutierten Teil der interdisziplinären Kooperation konzipiert und aktiv begleitet. Ann-Marie Wohlfarth hat insbesondere den Prozess der Erstellung der Annotation des Datensatzes sowie die im Folgenden diskutierte ethnografische Situierung entwickelt und ein Team aus studentischen Hilfskräften (Elisabeth Daurer, Belana Dietz, Melanie Hieber, Melissa Hieber, Lizzy Loos und Romina Niederhausen) geleitet, um diesen Prozess umzusetzen. Tim Gollub war mit Leitung von PI Benno Stein für die technische Umsetzung des KI-basierten Classifiers verantwortlich und wurde von Pierre Achkar sowie Studierenden der Bauhaus-Universität unterstützt.

Intersubjective Classifiers: Sind intersubjektive Einschätzungen algorithmisch simulierbar?

Aus dem oben skizzierten Forschungsinteresse an der Rolle von Sortieralgorithmen bei der Reproduktion normativer Schönheitsideale ergab sich eine grundlegende methodologische Frage: Ist es möglich, intersubjektive Einschätzungen algorithmisch zu simulieren, um dadurch die Reproduktion normativer Schönheitsideale auf Social Media-Plattformen automatisiert zu messen?

Grundsätzlich ist es mit Methoden der Informatik kein Problem, Messungen der Häufigkeiten bestimmter Bild- oder Textinhalte automatisiert durchzuführen. Es existieren bereits zahlreiche KI-basierte Classifier, die bestimmte Bild- oder Textinhalte mit hoher Zuverlässigkeit erkennen können und ihnen eine entsprechende Klassifikation zuweisen. Beispielsweise kann der Classifier YOLO11 genutzt werden, um zuverlässig zu bestimmen, ob ein Bild eine Person enthält (Jocher und Qiu 2024). Häufig sind diese Bild- oder Textinhalte verhältnismäßig klar bestimmbar (beispielsweise eine Person oder ein Gegenstand). Auch in diesen Fällen können sich schwierige Zuordnungsfragen stellen, aber die Klassifizierung geschieht weitgehend entlang von relativ objektiv bestimmbar Kategorien. Bei unserer Fragestellung war das allerdings nicht der Fall, denn Schönheit ist – wie wir oben bereits ausgeführt haben – nicht objektiv bestimmbar. Es ist unmöglich eine vollständige Liste von Merkmalen vorzulegen, die universell als stereotyp schön gelten, denn eine solche Auflistung bliebe unvollständig und ggf. auch widersprüchlich, da Schönheitsideale auf variablen Einschätzungen beruhen.

Zugleich sind diese Einschätzungen allerdings nicht völlig individuell, sondern orientieren sich an sozialen Gefügen und ihren Normen – dadurch teilen spezifische Gruppen intersubjektive Idealvorstellungen von Schönheit. Intersubjektivität ist ein Begriff der Phänomenologie und wir verstehen darunter den Prozess und das Produkt des Austauschs von Erfahrungen, implizitem Wissen und Erkenntnissen mit anderen, aus dem das entsteht, was Peter Berger und Thomas Luckmann die Wirklichkeit der Alltagswelt nennen (Berger und Luckmann 2016). Aus einer phänomenologischen Perspektive setzt die Entstehung von Intersubjektivität verkörpertes Wissen, im Laufe eines Lebens erlernte und erworbene Fähigkeiten sowie körperliche Dispositionen und verinnerlichte Konventionen voraus (Brey 2000). Auch mit Blick auf körperliche Schönheit und Schönheitsideale können wir davon ausgehen, dass Akteur:innen im Austausch mit anderen Menschen spezifische Konventionen verinnerlichen, die prägen, was die Mitglieder dieser Gruppen intersubjektiv als schön empfinden und entsprechend einschätzen.

Für einen ethnografischen Zugang zu Intersubjektivität ist zugleich relevant, dass die Herstellung von Intersubjektivität auch als Teil der ethnografischen Methodologie verstanden werden kann (Fabian 2014; White und Strohm 2014). Aus dieser Perspektive dient die Herstellung von Intersubjektivität zwischen Forschenden und

Beforschten als Voraussetzung für ethnografische Wissensproduktion. Im Regelfall würde eine ethnografische Forschung mit Akteur:innen aus dem Forschungsfeld in einen dialogischen und idealerweise kollaborativen Austausch treten, um ihre Position (beispielsweise mit Blick auf Schönheitsideale) zu teilen und aus dieser geteilten Position heraus das intersubjektive Wissen der Gruppe adäquat reflektieren zu können. Allerdings stößt dieser Ansatz an Grenzen, wenn es um die Funktionsweise von algorithmischen Systemen geht. Sortieralgorithmen prägen die Herstellung von Intersubjektivität auf Social Media-Plattformen substantiell mit. Gleichzeitig können wir die Dynamiken dieser Sortieralgorithmen nicht mit etablierten ethnografischen Ansätzen erforschen. Aus diesem Grund werden neue und interdisziplinäre Ansätze notwendig, die ethnografische Perspektiven auf die Herstellung von Intersubjektivität (in diesem Fall von intersubjektiven Schönheitsidealen) mit Methoden der Informatik verbinden, die uns ein besseres Verständnis algorithmischer Systeme erlauben.

In diesem Sinne wollten wir gar nicht erst versuchen, einen Classifier zu entwickeln, der das Phänomen der Schönheitsideale objektiv erfasst; sondern wir wollten einen Classifier entwickeln, der die intersubjektive Einschätzung einer spezifischen Gruppe simuliert – und zwar die intersubjektive Einschätzung, ob und wie stark ein Social Media-Post stereotype Schönheitsideale reproduziert. Dieser Prozess zielte nicht primär darauf, die intersubjektive Perspektive der Akteur:innen zu verstehen (dafür wäre eine Fokussierung auf etablierte ethnografische Verfahren zielführender gewesen). Vielmehr ging es darum, die intersubjektive Perspektive der Gruppe algorithmisch zu simulieren, um wiederum die Dynamiken und Funktionsweisen der Sortieralgorithmen von Social Media-Plattformen besser beleuchten zu können.

Um den intersubjektiven Classifier zu trainieren, sollte eine Gruppe von Annotator:innen eine Reihe von Instagram-Posts entlang von Kategorien einteilen, die festhielten, ob und wie dominant ein Post normative Schönheitsideale reproduziert. Der aus diesem Prozess entstehende Datensatz sollte dann die Basis für das Training eines neuronalen Netzes bilden, das dem Classifier zugrunde liegt. Beim auch als Supervised Learning bezeichneten Training wird dem neuronalen Netz ein Teil der Posts des Datensatzes mit deren Annotationen als Eingabe gegeben (80%, der Rest dient dem späteren Testen). Das neuronale Netz verarbeitet die Eingabe zu einer Einschätzung hinsichtlich der genannten Kategorien, die es ermöglicht, andere Posts diesen Kategorien zuzuordnen. Bei Fehleinschätzungen – also Abweichungen im Vergleich mit den menschlichen Annotationen bzw. der Ground Truth, die weiter unten diskutiert wird – werden die Parameter des neuronalen Netzes mittels eines als Backpropagation bezeichneten Verfahrens angepasst, so dass die Einschätzung bei diesen Beispielen in der nächsten Iteration besser wird (Rumelhart et al. 1986).

Da im Fokus der Debatte um Schönheitsideale insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene stehen, arbeiteten wir mit einer Gruppe an Annotator:innen, die zugleich aus der für uns relevanten Gruppe an Akteur:innen stammten. Aus prag-

matischen Gründen grenzten wir die Gruppe weiter ein auf junge Erwachsene, die an der Universität Tübingen studieren, weil wir dadurch Seminarformate explorativ nutzbar machen und in einer zweiten, intensiven Phase eine Gruppe an Akteur:innen für ihre Arbeit als Annotator:innen einstellen und finanziell vergüten konnten.

Entstanden ist das Korpus in einem forschungsorientierten Seminar mit Bachelor-Studierenden der Empirischen Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen. Im Laufe eines Semesters entwickelten wir induktiv mögliche Kategorien für den Datensatz, besprachen mögliche Arbeitsdefinitionen zu normativen Schönheitsidealen und sammelten Instagram-Posts von öffentlichen Accounts mit mehr als zehntausend Follower:innen. Die Studierenden arbeiteten in zwei Gruppen. Gruppe 1 sammelte Posts, die in der Wahrnehmung der Gruppe körperliche Schönheitsideale reproduzierten; Gruppe 2 sammelte Posts, in denen in ihrer Wahrnehmung diversere Körperbilder dargestellt wurden, die keine normativen Schönheitsideale reproduzierten. Ziel dieser Auswahl war es, ein möglichst breites Spektrum an Posts zu erfassen, die in den typischen Feeds junger Erwachsener auftauchen und Körper auf unterschiedliche Weise darstellen. Die Studierenden erhielten keine inhaltlichen Vorgaben, sondern mobilisierten ihr (implizites) Wissen über Schönheitsideale, die ihnen alltäglich in Bilderfeeds begegnen. In Gruppen und im Plenum wurden Posts diskutiert, gelabelt und aussortiert. Die Seminargruppe entschied sich gegen feste Kriterien und entwickelte stattdessen iterativ eine Arbeitsdefinition von Schönheitsidealen auf Instagram. Das so entstehende Korpus enthielt am Ende des Semesters ca. 500 Posts.

In Diskussionen über das Vorgehen und die Spezifik der gesammelten Posts kristallisierte sich auch heraus, dass verschiedene Ebenen und visuelle Komponenten eines Posts die intersubjektive Einschätzung der Seminargruppe formen, wie stark normative Schönheitsideale reproduziert werden. Daraus entstanden fünf Unterkategorien, die mit folgenden Fragen verbunden waren: 1.) Pose: Wie stark wird die Pose der dargestellten Person(en) als aufreizend, lasziv oder sexualisierend wahrgenommen? 2.) Körperposition im Bild: Wie stark steht der Körper im Zentrum des Bildes? 3.) Nachbearbeitung: Ist eine Nachbearbeitung (wie beispielsweise Filter, Weichzeichner, Kontrast oder Sättigung) offensichtlich erkennbar? 4.) Körper: Hat der dargestellte Körper spezifische Eigenschaften (beispielsweise makellose Haut, muskulös, schlank), die normativen Schönheitsidealen entsprechen? Und 5.) Caption: Enthält die Caption (Bildunterschrift) Elemente, welche die Reproduktion von normativen Schönheitsidealen unterstützen? Der Körper als solcher (Punkt 4) bildet also einen, aber nicht den einzigen Faktor, der prägt, ob ein Post insgesamt als Schönheitsideale-reproduzierend eingeschätzt wird.

Dem Seminar schloss sich eine intensive Phase der Erweiterung und Ausdifferenzierung sowie Annotation des Korpus an. Im Rahmen der Projektförderung konnten wir dafür sechs Hilfskräfte (zwei davon aus der Seminargruppe) einstellen, die diesen Prozess unterstützten. Diese waren im Forschungszeitraum zwischen

20 und 28 Jahre alt, studierten Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen und identifizierten sich alle als weiblich. Dadurch wurde die Gruppe, deren intersubjektive Einschätzung vom Classifier simuliert werden sollte, weiter eingegrenzt. Auch wenn die jeweilige Wahrnehmung von Schönheitsidealen durch einzelne Personen der Gruppe natürlich leicht variieren konnte, ließ sich innerhalb dieser (entlang der Kategorien Geschlecht, Alter und Bildungshintergrund relativ homogenen) Gruppe eine klar erkennbare intersubjektive Einschätzung von Schönheitsidealen herausarbeiten.

Basierend auf dem mit Studierenden erarbeiteten Fragenkatalog für die Annotation klassifizierten die studentischen Hilfskräfte jeden Social Media-Post in unserem Datenset. Das heißt konkret, dass die Annotator:innen den Post für jede der fünf oben genannten Fragen auf einer Skala zwischen 0 und 4 verorteten.

Dabei hatten die fünf Unterkategorien (siehe oben) eine andere Funktion als die leitende Hauptfrage. Bei den Unterkategorien zielte die Annotation nicht auf den zu erstellenden Classifier, sondern darauf, dass die Annotator:innen für verschiedene Faktoren sensibilisiert wurden und wir unser eigenes Verständnis für die unterschiedlichen ästhetischen Komponenten vertiefen konnten, welche die intersubjektive Einschätzung der Gruppe prägten. Die leitende Hauptfrage zielte hingegen auf das Training des Classifiers. Eine Punktzahl von 0 bedeutete, dass ein Post Schönheitsideale nicht reproduzierte, während eine Punktzahl von 4 bedeutete, dass der Beitrag Schönheitsideale sehr stark reproduzierte. Dieses Vorgehen beugte einer reduktionistischen Annotation vor und ermöglichte eine differenzierte Auswertung. Die Skala wurde anschließend für das Classifier-Training in eine binäre Ja/Nein Entscheidung übertragen: Posts, die auf der Skala eine 0–2 zugewiesen bekommen hatten, wurden der Kategorie „Schönheitsideale nicht-reproduzierend“ zugeordnet; und Posts, die mit 3–4 annotiert wurden, wurden der Kategorie „Schönheitsideale reproduzierend“ zugeteilt.

Der annotierte Datensatz wurde für das Classifier-Training eingesetzt. Ziel war es, die intersubjektive Einschätzung der Gruppe bezüglich der Reproduktion von Schönheitsidealen zu simulieren und mit dem Classifier automatisiert Instagram-Feeds beziehungsweise einzelne Posts auszuwerten. Bei diesem als Supervised Learning bezeichneten Verfahren lernt der Classifier anhand der Trainingsdaten eine Vorhersage für dem Modell noch unbekannte Posts zu treffen, wie oben bereits dargestellt wurde. Das heißt, dass der Classifier auf Grundlage des von der Gruppe bereitgestellten, manuell annotierten Trainingsmaterials für jeden Post in einem beliebigen Feed eine Vorhersage dazu trifft, ob dieser Post Schönheitsideale reproduziert oder nicht. Einerseits ermöglicht die automatisierte Klassifikation die Auswertung größerer Datenmengen. Andererseits macht der Classifier das Wissen der Annotator:innen über Schönheitsideale explizit. Wichtig ist, dass wir bei maschinellen Lernverfahren nicht nachvollziehen können, welche Kriterien oder Muster in den Trainingsdaten ausschlaggebend für die Vorhersage des Clas-

sifiers sind. Vielmehr diene das erstellte Datenset als Grundlage eines Trainings, in dessen Verlauf das Modell selbst lernte, die intersubjektive Einschätzung zu simulieren. Dazu wurden verschiedene KI-basierte Modelle und Verfahren getestet, die primär die Bilder (mittels KI-gestützter Bilderkennung) und ergänzend sowohl Textdaten aus Captions als auch Metadaten (die aus den Posts auslesbar sind) auswerten (Gollub et al. 2025). Im Fall von Videos und sogenannten Reels wurde ein in den Metadaten hinterlegtes Standbild extrahiert und ausgewertet. Diese Entscheidung fiel aufgrund technischer Limitationen und weil diese Standbilder in der Regel das sind, was User:innen zuerst von einem Video sehen.

Die finale Version des Classifiers erreicht eine Genauigkeit von 86% bei der Nutzung eines Late Fusion Models, das Bilder zunächst mit einem Vision Transformer und Texte mit einem BERT-Modell repräsentiert. Diese beiden uni-modalen Modelle wurden zuvor einzeln auf die Vorhersage unserer Kategorien trainiert, dann über eine gemeinsame neuronale Schicht (Fully-Connected Layer) zu einem multimodalen Modell fusioniert und noch einmal trainiert. Grundlage der Messung dieser Genauigkeit war ein Testdatensatz mit Posts, die aus dem ursprünglichen Korpus zurückgehalten wurden und dem Classifier noch unbekannt waren. Nach ca. einem Jahr wurden weitere händische Tests durchgeführt, in denen fünf Annotator:innen die Ergebnisse des Classifiers mit Blick auf neue Feeds nochmals individuell bewerteten. Auch diese Tests demonstrierten die relativ hohe Zuverlässigkeit des Classifiers. In den Beispiel-Feeds (beziehungsweise ihren ersten 24 Posts) stimmten vier Annotator:innen zu 92% mit dem Classifier überein, bei einer fünften Annotator:in lag die Übereinstimmung mit 67% hingegen deutlich niedriger. Mit einer durchschnittlichen Übereinstimmung von 87% bestätigen also auch die zeitversetzten Tests, dass der Classifier die Einschätzungen der Gruppe relativ zuverlässig wiedergeben kann.

Dieser Classifier wurde dann zu einem Tool ausgebaut, mit dem sich eine beliebige Anzahl an Posts eines Social Media-Feeds (hier: des Explore-Feeds von Instagram) verarbeiten lässt. Das Tool verwendet zur Aufzeichnung von Feeds die Browser-Erweiterung Zeeschuimer (Peeters 2025), mit der alle in einem Feed geladenen Posts exportiert werden können. Dieser Datenexport dient als Eingabe eines eigens entwickelten web-basierten Dienstes für die Verarbeitung von Posts. Zunächst werden dafür mit dem Classifier YOLO11 (Jocher und Qiu 2024) Posts unterschieden, die entweder Bilder mit Personen beinhalten oder nicht beinhalten. Bei Bildern, die Personen beinhalten, wird der von uns eigens entwickelte Classifier eingesetzt. Damit lässt sich beispielsweise anzeigen, wie viele der ersten 100 Posts eines Feeds – im Sinne der intersubjektiven Einschätzung der Gruppe – normative Schönheitsideale reproduzieren. Dieses Tool bezeichnen wir als Intersubjective Classifier. Dabei schreiben wir diesem Tool natürlich keinerlei Verständnis für Intersubjektivität oder die Fähigkeit zu intersubjektivem Verstehen zu. Vielmehr soll der Begriff schlagwortartig einen Prozess umreißen, in dem das Ergebnis einer in-

tersubjektiv vorgenommenen Klassifikation reproduziert und diese Reproduktion als Methode verwendet wird, um algorithmische Sortiersysteme besser einschätzen zu können.

Gleichzeitig bedarf dieser Ansatz einer besonders kritischen Reflexion: Einerseits lässt sich fragen, ob der Versuch einer wie auch immer gearteten numerischen Klassifikation von Intersubjektivität im Allgemeinen, und von Schönheit im Besonderen, nicht inhärent problematisch ist. Diese Kritik lässt sich nicht pauschal ausräumen. Wir halten ihr allerdings entgegen, dass es unser Intersubjective Classifier ermöglicht, einen Beitrag zur kritischen Reflexion der potenziell problematischen Implikationen von Sortieralgorithmen zu leisten, die mit qualitativen oder ethnografischen Verfahren nicht zu leisten wäre. Denn im Gegensatz zu einer händischen Einschätzung einzelner Posts durch die Gruppe, die einen enormen Zeit- und Arbeitsaufwand mit sich bringen würde, kann das Ergebnis der intersubjektiven Einschätzung mit Hilfe des Classifiers nun relativ zuverlässig automatisiert reproduziert werden. In einer mit dem Classifier durchgeführten Testreihe wurden anschließend insgesamt ca. 9.400 Posts (verteilt über 84 Social Media-Feeds) klassifiziert. Die Ergebnisse dieser Testreihe sind Gegenstand zukünftiger Publikationen. In Kürze zusammengefasst ermöglichen sie uns neue Erkenntnisse zur Rolle von Sortieralgorithmen mit Blick auf die Reproduktion von Schönheitsidealen zu generieren, die mit händischen Klassifikationen oder qualitativen bzw. ethnografischen Methoden allein in dieser quantitativen Vergleichbarkeit nicht möglich gewesen wären. Damit zeigt unser Projekt auch, wie eine interdisziplinäre Kooperation von Digitaler Anthropologie und Informatik zwar nicht die Black Box algorithmischer Sortiersysteme öffnen, aber ein sozial- und kulturwissenschaftliches Interesse an den Funktionsweisen und Implikationen algorithmischer Kuration auf neue Weise adressieren kann.

Ein zweiter und für uns entscheidender potenzieller Kritikpunkt betrifft den Umstand, dass wir mit der Erstellung des Intersubjective Classifiers selbst wiederum eine Black Box herzustellen drohen, die allzu leicht analytische Prozesse verschleiern könnte. Dieses Problem ist evident und hat weitreichende Konsequenzen für eine Kooperation an der Schnittstelle von Informatik und Digitaler Anthropologie. Eine Adressierung dieses Problems erfordert eine tiefergehende Reflexion der Rolle von Datensets und der sogenannten Ground Truth, die wir im folgenden Kapitel vornehmen.

Situated Ground Truths – Wie lassen sich Datensets ethnografisch situieren?

Wie bereits deutlich wurde, nimmt das von uns generierte Datenset eine Schlüsselfunktion bei der Herstellung des KI-basierten Classifiers ein. Diese Schlüsselfunktion

wird in der Informatik häufig mit dem Begriff der Ground Truth gefasst. Wie Anne Henriksen und Anja Bechmann argumentieren, gibt es sehr unterschiedliche Verständnisse des Begriffs von Ground Truth, aber:

„it generally bears a notion of truth in the sense of a fundamental truth – a truth that represents unprocessed virgin data collected at ground level through direct observation and measurement, data which is therefore considered to be accurate and reliable, and thus used as a baseline for the evaluation of results“ (Henriksen und Bechmann 2020: 804).

Ob und inwiefern in einzelnen Fällen die Repräsentativität und Validität der jeweiligen Ground Truth überprüft wird, ist nicht pauschal zu beantworten. In manchen Fällen kann die Ground Truth aus nicht weiter kontextualisierten und von unbekannten Personen hergestellten Datensets (also Daten einschließlich Annotationen) bestehen und dennoch als gegeben hingenommen werden. In anderen Fällen werden die Datensets für die Ground Truth von den jeweiligen Forschenden selbst erhoben und durch spezifische Verfahren wie beispielsweise Inter-Annotator-Agreements (Artstein 2017) – also den Vergleich unterschiedlicher Annotationen – validiert. Unabhängig davon, wie stark die Validität einer Ground Truth überprüft wird, gilt aus Perspektive der Informatik, dass die Annahme einer sicheren Datengrundlage eine Voraussetzung für das Training eines Modells (beispielsweise eines Classifiers) ist. Informatik basiert letztlich auf mathematischen Verfahren, und diese benötigen eine klar definierte Ausgangslage, um mathematische Problemstellungen adressieren zu können. Die Ground Truth schafft diese Ausgangslage.

Aus Perspektive der Digitalen Anthropologie bleibt hier allerdings einzuwenden, dass so etwas wie „virgin data“ oder auch „raw data“ nicht existiert. „Data“, so formulieren es Rob Kitchin und Tracey Lauriault, „are never simply neutral, objective, independent, raw representations of the world, but are situated, contingent, relational, contextual, and do active work in the world“ (Kitchin und Lauriault 2018: 5). Diese Perspektive spiegelt eine Kritik an Datensets und ihrer Genese durch das in den letzten Jahren zunehmend etablierte Feld der Critical Data Studies (und den Teilbereich der Critical Dataset Studies). Sie wird auch in der Digitalen Anthropologie breit rezipiert, da sie kritisch die Erstellung, Annotation und Organisation von Datensätzen hinterfragt, die für das Training von KI-Systemen genutzt werden (Crawford und Paglen 2021; Thylstrup et al. 2019; Thylstrup 2022).

Übertragen wir diese Perspektive auf die Herstellung von Ground Truths, gerät in den Blick, wie Annotator:innen – in der Praxis oft Click- oder Crowdworker:innen, die freiberuflich und prekär über Plattformen wie Amazon Mechanical Turk engagiert werden – die Wissensbasis des Modells maßgeblich mitprägen, ihre epistemische Arbeit aber oft hinter dem Datenset verschwindet und unsichtbar gemacht wird. Crowdworker:innen gelten als austauschbar und Annotationspraktiken wie

das Klassifizieren, das Zuweisen von Labels oder das Säubern von Datensätzen werden trotz ihrer Zentralität als triviale Aufgaben verstanden (Bennett et al. 2025; Denton et al. 2020, 2021).

Eine von den Critical Data Studies inspirierte Digitale Anthropologie hat deshalb die Aufgabe, die mitunter simplifizierenden und auf problembehafteten Datensets basierenden Ground Truths sowie die Prozesse ihrer Herstellung kritisch zu reflektieren und zu dekonstruieren. Allerdings sind Datensets und die auf ihnen basierenden Algorithmen längst fester Bestandteil unserer Lebenswelt und prägen viele Alltagsbereiche – eine pauschale Kritik oder Ablehnung der Arbeit an und mit Datensets greift unseres Erachtens deshalb zu kurz. Vielmehr stellt sich die Frage, ob die Digitale Anthropologie auch dazu beitragen kann, Datensets auf eine reflexive Art und Weise zu produzieren, indem sie Akteur:innen aktiv und kritisch in den Prozess der Datengenerierung und Annotation mit einbezieht.

Unsere eigene Forschung zeigt, dass dies durchaus möglich ist, indem diese Datensets und die Prozesse ihrer Herstellung im Sinne Donna Haraways ethnografisch situiert werden (Haraway 1995). Haraway argumentiert, dass Wissen immer verkörpert, positioniert und partiell ist. Sie plädiert deshalb für ein „situiertes Wissen“, welches seine epistemologischen Entstehungsbedingungen und Grenzen reflektiert. Sie wendet sich dabei gleichermaßen gegen wissenschaftlichen Relativismus und Totalisierung als „göttliche Tricks“, die als „Versprechen der Möglichkeit einer gleichen und vollständigen Sicht von überall und nirgends“ wissenschaftliche Objektivität und Wahrheit suggerieren (ebd.: 84). Auch die Annahme einer Ground Truth kann, wenn sie unreflektiert bleibt, als ein solcher göttlicher Trick verstanden werden. Denn einerseits relativiert sie die spezifischen Bedingungen, Differenzen und Brüche, die in der Herstellung von Datensets zwangsläufig entstehen. Andererseits suggeriert sie einen totalisierenden Anspruch darauf, eine „grundlegende Wahrheit“ im Sinne der wörtlichen Übersetzung von Ground Truth zu bilden. Haraway argumentiert aus Perspektive der feministischen Theorie, dass solche göttlichen Tricks hinterfragt werden müssen, indem ihnen eine „verkörperte Objektivität“ entgegengestellt wird, die nur durch „situiertes Wissen“ entstehen kann (ebd.: 80). Aus dieser Perspektive ist es nicht das Ziel unseres Projekts, eine vermeintlich objektive Ground Truth im Sinne eines göttlichen Tricks herzustellen. Vielmehr möchten wir zeigen, wie sich eine Situated Ground Truth entwickeln lässt, die gezielt jene verkörperte Perspektive der Annotator:innen anerkennt und die Ground Truth als ein relationales und kontextabhängiges Konstrukt sichtbar macht.

Im Kern bestand der Prozess der Situierung der Ground Truth in unserem Projekt aus einer ethnografischen Begleitung und kritischen Reflexion der Erstellung und Annotation des Datensatzes. Dadurch haben wir versucht, die menschliche Arbeit an Datensätzen und damit verbundenen epistemischen Praktiken sichtbar zu machen. Die studentischen Hilfskräfte agierten dabei gerade nicht als vermeintlich

austauschbare Clickworker:innen, sondern als Annotator:innen mit epistemischer Handlungsmacht und Deutungshoheit, und wurden dementsprechend in die Entwicklung und kritische Reflexion der Ground Truth mit einbezogen. Hilfreich war hier auch der Ansatz von Scheuermann et al. (2020), die untersuchten, wie Race und Gender in Datensätzen klassifiziert werden. Sie problematisieren die Simplifizierung, fehlende Einordnung und Reflexion, wie diese Kategorien zustande kommen. In unserem Fall versuchten wir durch ethnografische Methoden eine reflexive Positionierung gegenüber unseren eigenen Praktiken der Klassifizierung einzunehmen und so die Ground Truth zu situieren. Gemeinsam wurden in der Gruppe der Annotierenden Essays über die eigene Wahrnehmung von Schönheitsidealen erstellt sowie Gruppendiskussionen zur Repräsentation von Schönheitsidealen und der Annotation der Posts – beispielsweise auch zu Ambivalenzen in der Annotation – durchgeführt. Außerdem wurden begleitend zur Annotation Feldnotizen angefertigt und Lücken bzw. unterrepräsentierte visuelle Kategorien und Merkmale im Datensatz identifiziert und ergänzt. Im Folgenden gehen wir darauf ein, wie durch diese Verfahren die Überlegungen und Konflikte im Prozess der Klassifizierung auf mehreren Ebenen sichtbar gemacht, kollaborativ diskutiert und nachgezeichnet werden konnten.

In den Essays reflektierten die Annotator:innen, wie sie normative Schönheitsideale auf Instagram wahrnahmen und wie ihre Positionalität ihre Einschätzung prägte, die sich im Prozess der Annotation in das Datenset einschrieb. Die Annotator:innen assoziierten normative Schönheitsideale mit Perfektion und Makellosigkeit und beschrieben, dass das Aufwachsen in einer mehrheitlich weißen Gesellschaft ein eurozentristisches Bild von Schönheit vermittelt hat, welches sie hinterfragten und aktiv zu dezentrieren versuchten. Als weiblich gelesene Personen erkannten und benannten die Annotator:innen einerseits körperliche Übereinstimmungen mit gängigen Schönheitsidealen (wie z. B. Jugendlichkeit, Schlankheit), aber auch das Gefühl der Unzulänglichkeit, da sie das Ideal nicht selbst verkörperten (z. B. durchtrainierter Körper, Hautreinheit). In den Essays wird deutlich, dass Einschätzungen von Schönheit einerseits von subjektiven Einstellungen abhängig sind und zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung verhandelt werden. Andererseits zeigen sie, dass diese Einschätzungen intersubjektiv hergestellt werden und von bestimmten sozialen Gruppen – in diesem Fall eine Gruppe von sich als weiblich identifizierenden, weißen und westlich sozialisierten Studentinnen der Empirischen Kulturwissenschaft – geteilt werden.

In der Gruppendiskussion zeigten sich verschiedene Ambivalenzen und Unklarheiten in der Annotation. Ein zentrales Beispiel waren Unterschiede in der Sensibilisierung von Queerness bzw. Transpersonen innerhalb der Gruppe. Diese Ambivalenzen warfen Fragen danach auf, inwiefern normative Schönheitsideale auf einem binären Geschlechtssystem aufgebaut sind und durch Darstellungen von nicht-binären Personen oder Uneindeutigkeit herausgefordert werden. Insbe-

sondere Bilder von durchtrainierten, oberkörperfreien Transmännern mit kaum sichtbaren Narben einer Mastektomie wurden teilweise als stark Schönheitsideale-reproduzierend eingeschätzt und kontrovers diskutiert. Zum Teil erfüllten die Posts alle visuellen Komponenten von Schönheitsideale-reproduzierenden Posts (beispielsweise muskulöser Körper, zentrale Bildposition, erotische Pose, Zeichnungsfilter) und nur ein Transgender Flag Emoji in der Caption lieferte den Kontext, den nicht alle Gruppenmitglieder wahrgenommen hatten oder deuten konnten. Nach sorgfältigem Abwägen beschlossen die Annotator:innen, die Posts trotz ihres Transgender-Kontexts als Schönheitsideale-reproduzierend zu klassifizieren, wenn sie die Mehrheit der in Betracht zu ziehenden Komponenten als erfüllt ansahen.

Während der Gruppendiskussion bestand die Möglichkeit, Änderungen an der Annotation vorzunehmen und Lücken sowie unterrepräsentierte visuelle Kategorien zu identifizieren. Da vier der Annotator:innen nicht in die Herstellung des Korpus involviert waren, wurde der Datensatz um 140 zusätzliche Posts ergänzt, die in der intersubjektiven Wahrnehmung der Annotator:innen unterrepräsentiert waren. Die Erweiterung des Datensets umfasste Posts mit künstlerischer Inszenierung, solche, die das binäre Geschlechtssystem herausfordern, sowie Darstellungen körperlicher Merkmale, wie z. B. Frauenkörper im Kraftsport, vielfältige Haarstrukturen und -farben, Personen mit Brille oder Sommersprossen. Ziel dieses Verfahrens war, das von Studierenden kuratierte Datenset zu diversifizieren und das durch die Annotation und ihre Situierung erworbene Wissen über die Spezifik des Datensets produktiv einzusetzen.

Ein zweites Beispiel für Ambivalenzen und Unklarheiten in der Annotation sind die Unterschiede zwischen dem im Rahmen des Forschungsprojekts stattfindenden Rezeption von Social Media-Posts (die von den Annotations-Guidelines geleitet und geprägt wurde) im Vergleich zur tatsächlichen Alltagsnutzung der Annotator:innen. So schätzten die Annotator:innen beispielsweise Captions, die Dienstleistungen oder Produkte bewarben und Selbstoptimierung anpriesen, als tendenziell Schönheitsideale-reproduzierend ein. In der Gruppendiskussion stellten sie aber fest, dass Captions für die Einschätzung eines Posts im Prozess der Annotation relevanter sind als in ihrer alltäglichen Social Media-Nutzung. Während in der alltäglichen Nutzung nicht alle Bildunterschriften bewusst wahrgenommen werden, lenkte die Annotations-Guideline die Aufmerksamkeit darauf, reproduzierende Elemente zu identifizieren und einzuschätzen.

Die begleitenden Feldnotizen zeigten außerdem, dass sich mit dem Verlauf der Annotation ein routiniertes Abscannen oder geschultes Sehen und damit auch eine gewisse Blindheit gegenüber Details in Bildern und Captions einstellte, welche die Annotator:innen in der Gruppendiskussion reflektierten. Die Annotator:innen tauschten sich außerdem zu einer subjektiv empfundenen Abstumpfung und Ermüdung aus, die während des repetitiven Prozesses der Annotation und der

Verinnerlichung der Annotations-Guideline auftrat. Sie debattierten dies anhand eines Beispiels: Das Bild zeigt einen gebräunten, durchtrainierten Mann mit einer weißen Badehose, der sein rechtes Knie auf einem durchsichtigen Stuhl abstützt. Die Bildkomposition lenkt den Blick auf die weiße Badehose und den sich darunter abzeichnenden Penis. Während die Annotatorin, die das Beispiel eingebracht hatte, aufgrund der extremen Sexualisierung den Post in ihren Feldnotizen als besonders herausstechend vermerkte, war den anderen Annotatorinnen das entsprechende Detail im Strom der vielen Posts entgangen. Das Beispiel und die sich daran anschließende Diskussion verdeutlichte anschaulich, dass mit zunehmendem Voranschreiten im Datenset die Aufmerksamkeit für Details variierte und die Einschätzung eines Posts in Relation zu vorangegangenen Annotationen erfolgte.

Die ethnografische Situierung des Datensatzes machte also einerseits Lücken im Datenset sichtbar und ermöglichte, diese zu füllen. Andererseits band sie die Annotatorinnen aktiv in die Konstruktion des Datensets ein und unterstützte unseren kollaborativen Ansatz, durch den die sonst oft unsichtbare epistemische Arbeit von Annotator:innen sichtbar gemacht und wertgeschätzt wurde. Entscheidend war über alle Arbeitsschritte hinweg, dass die hier skizzierten Überlegungen, Konflikte, Unsicherheiten und Ambivalenzen der Kategorisierung und die daran geknüpften Aushandlungsprozesse rund um das Datenset gerade nicht hinter dem fertigen Datensatz und einer vermeintlich objektiven Ground Truth verschwinden sollten. Vielmehr wollten wir herstellen, was wir als *Situated Ground Truth* bezeichnen: Ein Datenset, dessen Herstellungsprozess mit ethnografischen Methoden ausführlich dokumentiert und kritisch reflektiert wurde, wodurch die Positionalität der Annotator:innen einbezogen und die vom Datenset generierte Objektivität als eine verkörperte Objektivität im Sinne Haraways sichtbar gemacht werden kann.

Im Falle unseres Projekts wurde in diesem Prozess wesentlich besser verstanden, wie die jeweils subjektiven Einschätzungen einzelner Annotator:innen zustande kamen, aber auch, wie die Annotator:innen geteilte bzw. intersubjektive Wissensbestände kollaborativ sichtbar zu machen versuchten. Dabei zeigten sich zahlreiche Ambivalenzen und Unklarheiten: von den unterschiedlichen Einschätzungen bei der Klassifikation queerer Körperbilder, über die Differenzen zwischen alltäglicher Nutzung und zielgerichteter Klassifikation, bis hin zu Ermüdungserscheinungen und Veränderungen routinierter Wahrnehmung, welche die Klassifikation prägen. In einem von Crowdworker:innen klassifizierten Datenset erhalten solche Probleme und Herausforderungen im Regelfall keine Aufmerksamkeit. Sie sind aber zentral, um die Validität der Ground Truth adäquat einschätzen zu können. Als Konsequenz können einige der Probleme ggf. durch die Ergänzung des Datensets adressiert, aber niemals vollständig gelöst werden. Denn die ethnografische Situierung einer intersubjektiven Ground Truth macht vor allem sichtbar, dass letztere eben keine objektive Wahrheit repräsentiert, sondern eine von vielen

Spannungen, Ambivalenzen und Unklarheiten gezeichnete Perspektive einer aus individuellen Menschen bestehenden Gruppe.

Fazit

Im vorliegenden Artikel haben wir anhand einer Kooperation zwischen Informatik und Digitaler Anthropologie zwei unterschiedliche Konzepte vorgeschlagen und diskutiert. Das Konzept des Intersubjective Classifiers bezeichnet ein KI-basiertes Tool, das die intersubjektive Einschätzung einer Gruppe menschlicher Akteur:innen (in unserem Fall mit Blick auf spezifische Qualitäten von Social Media-Posts) relativ zuverlässig automatisiert simulieren kann. Das Konzept der Situated Ground Truth beschreibt ein Verfahren, mit dem die Herstellung von Datensets im Sinne Donna Haraways ethnografisch situiert werden kann, um die Spannungen, Ambivalenzen und Unklarheiten sichtbar zu machen, die diesen Herstellungsprozess prägen.

Beide Konzepte verhalten sich relational zueinander. Grundsätzlich erscheint uns die Situierung von Ground Truth gewissermaßen die Voraussetzung dafür zu sein, um überhaupt von einem intersubjektiven Classifier sprechen zu können. Nehmen wir zum Vergleich einen Classifier, der den Unterschied von Hund und Katze erkennt, dann mag auch hier eine Situierung der Ground Truth hilfreich und gewinnbringend sein – sie ist aber nicht in gleichem Maße grundlegend. Bei einem intersubjektiven Classifier, der bewusst mit nicht-objektivierbaren Kategorien wie Schönheit operiert, ist es aus unserer Sicht hingegen absolut essenziell, die Herstellung der entsprechenden Ground Truth kritisch zu reflektieren. Dadurch wird einerseits ein Mehrwert erzeugt, indem blinde Flecken erkannt und fehlende Daten ergänzt werden können. Vor allem aber hilft dieser Ansatz dabei, den epistemischen Mehrwert, aber genauso die epistemischen Grenzen des Classifiers adäquat einzuschätzen. In Konsequenz macht erst die Situierung der Ground Truth diesen Classifier zu einem Intersubjective Classifier, denn erst in ihr wird sichtbar, ob und inwiefern dieser eine intersubjektive Einschätzung angemessen wiedergeben kann. Die Konzepte des Intersubjective Classifiers und der Situated Ground Truth bedingen sich hier also gegenseitig.

Damit kehren wir abschließend noch einmal zur übergeordneten Frage nach dem Mehrwert von Schnittstellen zwischen Informatik und Digitaler Anthropologie zurück. Was wir mit den hier vorgestellten Konzepten zeigen möchten, sind potenzielle Synergien zwischen den beiden Disziplinen. Diese erfordern zugegebenermaßen, dass alle Beteiligten bereit sind, über so manchen epistemologischen Schatten zu springen und sich auf die epistemischen Logiken anderer Fächer einzulassen. Wir hoffen aber, zeigen zu können, dass damit ein potenzieller Mehrwert verbunden ist. In unserem konkreten Fall ermöglichte uns die Kombination der Zugänge, eine für unsere digitalanthropologische Forschung relevante Fragestellung

– hier die Frage nach den Dynamiken der Sortieralgorithmen von Social Media-Feeds mit Blick auf die Reproduktion von Schönheitsidealen – zumindest in Teilen beantworten zu können. Insofern die algorithmischen Sortiersysteme von Social Media-Plattformen ein zunehmend einflussreiches Element alltagskultureller Aushandlung werden, halten wir das angewandte Verfahren auch über die Frage nach Schönheitsidealen hinaus für vielversprechend – anwendbar wäre es beispielsweise auch im Bereich der politischen Meinungsbildung, die zunehmend abhängig von den Infrastrukturen digitaler Plattformen wird (Bareither et al. 2023; Postill 2021).

Gleichzeitig hoffen wir, dass dieses Verfahren auch für die Perspektive der Informatik gewinnbringend sein kann. Denn wir zeigen erstens, dass eine Klassifikation und relativ zuverlässige Reproduktion intersubjektiver Einschätzungen mit aktuellen KI-Modellen grundsätzlich möglich ist. Zweitens adressieren wir aber auch ein Problem, das in der Informatik zunehmend Beachtung findet: Wie oben bereits beschrieben, muss die Informatik als gesichert geltende Datengrundlagen (Ground Truths) voraussetzen, um mit ihren Verfahren mathematische Problemstellungen effektiv adressieren zu können. Das heißt aber nicht, dass die Informatik dieser Notwendigkeit zwangsläufig unkritisch gegenübersteht. In den letzten Jahren gibt es verstärkte Tendenzen innerhalb der Disziplin, die Validität von Datensets nicht einfach als gegeben hinzunehmen, sondern sie kritisch zu hinterfragen (Denton et al. 2020, 2021; Buolamwini und Gebru 2018). Mit unserem Projekt demonstrieren wir anhand eines konkreten Fallbeispiels, wie eine ethnografische Situierung dabei helfen kann, die Herstellung von Datensets kritisch zu begleiten und damit auch den epistemischen Mehrwert einer durch dieses Datenset generierten Ground Truth adäquat zu reflektieren und im Idealfall zu erweitern. Zwar ist diese Art der Situierung aufwendig und dementsprechend kostspielig – und deshalb ist sie sicher nicht in allen Fällen leistbar. Aber gerade dort, wo es sich um besonders komplexe Datensets handelt, in denen zentrale Kategorien nur intersubjektiv bestimmbar sind, scheint uns der hier vorgeschlagene Ansatz vielversprechend. Er könnte dazu beitragen, dass auch die Informatik von digitalanthropologischen bzw. sozial- und kulturwissenschaftlichen Ansätzen verstärkt profitieren kann.

Literatur

- Archer, Alfred, und Lauren Ware. 2018. „Beyond the Call of Beauty: Everyday Aesthetic Demands Under Patriarchy“. *The Monist* 101 (1): 114–27. <https://doi.org/10.1093/monist/onx029>.
- Artstein, Ron. 2017. „Inter-Annotator Agreement“. In *Handbook of Linguistic Annotation*, herausgegeben von Nancy Ide und James Pustejovsky. Springer Netherlands: 297–313. https://doi.org/10.1007/978-94-024-0881-2_11.

- Bareither, Christoph, Alexander Harder, und Dennis Eckhardt. 2023. „Special Issue: Digital Truth-Making: Anthropological Perspectives on Right-Wing Politics and Social Media in ‚Post-Truth‘ Societies“. *Ethnologia Europaea* 53 (2). <https://doi.org/10.16995/ee.9594>.
- Bareither, Christoph, und Sabine Wirth. 2025. „Social Media Feeds as Curatorial Assemblages: A Conceptual Framework.“ *Media, Culture & Society*: 1–16. <https://doi.org/10.1177/01634437251360372>.
- Bennett, S. J., Benedetta Catanzariti, und Fabio Tollon. 2025. „Everybody Knows What a Pothole Is: Representations of Work and Intelligence in AI Practice and Governance“. *AI & SOCIETY*. <https://doi.org/10.1007/s00146-024-02162-0>.
- Berger, John. 2008. „*Ways of Seeing*.“ British Broadcasting Corporation and Penguin Books.
- Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 2016. „*Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*.“ 26. Aufl. Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Bordo, Susan. 2003. „*Unbearable Weight: Feminism, Western Culture, and the Body*.“ Tenth Anniversary Edition. University of California Press.
- Brathwaite, Kyla N, David C DeAndrea, und Megan A Vendemia. 2023. „Non-Sexualized Images and Body-Neutral Messaging Foster Body Positivity Online“. *Social Media + Society*: 1–15. <https://doi.org/10.1177/20563051231207852>.
- Brey, Philip. 2000. „Technology and Embodiment in Ihde and Merleau-Ponty“. In *Metaphysics, Epistemology, and Technology. Research in Philosophy and Technology*, herausgegeben von Carl Mitcham: 45–58. Elsevier/JAI Press.
- Bucher, Taina. 2018. „*If...Then: Algorithmic Power and Politics*.“ Oxford University Press.
- Buolamwini, Joy, und Timnit Gebru. 2018. „Gender Shades: Intersectional Accuracy Disparities in Commercial Gender Classification“. *Proceedings of the 1st Conference on Fairness, Accountability and Transparency*: 77–91. <https://proceedings.mlr.press/v81/buolamwini18a.html>.
- Burke, Robin, Alexander Felfernig, und Mehmet H. Göker. 2011. „Recommender Systems: An Overview“. *AI Magazine* 32 (3): 13–18. <https://doi.org/10.1609/aimag.v32i3.2361>.
- Crawford, Kate, und Trevor Paglen. 2021. „Excavating AI: The Politics of Images in Machine Learning Training Sets“. *AI & SOCIETY*: 1105–1116. <https://doi.org/10.1007/s00146-021-01162-8>.
- Denton, Emily, Alex Hanna, Razvan Amironesei, Andrew Smart, und Hilary Nicole. 2021. „On the Genealogy of Machine Learning Datasets: A Critical History of ImageNet“. *Big Data & Society* 8 (2): 1–14. <https://doi.org/10.1177/20539517211035955>.
- Denton, Emily, Alex Hanna, Razvan Amironesei, Andrew Smart, Hilary Nicole, und Morgan Klaus Scheuerman. 2020. „Bringing the People Back In: Contesting Benchmark Machine Learning Datasets“. *Proceedings of ICML Workshop on Participatory Approaches to Machine Learning*. arXiv. <http://arxiv.org/abs/2007.07399>.

- Fabian, Johannes. 2014. „Ethnography and Intersubjectivity: Loose Ends“. *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 4 (1): 199–209. <https://doi.org/10.14318/hau4.1.008>.
- Franken, Lina. 2022. „Digitale Methoden für qualitative Forschung: Computationelle Daten und Verfahren.“ utb GmbH. <https://doi.org/10.36198/9783838559476>.
- Gill, Rosalind. 2021. „Changing the perfect picture: Smartphones, social media and appearance pressures.“ University of London. https://www.citystgeorges.ac.uk/__data/assets/pdf_file/0005/597209/Parliament-Report-web.pdf.
- Gillespie, Tarleton. 2017. „#trendingistrending. Wenn Algorithmen Zu Kultur Werden“. In *Algorithmenkulturen: Über die rechnerische Konstruktion der Wirklichkeit*, herausgegeben von Robert Seyfert und Jonathan Roberge. Transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839438008>.
- Gollub, Tim, Pierre Achkar, Martin Potthast, und Benno Stein. 2025. „Call for Research on the Impact of Information Retrieval on Social Norms“. In *Advances in Information Retrieval. 47th European Conference on IR Research (ECIR 2025)*, herausgegeben von Claudia Hauff, Craig Macdonald, Dietmar Jannach, et al., vol. 15575. Lecture Notes in Computer Science. Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-03-1-88717-8_27.
- Grandinetti, Justin. 2023. „Examining Embedded Apparatuses of AI in Facebook and TikTok“. *AI & SOCIETY* 38 (4): 1273–1286. <https://doi.org/10.1007/s00146-021-01270-5>.
- Haraway, Donna. 1995. „Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen.“, herausgegeben von Carmen Hammer und Immanuel Stieß. Campus Frankfurt / New York.
- Henriksen, Anne, und Anja Bechmann. 2020. „Building Truths in AI: Making Predictive Algorithms Doable in Healthcare“. *Information, Communication & Society* 23 (6): 802–816. <https://doi.org/10.1080/1369118X.2020.1751866>.
- Jocher, Glenn, und Jing Qiu. 2024. „Ultralytics YOLO11.“ V. 11.0.0. Released. <https://github.com/ultralytics/ultralytics>. <https://docs.ultralytics.com/models/yolo11/#what-are-the-key-improvements-in-ultralytics-yolo11-compared-to-yolov8>.
- Kitchin, Rob, und Tracey P. Lauriault. 2018. „Towards critical data studies: Charting and unpacking data assemblages and their work“. In *Thinking Big Data in geography: New regimes, new research*. University of Nebraska Press.
- Mascia-Lees, Frances E., Hg. 2011. „A Companion to the Anthropology of the Body and Embodiment.“ Blackwell Companions to Anthropology 13. Wiley-Blackwell.
- Mascia-Lees, Frances E. 2019. „The Body and Embodiment in the History of Feminist Anthropology: An Idiosyncratic Excursion through Binaries“. In *Mapping Feminist Anthropology in the Twenty-First Century*, herausgegeben von Ellen Lewin und Leni M. Silverstein. Rutgers University Press: 146–67. <https://doi.org/10.36019/9780813574318>.

- Meta AI. 2023. „Introducing 22 system cards that explain how AI powers experiences on Facebook and Instagram“. <https://ai.meta.com/blog/how-ai-powers-experiences-facebook-instagram-system-cards/>.
- Peeters, Stijn. 2025. „Zeeschuimer.“ 25. April 2025. <https://doi.org/10.5281/zenodo.15281614>.
- Postill, John. 2021. „Digital politics“. In *Digital Anthropology*, herausgegeben von Hannah Knox und Haidey Geismar: 159–177. Routledge.
- Rumelhart, David E., Geoffrey E. Hinton, und Ronald J. Williams. 1986. „Learning Representations by Back-Propagating Errors.“ *Nature* 323 (6088): 533–536. <https://doi.org/10.1038/323533a0>.
- Scheuerman, Morgan Klaus, Kandrea Wade, Caitlin Lustig, und Jed R. Brubaker. 2020. „How We’ve Taught Algorithms to See Identity: Constructing Race and Gender in Image Databases for Facial Analysis“. *Proceedings of the ACM on Human-Computer Interaction* 4 (CSCW1): 1–35. <https://doi.org/10.1145/3392866>.
- Thylstrup, Nanna Bonde. 2022. „The Ethics and Politics of Data Sets in the Age of Machine Learning: Deleting Traces and Encountering Remains“. *Media, Culture & Society* 44 (4): 655–671. <https://doi.org/10.1177/01634437211060226>.
- Thylstrup, Nanna Bonde, Mikkel Flyverbom, und Rasmus Helles. 2019. „Datafied Knowledge Production: Introduction to the Special Theme“. *Big Data & Society* 6 (2): 205395171987598. <https://doi.org/10.1177/2053951719875985>.
- TikTok Support. o. J. „How TikTok recommends content“. Zuletzt abgerufen am 12. Februar 2025. <https://support.tiktok.com/en/using-tiktok/exploring-videos/how-tiktok-recommends-content#>.
- White, Bob W., und Kiven Stroh. 2014. „Preface: Ethnographic Knowledge and the Aporias of Intersubjectivity“. *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 4 (1): 189–197. <https://doi.org/10.14318/hau4.1.007>.
- Widdows, Heather. 2018. „Perfect Me: Beauty as an Ethical Ideal.“ Princeton University Press.

Ethnografie 2.0

Zum Problem der Anonymisierung in hybriden Gemeindestudien und dem Potenzial von KI-Bildgeneratoren

Franz Erhard, Nadine Jukschat und Emilia Socha

Einleitung

Gemeindeforschung im digitalen Zeitalter

In unserem Beitrag gehen wir darauf ein, was es bedeutet, im Zeitalter von sozialen Medien und mediatisierter Lebenswelten ethnografische Gemeindestudien durchzuführen bzw. sozialraumorientiert zu forschen. In der Grundidee setzt dieser Forschungsstil auf ein Hineinstolpern und sich Sich-Treiben-Lassen im Feld. Robert E. Park wird in diesem Zusammenhang das an der journalistischen Reportage angelehnte Prinzip des „nosing around“ zugeschrieben (Lindner 1990). Durch das Herumschnüffeln in der betreffenden Gemeinde entwickle man erst einen „Spür-Sinn“ (Lindner 2011) für die interessanten und wichtigen Dinge im Feld. Mit der Digitalisierung unseres Alltagslebens, unserer Kommunikationsformen und unserer sozialen Beziehungen hat sich die Umsetzung dieser etablierten Praxis in der qualitativen Gemeindeforschung erheblich verkompliziert und gerät bisweilen an ihre Grenzen. Möchte man der Verschränkung von Offline- und Online-Leben im Alltag auch methodisch Rechnung tragen, indem man in der Forschung Offline- und Online-Daten trianguliert, ergeben sich Probleme, mit denen Forschungen, die sich allein auf die Offline- oder die Online-Welt beziehen, nicht konfrontiert sind. Konkret ist es die Gefahr der Deanonymisierung (Bischof et al. 2022) sowie Fragen der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit, Transparenz und Reproduzierbarkeit von Forschungsergebnissen, die sich in Anbetracht von im digitalen Raum erhobenen Daten und deren Rückverfolgbarkeit mittels Suchmaschinen neu stellen. Wie greift man auf diese Daten zurück und präsentiert sie zur Plausibilisierung der eigenen Ergebnisse, ohne die konkrete Gemeinde und die dort lebenden Menschen, zu denen man in einem Vertrauensverhältnis steht, aufzudecken? Stellen digitale Methoden und Tools (Franken 2022, 2023) eine Möglichkeit dar, um mit dem Problem umzugehen?

Im Beitrag konzeptualisieren wir in einem ersten Schritt Gemeindeforschung im digitalen Zeitalter als hybride Raumforschung. Dafür greifen wir auf empirische und theoretische Arbeiten zur Verschränkung von Online- und Offline-Welten sowie raumsoziologische Theorien zurück. Im zweiten Schritt werden diese Überlegungen anhand von Erfahrungen aus der eigenen ethnografischen Gemeindeforschung in Bezug auf die Gütekriterien empirischer Forschung und forschungsethische Fragen weitergeführt. An empirischen Beispielen wird drittens exemplarisch aufgezeigt, wie sich Gemeinden im Zeitalter der Digitalisierung sowohl im Analogen wie im Digitalen als Sozialräume konstituieren. Sie etablieren in beiden Sphären Orte, an denen die eigene Identität und mentale Verfasstheit verhandelt und beobachtbar wird. Eine getrennte Betrachtung beider Sphären wäre künstlich in dem Sinne, dass sie der gelebten Praxis der Gemeinde nicht entspräche. Daneben erörtern wir, welche Schwierigkeiten sich aus dieser Situation der Verschränkung ganz praktisch in unserer eigenen Gemeindeforschung ergaben. Diesbezüglich erkunden wir mögliche Lösungsstrategien, wobei wir neben der klassischen Option, die Offline-Online-Verschränkung des Gemeindelebens allein von den im Analogen erhobenen Daten her zu untersuchen, auch experimentell den Einsatz von KI-Bildgeneratoren erproben, um dem Problem der potenziellen Deanonymisierung von (visuellen) Online-Daten zu begegnen. Mit diesem Schritt erweitern wir die Debatte um die Methodisierung der assistierenden Nutzung von KI-Werkzeugen in der qualitativen Forschung, die bisher vor allem in Bezug auf Text und KI-Systeme als Auswertungshelfer geführt wird (z. B. Mayring 2025).

Die Verschränkung von Digitalem und Analogem in der ethnografischen Gemeindeforschung

Es stellt heute eine Selbstverständlichkeit dar, dass im Alltag analoge und digitale Sphären miteinander verbunden sind (Klausner und Eckhardt 2023). Das Sozialleben findet nicht mehr allein in Face-to-Face-Settings an konkreten Orten oder in analogen Medien statt. Vielmehr kreuzen und verschränken sich reale und virtuelle Welt auf vielfältige Weise. Diesbezüglich gibt es eine lange Tradition sozialwissenschaftlicher, aber auch philosophischer Reflektionen. Schon früh wurde in den Kommunikationswissenschaften auf Medienphänomene und ihren prägenden Einfluss auf das Alltagsleben hingewiesen (Adoni und Mane 1984). Medien spielen in diesem Sinne eine wichtige Rolle bei der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit (Berger und Luckmann 1969) – schon im Zeitalter der Massenmedien, aber noch mehr heute im Zeitalter der Digitalisierung, des Aufstiegs des Internets und insbesondere der sozialen Medien. Unsere Alltagswelt wird zunehmend von digitalen Medien und digitaler Kommunikation durchdrungen, ein Phänomen, das Krotz et al. (2017) „Mediatisierung“ genannt haben. Im Digitalen werden dementsprechend

Gespräche, Thematiken und Diskurse weitergeführt, verlängert und aufgegriffen (Wellman 2004b, 2004a; Boyd und Quan-Haase 2011). Zudem argumentierte Turkle (2005/1984) bereits vor 40 Jahren, dass es keine klaren Grenzen zwischen beiden Sphären gebe und diese miteinander verwoben seien. Was in virtuellen Räumen geschieht, wird von den Menschen als real erlebt und hat auch reale Konsequenzen für ihr Selbstverständnis, ihre Identität und ihr Handeln. In eine ähnliche Richtung argumentierte Knorr-Cetina (2009), die die Verschmelzung von Digitalem und Analogem als „synthetische Situation“ konzeptualisierte. Das heißt, Online-Medien reichern das Offline-Leben an und werden in diesem wirkmächtig und umgekehrt.

Obwohl also die Überlegung, dass analoges und digitales Leben miteinander verbunden sind, bereits etabliert ist, wurde in der Sozialforschung das „Feld des Digitalen“ (Schmidt-Lux und Wohlrab-Sahr 2020: 7) zunächst als ein eigener abgrenzbarer Untersuchungsraum entworfen (Fielding et al. 2017). Dementsprechend findet sich auch eine Vielzahl von Ethnografien digitaler Räume und virtueller Welten (Boellstorff et al. 2012), die etwa als „virtuelle Ethnografie“ (Hine 2000), „Netnografie“ (Kozinets 2019), „Cyberethnografie“ (Teli et al. 2007), „Webnographie“ (Strübing 2006) bezeichnet worden sind. Arbeiten dieser Art „betrachten das Internet größtenteils als kulturellen Hintergrund und Kontext für soziale Interaktion. Das Internet ist ein in diesem Verständnis offener Kontext, in dem sich Praktiken, Bedeutungen und Identitäten miteinander vermischen“ (Domínguez Figaredo et al. 2007: o.S.).

Indes sind Arbeiten, die sich der lebenspraktischen Verschränkung von Offline- und Online-Leben widmen, gegenüber dieser ausschließlichen Online-Forschung rar gesät (Hallett und Barber 2014: 308). Die Verbindung von Offline- und Online-Daten sowie -Methoden in der (qualitativen) Sozialforschung steckt noch in den Anfängen (Hine 2015). Thomas Schmidt-Lux (2017) etwa konzeptualisierte Internetforen als Orte der Alltagskommunikation und ging Legitimationskonflikten um Selbstjustiz und Gewalt in der analogen Welt auf diesen Plattformen nach. Damit griff er das virulente Thema der Onlinevernetzung und -radikalisierung auf, die zu teils schwerwiegenden Effekten in der physischen Welt führen können. Das von ihm angeführte prominente Beispiel der sächsischen Gruppe Freital zeigt diesbezüglich, wie Online- und Offline-Interaktionen wirkungsvoll ineinandergreifen können. Gegründet als Facebook-Gruppe, führten ihre Aktivitäten schließlich zu Gewalt gegen Flüchtlinge und Mitglieder der Zivilgesellschaft. Die Mitglieder der Gruppe Freital wurden später u.a. wegen Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung verurteilt. In einer anderen Studie wurde untersucht, „wie digitale soziale Medien und Plattformen mit sozialräumlichem Bezug das Zusammenleben, lokales Sozialkapital sowie zivilgesellschaftliches und politisches Engagement in den jeweiligen Nachbarschaften beeinflussen“ (Becker et al. 2020: 128), wobei diese Nachbarschaften als „hybride soziale Räume“ (ebd.) konzipiert wurden. Dabei konnte gezeigt werden, wie sich digitale und analoge Interaktionen gegenseitig

„erweitern“ (ebd.) und gegenseitig beeinflussen. Ruth Dorothea Eggel (2023) wiederum argumentierte mit Bezug auf Computerspieleevents, dass sich Zustände der Multipräsenz ausbilden, in denen sich die Ko-Präsenz im physischen Raum mit der Transzendierung dieser Anwesenheit durch die Nutzung diverser Chat- und Messengerdienste und dem Eintauchen in soziale Spielewelten kreuzen. Im Resultat verschwimmen die Grenzen zwischen physischer und digitaler Welt, was ein „multi-präsenten Ethnografieren“ (ebd.) nötig mache.

Anschließend an diese Arbeiten möchten wir für die ethnografische Gemeindeforschung die methodologische Erweiterung vornehmen, Gemeindeleben nicht mehr allein analog zu beforschen. Stattdessen ist dieses charakterisiert durch ein wechselseitiges Durchdringen und Verschränken analoger und digitaler Begegnungsräume und Kommunikationsformen, wobei Örtlichkeit als Kategorie durchaus weiterhin relevant gemacht wird. So erfolgen etwa in digitalen sozialen Medien wie beispielsweise Facebook-Gruppen lokalisierende Bezugnahmen auf konkrete Orte, indem sich Gemeinde- oder Stadtteilgruppen gründen und dies auch im Gruppennamen artikulieren. Zugleich konstituiert sich im Digitalen eine uneinheitliche, sich überlappende Sozialräumlichkeit, die symbolisch und diskursiv Orte hervorbringt, die in das analoge Leben hineinwirken. Unsere Annahme ist dementsprechend, dass man mit dem Einbezug von Sozialen Medien und anderen digitalen Kommunikationskanälen tiefer in das Gemeindeleben vordringen kann. Wir begreifen diese Medien als eine spezielle Form von Öffentlichkeit, die den – mit Mannheim (1980) gesprochen – „konjunktiven Erfahrungsraum“ der Ortsgemeinschaft erweitert. Diese Öffentlichkeit kann eine starke, auch ortsübergreifende Breitenwirkung entfalten – oder auch weitere, externe Öffentlichkeiten in das Ortsgeschehen hineinwirken lassen: „Orte rücken näher, Communities konstituieren sich über große Entfernung und jenseits reiner face-to-face-Kommunikation“ (Schmidt-Lux und Wohlrab-Sahr 2020: 4).

Damit verkompliziert sich, was unter einer Gemeinde als soziologisch abgrenzbarer Gegenstand zu verstehen ist. Anschließend an den sozial-phänomenologischen Ansatz Martina Löws (2001a, 2001b) ist diesbezüglich etabliert, dass es verkürzend wäre, eine Gemeinde (allein) als Verwaltungseinheit innerhalb klarer geographischer Grenzen zu verstehen. Stattdessen weist eine Gemeinde immer auch einen lebensweltlichen Charakter auf. Sie ist Stätte alltäglicher Verrichtungen, Begegnungen und Relevanzsetzungen. Löw unterscheidet an dieser Stelle *Ort* und *Raum*, die gleichwohl zueinander in Beziehung stehen (Löw 2001a: 124). Damit meint sie, dass aus einer soziologischen Perspektive nicht die kontingent geformte Geographie interessiert, an der sich eine Gemeinde befindet. Vielmehr wird gefragt, wie diese Geographie sozial genutzt, gestaltet und verhandelt wird und somit erst als Gemeinde kommunikativ anschlussfähig und handlungspraktisch relevant wird. Erst die aktiv-platzierende Anordnung und „kognitiv-emotionale“ Ordnung von „Lebe-

wesen und sozialen Gütern“ (ebd.), die sich an einem Ort befinden, macht diesen zu einem Raum, der eine für menschliches Leben sinnvolle Struktur aufweist.

Eine Gemeinde konstituiert sich demnach in einem Zusammenspiel aus Orts- und Gruppenbezug. Das heißt, Gemeinden sind soziale Zusammenhänge, die ein „eigenes symbolisches Universum schaffen“ (ebd.: 125). Diese Ordnung ist aber immer auch verortet:

„Gemeinden konstituieren sich nicht über erdräumlich umgrenzte Gebiete. Sie bilden erstens Räume, die mit den Territorien nicht identisch sein müssen, welche bislang kaum erforscht werden, und sie bringen zweitens systematisch Orte hervor, die eine eigene symbolische Existenz entfalten.“ (ebd.)

Bei Gemeinden im Sinne von Dörfern und kleineren Städten ist damit vornehmlich die historisch gewachsene bauliche Struktur gemeint. Allerdings, so möchten wir argumentieren, beschränkt sich diese Verortung unter den genannten Bedingungen einer Verschränkung von Online- und Offline-Leben nicht mehr allein auf die physische Welt. Gemeinden verfügen schon länger über Websites, Facebook-Gruppen, Messenger-Kanäle usw. Für das ethnografische Erforschen von Gemeinden bedeutet das, die Dichotomie zwischen real und virtuell zu verabschieden (Beneito-Montagut 2011) und auch die Vorstellung dessen, was einen Sozialraum konstituiert, zu erweitern:

„While traditional methods of ethnography (observation and informal interview) continue to be useful, researchers need to reconceptualize what counts as a field site. We argue that studying a group of people in their ‚natural habitat‘ now includes their ‚online habitat.‘“ (Hallett und Barber 2014: 308)

Löw adaptierend möchten wir in Bezug auf dieses Online-Habitat von *digitalen* „Platzierungspraxen“ (Löw 2001a: 125) sprechen. Das heißt, Fragen danach, wie sich „Menschen(gruppen) zu Räumen“ formieren, „welche Grenzen (...) darüber etabliert“ werden „und welche Orte mit welcher symbolischen Kraft (...) hervorgebracht“ (ebd.) werden, müssen heute auch mit Blick auf virtuelle Räume und Kommunikationskanäle beantwortet werden. Diese stellen Repräsentationen der Symbolwelt dar, die eine Gemeinde im Kern ausmacht. Eine Gemeindestudie, die infolge der entfalteten Argumentation „notwendig eine Raumstudie“ (ebd.) sein sollte, muss diese Online-Repräsentationen demnach mit einbeziehen.

Forschungskontext und methodische Reflexion

Virulent wurden die Überlegungen zur Verbindung von Offline- und Online-Daten in der Gemeindeforschung im Zuge eines Forschungsprojekts, das im Verbund der Hochschule Zittau/Görlitz mit der Universität Siegen sowie weiteren nicht-akademischen Partnereinrichtungen zwischen 2021 und 2025 durchgeführt wurde.¹ Im Projekt untersuchten wir in zwei ethnografisch angelegten Fallstudien in kleineren Gemeinden in der Lausitz die Perspektiven auf den Strukturwandel der Region vor dem Hintergrund biografischer und kollektiver Erfahrungen, insbesondere solcher, die im Zuge der Wendezeit und der folgenden 1990er Jahre gemacht wurden. Im Hintergrund steht dabei die Frage nach der Forcierbarkeit sogenannter „sozialer Innovationen“ in Gemeinwesen (Erhard und Jukschat 2023, 2025; Jukschat et al. 2024). Wir changierten im Projekt zwischen genuin akademischer Forschung, auf die wir uns hier fokussieren, und einem Praxisteil, in dem wir konkrete Formate mit sozialem Innovationspotenzial partizipativ entwickelten und erprobten.

Im akademischen Projektteil ging es in der Hauptsache darum, die sozialen Logiken der untersuchten Gemeinden aufzuschließen, Schlüsselfiguren zu identifizieren und die im Ort vorhandenen kollektiven Orientierungsrahmen herauszuarbeiten. Wir arbeiteten methodisch orientiert an der Grounded Theory („all is data“, Glaser und Strauss 1967), die wir in der Auswertung mit der Sequenzanalyse, wie sie aus der Objektiven Hermeneutik bekannt ist, verbanden (Erhard und Sammet 2018). In der Erhebung lag unser Schwerpunkt auf klassischen ethnografisch orientierten Methoden (Breidenstein et al. 2020): Sozialraumbegehungen im Sinne eines *nosing around* im Sinne von Robert E. Park in der Tradition der Chicago School, fokussierte teilnehmende Beobachtungen (Knoblauch 2001), themenfokussierte (narrative) Interviews (Schütze 1983) mit lokalen Schlüsselfiguren und Gruppendiskussionen (Bohnsack 2000), aber auch die Sichtung von Artefakten (Aushänge, Gemeindeblatt, etc.).

Durch Hinweise im Feld, dass es Facebook-Gruppen der Ortschaften gebe, und ohnehin sensibilisiert für zunehmend mediatisierte und digitalisierte Lebenswelten erweiterten wir unsere Felderschließung bereits zu Beginn in der explorativen Phase auf den digitalen Raum. Schnell drängten sich dabei mehrere Reflektionen über den spezifischen Charakter von Online-Kommunikation sowie darüber auf, welche Daten überhaupt für eine empirische Untersuchung in Frage kommen.² Alltägliche Online-Kommunikation erfolgt meist in Schriftform bzw. durch visuelle

1 Der Kurztitel des Projektes lautete „Beteiligung und Partnerschaft im Strukturwandel“ (Be-Part). Es wurde durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) zwischen 2022–2025 gefördert. Vgl. <https://bepart-lausitz.de/>.

2 Für einen Überblick zu den Modalitäten von Online-Kommunikation, insbesondere in den Sozialen Medien vgl. Friese et al. (2020) sowie Schrape und Siri (2022).

Daten (wie Fotos, Emojis, etc.), teils aber auch audiovisuell. Das macht sie einerseits persistent, d.h. anders als mündliche Kommunikation dauerhaft festgehalten. Andererseits ist sie im Fluss bzw. flüchtig: Wie viele Likes ein Beitrag hat, ändert sich beispielsweise situativ. Außerdem können nachträgliche Änderungen und Löschungen durch daran Beteiligte nicht ausgeschlossen werden, was zugleich nicht immer nachvollzogen werden kann. Diesbezüglich können wir also immer nur einen bestimmten Zeitabschnitt von Online-Kommunikation festhalten. Ohne integriertes Mitglied der Gemeinde, ihren Netzwerken und Symbolwelten zu sein, besteht zudem nur Zugriff auf die öffentlich geschalteten Posts, Kommentare usw. in Netzwerkplattformen, Foren oder auf Zeitungsseiten. Messengerkommunikation beispielsweise, die im Alltag vieler Leute heute eine große Rolle spielt, ist für die Sozialforschung zumindest nicht ohne Weiteres zugänglich.³

Neben diesen technischen und erhebungsmethodischen Fragen warf die Verbindung von Offline- und Online-Daten in unserer Forschung darüber hinaus verschiedene forschungsethische Fragen auf, die den Anlass für den vorliegenden Beitrag gaben: Im analogen Feldzugang war für uns selbstverständlich, in unseren Interviews und Gesprächen Vertraulichkeit und Anonymität zuzusichern. Gerade weil es sich um kleine Gemeinden handelte, in denen nicht nur die Schlüsselakteure einander kennen, sondern auch weniger öffentlich agierende Personen aufgrund ihres sozialen Eingebundenseins und Engagements im Ort leicht wiederzuerkennen wären, entschieden wir uns dafür, nicht nur konkrete Personen, sondern auch die Gemeinden selbst in jeglicher Außenkommunikation durch das Forschungsteam zu anonymisieren⁴, was in der sozialraumbezogenen Forschung keine Selbstverständlichkeit darstellt (Beispielstudien, in denen die Untersuchungsorte benannt werden: Becker et al. 2020; Michelsen et al. 2017). Im Forschungsprozess half diese Strategie, in den Gesprächen mit den Menschen vor Ort auch schwierige, konflikthafte Themen und Konstellationen thematisierbar zu machen.

3 Einen vielbeachteten Sonderfall in dieser Hinsicht stellt die Studie von Kiefer et al. (2018) dar, deren Datenbasis die WhatsApp-Kommunikation einer dschihadistischen Gruppe bildet, die aus dem Handy eines jungen Salafisten ausgelesen und den Forschenden durch Journalisten zugänglich gemacht worden ist.

4 Brüchig wurde diese Strategie in dem Moment, wo aus der Gemeinde heraus ein Interesse entstand, die Zusammenarbeit mit dem Forschungsprojekt bzw. im Projekt entstandene Aktivitäten im Sinne eines Ortsmarketings öffentlich zu thematisieren. Dieses Dilemma lässt sich nicht gänzlich auflösen. Wir hielten unsererseits an der Anonymisierungsstrategie auch auf Gemeindeebene fest und erklärten unsere Gründe dafür auch immer wieder im Feld. Wir gehen davon aus, dass im lokalen Kontext die Verknüpfung mit unserem Projekt hergestellt ist, sich für nicht regional verankerte Akteure aber umgekehrt aus unseren Projektpublikationen weiterhin nur unter sehr hohem Rechercheaufwand rekonstruieren ließe, welche Fallstudienorte wir beforstet haben.

Wenn nun öffentlich zugängliche Online-Daten in die Forschung einbezogen werden, sind sie durch simple Suchmaschinen-Abfragen jederzeit wieder auffindbar. Wie können diese Daten sinnvoll in die Analyse des Gemeindecharakters mit eingebunden und gleichzeitig die Anonymisierungsversprechen und Vertraulichkeitszusagen gegenüber den Personen vor Ort garantiert werden (vgl. zur Thema Deanonymisierung im digitalen Raum Bischof et al. 2022; Zimmer 2010)? Welches Material kann also legitimerweise einbezogen werden und inwieweit ist die Trennung zwischen privaten und öffentlichen Inhalten oder auch der Kontext einer Äußerung relevant dafür?

Hinweiskataloge zum Umgang mit Online-Daten in der qualitativen Forschung (Beispielsweise von Unger et al. o. J.) griffen bei der Beantwortung dieser Fragen nach unserer Einschätzung nicht. Zwar ist die Nutzung der Daten, die von sozialen Plattformen wie Facebook extrahiert werden, über die Nutzungsbedingungen abgesichert und somit legal. Gerade mit Blick auf offene Soziale Medien wie Facebook und dort veröffentlichte Daten wird daher die Forschungsnutzung von Beiträgen selbst ohne eine dezidierte Einwilligung der jeweiligen Personen grundlegend als weitgehend unproblematisch eingeschätzt (Golla et al. 2018). Allerdings bleibt das Problem, dass man bei der Verknüpfung von Offline- und Online-Daten zu *einer konkreten Gemeinde* riskiert, den Namen der gesamten Gemeinde aufzudecken und mithin auch jene Daten zu deanonymisieren, die man im Analogen erhoben hat.

An dieser Stelle ließe sich einwenden, dass das Problem nicht ganz neu sei, denn auch bei klassischen ethnografischen Untersuchungen könnten veröffentlichte Medien (z. B. Ortschroniken, Fotobände o. Ä.) eingebunden werden, die eine Deanonymisierung ermöglichen würden. Wenn man dezidiert den spezifischen Charakter einer Gemeinde untersucht, bestand schon immer die Möglichkeit, mit der Präsentation von Untersuchungsmaterial, Spuren zu deren Deanonymisierung zu legen. Gleichwohl erscheint der Deanonymisierungsaufwand heute vor dem Hintergrund von Suchmaschinen und den Möglichkeiten der Bilder-Rückwärtsuche ungleich geringer. Das ohnehin schon schwierige Verschleiern von Orts- und Personenidentitäten, das mit Gemeindestudien einhergeht, wird so quasi unmöglich gemacht.

Mithin wird ersichtlich, dass die Digitalisierung der Sozialwelt sich auch auf die Forschung über diese auswirkt. Wollte man die Verschränkung von Offline- und Online-Welt bei der oben beschriebenen Konstitution einer Gemeinde als Sozialraum sowie deren Verortung nachzeichnen, dürfte man konsequenterweise das Online-Material – soweit es einen öffentlichen Charakter hat – nur intern für die Auswertung verwenden und dürfte daraus weder Text noch Bild direkt zitieren. Bei der Präsentation der Ergebnisse müsste man es aussparen, verschleiern oder total anonymisieren. Dadurch wäre die Anonymität der untersuchten Gemeinde garantiert – allerdings zulasten der forschersischen Gütekriterien der intersubjektiven Nach-

vollziehbarkeit, Transparenz sowie Reproduzierbarkeit der Ergebnisse (Strübing et al. 2018; Otte et al. 2023; Erhard und Schäfer 2024).

Um an dieser Stelle weiter zu kommen, werden wir im Folgenden aufbauend auf Ergebnissen aus unserem Projekt Strategien präsentieren (vgl. auch Bischof et al. 2022), die helfen sollen, trotz der beschriebenen Probleme aussagefähig zu bleiben und Standards des wissenschaftlichen Arbeitens einzuhalten. Zum einen zeigen wir, wie sich die Verknüpfung von Online- und Offline-Leben einer Gemeinde von den im Analogen erhobenen Daten her rekonstruieren lässt. Hier wird auf klassische Interviewtranskripte zurückgegriffen und also gezeigt, dass nicht notwendigerweise Online-Daten zur Verfügung stehen müssen, um digitale Repräsentationen einer Gemeinde abbilden zu können. Die Güte der Forschung wird dabei über etablierte Anonymisierungs- wie Datensicherungspraxen gewährleistet. Zum anderen möchten wir Möglichkeiten präsentieren, wie sich mithilfe von online verfügbaren Bildgeneratoren mögliche neue Anonymisierungs- aber auch Analysestrategien aufbauen. Dabei argumentieren wir, dass eine Ausweitung des Methodenrepertoires auf digitale Hilfsmittel eine Strategie sein könnte, um bekannte Fragen nach der Qualitätssicherung von ethnografischer Forschung in einer digitalisierten Welt zufriedenstellend zu beantworten. Gleichwohl möchten wir betonen, dass an dieser Stelle unser Beitrag dezidiert als explorativer Vorschlag und nicht als das Vorführen einer gesättigten und bewährten digitalen Methode zu verstehen ist.

Mit Offline-Daten die Offline-Online-Verschränkung untersuchen

Zur latenten Wirkmächtigkeit von Facebook im Alltag eines Bürgermeisters

Wie sich im Zuge unserer Feldforschungen herausstellte, existiert zu einem unserer Untersuchungsorte, er soll hier Ostenau heißen, eine Facebook-Gruppe. Auf diese wurden wir vielfach in geplanten, aber auch spontanen Gesprächen hingewiesen. Tenor war dabei, dass diese Gruppe nützlich sei, um auf dem neuesten Stand zu bleiben, was das Geschehen im Ort angeht. Als wir uns die Gruppe selber anschauten, erhielten wir einen ganz ähnlichen Eindruck. Wir stellten fest, dass die Gruppe als schwarzes Brett genutzt wird, darüber hinaus als identitätsstiftendes Ortsgedächtnis fungiert und eine Polisfunktion erfüllt, indem dort verschiedene Meinungen kommuniziert und Debatten geführt werden.

Zu diesen schnell erschließbaren Funktionen, die die Facebook-Gruppe für die Gemeindemitglieder hat, lassen sich aber auch noch weniger offensichtliche Wirkungsweisen der Gruppe auf das Gemeindeleben nachweisen. Besonders deutlich wurde das in einem Interview mit dem ehemaligen Bürgermeister von Ostenau, in dem er ein ambivalentes Verhältnis zu Facebook als Medium der Gemeindekommunikation zum Ausdruck bringt. Einerseits lehnt er bestimmte Charakteristika des

Online-Mediums ab und spielt die Bedeutung der Facebookgruppe für sich persönlich herab. Andererseits zeigt sich, dass auch er nicht umhinkommt, diesen Ort des Gemeindelebens in sein Handeln einzubeziehen.

Der präsentierte Interviewabschnitt steht im Kontext einer Erzählung zu einer größeren, im Ort geplanten politischen Veranstaltung von Rechtsextremen, von der der ehemalige Bürgermeister überrumpelt wurde. Er berichtet, dass er nicht gewusst habe, worum es sich bei der Veranstaltung handelt. Gleichzeitig sei er ruhig geblieben und habe sich zunächst einmal im Ort umgehört, bevor er auf die Information reagierte. Hier setzt nun die zitierte Passage ein.

„Also wirklich immer mit belastbaren Informationen in das direkte persönliche Gespräch. Also ich bin zum Beispiel niemand, der Facebook bedient, oder ich habe zwar ein Instagram-Account und Facebook-Account, aber wirklich nur, damit niemand unter meinem Namen sich da (lacht) ... Ich lese zwar, auch bei [Teilname Facebook-Ortsgruppe], den sogenannten [Name Facebook-Ortsgruppe], aber ich bin da auch gesperrt, glaube ich, ich komme da gar nicht rein, ich darf da nichts posten ... Das war eine öffentliche Gruppe, aber ich bin da gesperrt. Und ja, weil das ja mein damaliger Mitbewerber oder ... der ist ja der Administrator von dieser Seite. (lacht) Vielleicht hat er Angst gehabt, dass ich mal was schreibe, wie es tatsächlich gewesen ist. Ja, parallel dazu habe ich den Vereinsstammtisch organisiert [...]“ (Interview Bürgermeister Ostenau, 08/2023)

Der ehemalige Bürgermeister zeigt, dass er ein strategisches, kontrolliertes und unauffektiertes Vorgehen bevorzugt, das auf den persönlichen Kontakt mit der Bürgerschaft aufbaut. Besonders relevant seien daran „belastbare Informationen“, was einen impliziten Verweis auf Gerüchte und Halbwissen darstellt, von denen er sich abgrenzt. Wie sich mit Blick auf den Folgesatz zeigt, ist die darin zum Ausdruck kommende politische Professionalität, die auf Verlässlichkeit und Authentizität aufbaut, bereits mit Bezug auf die Kommunikation auf Facebook gemeint. Informationen dort seien weniger belastbar; außerdem habe man es nicht mit direkten und persönlichen Kontakten zu tun. Weitergedacht beinhaltet Facebook also für ihn das Potenzial eines kommunikativen Kontrollverlustes im Sinne sich selbstständiger, anonymer, uninformatierter Diskussionen. Damit ist der Bürgermeister Teil einer gesellschaftlichen Teilgruppe, die soziale Medien entsprechend einschätzt.

Trotz dieser Distanzierung von Facebook stellt sich jedoch im Weiteren heraus, dass er ein Konto dort (und auf Instagram) hat. Er begründet das entschuldigend („wirklich nur“) damit, dass so niemand einen Identitätsdiebstahl begehe und nicht in seinem Namen geschrieben werde. Zudem gesteht er ein, dass er durchaus die ortsbezogene Facebook-Gruppe im Blick habe („Ich lese zwar“) – womöglich um im oben genannten Sinne Informationen über den Ort zu erfahren oder, um diesen Diskursraum mit in sein politisches Handeln einbeziehen zu können. Insgesamt bleibt

aber, dass er sich von Facebook als Medium distanziert. Er nimmt es nicht ernst und lacht die Tatsache weg, dass er aus der Online-Repräsentation des Ortes ausgeschlossen wurde. Darin kommen eine hohe Souveränität und Selbstbewusstsein gegenüber seiner politischen Konkurrenz zum Ausdruck. Das Gerangel um Schreiberechte und der Aufbau einer digitalen Gegenöffentlichkeit bestätigen für ihn nur den unseriösen Charakter von Facebook.

An dieser Stelle möchten wir argumentieren, dass es indes noch eine zweite Ebene zu beachten gibt. Die bisher durch den Bürgermeister verbalisierte Abgrenzung und dessen Herunterspielen der Alltagsrelevanz von Facebook und der Ortsgruppe im Speziellen liegt unseres Erachtens auf der manifesten Ebene der Darstellung. Latent dokumentiert sich, dass der ehemalige Bürgermeister nicht an der Facebook-Gruppe vorbeikommt. So wird bereits am Anfang der zitierten Passage deutlich, dass Facebook ein Teil seiner Beobachtungspraxis des Ortes war bzw. ist. Das Bild und das Wissen, die er von diesem und den laufenden Diskursen und Auseinandersetzungen erlangt, gehen also nicht allein aus den direkten, „belastbaren“ (vgl. oben) Face-to-Face-Kontakten in der physischen Welt hervor. Vielmehr hat er auch im Blick, wie das Gemeindeleben auf Facebook kommentiert wird und welche Personen dort wie agieren. Zudem stellt er unter Beweis, dass er mit impliziten Regeln der Repräsentation von öffentlichen Personen in Sozialen Medien vertraut ist und diese mitvollzieht. Er überlässt eben nicht seinen Namen einem potenziellen Fake-Profil, sondern besetzt diesen, um somit Kontrolle über die Onlinekommunikation zu haben, die in seinem Namen geschieht.

Sein Verhältnis zu Facebook ist somit ambivalent. Einerseits grenzt er sich aktiv davon ab und macht es lächerlich. Damit scheint er gleichwohl die Facebook-Gruppe als digitalen Ort der Gemeinde und dessen Einfluss auf ihn selbst zu unterschätzen. Denn gleichzeitig zeigt sich, dass er latent durchaus dem Geschehen in der Ortgruppe und dessen Wirkmacht Beachtung schenkt. Für unser Interesse an der Offline-Online-Verknüpfung zeigt sich daran, dass sich Gemeindeleben auch mithilfe von digital geschaffenen Orten konstituiert. Außerdem lässt sich ein deutlicher Einfluss von Onlinekommunikation auf die Offline-Welt nachweisen. Diese Wirkmacht, die digitale Sphären auf analoge haben, ist dabei bisweilen viel subtiler, als man es zunächst annimmt. Man hat es mit einer Sphärenverschränkung zu tun, der auch diejenigen – zumal in Professionsrollen – Beachtung schenken (müssen), die kein eigenes Interesse an ihr haben. Hinsichtlich der Forschung zu dieser Verschränkung zeigt sich daran, dass sie mit klassischen, das heißt im Analogen erhobenen Daten produktiv untersucht werden können (vgl. Amelang 2023). Gleichwohl ergeben sich auch Beschränkungen, da man auf jeweils selektive Erfahrungen einzelner Personen oder Gruppen im Umgang mit der digitalen Sphäre angewiesen ist. Möchte man diese mittlerweile fest im Alltag etablierte Instanz der Mitkonstitution der Sozialwelt jedoch ernstnehmen, müssen auch direkt im Digitalen erhobene Daten mit in die Analyse einbezogen werden. Um diesem Punkt der Gegenstands-

gemessenheit zu exemplifizieren, führen wir im Folgenden vor, wie eine in Ostenaun anzutreffende Niedergangs- und Vergangenheitsorientierung mithilfe von sowohl Offline- als auch Online-Daten plausibilisiert werden kann.

Mit Offline- und Online-Daten die Offline-Online-Verschränkung triangulieren

Zur analogen wie digitalen Verortung von Niedergangswahrnehmungen
und Vergangenheitsorientierungen in Ostenaun

In diesem Abschnitt möchten wir hervorkehren, dass unsere Forschungsergebnisse mithilfe einer Triangulation von sowohl Offline- als auch Online-Daten gewonnen wurden. Damit trugen wir auch methodisch der empirischen Verschränkung von Offline- und Online-Leben Rechnung. Das Forschungsergebnis, auf das wir uns konkret beziehen, stellt eine in Ostenaun kollektiv geteilte und verschiedene Ausprägungen annehmende Niedergangswahrnehmung und mentale Rückwärts-gewandtheit dar, die sich sowohl bei Feldbegehungen im Ort als auch bei der Analyse der Facebook-Gruppe dokumentierte. Doch bevor wir darauf eingehen, ist ein Einschub notwendig.

Wie oben beschrieben, stellte uns die Kombination von Datentypen vor Herausforderungen, die Analysen, die sich rein auf Offline-Daten (oder auch Online-Daten) beziehen, nicht mit sich bringen. So müssen bei der Untersuchung konkreter Ortschaften Anonymisierungsanforderungen gegen forschersiche Ideale der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit, Transparenz und Reproduzierbarkeit abgewogen werden. Verwendet man Screenshots, Bilder oder Textbeiträge aus den Online-Repräsentationen einer Gemeinde, droht man Daten zu deanonymisieren, die in der Offline-Welt erhoben wurden. Verzichtet man auf die Präsentation von Online-Daten, verfremdet sie stark oder schwärzt sie, fällt ein wichtiger Teil weg, der die eigenen Ergebnisse plausibilisieren und stützen soll. Außerdem würde so der eigene Gang der Erkenntnis verschleiert. In besonderer Dringlichkeit zeigte sich dieses Dilemma in unserer Forschung mit Blick auf visuelles Datenmaterial. Einerseits, weil Kommunikation durch Bilder in Sozialen Medien eine besondere Relevanz hat (Kohout und Ullrich 2021) und andererseits, weil sich die Eigenlogik von Bildern zwar in schriftsprachliche Analysen überführen lässt, die Anschauung des Bildes aber gerade aufgrund der Bildern eignen simultanen und multidimensionalen Sinnvermittlung für eine Nachvollziehbarkeit der Befunde wichtig ist (Bohnsack 2013).

Um diesem Dilemma zu begegnen, schlagen wir im Folgenden vor, die Möglichkeiten von Online-Bildgeneratoren zu erproben und produktiv für den qualitativen Forschungsprozess zu machen. Wir möchten betonen, dass es sich dabei um einen explorativen Versuch handelt, da a) die verfügbaren Bildgeneratoren (noch)

Schwächen in der Verbildlichung schriftlicher Befehle aufweisen und fortlaufend weiterentwickelt werden und b) es unserer Kenntnis nach noch keine etablierte, oder gar methodisierte Praxis der Arbeit mit generierten Bildern in der qualitativen Sozialforschung gibt. In diesem Kapitel führen wir zunächst anhand eines mittels herkömmlicher ethnografischer Methoden gewonnenen Artefakts unsere Grundthese zu etablierten Niedergangswahrnehmungen und Vergangenheitsorientierungen vor. Danach präsentieren wir Analysen vom Headerbild der Facebook-Gruppe Ostenu, die wir mit einem generierten Bild illustrieren.

Trauer und Niedergangswahrnehmung in Ostenu anhand eines analogen Artefakts erkunden: Der Aushang „Schließung einer Handwerksbäckerei“

Bei Gesprächen am Gartenzaun und auf dem Marktplatz wie auch in Interviews stießen wir immer wieder auf markante Niedergangswahrnehmungen von Ostenu, in denen der Verfall des Ortes beklagt wurde. Ein wiederkehrender Topos war, dass der Markt und die umliegenden Straßen früher von Geschäften und Personenverkehr geprägt gewesen seien, während heute wenig los sei. Dieser Eindruck, dass das Stadtleben und der Einzelhandel weitestgehend zum Erliegen gekommen sind bzw. aussterben und sich der Ort in einem Trauerzustand befindet, bestätigte sich auch auf unseren Ortsbegehungen. Ein prägnantes Beispiel dafür stellt der Aushang in einem Schaufenster einer Handwerksbäckerei dar, der in Abbildung 1 festgehalten ist.

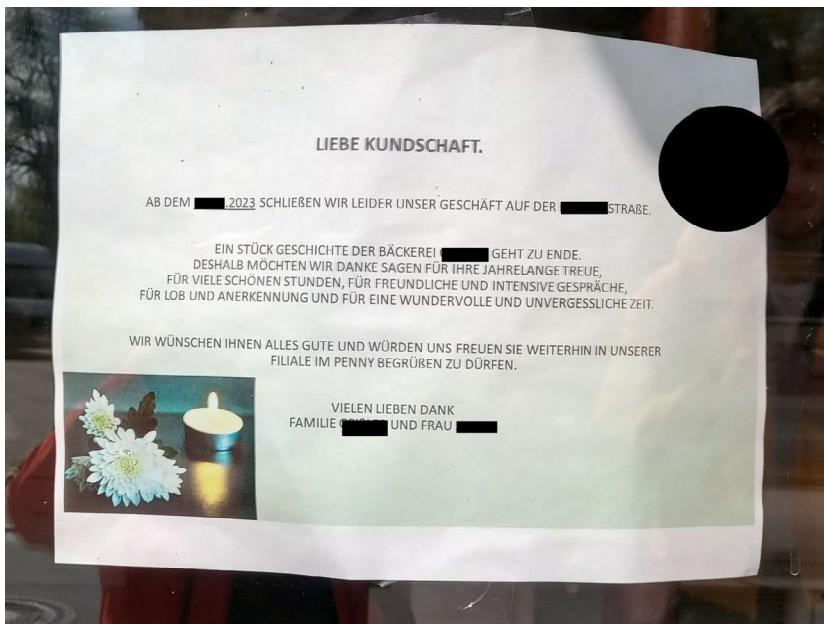
Ein schwarz-weißes Foto zeigt ein an einer Scheibe befestigtes Abschiedsschreiben einer Bäckerei an ihre Kundschaft, das über die Schließung der Filiale im Jahr 2023 informiert. Der Text bedankt sich für die jahrelange Treue und wird durch ein emotionales Bild in der unteren linken Ecke ergänzt, das eine brennende Kerze und Blumen zeigt, um das Ende eines „Stücks Geschichte“ zu versinnbildlichen.

Das Foto haben wir als Forschende bei unseren Feldbegehungen aufgenommen, zunächst primär mit dem Ziel, unsere ethnografischen Protokolle pragmatisch zu unterstützen. Erst im Zuge der sich zunehmend an verschiedenen Stellen im Datenmaterial andeutenden Rückwärtsgewandtheit und verbreiteter Niedergangserzählungen rückte das Bild noch einmal in den Fokus der Analyse und erwies sich als produktiv. Es ermöglichte, herauszuarbeiten, wie sehr sich die Ortslogik nicht nur in Gesprächsdaten zeigt, sondern auch in Artefakten materialisiert.

Im Stil einer Traueranzeige, der in Bezug auf den Fakt einer Schließung einer Bäckerei bemerkenswert ist, weist der Text darauf hin, dass die Filiale nach Jahrzehnten schließen müsse, man sei aber noch im Penny am Ortsausgang anzutreffen. Dass der gesamte Text in Großbuchstaben gedruckt ist, verleiht der Aussage Nachdruck. Es handelt sich um eine sehr persönlich gehaltene Verabschiedung, die den gegenseitigen Kontakt und Wertschätzung betont, die den Alltag mit der Kundschaft offenbar ausmachten. Gleichzeitig liegen diese Aspekte in der Vergan-

genheit, die noch einmal zelebriert wird. Damit wird darauf verwiesen, dass die Hochzeit des Stadtlebens in der Vergangenheit liege und aktuell einschlafe. Orte der Begegnung und des Handels im Stadtzentrum würden aussterben.

Abb. 1: Aushang Schließung Handwerksbäckerei (Bildrecht: Nadine Jukschat)



Dieser Eindruck wird auch durch die nicht-schriftlichen Elemente unterstützt. Weiße Chrysanthemen und ein brennendes Teelicht rufen eine Symbolik auf, die von Trauerfeiern und damit assoziierten Produkten wie Todesanzeigen in der Zeitung oder Trauerkärtchen bekannt sind. Ein persönlicher, endgültiger Verlust wird annonciert, Abschied und Erinnerung werden zelebriert. Die persönliche Note, die individuelle, im Ort verankerte Betroffenheit dokumentiert, wird durch die Art und Weise der Inszenierung unterstrichen. Es handelt sich nicht um ein anonymes, professionell gelayoutetes und veröffentlichtes Schriftstück. Stattdessen hat man es mit einem A4-Blatt zu tun, das im privaten Drucker mit erkennbarem Rand erstellt und von innen an der Scheibe der ehemaligen Bäckereifiliale mit Klebestreifen angebracht wurde. Die Betreiberfamilie selbst nimmt Abschied von einer Repräsentation des Ortslebens und dem, was dieses in seiner sozialen Gestalt ausmachte.

Das Foto aus den Feldbeobachtungen für eine Publikation zu verwenden und darüber die Analysen intersubjektiv nachvollziehbar zu machen, ist im vorliegenden Fall hinsichtlich der Deanonymisierungsgefahr durch Dritte als unproblematisch

einzuschätzen. Das Foto ist online nicht verfügbar und damit auch über eine Rückwärtsbildersuche nicht aufzufinden. Es lässt visuell zudem keine Rückschlüsse auf den konkreten Ort zu. Bildelemente wie das Firmenlogo sowie Textteile, die auf die Identität der Bäckerei verweisen, konnten wir schwärzen, ohne dass dadurch substanzielle Bestandteile wegfallen oder verfälscht wurden.

Dazu kommt, dass die Forschenden das Bild selbst verfertigen. Sie entscheiden – gerade zu Beginn einer Feldforschung sicher auch durch unbewusste Selektionsmechanismen, später zunehmend sensibilisiert durch die Forschungsfrage und erste analytische Konzeptualisierungen – was überhaupt zum Bildmotiv wird und damit Eingang in die Forschungsdaten findet, wählen für die Analyse aus und bearbeiten (im Sinne von Anonymisierung) für die Präsentation. Ähnlich wie in ethnografischen Protokollen dokumentiert sich im Material ihre Positionalität, insofern ist es fast programmatisch, dass sie über die Spiegelungen in der Fensterscheibe auch als Bildproduzenten schemenhaft erkennbar sind.

Vergangenheitsfixierung in Ostenu anhand digitaler Daten erkunden: Das Headerbild der Facebook-Gruppe Ostenu

In einem zweiten Beispiel greifen wir auf originäre Online-Daten zurück, konkret auf das Header-Bild der Facebook-Gruppe von Ostenu. Wir interpretieren dieses Bild im Sinne der Objektiven Hermeneutik als Einstiegssequenz und somit als initiale und zentrale Selbstpositionierung, die für die Rekonstruktion der Fallstruktur äußerst erkenntnisreich ist (Sammet und Erhard 2018: 44). Wir argumentieren, dass sich darin das besondere lokale Erleben von zeitlicher Entwicklung als Verlust und Niedergang sowie eine daraus geronnene Vergangenheitsorientierung dokumentiert – was mit Ergebnissen korrespondiert, die aus den klassischen ethnografisch erhobenen Daten hervorgehen. Dass wir sowohl über den klassischen ethnografischen, von der Feldbeobachtung der Forschenden ausgehenden Ansatz, als auch über die Betrachtung der Selbstpositionierungen im Feld zu diesen Ergebnissen kommen, stärkt unseres Erachtens die Gültigkeit dieser Analysen.

Um unsere Interpretationen nachvollziehbar und transparent zu machen und dabei gleichzeitig die Gefahr einer Deanonymisierung stark zu minimieren, haben wir auf einen online verfügbaren Bildgenerator zurückgegriffen, der eine charakteräquivalente Nachbildung des originalen Header-Bildes erstellte. Konkret handelte es sich um den Bildgenerator Gemini, der bei Testläufen den Grundcharakter des Originals nach Einschätzungen im Team am besten traf, wohingegen ChatGPT in unseren Tests das Bild in Richtung einer Wilder-Westen-Ästhetik zu überzeichnen schien. Folgendermaßen sind wir vorgegangen: Zunächst versuchten wir, das Originalbild nebst einer detaillierten schriftlichen Beschreibung von dem Bild in den Generator einzuspeisen, um so zu einer akzeptablen Nachbildung zu kommen. Wie sich allerdings herausstellte, produziert ein solches Vorgehen

Ergebnisse, die bei Weitem nicht zufriedenstellend sind. Eindeutig beinhaltet unser Verständnis an dieser Stelle eine zu saubere und glatte Vorstellung davon, wie digitale KI-Werkzeuge funktionieren und wie sich deren Ergebnisse sinnvoll in die eigene Forschungsarbeit einbauen lassen.

Im Weiteren traten wir deshalb in die Auseinandersetzung mit dem Generator und starteten mehrere Unterhaltungen, um durch gezielte Prompts ein Bild erzeugen zu lassen, von dem wir sagen konnten, dass es den Grundcharakter des Originals zufriedenstellend nachbildet. Bereits hier wurde erkennbar, dass die Einbindung von KI-Generatoren in die Forschung deutlich aufwendiger ist, als man spontan annehmen könnte. Es braucht eine Fertigkeit und Geübtheit mit diesen KI-gestützten Verfahren, um brauchbare Ergebnisse zu erzeugen. Die Aufforderungen dürfen nicht zu spezifisch und determinierend sein, das war der Fehler bei unserem initialen Versuch. Erfolgreicher war ein Modus der experimentierenden Annäherung. Im Folgenden dokumentieren wir den Unterhaltungsverlauf mit Gemini, der zu dem in diesem Beitrag verwendeten Bild (siehe Abbildung 2) geführt hat⁵:

Prompt 1 (inklusive beigefügtem Originalbild): Erstelle ein sehr ähnliches Bild, dass den Grundcharakter der Architektur und der Aufnahme erhält. Achte besonders drauf, dass die Häuser nur zwei Stockwerke haben, die Dächer nicht sichtbar sind, dass es eine Fahnenstange ohne Fahne an einem der Häuser gibt, dass ein Haus leicht hervorsticht, dass ein Gartengrundstück im Vordergrund rechts zu sehen ist, dass die Straße gerade verläuft.

Prompt 2: Danke, kannst du dafür sorgen, dass es aussieht wie eine Postkarte von vor hundert Jahren. Verfremde den Namen „[Name der Stadt]“

Prompt 3: Kannst du die Straße belebter machen? Füge zwei Gewerbeschilder an die Häuser an. Die Fahnenstange soll außerdem an einem der Häuser befestigt sein und schräg über die Straße ragen.

Prompt 4: Das Bild soll schwarz-weiß sein.

Prompt 5: kannst du die Straße etwas schmaler, die Häuser weniger mächtig machen? Im Vordergrund sollte ein Garten, der mit einem Holzlattenzaun umrandet ist, erkennbar sein.

Im Folgenden soll diese Nachbildung die Darstellung unserer Analyseergebnisse unterstützen. Auch wenn einzelne Elemente wie Ladenschilder, eine Fahnenstan-

5 Kleinere Orthographie- und Satzzeichenfehler wurden für den Abdruck korrigiert. Auf die Präsentation der jeweiligen Zwischenergebnisse verzichten wir hier aus Platzgründen.

ge oder ein Strommast im Prozess der Bilderstellung verloren gegangen sind, blieb doch der für unsere Analyse entscheidende Charakter erhalten. Die folgende Bildanalyse bezieht sich ausschließlich auf das Originalbild.

Abb. 2: Replikat Facebooktitelbild Ostenau (generiert mit Gemini)



Die Interpretation des Originalbildes begannen wir zunächst mit einer formellen Beschreibung der sichtbaren Elemente und des Gesamteindrucks. Das Bild zeigt eine schwarz-weiße Szenerie, die an eine alte Postkarte erinnert. Dies wird durch die Aufschrift „Gruß aus Ostenau“ (die der Generator nicht gut getroffen hat) verstärkt, welche sich am oberen Bildrand befindet. Diese wird auf Facebook nur sichtbar, wenn man das Header-Bild anklickt und separat anzeigt. Gleichwohl zeigt das Bild keine markanten Denkmäler oder Sehenswürdigkeiten, wie man es von Postkarten erwarten würde. Stattdessen stellt hier das alltägliche Stadtbild das Besondere dar. Inmitten eines städtischen Rahmens mit zweistöckigen Häusern steht eine Straße im Vordergrund, auf der Personen zu sehen sind. Es sind wenige Ladenschilder an den Häusern zu erkennen. Insgesamt entsteht der Eindruck eines relativ belebten Straßenzugs.

Die Frage danach, warum gerade dieses Bild ausgewählt wurde, um in der Facebook-Gruppe einen ersten, prägenden Eindruck von der Stadt zu geben und sie digital zu repräsentieren, führte zu folgenden Überlegungen: Es handelt sich um eine historische Aufnahme und kein aktuelles Bild. Es steht damit nicht nur für den Lebensraum, den die Gemeinde umfasst, sondern markiert auch einen zeitlichen Verweis auf eine als erinnerungswürdig geglaubte Vergangenheit. Weshalb diese heraufbeschworen wird, ist nicht ohne Weiteres ersichtlich. Möglicherweise soll an die (relative) Belebtheit der Straße erinnert, oder aber allgemein das lange Bestehen der Gemeinde ins Bewusstsein gerufen werden. Insgesamt wird jedenfalls durch das Bild ein spezifischer Bezugspunkt für das Erleben der Gemeinde in der Gegenwart geschaffen. Indem es Erinnerungen hervorruft und nicht etwa Zukunftsvisionen entwirft oder Erfolge aus der Gegenwart feiert, leitet es den gedanklichen Blick rückwärts. Identitätsstiftendes Potenzial wird nicht in Chancen, die das Heute bietet, sondern in den Assoziationen des Gestern gesehen. Wie gefestigt diese Orientierung zu sein scheint, wird ersichtlich an der Tatsache, dass das Header-Bild während der gesamten Zeit unserer Untersuchung nicht geändert worden und zudem, wenn man dem Upload-Datum vertraut, seit zehn Jahren konstant ist.⁶

Dieses Beispiel zeigt somit, wie eine Facebook-Gruppe zur Konstruktion einer sozialräumlichen kollektiven Identität beiträgt. Die dabei zum Tragen kommende Vergangenheitsfixierung und anklingende Glorifizierung passen zu den bei Straßengesprächen beobachteten Verweisen auf eine Zeit, in der der Handel in der Stadt florierte und die Straßen belebt waren. Sie rufen eine Niedergangswahrnehmung auf, die sich auch schon bei der Trauersymbolik aus dem ersten Beispiel fand. Mithilfe der Triangulation von Offline- und Online-Daten ließ sich somit ein Defätismus und eine mentale Zukunftslosigkeit plausibilisieren, die latent prägend für ein dominierendes Orientierungsmuster der fokussierten Gemeinde Osternau sind. In der Präsentation dieser Forschungsergebnisse konnten wir aus Anonymisierungsgründen nur aus dem im Analogen erhobenen Material direkt zitieren. Für das Facebook-Header-Bild haben wir in einem experimentellen Ansatz eine KI-generierte Nachbildung erzeugt, bei der wir kontrolliert haben, dass sie dem Original möglichst nahe kommt. Wir argumentieren, dass in diesem Vorgehen eine Möglichkeit liegt, dem Problem der Anonymisierung bei gleichzeitiger Wahrung des Anspruchs auf Darstellbarkeit und Nachvollziehbarkeit vor mit Online-Daten gewonnenen Ergebnissen zu begegnen.

6 Als Vergleichsreferenz, die die Besonderheit dieses Falles aufzeigt, kann die Facebook-Gruppe des anderen Untersuchungsortes gelten, in der durch das Header-Bild Verweise auf die Gegenwart gemacht werden und dieses allein im Untersuchungszeitraum mehrmals geändert wurde.

Fazit

Zur Verbindung von Online- und Offline-Daten in der Gemeindeforschung lassen sich mehrere Punkte dem Bisherigen entnehmen, die wir abschließend noch einmal aufwerfen möchten. Es ist im wissenschaftlichen Kontext etabliert, dass in einer mediatisierten und digitalisierten Welt Online- und Offline-Leben nicht unabhängig voneinander zu denken sind. Auch die ethnografische Gemeindeforschung kommt nicht mehr an dieser Verschränkung von Offline- und Online-Leben vorbei. Die theoretische Konturierung eines Sozialraums als unabhängig von seiner geographischen Lokalisierbarkeit wird in dieser Betrachtung konsequent weitergedacht. So bilden sich in der Online-Welt vielfältige Repräsentationen von ehemals allein offline auffindbaren Institutionen, Vernetzungen und Diskursen, die das soziale Leben einer Gemeinde auch im Analogen prägen. Wie das Beispiel des Bürgermeisters zeigt, erweist sich diese Verstrickung von analogem und digitalem Leben auch für jene als hochrelevant, die eigentlich eine Distanz zu sozialen Onlinemedien aufgebaut haben, oder sogar ausgeschlossen werden. Außerdem konnten wir mit zwei weiteren Beispielen zeigen, dass es in der von uns beforschten Gemeinde ein geteiltes Orientierungsmuster der Vergangenheitsfixierung und Niedergangswahrnehmung gibt. Dieses Orientierungsmuster manifestiert sich sowohl in analogen Befragungen und Artefakten als auch in Online-Repräsentationen. Ostenu als Gemeinde, die sich durch die Konstitution verschiedener Orte des Austauschs, identifikatorischer Festlegungen sowie kollektiv verfestigter Orientierungsmuster auszeichnet, wird mithin in (unterschwelligem) hybriden Konstruktionsprozessen hervorgebracht, die sich wechselseitig verstärken.

Daneben haben wir auf einer methodologischen Ebene dargelegt, dass die Verbindung von Online- und Offline-Daten und -Methoden zusätzliche Möglichkeiten zur Absicherung, Verfeinerung und Kontrastierung von Einsichten über eine bestimmte Ortscharakteristik bietet. Konkret erwies sich das Online-Material als wesentlicher Bestandteil der Triangulation, um ein ethnografisch umfassendes Verständnis für Ostenu als Gemeinde zu erzielen. Auf die in der Sphäre des Digitalen gewonnenen Daten zu verzichten, hätte bedeutet, einen wesentlichen Teil unseres Datenkorpus auszusparen. Gleichzeitig entstanden für uns aus diesem Vorgehen Probleme, die etablierte Gütekriterien der Sozialforschung betrafen: Wie bindet man Online-Material in die Präsentation der daraus gewonnenen Ergebnisse mit ein, ohne das im Analogen gewonnene Material zu deanonymisieren? Da es aus Gründen der Nachvollziehbarkeit und Reproduzierbarkeit der eigenen Ergebnisse keine Option darstellte, das Material zu schwärzen oder ganz auszusparen, mussten wir Strategien erdenken, die uns halfen, allen Anforderungen bestmöglich gerecht zu werden.

Diesbezüglich zeigten wir zunächst, dass es eine durchaus schlüssige Option ist, die Online-Offline-Verschränkung des Soziallebens vom klassischen Inter-

viewmaterial her zu beforschen. Abhängig von der jeweiligen Fragestellung und der gewünschten Analysetiefe lassen sich Online-Nutzungsverhalten und deren Verstrickung mit dem Offline-Leben mithilfe erprobter Erhebungsformate beforschen (Amelang 2023). Des Weiteren argumentierten wir allerdings, dass es nur gegenstandsangemessen ist, die Online-Offline-Verschränkung im Gemeindeleben mithilfe einer Triangulation beider Datentypen zu analysieren und auch die Ergebnisse von beiden Seiten her darzustellen.

Um die digitalen Daten in der Ergebnispräsentation nutzen zu können, schlugen wir vor, online verfügbare KI-Werkzeuge zu nutzen, um eine charakteräquivalente Nachbildung der genutzten Bilddaten zu erzeugen, das den Grundcharakter des Originals vermittelt und so unsere Interpretation nachvollziehbar macht, ohne jedoch Deanonymisierung zu ermöglichen. Uns ist bewusst, dass dieses Vorgehen explorativ ist und methodologische Fragen aufwirft, die noch nicht beantwortet sind. Konkret sehen wir in der Nutzung von KI-Werkzeugen zur Nachempfindung von Bildern (oder Texten) die Gefahr, dass der latente Sinngehalt des Originalbilds verloren zu gehen droht. Dem ist unbedingt vorzubeugen, indem erst publikationsorientiert anonymisiert wird (zu verschiedenen Anonymisierungsstrategien allerdings mit Blick auf Transkripte siehe: Werner et al. 2023). Im gesamten Forschungsprozess wird dementsprechend das Originaldatum verwendet und erst an der Stelle gegen eine Nachbildung ausgetauscht, wo die Gefahr besteht, durch die Veröffentlichung eine Deanonymisierung von Offline-Daten zu riskieren. Die Nachbildung stellt demnach keinen Selbstzweck dar, sondern sollte strategisch gezielt unter Abwägung verschiedener forschersicher Gütekriterien eingesetzt werden.

Auch wenn also Bildgeneratoren genutzt werden könnten, um die Anonymität von Beforschten zu gewährleisten, bleibt außerdem zu berücksichtigen, dass auch generierte Bilder potenziell Rückschlüsse auf die Identität von Personen oder Orten ermöglichen, insbesondere wenn sie detailreich sind oder charakteristische Merkmale aufweisen. Deshalb muss bei der Erstellung der Bilder sichergestellt werden, dass darin keine identifizierenden Informationen wie beispielsweise Ortsnamen enthalten sind. Es sollte zudem überprüft werden, ob die verfremdeten Bilder durch Bildsuchmaschinen auffindbar sind, da dies Rückschlüsse auf den Ursprung ermöglichen könnte.

Wie sich zeigte, stellt darüber hinaus der Nachbildungsprozess selbst eine Herausforderung dar. Aus dem analytischen Rekonstruktionsprozess wird ein Konstruktionsprozess, indem ein Bild mithilfe der Originaldatei und weiterführender, aus der eigenen Analyse gewonnener Hinweise komponiert wird. Letztlich muss hier bereits eine detaillierte Bildanalyse in den Prozess eingespeist werden, um zu

geeigneten Ergebnissen zu kommen.⁷ Dieser Prozess ist diffizil und erfordert nicht zuletzt Fertigkeiten in der schriftsprachlichen Bedienung der KI-Werkzeuge. So wie Bildgeneratoren aktuell funktionieren, muss man ein gewisses Feingefühl für passende Eingabeaufforderungen entwickeln, um ein Ergebnis zu erzielen, dass die darzustellenden Ergebnisse zufriedenstellend unterstreicht. Dafür braucht es Übung und ein fortlaufendes Lernen mit den Generatoren.

Das streift bereits das Black-Box-Problem, dass sich im Umgang mit digitalen, selbstlernenden Maschinen stellt. Wie lassen sich diese gezielt und berechenbar in der Forschung nutzen, wenn ihre interne Funktionsweise nicht bekannt ist und diese auch permanent weiter mit Daten gefüttert und umprogrammiert wird? Bereits Baecker (2004: 130) beschrieb diese Herausforderung mit Bezug auf Luhmanns Skepsis gegenüber Computern folgendermaßen:

„Der Computernutzer glaubt, er sei Herr der Maschine, weil sich unabhängig von seinen Befehlen nichts tut. Aber er weiß, daß er es nicht ist, weil er das, was die Maschine tut, wenn sie etwas tut, nicht durchschaut.“

Eine Methodisierung der assistierenden Nutzung von KI-Werkzeugen im oben ausgeführten Sinn erscheint unter diesen Voraussetzungen streng genommen beinahe unmöglich. Hinzu kommt, dass KI-Bilder durch den Einsatz eines algorithmischen Systems erstellt werden, die von privatwirtschaftlichen Unternehmen, in unserem Fall Google, angeboten werden. Wer die Rechte am geistigen Eigentum der generierten Bild besitzt, ist mithin nicht klar und wurde bislang auch nicht abschließend beantwortet. In der Forschungspraxis bleibt somit wichtig, den Einsatz solcher Systeme offen zu legen und die einzelnen Entwicklungsschritte transparent darzustellen, um so Entstehungsprozess nachvollziehbar zu machen. Außerdem sind Mehrwert und Schwierigkeiten des Einsatzes von KI-Werkzeugen immer wieder, fall- und publikationsbezogen kritisch zu reflektieren und abzuwägen.

Allerdings möchten wir auch auf mögliche Chancen hinweisen, die sich unseres Erachtens aus der Nutzung von Bildgeneratoren für die Bildanalyse ergeben. Wie wir in unseren Testläufen feststellten, neigen einige digitale Maschinen dazu, vereinfachte, karikaturhafte Nachbildungen des Originalbildes zu erstellen. Zunächst irritierte uns das. In der Reflektion erkannten wir aber, dass die Nachbildungen die Typik des Originals mitunter überbetonen und so besser zugänglich machen.

7 Ob man bei entsprechender Detailierung dieser Analyse auch ohne originaler Bilddatei auskommt, müsste erprobt werden. Wir haben diese mitgegeben, da bei der Versprachlichung von Bildeindrücken immer Aspekte verloren gehen. Einen Zwang zum Aussparen der Bilddatei aus datenschutzrechtlichen Gründen sehen wir bei dem hier präsentierten Fall nicht, da es sich um ein veröffentlichtes Bild handelt, auf das der verwendete KI-Bildgenerator zu Trainingszwecken womöglich ohnehin Zugriff hat.

Hier böte sich nach einer gewissen Übung an, mithilfe einzelner oder mehrerer generierter Bilder, die typischen Aspekte des Originals einzuzirkeln. Auch hier stellt sich allerdings die Frage nach den internen Funktionsweisen der KI-Werkzeuge und welche Bildanalysen diese selbst anstellen, um eine Nachbildung zu erzeugen.

Literatur

- Adoni, Hanna, und Sherrill Mane. 1984. „Media and the Social Construction of Reality.“ *Communication Research* 11 (3): 323–340. <https://doi.org/10.1177/009365084011003001>.
- Amelang, Katrin (2023): „Wie Apps erforschen? Zum Zusammentreffen neuer Forschungsgegenstände und alter Methoden.“ *Hamburger Journal für Kultur-anthropologie* 16. <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hjk/article/view/2073>.
- Baecker, Dirk. 2004. „Niklas Luhmann in der Gesellschaft der Computer.“ In *Wozu Soziologie?* herausgegeben von Dirk Baecker: 125–149. Kulturverlag Kadmos.
- Becker, Anna, Franziska Schreiber, und Hannah Göppert. 2020. „Zwischen Netz und Nachbarschaft Die sozialräumliche Wirkung digitaler Medien im Kontext antipluralistischer Haltungen und politischer Polarisierung.“ In *Rechtes Denken, rechte Räume? Demokratiefeindliche Entwicklungen und ihre räumlichen Kontexte*, herausgegeben von Lynn Berg und Jan Üblacker: 127–151. transcript Verlag.
- Beneito-Montagut, Roser. 2011. „Ethnography goes online: towards a user-centred methodology to research interpersonal communication on the internet.“ *Qualitative Research* 11 (6): 716–735. <https://doi.org/10.1177/1468794111413368>.
- Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 1969. „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie.“ Fischer.
- Bischof, Susann, Franziska Lengerer, und Frank Meyer. 2022. „Interaktionsspu- ren im digitalen Raum: Zum Spannungsfeld von Öffentlichkeit und Anonymität in qualitativen Forschungsprozessen.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Research* 23 (3). <https://doi.org/10.17169/fqs-23.3.3893>.
- Boellstorff, Tom, Bonnie Nardi, Celia Pearce, und T. L. Taylor. 2012. „*Ethnography and Virtual Worlds: A Handbook of Method*.“ Princeton University Press.
- Bohnsack, Ralf. 2000. „Gruppendiskussion.“ In *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*, herausgegeben von Uwe Flick, 369–384. Rowohlt.
- Bohnsack, Ralf. 2013. „Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointer- pretation.“ In *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, herausgegeben von Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Ge- semann und Arnd-Michael Nohl. 3., aktualisierte Aufl.: 75–98. Springer VS.
- boyd, danah und Anabel Quan-Haase. 2011. „Teen Communities.“ In *Encyclopedia of Social Networks*. Bd. 2, herausgegeben von George A. Barnett: 844–847. SAGE.

- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff, und Boris Nieswand. 2020. „Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung.“ 3. überarb. Auflage, revidierte Ausgabe. utb.
- Domínguez Figaredo, Daniel, Anne Beaulieu, Adolfo Estalella, Edgar Gómez, Bernt Schnettler, und Rosie Read. 2007. „Virtual Ethnography.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 8 (3). <https://doi.org/10.17169/fqs-8.3.274>.
- Eggel, Ruth Dorothea. 2023. „Multi-präsenes Ethnografieren: Ethnografische Anwesenheit in mehr-als-digitalen Feldern.“ *Kulturanthropologie Notizen* 85: 96–110. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.18>.
- Erhard, Franz, und Nadine Jukschat. 2023. „Soziale Innovationen: implizite Annahmen und analytisches Potenzial.“ *Behemoth* 16 (2): 109–122. <https://doi.org/10.6094/BEHEMOTH.2023.16.2.1102>.
- Erhard, Franz, und Nadine Jukschat. 2025. „Soziale Innovationen als Labeling in aktuellen Transformationsprozessen.“ *Kriminologisches Journal* 57 (2): 114–131.
- Erhard, Franz, und Kornelia Sammet, Hg. 2018. „Sequenzanalyse praktisch.“ Beltz Juventa.
- Erhard, Franz, und Robert Schäfer. 2024. „Jenseits der Lagerbildung. Ein Kommentar zu „Gütekriterien in der Soziologie“.“ *Zeitschrift für Soziologie* 53 (1): 89–96. <https://doi.org/10.1515/zfsocz-2024-2008>.
- Fielding, Nigel, Raymond M. Lee, und Grant Blank, Hg. 2017. „*The SAGE Handbook of Online Research Methods*.“ Second edition. SAGE.
- Franken, Lina. 2022. „Digitale Daten und Methoden als Erweiterung qualitativer Forschungsprozesse. Herausforderungen und Potenziale aus den Digital Humanities und Computational Social Sciences.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 22 (2). <https://doi.org/10.17169/fqs-22.2.3818>.
- Franken, Lina. 2023. „Digitale Methoden für qualitative Forschung: Computationelle Daten und Verfahren.“ Waxmann.
- Friese, Heidrun, Marcus Nolden, Gala Rebane, und Miriam Schreiter. 2020. „Handbuch Soziale Praktiken und Digitale Alltagswelten.“ Springer.
- Glaser, Barney G., und Anselm Strauss. 1967. „*The Discovery Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*.“ Aldine.
- Golla, Sebastian J., Henning Hofmann, und Matthias Bäcker. 2018. „Connecting the Dots: Sozialwissenschaftliche Forschung in Sozialen Online-Medien im Lichte von DS-GVO und BDSG-neu.“ *Datenschutz und Datensicherheit* 42 (2): 89–100. <https://doi.org/10.1007/s11623-018-0900-x>.
- Hallett, Ronald E., und Kristen Barber. 2014. „Ethnographic Research in a Cyber Era.“ *Journal of Contemporary Ethnography* 43 (3): 306–330. <https://doi.org/10.1177/0891241613497749>.
- Hine, Christine. 2000. „*Virtual Ethnography*.“ SAGE.

- Hine, Christine. 2015. „*Ethnography for the Internet. Embedded, Embodied and Everyday.*“ Routledge.
- Jukschat, Nadine, Erhard, Franz, und Socha, Emilia. 2024. „Participation in Structural Change – Understanding Social Innovations in Lusatia from a Life-World Perspective.“ *ACC Journal* 30 (3): 37–45. <https://doi.org/10.2478/acc-2024-0012>.
- Kiefer, Michael, Jörg Hüttermann, Bacem Dziri et al., Hg. 2018. „*Lasset uns in sha'a Allah ein Plan machen: Fallgestützte Analyse der Radikalisierung einer WhatsApp-Gruppe*“. VS.
- Klausner, Martina, und Dennis Eckhardt. 2023. „Digitalität und Ethnografie.“ *Kulturanthropologie Notizen* 85 (85): 2–19. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.44>.
- Knoblauch, Hubert. 2001. „Fokussierte Ethnographie.“ *Sozialer Sinn* 2 (1): 123–142. <https://doi.org/10.1515/sosi-2001-0105>.
- Knorr-Cetina, Karin. 2009. „The Synthetic Situation: Interactionism for a Global Word.“ *Symbolic Interaction* 32 (1): 61–87.
- Kohout, Annekathrin, und Wolfgang Ullrich, Hg. 2021. „*Digitale Bildkulturen: Bildproteste, Screenshots, Hassbilder, Netzfeminismus und Selfies.*“ Bundeszentrale für politische Bildung.
- Kozinets, Robert. 2019. „*Netnography: The Essential Guide to Qualitative Social Media Research.*“ SAGE.
- Krotz, Friedrich, Cathrin Despotović, und Merle-Marie Kruse, Hg. 2017. „*Mediatisierung als Metaprozess: Transformationen, Formen der Entwicklung und die Generierung von Neuem.*“ Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Lindner, Rolf. 1990. „*Die Entdeckung der Stadtkultur: Soziologie aus der Erfahrung der Reportage.*“ Campus.
- Lindner, Rolf. 2011. „Spür-Sinn. Oder: Die Rückgewinnung der „Andacht zum Unbedeutenden.““ *Zeitschrift für Volkskunde* 107 (2): 155–169.
- Löw, Martina. 2001a. „Gemeindestudien heute: Sozialforschung in der Tradition der Chicagoer Schule?“. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 2 (1): 111–131. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-280441>.
- Löw, Martina. 2001b. „*Raumsoziologie.*“ Suhrkamp.
- Mannheim, Karl. 1980. „*Strukturen des Denkens.*“ Suhrkamp.
- Mayring, Philipp. 2025. „Qualitative Inhaltsanalyse mit ChatGPT: Fallstricke, grobe Annäherungen und grobe Fehler. Ein Erfahrungsbericht.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 26 (1). <https://doi.org/10.17169/fqs-26.1.4252>.
- Michelsen, Danny, Marika Przybilla-Voß, Michael Lühmann, Martin Grund, Hannes Keune, und Florian Finkbeiner. 2017. „*Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland im regionalen Kontext: Ursachen – Hintergründe – regionale Kontextfaktoren.*“ Unveröffentlichtes Manuskript.

- Otte, Gunnar, Tim Sawert, Josef Brüderl, Stefanie Kley, Clemens Kroneberg, und Ingo Rohlfing. 2023. „Gütekriterien in der Soziologie.“ *Zeitschrift für Soziologie* 52 (1): 26–49. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2023-2006>.
- Sammet, Kornelia und Franz Erhard. 2018. „Methodologische Grundlagen und praktische Verfahren der Sequenzanalyse: Eine didaktische Einführung.“ In *Sequenzanalyse praktisch*, herausgegeben von Franz Erhard und Kornelia Sammet: 15–72. Beltz Juventa.
- Schmidt-Lux, Thomas. 2017. „Gerechte Strafe: Legitimationskonflikte um vigilante Gewalt.“ Beltz Juventa.
- Schmidt-Lux, Thomas, und Monika Wohlrab-Sahr. 2020. „Qualitative Online-Forschung. Methodische und methodologische Herausforderungen.“ *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 21 (1): 3–11. <https://doi.org/10.3224/zqf.v21i1.01>.
- Schrape, Jan-Felix, und Jasmin Siri. 2022. „Facebook und andere soziale Medien.“ In *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, herausgegeben von Nina Bauer und Jörg Blasius: 1053–1064. Springer.
- Schütze, Fritz. 1983. „Biographieforschung und narratives Interview.“ *Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik* 13 (3): 283–293.
- Strübing, Jörg. 2006. „Webnografie? Zu den methodischen Voraussetzungen einer ethnografischen Erforschung des Internet.“ In *Technografie: Zur Mikrosoziologie der Technik*, herausgegeben von Werner Rammert und Cornelius Schubert: 249–274. Campus.
- Strübing, Jörg, Stefan Hirschauer, Ruth Ayaß, Uwe Krähnke, und Thomas Scheffer. 2018. „Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß.“ *Zeitschrift für Soziologie* 47 (2): 83–100.
- Teli, Maurizio, Francesco Pisanu, und David Hakken. 2007. „The Internet as a Library-of-People: For a Cyberethnography of Online Groups.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 8 (3). <https://doi.org/10.17169/fqs-8.3.283>.
- Turkle, Sherry. 2005/1984. „*The Second Self: Computers and the Human Spirit*.“ MIT Press.
- von Unger, Hella, Lina Franken, und Nils Egger. o. J. „*Digitale Daten in der qualitativen Lehrforschung: Handreichung zum digitalen Datenmanagement für Studierende*.“ https://www.qualitative-sozialforschung.soziologie.uni-muenchen.de/studium-lehre/schriftliche_arbeiten/weitere_hinweise/handreichung-digitale-daten.pdf.
- Wellman, Barry. 2004a. „Connecting Communities: On and Offline.“ *Contexts* 3 (4): 22–28. <https://doi.org/10.1525/ctx.2004.3.4.22>.
- Wellman, Barry. 2004b. „The Glocal Village: Internet and Community.“ *the arts & science review* 1 (1): 26–30.
- Werner, Cosima, Frank Meyer und Susann Bischoff. 2023. „Grundlagen, Strategien und Techniken der Anonymisierung von Transkripten in der qualitativen For-

- schung: eine praxisorientierte Einführung.“ *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 24 (3). <https://doi.org/10.17169/FQS-24.3.4067>.
- Zimmer, Michael. 2010. „'But the data is already public': on the ethics of research in Facebook.“ *Ethics and Information Technology* 12 (4): 313–325. <https://doi.org/10.1007/s10676-010-9227-5>.

Gegendaten als Methode

Potenziale und Herausforderungen datenpolitischer Versuche im autoritären Kontext

Nurhak Polat

Meldomat – Basar beschreibt mir ein automatisiertes, digitales Meldesystem, das unter dem Motto „Melde es, schau nicht weg“ aufgebaut wurde. Die Initiative entstand als Reaktion auf eine Rede Erdogans, in der LGBTQI+ Menschen zur Zielscheibe gemacht und mit Sanktionen bedroht wurden: „Wir werden die heimtückischen Aktivitäten ausrotten, die politische, soziale und individuelle perverse Bewegungen unterstützen und darauf abzielen, unsere nationale Einheit, die Institution der Familie und unsere Werte zu zerstören.“ (T24 2022). Meldomat soll über QR-Codes einen anonymen Datensatz zu Angriffen, Bedrohungen und Verstößen generieren und damit ein Bild der politischen Atmosphäre nach dieser Rede zeichnen. Es ist eine datenpolitische Intervention – ein Versuch, durch Monitoring und das Zählen von verbaler, juristisch-disziplinärer und digitaler (Staats-)Gewalt die systematische Repression sichtbar zu machen. Dabei werden Aktivist:innen, Wissenschaftler:innen, Datenexpert:innen und Freiwillige mobilisiert, um eine vorausschauende Form der Datenarbeit zu leisten. Es geht nicht darum, Vorfälle zu registrieren, sondern, so Basar, zu „beobachten, was mit ihnen passiert – ob sie ignoriert werden, ob Menschen mundtot gemacht werden, welche politische, soziale und gesetzliche Konsequenzen solche Reden haben.“

Seit einigen Jahren verfolgte und engagierte ich mich als Ethnografin und „ko-laborative“¹ Beobachterin in diesen und ähnlichen datenpolitischen Versuchen in der Türkei. Dabei sind Gegendaten als Mittel und Repertoire des Politischen in den Fokus gerückt. Sie bieten Zugänge in die datenpolitisch stets dynamischen und unsicheren Datenlandschaften – insbesondere im Kontext von Autoritarismus. In diesen Landschaften ordnen Menschen und Initiativen das politische Handeln datenbezogen neu und navigieren sie individuell wie kollektiv auf unterschiedliche Weise. Gerade im Zusammenspiel von Praktiken, Methoden und

1 Damit ist eine „careful, relational, ko-laborative“ Forschung für eine reflektierende kollektive Wissensproduktion gemeint (Niewöhner 2014).

Politiken werfen (gegen-)sitierte Daten neue Fragen für ethnografische Zugänge auf: „*what competing data politics do – and how they do – as they emerge out of or are woven into the messy and unpredictable realities of institutional and political spaces?*“ (Kopper und Knox 2024: 3, Hervorh. im Original) Wie begegnen wir experimentellen Versuchen mit Daten und Gegendaten als Mittel der Sichtbarmachung, politischer Intervention und Navigation? Welche methodischen Möglichkeiten und Herausforderungen ergeben sich, wenn wir uns ethnografisch auf diese versuchsartigen Anordnungen einlassen – auf sozio-techno-politische Prozesse, die fragmentarisch, verstreut, disparat und offen sind?

Dieser Artikel verfolgt zwei zentrale Anliegen. Erstens möchte ich einen Beitrag zu „mehr-als-digitalen“ (Klausner 2022) Datenethnografien leisten, die experimentelle und ko-laborative Formen des Engagements in den unsicheren und entstehenden Datenwelten und Datenpolitiken erforschen (Grommé und Ruppert 2021; Lippert und Mewes 2021; Fortun et al. 2021; Maguire et al. 2020). Den Ausgangspunkt hierbei bilden meine Forschungen in den viralen Datenlandschaften, die durch die umfassende Pandemieüberwachung mittels des Trackingsystems HES (Hayat Eve Siğar) während der Covid-19-Pandemie in der Türkei geprägt wurden. Ich fokussiere mich auf autoritär geprägte Datenlandschaften. Bislang fanden diese wenig Beachtung in der Methodenliteratur zu „Datenpolitiken“ (Ruppert et al. 2017) und „Gegendaten“ (D’Ignazio 2022; Crooks und Currie 2021). Auch Daten als methodische Zugänge in unsicheren und emergierenden Forschungsfeldern zu „Experimentellen Modi des Politik Machens“ (Dányi et al. 2021: 68) müssen noch in diesen Landschaften vertieft reflektiert werden. Zweitens untersuche ich, im Gegensatz zu vielen Arbeiten aus der Kritischen Datenforschung, die sich auf Datenaktivismus und auf datenaktivistische Settings fokussieren (Beraldo und Milan, 2019; Kazansky et al. 2019), experimentelle und ko-laborative Ansätze daraufhin, was ich als datenpolitische Versuche bezeichne. Die Erforschung von Praktiken und Formen von „counter data“ (Crooks und Currie 2021; Dalton und Thatcher 2014) erfordert partizipative Modi der Wissensgenerierung in den politisch umkämpften Datenlandschaften (D’Ignazio 2022; Crooks und Currie 2021). Ausgehend von meinen Forschungserfahrungen möchte ich empirische und analytische Möglichkeiten sowie Herausforderungen vorstellen, die sich besonders in den Datenlandschaften unter soft-autoritären Verschiebungen und autokratischen Machtstrukturen ergeben.² Ich knüpfe an neuere Ansätze zu „propositional politics“ (Dányi et al. 2021) an, die Daten als nicht-menschliche und mehr-als-digitale intra-agierende Akteur:innen für politische Praktiken und Formationen untersuchen. Methodisch markieren

2 Der Begriff soft-autoritär bezieht sich auf die Perspektiven der Bremer Research Group Soft Authoritarianism, mit der ich assoziiert bin, und beschreibt schleichende und teils widersprüchliche Formen und Praktiken der Aushöhlung demokratischer Strukturen und der Verfestigung autoritärer Macht.

diese Ansätze eine Verschiebung – weg von etablierten politischen Strukturen, hin zu offenen, mehrdeutigen Versuchen. Nach Dányi et al. bedeutet dies „a move from experiment to proposition as a less certain, more ambiguous, albeit more open and tentatively imaginative, mode of engaging with and relating to human/non-human encounters.“ (ebd.: 68) Datenpolitische Versuche eröffnen so neue Möglichkeiten, Politik und das Politische aus der Perspektive von Daten und Gegendaten zu denken und ethnografisch zu erkunden. Sie fördern ein kritisch-kollaboratives Engagement der Ethnografie mit Dateninfrastrukturen, das alltägliche Erfahrungen einbezieht und Räume jenseits staatlicher Strukturen untersucht.

Ethnografische Zugriffe auf Daten und datenpolitischen Landschaften

In jüngster Zeit wächst das empirische Interesse an Datenpolitiken in den Bereichen der digitalen Datenanthropologie, der kritischen Datenforschung und der STS-orientierten Digitalisierungsforschung. Die Forschung analysiert insbesondere, welche Wirkung Datafizierung und Quantifizierung – etwa durch Big Data, Algorithmen und KI – auf sozio-politische Felder und Situationen hat. Diese Folgen werden situativ untersucht, mit Fokus auf die dynamischen sozio-technopolitischen Verflechtungen zwischen Daten, Alltag, Gesellschaftsordnungen und Machtkonfigurationen (Dalton et al. 2016; Douglas-Jones et al. 2021; Kitchin und Lauriault 2014). Methodisch werden Daten dabei nicht nur als Handlungs- und Streitobjekte ethnografisch greifbar gemacht, sondern auch Datenlandschaften als komplexe, heterogene und umkämpfte Terrains erfasst. Wie sich Ethnografie in diesen Landschaften methodisch orientiert, engagiert und positioniert, wird zunehmend als Teil der Politisierungs- und Entpolitisierungsprozesse von Daten und ihren Technologien anerkannt und kritisch reflektiert. Dabei schaffen Datenpolitiken ein methodisch umkämpftes Terrain besonders für die Ethnografie. Denn nicht nur Politiken rund um digitale Technologien und Praktiken sind umstritten, so Katharina Kinder-Kurlanda (in diesem Band), sondern auch die Methoden selbst sind umkämpft. Sie verlangen von Forschenden häufig, die kritische Nähe, die wir zum Feld, aber auch zu Gegenständen wie Praktiken haben, zu hinterfragen und ggf. abzubrechen. In Anlehnung an Bruno Latours Konzept der „critical proximity“ geht es darum, als Forschende aktiv nah an den Themen zu bleiben, aber auch an ihrer Entstehung und Kritikalität teilzuhaben (Latour 2005: 8; siehe Birkbak et al. 2015). Forschung aus kritischer Nähe lässt sich auf Felder, Praktiken und Widersprüche ein und wandelt sie in methodische Leitlinien. Im Kontext von Forschung an Daten und Datenpolitiken heißt es wiederum, den „Werkzeug- und Experimentierkasten“ der Ethnografie (Franken 2022) zu erweitern bzw. in komplexen Datenlandschaften auf die Probe zu stellen. Dies geschah bisher in heterogenen Datenwelten (Bode und Goodlad 2023) und Datenalltagen (Amelang et al. 2023; Pinel et al. 2020; Pink

et al. 2016), aber auch in datenpolitischen Krisensituationen wie der Covid-19-Pandemie, in denen unsere Methoden entlang von Datenparadoxien in Echtzeit und an der diffusen Schnittstelle zwischen Distanz und Nähe auf die Probe gestellt wurden (Hoeyer 2023).

Datenpolitiken ethnografisch auf die Spur zu kommen, bedeutet dabei partizipative, ko-laborative und intervenierende Zugänge zu schaffen. Neben Feldzugängen und Analysen geht es also um methodische Möglichkeiten und Verantwortungen in der Mitgestaltung datenpolitischer Situationen, Erfahrungen und Aktivismusformen, insbesondere in Bezug auf Wechselwirkungen von Gouvernementalität, Demokratie, Teilhabe und Datenaktivismus (Beraldo und Milan 2019; Kazansky et al. 2019; Lehtiniemi und Ruckenstein 2019). Dies gilt besonders für digitale und datenethnografische Methoden in (soft-)autoritär und autokratisch regierten Kontexten, die bislang in der Methodenliteratur wenig explizite Beachtung fanden. Wie sind unsere partizipativen Methoden in solchen Kontexten aufgestellt und positioniert, in denen die Forschungsbedingungen durch schleichende, subtile Verschiebungen autoritärer staatlicher Repressionsmechanismen und zunehmende Unberechenbarkeiten geprägt sind? Welche Möglichkeiten und Herausforderungen ergeben sich dabei? Welche „response-abilities“ haben wir in den Datenlandschaften, die (im Sinne posthumaner und intersektional-feministischer Ansätze von Barad und Haraway) mehr-als-menschlich und sozio-technopolitisch verflochten, Machtverhältnisse verdichten und zugleich unsichtbar machen? Bezogen auf mein Forschungsfeld in autoritär geprägten und regierten Systemen und Datenlandschaften geht es um die Rahmenbedingungen verteilter Ver-Antwortbarkeit. Diese bewegen sich in signifikanter Weise zwischen makropolitischen Dynamiken (wie z. B. autoritär-faschistische Politiken, Un-Regierbarkeit der Pandemie und unsichere Zeiten) und mikroskopischen, individuellen Ebenen ethnografischer Verantwortung.

In diesem Beitrag stelle ich daher Methoden zur Erforschung datenpolitischer Versuche vor. Diese Versuche gewinnen gerade in einer Zeit (soft-)autoritärer und autokratischer Verschiebungen enorm an Bedeutung, bei denen Daten als „Tat-Sachen“ (Beck 1997) nicht nur staatliche Handlungen, Regierungspraktiken und Rationalitäten legitimieren, sondern ihre widersprüchliche Rolle sich erst in der Praxis entfaltet – in der Produktion von Wahrheitswelten und Handlungsräumen. Aus einer praxeologischen Perspektive nehme ich also ihr Tun und ihre Taten in den Blick. Ich begeben mich in die Settings, in denen Daten und ihre Technologien aufgegriffen, umgesetzt und manchmal umfunktioniert werden, und erkunde, wie Menschen und Gruppen in Projekten der Verweigerung und des Widerstands sich Daten aneignen, politisieren und entpolitisieren (Ruckenstein und Schüll 2017: 265). Meine Forschung hat dafür einen experimentellen und ko-laborativen Weg eingeschlagen, den ich im Folgenden skizziere.

Von der Feldforschung zur experimentellen Forschung in Datenlandschaften

Datenpolitische Versuche sind experimentell. Sie erfordern kreative, oft improvisierte Zugänge, um dynamische und komplexe Datenpraktiken ethnografisch erfassen und analysieren zu können. Im Kontext meiner Forschung habe ich experimentelle Settings geschaffen, die es mir ermöglichten, datenpolitische Handlungen in Echtzeit und remote zu beobachten. Ein Beispiel hierfür ist die Forschung zu den viralen Datenlandschaften der Pandemie, die durch das türkische Überwachungs- und Proximity-System HES (Hayat Eve Sığar) geprägt waren. HES zur Pandemieüberwachung, durch eine App bedienbar, erzeugte algorithmisch sogenannte „Corona-Maps“, welche die Ausbreitung des Covid-19-Virus in Echtzeit visualisierten. Dies erzeugte eine datenpolitisch dynamische – auch für viele unsichere und unberechenbare – Situation, in der HES rasch in die digitalen Infrastrukturen höchstintegrierter Datengenerierung des E-Staates und in den Alltag eingebettet wurde, ohne breite gesellschaftliche Debatte über die Folgen. Zurückzuführen war dies auf autoritäre Datenpraktiken. Bereits vor der Pandemie zeichneten sich diese Praktiken durch willkürliche und repressive Überwachung in und via digitalen Räumen und Werkzeugen aus (Akarsu 2020) und erweiterten die widersprüchliche Macht über Daten, ihre Datenlandschaften und Infrastrukturen. Die globale Pandemie verschärfte diese Dynamiken zusätzlich und intensivierte gleichzeitig Misstrauen, Ängste und Sorgen gegenüber datenpolitischen Entwicklungen bzw. Eingriffen. Während Daten öffentlich als wichtige Grundlage für Pandemiepolitik propagiert wurden, zeigten sich in meinen Gesprächen tiefgreifende Unsicherheiten bezüglich der Kontrolle, Transparenz und Rechenschaftspflicht über tatsächliche Nutzung, Genauigkeit und Implikationen. Die daraus resultierende Spannung zwischen paradoxen „Datenversprechen“ (Hoeyer 2023) und den autoritären Realitäten ihrer Anwendung erzeugte ein politisch angespanntes und unsicheres Forschungsfeld. Dabei stellten sich für mich empirische Herausforderungen beim Zugang zu den Praktiken der Datengenerierung, -nutzung und -verwaltung. Diese waren einer Gemengelage aus politischen, soziotechnischen und infrastrukturellen Bedingungen geschuldet. Ich habe sie damals als entstehende und flexible „autoritäre Geflechte“ (Polat 2020: 104) bezeichnet, die wechselhafte Konstellationen aus staatlichen Praktiken, Gesetzen, Diskursen, Macht-Technologien, Infrastrukturen und Akteur:innen (wie regierungsnahe und multinationale Techno-Unternehmen) umfassen. Diese Geflechte wirken auf verschiedene datenpolitische Felder ein und beeinflussen auch deren Erforschung. Vor diesem Hintergrund suchte ich nach Möglichkeiten, die physische und digitale Distanz zu überwinden und, ergänzend zur Spurenfolge in und via sozialen Medien sowie digitalen Werkzeugen, die entstehenden Datenlandschaften

unter diesen Bedingungen teilnehmend zu erkunden. Denn zur Pandemie war ich in Deutschland, wollte allerdings die Datenpolitiken in der Türkei beforschen.

So bat ich Menschen, mich auf ihren digitalen Endgeräten und Smartphones in ihre, von der pandemischen Überwachung geprägten, Datenalltage mitzunehmen. Sie zeigten mir in Echtzeit, wie sie HES nutzten – oder bewusst darauf verzichteten. Ähnlich der Methoden „Walking Through“ und „Going Along“ (Møller und Robards 2019) begleitete ich meine Gesprächspartner:innen bei der Nutzung der HES-App in Istanbul. Dabei passte ich meinen ethnografischen Zugang den pandemischen Umständen der Isolation an und kombinierte beide Ansätze. Die Gesprächspartner:innen führten mich virtuell durch die „Corona-Maps“, während sie mit der HES-App vor Ort – meist auf den Straßen Istanbul – unterwegs waren. Diese Maps visualisierten die algorithmisch generierten Echtzeit-Daten und wurden sowohl zur Navigation durch die pandemiebedingten Risikozonen der Stadt als auch zur Handhabung der viralen Datenlage genutzt. Diese virtuellen Durchgänge ermöglichten es, ein breites Spektrum flüchtiger Spuren zu erfassen von offiziellen bis hin zu individuellen und kollektiven Daten – teils Gesundheitsdaten, teils auch Bewegungsdaten wurden registriert. Menschen nutzten HES mittels der damals obligatorischen QR-Codes, die sie bei Zugangskontrollen nutzten. Sie hinterließen eigene Spuren, da ihre Gesundheitsdaten in Echtzeit abgerufen und aktualisiert wurden. Dazu gehörten die auf HES registrierten Informationen und Daten wie z. B. Ansteckung, Übertragungsrisiko (via Kontakt mit einer infizierten Person und dessen Grad) und Impfungen. Da das HES auf die Standort- und Bewegungsdaten zugriff, wurden diese Informationen für die entsprechende Lokalität aktualisiert. So konnte auf die möglichen Risikofälle für eine Ansteckung vor Ort anonym zugegriffen und die Datenlage in Echtzeit verfolgt werden. Um dies in den Blick zu bekommen, kreierten wir eine mehr-als-digitale Art der Begegnung, die in der Praxis durchaus zu ko-laborativen Beziehungen zwischen mir und den Teilnehmenden geführt hat. Die Teilnehmenden navigierten mich in einer digital-analogen Form durch sowohl die App-Infrastruktur, als auch die Maps, wobei sie über staatliche Datenarbeit und Datenpolitiken erzählten und reflektierten. Wir explorierten gemeinsam die pandemische Situation, digitale Möglichkeiten und Methoden der Forschung, und zwar über die physischen, pandemiepolitischen und digitalen Grenzen hinaus. Und das nicht nur zwischen Deutschland und der Türkei, sondern auch zwischen ihren völlig unterschiedlichen Umgangsweisen mit der Pandemie, dem erhöhten Datenbedarf und biosozialer Unberechenbarkeit. Dabei näherte ich mich den Datenpolitiken in einer doppelt prekären und unvorhersehbaren Lage an und überbrückte die physische Distanz durch digitale und experimentelle Nähe.

Niemand wusste so genau – auch für mich war der Ausgang der Situation unklar –, wohin uns die experimentelle Offenheit führen würde; welche methodischen und analytischen Vorteile und Nachteile sich ergeben und welche Herausforderungen damit einhergehen – gerade unter den politischen Umständen der Türkei. Meine

Forschungspartner:innen und ich reflektierten gemeinsam über die ethischen und politischen Unsicherheiten und machten diese, je nach Situation, im Vorfeld bestmöglich aus. Dazu gehörten Entscheidungen über die Dauer, den physischen Ort sowie die digitale Plattform für die Remote-Übertragung und den ungefähren Ablauf von Spaziergängen. Die vorbereitenden Gespräche beinhalteten immer auch die Fragen und Reflexionen über die möglichen Risiken, Gefahren und Ängste, die mit dieser Art experimenteller Zusammenarbeit in und via digitalen Räumen und Werkzeugen verbunden waren. Neben dem „Do no harm“-Prinzip waren ethisch-politische Belange in Bezug auf Sicherheit, Überwachung, Repression und Bedrohung zentral (Glasius et al. 2018). Diese Aspekte stellen eine fast allgegenwärtige Realität dar: Menschen können aufgrund ihrer Social Media-Posts oder der Nutzung von Kommunikations-Apps verfolgt, angezeigt, zur Rechenschaft gezogen oder sogar festgenommen werden. Unter autoritär-repressiven Bedingungen, kombiniert mit staatlicher Dauerüberwachung und pandemischen Extremsituationen, stellten diese Bedrohungen in der Forschung eine Form abwesender Anwesenheit dar. Ihre Wirkung war nicht immer explizit, äußerte sich eher in subtilen, oft nonverbalen und teils humorvollen Ausdrucksformen wie Gesten, Mimik, Lächeln, Pausen und bedeutungsvollem Schweigen. Im Sinne von John Law's (2004) Konzept abwesender Anwesenheit geht es hierbei darum, was in einer Situation gleichzeitig präsent und abwesend ist – beziehungsweise wie sich Abwesenheit manifestiert.

Die Forschungssituationen verdeutlichen, wie Menschen, Maschinen, Spuren und Ressourcen als konstitutive Bestandteile widersprüchlicher Datenpolitiken eine abwesende Anwesenheit erfahren. Manchmal konnten wir diesen Spuren folgen, manchmal jedoch nicht – etwa, weil Menschen ihre eigene Situation unterschiedlich und mitunter selbstzensierend navigierten. Folgende Aussagen hörte ich nicht selten: „Das muss ich jetzt mal schlucken“, „Du weißt, was ich meine, oder?“ (oft begleitet von nonverbalem Ausdruck), oder: „Online weißt du ja nie, wer zuhört und welche Daten gegen dich verwendet werden können.“ In den digital-analog kombinierten und ko-laborativen Forschungssettings erwiesen sich standardisierte ethische Richtlinien als unzureichend. Ethisch-politische Belange stellen vielmehr einen rekursiven Prozess dar, bei dem Bedürfnisse, Sorgen und Umgangsweisen der Menschen stets beachtet und dynamisch an die jeweiligen Situationen angepasst wurden.

Es ging mir weder darum, eine experimentelle Realität zu schaffen, noch war diese Art der ko-laborativen Forschung ursprünglich beabsichtigt. Vielmehr formte die Situation den methodischen Pfad, genauso auch den Forschungsgegenstand (Ballesterio und Winthereik 2021). Dabei wurden forschungspragmatisch Interviews und teilnehmende Beobachtungen via digitaler Nähe mit dem gemeinsamen Umgang mit der HES-App kombiniert. In diesen, durch intensive Gespräche begleiteten, Spaziergänge setzen wir uns mit den Datenpraktiken auseinander und erarbeiteten tentative Analysen über die Eigenschaften, Zwänge und Möglichkeiten

dieser virtuellen und viralen Datenlandschaften. Diese stellten ein unbekanntes Terrain dar, wobei HES als „soziotechnische Assemblage“ (Liu und Graham 2021) Virensuren, Menschen, (Personen- und Bewegungs-)Daten, Smartphones, QR-Codes, Gesundheits- und Proximity-Teams, E-Staat und Dateninfrastrukturen miteinander verknüpfte. Viele, die sich mit mir auf diese experimentelle Situation eingelassen hatten, beschrieben versuchsartige Formen des Engagements – sowohl mit HES als solche als auch mit viralen Datenlandschaften. Ein Beispiel: Bevor die 40jährige Gesprächspartnerin Ela das Haus verließ, schauten wir gemeinsam auf die virale Karte. Voll rot markiert, zeigte sie eine deutliche Konzentration von Infektionen in ihrer Nachbarschaft. Ela zögerte und zoomte in die Karte hinein, um herauszufinden, welche Straßen besonders betroffen waren. „Keine Route kann die roten Bereiche umgehen,“ bemerkte sie und fügte hinzu: „Weißt du, ich habe keine Ahnung, wie sie diese Daten zusammenstellen, wessen Daten sie sammeln und wessen nicht.“ Diese Mischung aus Erwartungshaltung und Zweifel schien sie zu begleiten, als sie unterwegs mehrfach ihren QR-Code an Kontrollpunkten und Eingängen einscannen ließ. Während sie mich weiter mitnahm, reflektierten wir über die Begrenztheit der Karten, die vermeintlich Klarheit schaffen sollten. Ela wies auf die Lücken hin, die zwischen den offiziellen Daten und den Erfahrungen vor Ort klafften. Die alternative Berichterstattung, die sie über soziale Medien und aktivistische Netzwerke verfolgte, verstärkte ihre Unsicherheit. „Der gehypte HES“, sagte sie skeptisch, „zeigt vielleicht weniger die Realität als das, was die Regierung uns zeigen will – oder was ihr gerade in den Kram passt.“ Diese Zweifel zeigen, dass Menschen wie Ela nicht nur versuchen, die Datenlandschaften zu navigieren, sondern sich mit den Politiken durch Daten auseinandersetzen. Sie integrieren diese Technologien in ihre eigenen Datenpraktiken, üben gleichzeitig jedoch eine Form von Gegendatenarbeit aus, indem sie versuchen, autoritär erlebte Praktiken der Datengenerierung und -vermittlung kritisch zu hinterfragen oder zu umgehen (Polat 2023).

Im Nachhinein betrachte ich diese Situationen in einem propositionalen Modus (Dányi et al. 2021). Sie zeigen Versuche, in denen Daten als nicht-menschliche, (mehr-als-)digitale und ambivalente Akteur:innen flexibel, handlungsanweisend und fragil in den Alltag und in den Umgang mit Politiken integriert oder abgelehnt wurden. In Anlehnung an Überlegungen von Dányi et al. sehe ich sie in dieser versuchsartigen Politisierung und Depolitisierung. Mit anderen Worten geht es darum, wie Daten für „propositional politics“, also politische Versuche wirksam werden. Methodisch sind diese Versuche hilfreich, um die Beziehung zwischen Daten und Politiken zu erkunden. Empirisch wie analytisch fordern sie zugleich, uns auf einen „more experimental mode of doing politics“ (ebd.: 68) einzulassen – auf experimentelle Formate und höchst dynamische Datenlandschaften. Die experimentelle und ko-laborative Arbeit durch Walking Through und Going Along rückten Gegendaten als solche in den Fokus.

Gegendaten und datenpolitische Versuche als Methode

Die Forschung an Gegendaten war nicht a priori geplant. Erst während der Pandemie eröffnete sich mir ein Zugang zu Gruppen und Zusammenschlüssen, die eine Form der Gegendatenarbeit praktizierten. Diese dynamischen und oft temporären Konstellationen ermöglichten mir Zugänge, nicht nur zu den autoritären Datenpolitiken, sondern auch zu den Formen des datenbezogenen Widerstandes und Aktivismus. Dabei begann ich, mich aktiv mit den antizipatorischen und agonistischen Datenpraktiken dieser Gruppen zu beschäftigen. Die Arbeit mit und für Gegendaten verknüpft Menschen, Gruppen, die Zivilgesellschaft, Geräte, Infrastrukturen und Daten miteinander. Als Antwort auf Krisen und datenpolitisch unsichere Situationen bildeten sich neue lokale Strukturen, die als Pendant zu digitalen Data Commons und zivilen Dateninitiativen verstanden werden können, aber in ihrer Form und Funktion darüber hinausreichen. Im Türkischen sind sie als „veri müsterekleri“ (Data Commons) oder „sivil veri oluşumları“ (zivile Dateninitiativen) bekannt. Je nach politischen und lokalen Umständen beteiligen sie sich an den entstehenden Datenlandschaften und bilden neue Allianzen entsprechend der sozio-politischen, technischen und infrastrukturellen Bedarfe. Sie haben eine gewisse Flexibilität, sich in bestehenden oder entstehenden Datenlandschaften – wie während der Pandemie – einzufinden. Sie formen sich neu oder lösen sich auf. Ihre flexiblen Anordnungen weckten mein Interesse und boten eine neue Perspektive, um meine Untersuchung autoritärer Datenpolitiken zu vertiefen. So begann ich, mich zunehmend in antizipatorische und agonistische Datenpraktiken einzubringen. Einige Akteur:innen bezeichneten die von ihnen generierten, zusammengestellten, ausgewerteten und archivierten Daten als „karşı veri“.

„Karşı veri“ lässt sich mit dem in der Literatur etablierten Begriff Counterdata – ins Deutsche als *Gegendaten* übersetzt – vergleichen. Der Begriff Counterdata bezeichnet nicht-staatliche, basisorientierte Formen von Daten, die oft mit einem aktivistischen, oppositionellen und agonistischen Zweck erstellt und genutzt werden. Er wurde von den Geographen Craig Dalton und Jim Thatcher (2014) aus den Praktiken des Counter-Mapping abgeleitet, um zu zeigen wie Daten und datenbasierte Produkte, wie beispielsweise Karten, dominante Machtverhältnisse und Wissensordnungen rund um Daten herausfordern und zugleich neue Beziehungs- und Politikformen hervorrufen (Crooks und Currie 2021; D'Ignazio 2022). Gegendaten lassen sich von anderen Formen der Daten, wie etwa „civic data“ (Schütz und Fortun 2019) unterscheiden. Auch sie leisten eine Datenarbeit innerhalb der komplexen, oft unzulänglichen und intransparenten Datenlandschaften und adressieren damit die hegemonialen Praktiken, Annahmen und Vorstellungen davon, was als Daten zählt, wer gezählt wird und zählt. Ein besonderes Merkmal von Gegendaten ist jedoch ihr agonistisches und antizipatorisches Potenzial, das ihnen zugeschrieben wird. Aus Sicht vieler Akteur:innen und Ko-Laborator:innen in mei-

nem Feld stellen Gegendaten eine kritische, oft oppositionelle Herausforderung und „Korrektur“ für dominante Datenpraktiken und -diskurse dar. Gegendatenarbeit beinhaltet taktische Strategien, die die dominante Nutzung von Daten zur Sicherung kultureller Hegemonie, zur Stärkung staatlicher Macht oder zur Profitmaximierung infrage stellen. Gleichzeitig verschränken sie sich mit antizipativ-aktivistischen Datenpraktiken, die in Prozesse der Datafizierung eingreifen und diese umfunktionieren. Dabei werden bestehende Machtverhältnisse herausgefordert oder Datenpraktiken und -infrastrukturen für andere als die ursprünglich vorgesehenen Zwecke angeeignet. Beraldo und Milan (2019: 6) beschreiben diese „as a recurrent exercise of intervention in and transformation of the state, oriented to contesting consolidated ways of ‚doing things‘, institutionalized social relations and legitimized sources of authority“. Es handelt sich um transformative und intervenierende Bemühungen, die über Kritik hinausgehen und anhaltende Formen aufweisen. In meinem Feld zählen dazu unter anderem folgende Praktiken und Strategien: 1. die agonistische, teils durchaus normative, Herausforderung bestehender Datenasymmetrien und Datenpolitiken, 2. die Entwicklung alternativer Daten-Infrastrukturen, 3. Die Einführung zivilgesellschaftlicher Methoden, 4. die Instrumentalisierung und (Ent-)Politisierung von Daten, ihrer Lücken und Abwesenheiten. Dabei geht es nicht nur darum, die Kapazität von Daten als Repertoire und Werkzeug für Aktivismus zu erweitern oder gegen die ambivalente Datenmacht der Regierung zu agieren. Vielmehr stehen auch die antizipatorische und agonistische Navigation datafizierter Situationen im Fokus, wie beispielsweise während der Covid-19-Pandemie, in denen demokratische Prozesse datenbasiert ermöglicht oder verhindert wurden.

Als Werkzeug und Methode empirischer Datenforschung bringen Gegendatenpraktiken einerseits neoliberale und extraktivistische Modi der Datafizierung und Quantifizierung ans Licht. Andererseits ermöglichen sie alltagsnahe Zugänge dahingehend, wer in Datensystemen und Datenlandschaften unsichtbar bleibt, systematisch zum Verschwinden gebracht und gewaltvoll ignoriert wird. So zeigt Catherine D'Ignazio (2022) in ihrer Forschung zu Datenaktivismus gegen Femizide in Puerto Rico, wie Gegendatenpraktiken gezielt offizielle Daten und Datennarrative adressieren und dabei auf fehlende, unvollständige und lückenhafte Daten aufmerksam machen. Statt sich der linearen Logik liberaler Lösungen zu unterwerfen, die auf immer größere Datenmengen und technokratische Optimierung abzielen, stellen sie Datenlücken als sozio-politische Phänomene in den Mittelpunkt.

Gegendatenarbeit geht also über bloße Kritik hinaus. Methodisch bietet sie Möglichkeiten für eine engagierte und situierte Beteiligung, wofür die Datenwissenschaftlerin D'Ignazio aus datenfeministischer Perspektive plädiert. In meinem Forschungskontext ist die Forschung an, mit und für Gegendaten komplex. Sie bietet eine ko-laborative Involvierung in Datengeschehen, z. B. in die Prozesse

des Forschens, Aufzeichnens, der Verweigerung und Nutzung von Daten, und schafft so neue Gegenentwürfe von Daten und deren Interpretationen. Insbesondere die Auseinandersetzung mit Lücken und mit dem Versagen staatlicher und offizieller Daten eröffnet alternative politische Handlungsrahmen und partizipative Wege der Datengenerierung und -auswertung. Dadurch wird nicht nur eine kritische Perspektive auf bestehende Datenregime ermöglicht, sondern auch eine Neuverhandlung der Machtasymmetrien, die diese prägen. Zudem werden damit partizipativ alternative Pfade der Generierung, Auswertung und Interpretation von Daten greifbar und qualitativ erfassbar gemacht. Diese wiederum ermöglichen eine kritische Perspektive auf die Datenpolitiken, die durch alte und neue Machtasymmetrien in ungerechten Überwachungs- und Datenregime geprägt sind. Wer wie gezählt, in Datensätzen und Zensus erfasst, numerisch (un-)sichtbar und für den Staat lesbar (gemacht) wird (Browne 2015; D'Ignazio 2022), steht oft im Fokus der agonistischen Datenpraktiken.

Solche Praktiken politisieren Datenlandschaften und etablieren neue, Bottom-Up-Methoden, die entweder auf bestehenden digitalen Infrastrukturen aufbauen oder selbst alternative Formen entwickeln. Beispiele hierfür sind Initiativen wie Datenaktivismus, Data Commons oder zivile Dateninitiativen, die als Ausdruck konkurrierender Datenideologien verstanden werden können. Ethnografische Forschungen erproben ihre ko-laborativen, partizipativen und experimentellen Potenziale, indem sie Annahmen, Vorstellungen und Erwartungen von Daten in verschiedenen Situationen und datenpolitischen Kämpfen erkunden. Andere wiederum heben aus der postkolonialen und feministischen Sicht die Grenzen ihrer politischen Reichweite bei der Adressierung der alten und neuen Machtasymmetrien kritisch hervor (Sampath und Paola 2019). Auch ich bewege mich in meiner Forschung zwischen diesen Potenzialen und ihren Grenzen. Dabei orientiere ich mich an Ansätzen, die durch eine „kaleidoskopische Linse“ die vielfältigen Effekte datenpolitischer und datenideologischer Praktiken analysieren. Diese Perspektive ermöglicht es, aktiv und ko-laborativ an Prozessen des „re-align, re-work, or re-define“ (Poirier et al. 2020: 10) teilzuhaben, um alternative Lesearten und Handlungsräume innerhalb der datenpolitischen Situationen und Auseinandersetzungen zu eröffnen.

Methodisch orientiere ich mich an mehr-als-digitalen Ansätzen. Hier gilt es insbesondere, ein „multi-präsenten Methodenbündel zu schüren [sic], das die Logiken des Feldes nutzt, um seinen komplexen Verflechtungen zu folgen“ (Eggel 2023: 108). Dabei verbinde ich das Digitale mit analogen Räumen, Praktiken und Formen des Engagements. Die experimentellen Herangehensweisen, die ich oben vorgestellt habe, ermöglichen nicht nur multilokales Engagement – vor Ort und in digitaler Präsenz, sondern in verschiedenen Rollen. Konkret findet die Forschung in viralen Datenlandschaften, bei öffentlichen Events, in WhatsApp-Gruppen und auch auf den sozialen Medien wie X statt. Dabei bewege ich mich in den örtlich,

zeitlich und infrastrukturell verstreuten Datenaktivist:inneninitiativen und -netzwerken. Ich lasse mich ko-laborativ auf die Datenarbeit ein, auf die Akteur:innen mit verschiedenen Expertisen und Erfahrungen in digitalen Datentechnologien, IT und Infrastrukturaufbau, Datenaktivismus und Datenjournalismus, Mixed-Method-Ansätzen sowie zivilgesellschaftlichen Forschungen, Monitoring und Archivierungen in den Bereichen von Menschenrechten, Gewalt und Politik. Ihr Grundprinzip lautet: Datenarbeit ist immer partizipativ und ko-laborativ. Auf dieser Grundlage schaffen sie Räume für partizipatives Engagement – sowohl durch die Arbeit mit offiziellen, staatlichen Daten und Metadaten als auch mit kleineren Datensätzen, die sie selbst generieren. Dabei werden Daten häufig auf zwei Arten erhoben: Zum einen durch digitale Methoden, zum anderen durch traditionelle Handarbeit vor Ort, die häufig auf breitere Netzwerke von Menschen und gemeinschaftliche Aktivität setzt. Meine Rollen variieren je nach Situation – als Forscherin und Wissenschaftlerin aus dem Ausland, Aktivistin oder Ko-Laboratorin bin ich Teil der experimentellen Datenarbeit, die sowohl von den Initiativen als auch von Einzelpersonen geleistet wird. In beiden Fällen handelt es sich um eine ko-laborative Forschung. Diese umfasst eine gemeinsame Wissens- und Datenarbeit „als verteilter, provisorischer, kontinuierlicher Prozess aus der Mitte des Feldforschungsgeschehens heraus“ (Bieler et al. 2021: 526). Dabei erfordert die Zusammenarbeit eine pragmatische Anpassung der Methoden an die spezifischen Taktiken, Logiken und Mechanismen – sowohl im Feld als auch in verschiedenen Settings.

Daten-imece

Ein Beispiel für diese ko-laborative Arbeit stellt die kollektive Datenarbeit dar, die im Feld als „imece usulü“ oder „veri imecesi“ bezeichnet wird. Dieser Begriff bezieht sich auf traditionelle, insbesondere ländliche Kooperationsformen, bei denen gemeinschaftlich Güter produziert sowie Wissen, Fähigkeiten und Ressourcen geteilt werden. Ähnlich dieser nachbarschaftlich-solidarischen Prinzipien betont „veri imecesi“ (Daten-imece) das kollektive Handeln und die geteilte Verantwortung bei der Sammlung, Analyse und Anwendung von Daten. Hierdurch werden ko-laborative und lokale Praktiken auf innovative Weise miteinander verbunden. In meiner Forschung lies ich mich auf die Bedingungen, Situationen und Ereignisse ein, in denen Gegendaten in dieser Art erzeugt, bewertet, interpretiert, visualisiert und angewendet werden. Hierbei spielen Datathons und Mapathons eine zentrale Rolle. Diese Events haben vielfältige digitale Daten-Technologien, Infrastrukturen und Räume verbunden. Oft verliefen sie auf verschlungenen, zeitlich verteilten Ebenen digitaler, virtueller und visueller Praktiken. Manche Formate behandeln parallele Themen, während andere gezielt an offiziellen Daten und ihren Lücken arbeiten,

beispielsweise Demographie-, Bewegungs-, Umwelt- und geopolitische Daten in Bereichen der Stadt-, Krisen- und Katastrophenpolitiken.

Zentrale Mottos dieser Arbeit waren etwa: „Bringe deine Daten mit oder generiere sie“, „Erzähle eine andere, *deine* Datengeschichte“, „Zeige und blicke durch Daten hinter die Machtnetzwerke“. Dafür wurden oft Low-Tech- und High-Tech-Verfahren sowie verschiedene Datentypen (offizielle, staatliche Daten, zivile Daten und Bürger:innendaten) genutzt und bearbeitet. Im Mittelpunkt standen dabei nicht bloß die Zahlen und Daten an sich, sondern vielmehr, was mit ihnen gemacht werden kann und wie sich bestimmte Phänomene in Daten übersetzen lassen. Besonders zentral war allerdings die Auseinandersetzung mit fehlenden, manipulierten, fehlerhaften oder unsichtbaren Daten. Verschiedene Methoden und Verfahren wurden angewendet, wie z. B. Crawling und Scraping, um durch digitale Quellen und Plattformen Daten aufzuspüren, zu generieren und aufzuarbeiten. Auch durch kollektive und teils kleinteilige „street-level“ Data Wranglings wurden eigene Datensätze angelegt und aufbereitet.

In solchen Events führte ich nicht nur teilnehmende Beobachtungen durch, sondern beteiligte mich aktiv an methodischen, konzeptuellen und politischen Auseinandersetzungen über die Praktiken des Definierens, Klassifizierens und Zählens. Bei Daten-imece entstand also im Sinne von Hannah Knox (Dányi et al. 2021) eine Art propositionale Aktion und Verantwortung, die sich zwischen den Menschen und nicht-menschlichen Beteiligten verlagerte. Gemeint ist eine Verantwortung für die Generierung, Auswertung und (Ent-)Politisierung von Daten und Gegendaten. Dabei wurden Fragen der Anerkennung, Zugehörigkeit und Ungewissheit ständig neu verhandelt: Was gilt als geeignete Technologie, Form, Datensatz oder Perspektive? Wie werden Datenlücken definiert und gefüllt? Welche visuellen und politischen Darstellungen von Machtverhältnissen und Beziehungen entstehen? Welche Datengeschichten werden erzählt oder weggelassen, und welche politischen Versuche werden mit Daten unternommen? Diese Fragen tauchten nicht nur als Beobachtungsobjekte auf, sondern als zentrale Herausforderungen und Interventionsmöglichkeiten der Ethnografie. Denn hier ging es um die infrastrukturell und propositionell ungleich verteilte Verantwortung. Einige der Beteiligten galten beispielsweise als Datenexpert:innen, die sich in der komplexen Datenwelt und den umstrittenen Datenökosystemen zu Hause fühlen, während andere sich als Lai:innen positionierten, die weder über die nötigen technischen Kompetenzen noch über die „Sprache der Daten“ verfügten. Eine Expertin sagte dazu: „Es ist eigentlich unwichtig, welche Fähigkeiten Menschen mitbringen, ob sie z. B. Datenkompetenz haben, was man heutzutage als ‚Data Literacy‘ versteht. Aber bei den Resultaten ist es entscheidend, ob und wie gut jemand die Sprache der Daten versteht und verschiedene Datensprachen beherrschen kann.“ Dabei umfasst diese „Sprache der Daten“ unterschiedliche Bereiche: mathematische, statistische, visuelle, technische und/oder politische Sprache. Ethnografisch betrachtet greifen

bei den asymmetrischen Datenbeziehungen und den Paradoxien oft menschliche und nicht-menschliche Kompetenzen und Fähigkeiten ineinander.

Durch die Daten-imece wurden oft verschiedene Datensätze gleichzeitig bearbeitet. Zudem bildeten sie datenpolitische Situationen ab oder umgekehrt politische Situationen wurden durch Daten und Datenlücken dargestellt. Dabei stand in Frage, welche Daten verfügbar und brauchbar sind, was sie erfassen oder ausschließen sowie auch, wie Daten und Dateninfrastrukturen als strategisches Werkzeug autoritärer Macht eingesetzt werden. Ein Datenexperte brachte dies während meiner Feldforschung in Istanbul im Jahr 2023 in einem Workshop auf den Punkt: „Daten als Erzeuger und Vertuscher autoritärer Manipulation und einer ‚Als-ob-Politik‘ (miş gibi siyaset)“, wobei er auf eine Politik anspielte, die nur den Anschein eines funktionierenden und effektiven Datenmanagements erweckt, während die Datenlage systematisch und absichtlich manipuliert werde. Oft ist es schwierig, diese Empfindungen mit Daten zu belegen, wie unsere Gespräche und Diskussionen häufig offenbarten.

Darauf setzen jedoch einige Zusammenschlüsse. Etwa die Datenkollektive, die ich hier zum Schutz der Beteiligten anonymisiert Veri Kollektifi nenne, bauen Dateninfrastrukturen für zivilgesellschaftliche Datenarbeit mit. Dabei stellen sie Methoden und automatisierte Meldesysteme für Datengenerierung her, die durch QR-Codes und durch das freiwillige Engagement der Dissident:innen auf den Straßen, in den Institutionen und über die digitalen Medien Daten generieren. Viele Aktivist:innen beschreiben dies, wie ich woanders ausgeführt habe (Polat im Erscheinen), als „eine vorausschauende und korrigierende Datenarbeit“. Basar, ein Datenaktivist, sagte beispielsweise: „Wir können nicht die Augen des Staates und der Mächtigen öffnen“ und fügte hinzu „aber wir machen die Arbeit, die der Staat machen muss. Wir können zeigen, wie der Staat Technologien für Gerechtigkeit und Gemeinwohl einsetzen kann und was die Mächtigen – also Big-Tech-Firmen, Kapitalisten und die Verbündeten des Staates – auf Kosten der Menschen tun und letztlich lassen sollen.“ Daten-imece stellen eine kollektive Bemühung bzw. den Versuch dafür dar, den Spieß umzudrehen und neue Gegen-Narrative und -Entwürfe zu erzeugen.

Unterschiedliche Datenarchitekturen kommen dabei zum Einsatz, wie z. B. die Plattform graphcommons (2026), während datenaktivistische Methoden der Generierung, Auswertung, Visualisierung und des Mappings für eine kritische Auseinandersetzung genutzt werden. Ein Gesprächspartner sagte: „Wir sammeln Daten, analysieren sie, verknüpfen sie miteinander, formen sie um in neue Strukturen und wandeln sie in Wissen um. (...) Wir gehen nicht von dem Prinzip ‚Daten sind Macht‘ aus. Das ist eher die Sprache der Herrschenden. Wissen ist etwas Dynamisches. Entscheidend ist, diese Daten korrekt zu halten, sie mit den vorherigen Daten oder Datenlücken in Beziehung zu setzen und sie in eine Form zu bringen, die auch als Grundlage für zukünftige Daten dienen kann – das ist unsere Aufgabe.“

Hier werden sowohl die Datenarbeit als auch die Daten selbst als relational beschrieben, die kollektive und antizipatorische Unterfangen in der Gegenwart und für Zukunft verbinden. Paradoxerweise geht es dabei aber auch immer um ihre kurzlebigen Konstellationen. Im Kontext meiner Forschung ließ sich diese Widersprüchlichkeit in all ihren alltäglich gelebten Formen beobachten. Insbesondere unter den Bedingungen zunehmender autoritär-autokratischer „Agnokratie“ (Eller 2025), einem Neologismus, der sich aus den Begriffen „agnosia“ (Nicht-Wissen, Ignoranz) und „-cracy“ (Herrschaft) zusammensetzt und eine Regierungsform beschreibt, die sich nicht nur durch Ignoranz, sondern gezielte und taktische Produktion und Operationalisierung von Desinformation, Verwirrung und Unberechenbarkeit auszeichnet (Polat im Erscheinen). Daten wird darin eine große, strategische Bedeutung beigemessen.

Relationale Ansätze, kurzlebige Konstellationen

Die ko-laborative Auseinandersetzung mit Daten ist so als eine politische Praxis zu verstehen, die sowohl in ihrer technischen Ausführung als auch in ihrer ideologischen Ausrichtung das Potenzial hat, bestehende Machtverhältnisse zu hinterfragen und ggf. zu verändern (Milan und van der Velden 2018). Dabei nähern und unterscheiden sich ethnografische und aktivistische Sichtweisen auf Daten, sogar selbst widersprüchlich gleichzeitig, genauso wie unsere Arbeitsweisen. In Gesprächen war es klar, dass die Aktivist:innen die Meinung teilen, dass „alles Daten sein kann“. Sie generierten Daten auch immer im Hinblick auf die Zukunft. Eine Gesprächspartnerin beschreibt: „Du kannst ja nie wissen, wann etwas wichtig wird. Was heute völlig unbedeutsam erscheint, kann in Zukunft von entscheidender Bedeutung sein“. Etwa so ähnlich sieht auch unsere Datenarbeit aus, zumindest Marilyn Strathern zufolge: „If anthropology has one trick up its sleeve, it's that it collects more data than it knows what to do with.“ (zit. nach Poirier et al. 2020: 253). Hier ist Datenarbeit, wie kritische Datenstudien zeigen, an relationalen Abhängigkeiten zwischen technischen Systemen, Expertisen und Interessen gebunden (Winthereik 2024). Sie umfasst aber auch eine Art praktischer und politischer Fürsorge bzw. „Caring“ um, durch und für Daten (D'Ignazio 2022; Pinel et al. 2020). Gerade in den autoritär und agnokratisch geprägten Datenlandschaften bedeutet das, möglichst viel zu sammeln und zu archivieren, bevor Informationen und Daten für immer verschwinden oder gar (von der Regierung) manipuliert, unzugänglich oder unbrauchbar gemacht werden. Zugleich geht es darum, Beziehungen Vorrang vor Datenextraktion zu geben, auch kollektives Wohlbefinden und Sicherheit vor individueller Risikoberechnungen zu stellen und Datenarbeit als solidarische Beziehungs- und Sorgearbeit zu betrachten.

Ethnografisch ist diese Art von Gegendatenarbeit spannend, zugleich aber auch herausfordernd. Erstens erfordert sie generell, sich mit den teils unvorhersehbaren und teils unstrukturierten Bedingungen zu arrangieren. Methodisch geht es um Techniken und Taktiken, die situativ aus den spezifischen Umständen heraus entstehen und sich in die ethnografischen Begegnungen einschreiben. Bislang betrachtete ich diese als experimentelle ethnografisch-analytische Praxen „in companionship“ (Ballesterio und Winthereik 2021). Empirisch ermöglichten sie es mir, Feldzugänge zu und innerhalb von autoritär-autokratisch überwachten und regierten Datenlandschaften zu entwickeln. Zudem öffneten und erforderten sie ko-laborative, propositionale und relationale Ansätze und Methoden dazu, was ich unter dem Begriff datenpolitische Versuche als spezifische Modi der datenaktivistischen Wissensgenerierung und als emergierende Formen des Politik Machens auffasse (Beraldo und Milan 2019; Dányi et al. 2021; Kopper und Knox 2024; Milan und van der Velden 2018). Dadurch ist es möglich, die dynamischen, im Entstehen begriffenen und oft kurzlebigen Konstellationen von Menschen, Gruppen, Zivilgesellschaft, Geräten, Infrastrukturen, institutionellen Kapazitäten, Machtbeziehungen und Datenflüssen ethnografisch greifbar zu machen, ebenso wie ihre intra-aktiven Verflechtungen (Barad 1998). Damit einher gehen Fragen nach ethischer und politischer Positionierung, Verantwortlichkeit, Rechenschaftspflicht und schließlich auch Verantwortbarkeiten. Sie sind durch die infrastrukturellen, zeitlichen und räumlichen Anordnungen der Unberechenbarkeiten und Unwägbarkeiten geprägt. Im Forschungskontext soft-autoritär und autokratisch erfahrener und gelebter Bedingungen ergeben sich daraus vielschichtige Herausforderungen und ethische Sorgen. Im Folgenden möchte ich diese näher beschreiben.

Herausforderungen und Umgehungen in un/berechenbaren Datenlandschaften

Die Arbeit und die Forschung mit Gegendaten sind keineswegs einfache Aufgaben, insbesondere weil sie in hierarchischen und strukturell benachteiligten Datenlandschaften verortet sind und es wagen, agonistisch die bestehenden Machtverhältnisse in alle Richtungen zu stören. Sie geschehen unter prekären und unberechenbaren Bedingungen: willkürliche Überwachung, gezielte Manipulation, institutionelle Untätigkeit und systemische Ignoranz. Dagegen nutzen und mobilisieren sie das affektive und narrative Potenzial von Daten. Sie ist begleitet durch soft-autoritäre Datenpolitiken, die die Produktion und Vermittlung von Daten undemokratisch regulieren, unter staatliche Aufsicht stellen oder in den Händen staatlicher Akteur:innen und regierungsnaher zivilgesellschaftlicher Organisationen zentralisieren. Dies führt zu einem „Datenökosystem“ das, wie oft zur Sprache gebracht wird, als autoritär und autokratisch definiert und er-

lebt wird. Durch die weitverbreitete Nutzung von digitalen Überwachungs- und Datentechnologien entsteht ein „Überfluss“ an öffentlich verfügbaren, offiziellen und staatlichen Daten, insbesondere an Kommunikations-, Gesundheits-, Verwaltungs- und Mobilitätsdaten. Zugleich leidet das Datenökosystem zunehmend unter der unberechenbaren Staatsgewalt, der selektiven Intransparenz, der institutionellen Unzulänglichkeit und Inkompetenz. Dieses Zusammenspiel erschwert die Gegendatenarbeit, während es dadurch für die Regierung leichter gemacht wird, sie systematisch zurückzudrängen oder sogar zu verbieten. Im Laufe meiner Forschung während und nach der Covid-19-Pandemie gab es zahlreiche Momente, Angriffe und regulatorische Maßnahmen, die autoritäre Datenpolitiken deutlicher hervortreten ließen und somit datenpolitisches Terrain für Aktivist:innen und Forschende unberechenbar, wenn nicht gar unsicher machten. Im Dezember 2020 wurde beispielsweise das „Desinformationsgesetz“ novelliert. Es verpflichtete Technologieunternehmen, Mobilfunkbetreibende und Institutionen, nicht anonymisierte Personendaten (Klarnamen, GPS-Standorte, Bewegungsdaten und Kommunikationsverkehr) regelmäßig an staatliche Systeme zu übermitteln (Eroğlu 2022).³ NGOs und zivilgesellschaftliche Organisationen wurden verpflichtet, die Informationen ihrer Mitglieder mit dem Staat zu teilen. Zudem änderten sich in den letzten Jahren in meinem Feld die Formen und Methoden repressiver Kontrolle und Überwachung in digitalen Räumen und mittels digitaler Datentechnologien. Sie erschweren Feldzugänge und stellen Sicherheitsrisiken für alle Beteiligten dar, die immer wieder aufs Neue antizipiert, berechnet und beachtet werden müssen.

Diese Risiken stellen „agnostologische Eigenschaften“ (Ahram und Goode 2016) dar. Die Unwissenheit und Ungewissheit werden strategisch durch die autoritäre Regierung erzeugt und aufrechterhalten. Um diese zu vermeiden, sind methodologische Umgehungen, Extrapolationen, Tricks und Verheimlichungen nötig. Dafür gibt es keine Best-Practice-Formel – weder für Ethnografie noch für die Gegendatenarbeit. In Methodendebatten werden Taktiken vorgeschlagen, wie z. B. eine strategische Depolitisierung oder ein unpolitisches Re-Framing des Forschungsinteresses. Einige setzen empirisch auf „non-state sites“ (Hou 2022: 2), also auf die Technologie-, Medien-, und Digitalunternehmen, die an der Produktion, Anwendung und Politisierung der Daten und Datentechnologien zwar beteiligt und durchaus ideologisch stark polarisiert oder gar voreingenommen sind, aber zugänglicher wären als die staatlichen Institutionen. Wie in einer Detektivarbeit die „roten Linien“ und „politischen Nerven des Regimes“ aufzuspüren und zu vermeiden, gehört also auch dazu (Glasius et al. 2018). Forscht man zu und

3 Ein Bericht des Journalisten Doğu Eroğlu enthüllte eine Verordnung, die von der Öffentlichkeit geheim gehalten wurde. Mehr dazu: <https://medyascope.tv/2022/07/21/btk-gate-internet-activity-identity-and-personal-data-of-all-users-in-turkey-has-been-collected-by-btk-for-the-past-year-and-a-half/>, zuletzt abgerufen am 10.05.2024.

mit Gegendaten, überstrapaziert man zwangsläufig politische Nerven und rote Linien. Hinzu kommt, dass diese durch die autoritären Datenpraktiken besonders ausgedehnt werden und zutiefst unberechenbar sind. Oft zielt und trifft die Gegendatenarbeit darauf ab – wenigstens idealerweise –, was vermieden werden soll. Sie destabilisiert und fordert die staatlich-autoritäre Macht und Deutungshoheit über Daten heraus. Dabei werden prekäre Ansprüche, Logiken und Infrastrukturen offengelegt.

Ähnlich wie in anderen Forschungsfeldern ist ständiges Navigieren verlangt. Ich forschte daher in einem flexiblen Modus, der es mir ermöglicht, auf diese dynamischen Gegebenheiten des Feldes und auch auf die oft unberechenbaren Risiken und Gefahren innerhalb dessen zu reagieren. Dabei ging es darum, sich auf feldspezifische und politische Rahmenbedingungen einzulassen und unvorhersehbare Ereignisse zu antizipieren. Beispielsweise war es die gezielte Überwachung oder die repressive Willkür, die per „Über-Nacht-Entscheidungen“ der Regierung erlassen wurden, die ohnehin schwierigen Feldbeziehungen radikal beeinflussten. Manchmal wurde der Zugang zu Webseiten und sozialen Medien willkürlich blockiert. Die Nutzung von bestimmten Apps wurde kriminalisiert. Auch juristisch-regulative Änderungen etwa durch Dekrete, oder ihre willkürliche Umsetzung sperrten den Zugang zu öffentlichen Daten, verboten in bestimmten Fällen auch die zivile Datenarbeit. Diese Maßnahmen erfolgten häufig über die herrschenden nationalen Datenschutzprinzipien und Regelungen hinweg. Stattdessen rechtfertigten die jeweiligen Institutionen ihr Vorgehen oft mit dem Vorwand der nationalen Sicherheit und des Kampfes gegen Desinformation – oder durch eine vermeintliche Verletzung nationaler Daten-Souveränität. Während meiner Forschung mussten einige Initiativen ihre Arbeit einstellen. Nach den verheerenden Erdbeben im Februar 2023, die elf östliche Städte betrafen, gründete sich beispielsweise rasch eine Datenallianz von Expert:innen und Aktivist:innen aus der Zivilgesellschaft, um die Auswirkungen der Katastrophe zu dokumentieren und Schäden mit digitalen Kartierungsmethoden zu archivieren. Doch bevor die Initiative ihre Arbeit in der Region richtig aufnehmen konnte, musste sie abbrechen. Die Regierung untersagte Informations- und Datenarbeit, sämtliche gesammelten Daten mussten an staatliche Institutionen übergeben werden.

Solche Umstände schaffen unberechenbare Datenlandschaften, die von Unsicherheit und staatlicher Willkür geprägt sind. Sie erforderten von mir als Forscherin eine pragmatische Flexibilität, um im Feld auf diese Dynamiken zu reagieren. Dabei orientierte ich mich stets an Taktiken im Feld, die sich je nach Akteur:in unterscheiden. Während einige bewusst und öffentlichkeitswirksam ihre Datenarbeit präsentieren, setzen andere auf strengere Vorsichtsmaßnahmen. Sie antizipieren und wägen Risiken ab, die mit der Nutzung digitaler Werkzeuge und Räume einhergehen. Oft fühlte es sich wie ein Navigiert-Werden an – eine Reaktion auf die sich ständig wandelnden Bedingungen und Unsicherheiten. Dabei habe ich eine

privilegierte Position: Als in Deutschland lebende Wissenschaftlerin und deutsche Staatsbürgerin bin ich nicht denselben Risiken ausgesetzt wie jene, die sich seit Jahren datenaktivistisch engagieren. Ich habe mich den antizipatorischen Datenpraktiken und Strategien der Verschleierung von Datenspuren angepasst, um die Anonymität und Sicherheit der Beteiligten zu gewährleisten. Dennoch bleibt dies – insbesondere im Bereich der Gegendatenarbeit – ein unvollkommener Versuch. Ein Versuch, der stets die Veränderungen in autoritären Überwachungs- und Repressionsmechanismen in den Blick nimmt und Sicherheitsbedrohungen sowie auch die ethisch-politischen Unsicherheiten antizipiert. Gerade diese fortlaufenden Aushandlungsprozesse sind ein wesentlicher Bestandteil datenpolitischer Versuche. Sie zeigen das komplexe Zusammenspiel von Ko-Laboration, Verantwortung, Handlungsspielräumen und oft unberechenbaren Risiken. Damit spiegeln sie Dynamiken wider, die sowohl die methodischen als auch die politischen Dimensionen meiner Forschung prägen.

Schluss

In diesem Beitrag habe ich meine experimentellen und ko-laborativen Methoden zur Erforschung datenpolitischer Versuche dargestellt. Die Gegendatenpraktiken nahm ich in ihren nicht beständigen, flexiblen und propositionalen Eigenschaften und Methodologien in den Blick. Dabei ging es um methodische Zugriffe für eine Forschung zu und unter den autoritär-autokratisch überwachten und regierten Datenlandschaften in der Türkei – und darüber hinaus. Im Kontext meiner Forschungen zu Datenpraktiken während der Covid-19-Pandemie und zum Datenaktivismus habe ich methodische Potenziale und Herausforderungen umrissen, die sich aus den experimentellen und versuchsartigen Begegnungen und Settings ergeben. Aslı Odman (2019) zufolge kann die Arbeit und Forschung mit und für Gegendaten als eine Form der „Trümmer-Wissenschaft (enkaz bilim)“ verstanden werden. Sie setzt sich nicht nur mit fehlenden Daten auseinander, sondern dokumentiert die Dynamiken dessen, was und wie gezielt (un-)sichtbar gemacht wird – seien es Menschen, Lebensräume oder Spuren autoritärer Zerstörung.

Wie ich in diesem Beitrag gezeigt habe, erfordert eine ethnografische Forschung in diesen Kontexten eine flexible Navigation durch politische Bedingungen, sozio-technische Unsicherheiten und methodologische Herausforderungen. Dabei stellte sich die Frage, wie sich ethnografische Zugänge in dynamischen, oft umkämpften und durch Repressionen geprägten Datenlandschaften gestalten lassen. Experimentelle Settings ermöglichten mir, mich nicht nur durch diese sozio-technischen und infrastrukturellen Unsicherheiten zu navigieren, sondern zugleich die politischen wie methodischen Spannungen sichtbar zu machen, die Datenpraktiken im Spannungsfeld von Kontrolle, Widerstand und Wissen hervorbringen. Daten-

politische Versuche – sei es als Praxis oder als Werkzeug der Ethnografie – sind in sozio-techno-politischen Verflechtungen verankert, die weit über den autoritären Kontext hinausreichen. Zukünftig gilt es, diese Verflechtungen aufzuspüren, Gendaten als Methode über datenpolitische Situationen hinaus zu erproben und ihre propositionalen, experimentellen Formationen im Hinblick auf methodische Fragen weiter kritisch zu hinterfragen.

Literatur

- Ahram, Ariel I., und J. Paul Goode. 2016. „Researching Authoritarianism in the Discipline of Democracy“⁴. *Social Science Quarterly* 97 (4): 834–849. <https://doi.org/10.1111/ssqu.12340>.
- Akarsu, Hayal. 2020. „Digital Hailing: Social Media and Police Work“. *Society for the Anthropology of Work*, advance online publication. <https://doi.org/10.21428/1d6be30e.27969821>.
- Amelang, Katrin, Martina Klausner, Estrid Sørensen, Till Straube, Joscha Friton, und Robert Queckenberg. 2023. „Daten erfahren und situieren: Datenspaziergänge als explorative Methode ethnografischer Forschung“. *Kulturanthropologie Notizen* 85: 111–138. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.20>.
- Ballesterio, Andrea, und Brit Ross Winthereik, Hg. 2021. „Experimenting with Ethnography: A Companion to Analysis“. Experimental Futures. Duke University Press.
- Beck, Stefan. 1997. „Umgang mit Technik: kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungsrezepte“. Akademie Verlag.
- Beraldo, Davide, und Stefania Milan. 2019. „From Data Politics to the Contentious Politics of Data“. *Big Data & Society* 6 (2): 1–11. <https://doi.org/10.1177/2053951719885967>.
- Bieler, Patrick, Milena D. Bister, Janine Hauer, u. a. 2021. „Distributing Reflexivity through Co-Laborative Ethnography“. *Journal of Contemporary Ethnography* 50 (1): 77–98. <https://doi.org/10.1177/0891241620968271>.
- Birkbak, Andreas, Morten Krogh Petersen, und Torben Elgaard Jensen. 2015. „Critical Proximity as a Methodological Move in Techno-Anthropology“. *Techné: Research in Philosophy and Technology* 19 (2): 266–290. <https://doi.org/10.5840/techné201591138>.
- Bode, Katherine, und Lauren M. E. Goodlad. 2023. „Data Worlds: An Introduction“. *Critical AI* 1 (1–2). <https://doi.org/10.1215/2834703X-10734026>.
- Browne, Simone. 2015. „Dark Matters: On the Surveillance of Blackness“. Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822375302>.
- Crooks, Roderic, und Morgan Currie. 2021. „Numbers Will Not Save Us: Agonistic Data Practices“. *The Information Society* 37 (4): 201–213. <https://doi.org/10.1080/01972243.2021.1920081>.

- Dalton, Craig M, Linnet Taylor, und Jim Thatcher. 2016. „Critical Data Studies: A Dialog on Data and Space“. *Big Data & Society* 3 (1): 1–9. <https://doi.org/10.1177/2053951716648346>.
- Dalton, Craig, und Jim Thatcher. 2014. „What Does a Critical Data Studies Look Like, And Why Do We Care?“ *Society and Space*. <https://www.societyandspace.org/articles/what-does-a-critical-data-studies-look-like-and-why-do-we-care>.
- Dányi, Endre, Michaela Spencer, James Maguire, Hannah Knox, und Andrea Ballesterio. 2021. „Propositional Politics“. In *Energy Worlds in Experiment*, herausgegeben von James Maguire, Laura Watts, und Brit Ross Winthereik. Mattering Press.
- D'Ignazio, Catherine. 2022. „Counting femicide: data feminism in action“. The MIT Press.
- Douglas-Jones, Rachel, Antonia Walford, und Nick Seaver. 2021. „Introduction: Towards an Anthropology of Data“. *Journal of the Royal Anthropological Institute* 27 (S1): 9–25. <https://doi.org/10.1111/1467-9655.13477>.
- Eggel, Ruth Dorothea. 2023. „Multi-präsenes Ethnografieren: Ethnografische Anwesenheit in mehr-als-digitalen Feldern“. *Kulturanthropologie Notizen* 85: 96–110. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.18>.
- Eller, Jack David. 2025. „Agnocracy: Rule by Ignorance“. *Current Research Journal of Social Sciences and Humanities* 8 (1): 25–36. <https://doi.org/10.12944/CRJSSH.8.1.03>.
- Fortun, Kim, Mike Fortun, Angela Hitomi Skye Crandall Okune, Tim Schütz, und Shan-Ya Su. 2021. „Civic Community Archiving with the Platform for Experimental Collaborative Ethnography: Double Binds and Design Challenges“. In *Culture and Computing. Design Thinking and Cultural Computing*, herausgegeben von Matthias Rauterberg, Bd. 12795. Lecture Notes in Computer Science 12795. Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-030-77431-8_3.
- Franken, Lina. 2022. „Digitale Daten und Methoden als Erweiterung qualitativer Forschungsprozesse. Herausforderungen und Potenziale aus den Digital Humanities und Computational Social Sciences“. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 23 (2). <https://doi.org/10.17169/fqs-22.2.3818>.
- Glasius, Marlies, Meta De Lange, Jos Bartman, Emanuela Dalmasso, Aofei Lv, Adele Del Sordi, Marcus Michaelsen, und Kris Ruijgrok 2018. „Research, Ethics and Risk in the Authoritarian Field“. Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-68966-1>.
- Grommé, Francisca, und Evelyn Ruppert. 2021. „Imagining Citizens as More than Data Subjects: A Methodography of a Collaborative Design Workshop on Co-producing Official Statistics“. *Science & Technology Studies*, 34 (3): 103–124. <https://doi.org/10.23987/sts.89444>.

- Hoeyer, Klaus. 2023. „Data paradoxes: the politics of intensified data sourcing in contemporary healthcare.“ Infrastructures series. The MIT Press.
- Hou, Rui. 2022. „Beyond Big Brother: How to Study Tech-Driven Authoritarianism With Restricted Access to State Institutions“. *Ethnography* 25 (3): 1–20. <https://doi.org/10.1177/14661381221120208>.
- Kazansky, Becky, Guillen Torres, Lonneke van der Velden, Kerstin Wissenbach, und Stefanie Milan. 2019. „Data for the social good: Toward a data-activist research agenda.“ In *Good Data*, herausgegeben von M. Daly und M. Mann. Institut of Network Cultures. <https://data-activism.net/wordpress/wp-content/uploads/2019/02/data-activist-research.pdf>.
- Kitchin, Rob, und Tracey P Lauriault. 2014. „Towards Critical Data Studies: Charting and Unpacking Data Assemblages and Their Work“. Working Paper. Geoweb and Big Data. *The Programmable City Working Paper* 2 <http://www.nuim.ie/progcity/>.
- Klausner, Martina. 2022. „Eine ‚mehr-als-digitale Anthropologie‘. Ethnografien der Partizipation und öffentlichen Verwaltung“. *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 118: 5–24. <https://doi.org/10.31244/zekw/2022.02>.
- Kopper, Moisés, und Hannah Knox. 2024. „Introduction: Number Politics after Datafication“. *The Cambridge Journal of Anthropology* 42 (1): 1–22. <https://doi.org/10.3167/cja.2024.420102>.
- Latour, Bruno. 2005. „Critical Distance or Critical Proximity?“ <http://www.bruno-latour.fr/sites/default/files/P-113-HARAWAY.pdf>.
- Law, John. 2004. „After Method: Mess in Social Science Research.“ International Library of Sociology. Routledge.
- Lehtiniemi, Tuukka, und Minna Ruckenstein. 2019. „The Social Imaginaries of Data Activism“. *Big Data & Society* 6 (1): 1–12. <https://doi.org/10.1177/2053951718821146>.
- Lippert, Ingmar, und Julie Sascia Mewes. 2021. „Data, Methods and Writing: Methodographies of STS Ethnographic Collaboration in Practice“. *Science & Technology Studies* 34 (3): 2–16. <https://doi.org/10.23987/sts.110597>.
- Liu, Chuncheng, und Ross Graham. 2021. „Making Sense of Algorithms: Relational Perception of Contact Tracing and Risk Assessment during COVID-19“. *Big Data & Society* 8 (1): 205395172199521. <https://doi.org/10.1177/2053951721995218>.
- Maguire, James, Henriette Langstrup, Peter Danholt, und Christopher Gad. 2020. „Engaging the data moment: an introduction“. *STS Encounters. Research papers from DASTS* 11 (1): 7–26. <https://doi.org/10.7146/stse.v11i1.135273>.
- Milan, Stefania, und Lonnecke van der Velden. 2018. „Reversing Data Politics: An Introduction to the Special Issue“. *Krisis: Journal of Contemporary Philosophy*: 1–3. <https://archive.krisis.eu/reversing-data-politics-an-introduction-to-the-special-issue/>.
- Møller, Kristian, und Brady Robards. 2019. „Walking Through, Going Along and Scrolling Back: Ephemeral Mobilities in Digital Ethnography“. *Nordicom Review* 40 (S1): 95–109. <https://doi.org/10.2478/nor-2019-0016>.

- Niewöhner, Jörg. 2014. „Perspektiven der Infrastrukturforschung: care-full, relational, ko-laborativ“. In *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies*, herausgegeben von Diana Lengersdorf und Matthias Wieser. Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19455-4_28.
- Odman, Asli. 2019. „Enkazbilim: Kaybın Verisi, Bilgi Müsterekleri Oluşturabilir mi?“ *beyond.istanbul* Melike Selin Durmaz, Ulaş Bayraktar (6 (Spezial Heft: Mekanda Adalet Ve Müsterekler)): 112–117.
- Pinel, Clémence, Barbara Prainsack, und Christopher McKevitt. 2020. „Caring for Data: Value Creation in a Data-Intensive Research Laboratory“. *Social Studies of Science* 50 (2): 175–197. <https://doi.org/10.1177/0306312720906567>.
- Pink, Sarah, A. Markham, Y. Akama, et al. 2016. „Ethics and Data Futures“ *Data Ethnographies*. <https://dataethnographies.com/paper-iiethics-and-data-future/s/>.
- Poirier, Lindsay, Kim Fortun, Brandon Costelloe-Kuehn, und Mike Fortun. 2020. „Metadata, Digital Infrastructure, and the Data Ideologies of Cultural Anthropology“. In *Anthropological Data in the Digital Age*, herausgegeben von Jerome W. Crowder, Mike Fortun, Rachel Besara, und Lindsay Poirier. Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-030-24925-0_10.
- Polat, Nurhak. 2020. „Dijital pandemi gözetimi, beden politikaları ve eşitsizlikler [Digital pandemic surveillance, body politics and inequalities]“. *Kültür ve Siyasette Feminist Yaklaşımlar* 41: 94–107.
- Polat, Nurhak. 2023. „„Unregierbar gemacht?‘ Pandemie-Tracking und Datenpolitik in autoritären Geflechten“. *kommunikation@gesellschaft* 24 (1): 1–36. <https://doi.org/10.15460/kommges.2023.24.1.866>.
- Polat, Nurhak. Im Erscheinen. „Counting, Twisting, Disdaining: Techno-Legal Shifts, Agnocracy, Authoritarian Data Politics in Turkey“. *Special Issue, Soft Authoritarianism: Discourses, Practices and Affects*, herausgegeben von Shalini Randeria et al. In *Global Society*.
- Ruckenstein, Minna, und Natasha Dow Schüll. 2017. „The Datafication of Health“. *Annual Review of Anthropology* 46 (1): 261–78. <https://doi.org/10.1146/annurev-ant-hro-102116-041244>.
- Ruppert, Evelyn, Engin Isin, und Didier Bigo. 2017. „Data Politics“. *Big Data & Society* 4 (2): 1–7. <https://doi.org/10.1177/2053951717717749>.
- Sampath, Padmashree Gehl, und Ricaurte Paola. 2019. „Reclaiming the Data Commons“. *Berkman Klein Center Collection*. <https://medium.com/berkman-klein-center/reclaiming-the-data-commons-cb890495b2ee>.
- Schütz, Tim, und Kim Fortun. 2019. „Analytics Across Systems and Scales: Civic Data Capacity“, contributed by Tim Schütz, *Disaster STS Network, Platform for Experimental Collaborative Ethnography*. <https://disaster-sts-network.org/content/analytics-across-systems-and-scales-civic-data-capacity>.

T24. 19. 2. 2022. nicht mehr online abrufbar. „*Erdogan'ın eşcinseller hakkındaki konuşması.*“. <https://www.youtube.com/watch?v=c1Jwv9e1148>, zuletzt abgerufen am 05.11.2023.

Winthereik, Brit Ross. 2024. „Data as Relation: Ontological Trouble in the Data-Driven Public Administration“. *Computer Supported Cooperative Work* 33 (3): 371–388. <https://doi.org/10.1007/s10606-023-09480-9>.

Kulturanthropologische Stadtforschung in der flüchtigen Moderne

Die Hauptbahnhöfe von Frankfurt am Main, München
und Saarbrücken im Diskurs: Digital-analoge Zugänge
zu komplexen Konstellationen

Simone Egger und Leonie Müller

Urbanität, Digitalität und Flüchtigkeit

Stadtanthropologie lässt sich angesichts der fortschreitenden Digitalisierung und der Digitalität unserer Zeit nicht mehr ohne die Erweiterung empirisch qualitativer Methoden auf den digitalen Raum denken. Digitalität ist, mit dem Medienwissenschaftler Felix Stalder gesprochen, als „Set von Relationen, das heute auf Basis der Infrastruktur digitaler Netzwerke in Produktion, Nutzung und Transformation materieller und immaterieller Güter sowie in der Konstitution und Koordination persönlichen und kollektiven Handelns realisiert wird“, zu verstehen (Stalder 2016: 18). Dieses Geflecht durchzieht gerade auch das komplexe Gefüge der spätmodernen Großstadt und entspricht urbanen Kommunikations- und Arbeitsweisen nicht nur, sondern ist vielfach aus ihnen hervorgegangen und wird weiterhin von dort hervorgebracht (Egger 2025). In Zeiten der flüchtigen Moderne, der „liquid modernity“, wie der Soziologe Zygmunt Bauman (2003) die Gegenwart genannt hat, spielt der Fluss von Informationen eine zentrale Rolle, während der Neoliberalismus das dominierende Paradigma im Hinblick auf Politik, Ökonomie und Lebensstil bleibt. Soziale Beziehungen sind heute zusehends fluider und von individualisierten Positionen geprägt. Machtverhältnisse werden gleichzeitig intransparenter, und Hierarchien sind immer uneindeutiger nachzuvollziehen. Der öffentliche Raum wird im Spannungsfeld privater wie privatwirtschaftlicher Interessen mehr und mehr auseinanderdividiert.

Wie der Anthropologe Marc Augé angesichts der fortschreitenden Globalisierung und der damit verbundenen Urbanisierung der Welt konstatiert, werden politische und ökonomische Entscheidungen seit dem 19. Jahrhundert in vielfach miteinander vernetzten Zentren getroffen, und doch ist „auch jede große Stadt

eine Welt und sogar eine Rekapitulation, eine Zusammenfassung der Welt mit ihrer ethnischen, kulturellen, religiösen, sozialen und ökonomischen Vielfalt“ (Augé 2010: 126). Diese Komplexität ist wesentlich im historischen Prozess der Großstadtwerdung angelegt. Wie der Kulturwissenschaftler Gottfried Korff am Beispiel von Berlin zeigen konnte, hingen die Ausbildung spezifischer Arbeits- und Lebensweisen und die Formung von Kommunikationsmustern bereits in der ersten Moderne eng miteinander zusammen (Korff 1985: 198). Mit der Digitalisierung geraten Stadtraum und Stadtgesellschaft auch in der Übermoderne fundamental in Bewegung. Damit verknüpfte Relationen beeinflussen Strukturen, Modi des Regierens sowie Praktiken des täglichen Lebens vor allem über den vernetzten Austausch von Informationen. Die Bedeutung von Kommunikation hat sich nicht grundlegend gewandelt, der Fluss von Daten und Informationen im Kontext der Digitalisierung jedoch um ein Vielfaches potenziert.

Eine Ethnografie „in“ oder „of the city“ kommt heute nicht umhin, Dimensionen des Digitalen in die Forschung miteinzubeziehen und ein entsprechend erweitertes Spektrum an Quellen – seien es Chats, Simulationen von Stadtlandschaften, remote Arbeitsweisen oder auch Verbindungen wie QR-Codes – sowie computationelle Logiken, Eigenschaften von Algorithmen oder Tools zur Verarbeitung von Daten mitzudenken, um dem spätmodernen Stadtleben tatsächlich nahezukommen. Dass sich infolge der Digitalisierung und anderer Entwicklungen der Zeit – etwa im Hinblick auf Migrationspolitiken und -regime – Realitäten transformieren und diverse, auch differierende Wirklichkeiten ergeben, die den städtischen Raum über den Zugang zu Informationen segregieren und Akteur:innen der Stadtgesellschaft – obwohl wieder und wieder von Teilhabe die Rede ist und auf Partizipation abgezielt wird – strukturell nicht nur ein-, sondern gleichzeitig auch ausschließen, ist ein weiterer Aspekt in diesem Zusammenhang (Frank und Krajewski 2018). Während immer neue Verknüpfungen hergestellt werden, so etwa in der digitalen Stadtverwaltung, bleibt soziale Ungleichheit wie die begrenzte Zugänglichkeit zu Wissen und Macht in Zeiten der flüchtigen Moderne ein virulentes Thema der Stadt.

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit der Großstadt der Gegenwart und deren Urbanität in Relation zu den Parametern Flüchtigkeit und Digitalität. Aus einer kulturanthropologischen Perspektive geht es um Wechselwirkungen bezogen auf die Wahrnehmung und Produktion städtischer Räume, seien sie nun digital, analog oder viel wahrscheinlicher voneinander durchdrungen. Dabei stellt sich die Frage, welche methodologische Anforderungen sich aus den Entwicklungen der Gegenwart für die Stadtforschung ergeben und welche digital-analogen Quellen und Werkzeuge kultur- und sozialanthropologische Untersuchungen heute miteinbeziehen. Welche Fragen sind im Kontext des städtischen Alltags beispielsweise an multimodale Formen von Kommunikation zu stellen? Die Überlegungen in diesem Beitrag setzen empirisch bei zentralen Knotenpunkten im analogen Stadtraum

an: den Bahnhöfen von Frankfurt am Main, München und Saarbrücken. Im Fokus öffentlicher und privater Interessen wird Urbanität an diesen Schnittstellen durch Aushandlungen besonders evident. Die über einen langen Zeitraum historisch gewachsenen Orte sind wie ihr Umfeld anhaltend Gegenstand von Diskussionen und werden nicht nur architektonisch an die Konstellationen der Zeit angepasst, sondern auch narrativ und diskursiv konstruiert und/oder überschrieben. Die Auswahl der konkreten Standorte ergibt sich aus den Forschungsfeldern der Autorinnen: Während Simone Egger seit vielen Jahren zu München arbeitet, setzt sich Leonie Müller mit dem Quartier rund um den Frankfurter Hauptbahnhof auseinander. Mit Saarbrücken als Standort der Universität und Schnittstelle des Austauschs kommt ein dritter Ort ins Spiel, an dem sich Entwicklungen wiederholen, der im Vergleich aber auch noch andere Qualitäten und Aspekte in den Vordergrund rückt.

Viele verschiedene Menschen bewegen sich an einem Tag gleichzeitig an einer so zentralen Station wie dem Bahnhof einer mittleren oder größeren Stadt: Pendler:innen und Reisende queren die unter und an der Oberfläche gelegenen Ebenen sowie die angrenzenden Areale, verschiedenste Akteur:innen agieren beruflich in diesen Zonen – sei es im Bereich der Logistik, der baulichen Umgestaltung oder der Digitalisierung. Der Bahnhof ist ein Interface der Digitalität, nicht nur was das 2025 beinahe vollständig ins Netz verlegte Ticketing oder Buchungen auf Seiten der Kund:innen angeht. Von der Bahn entwickelt werden ebenso integrierte Formen von Mobilität, während die Digitalisierung des gesamten Betriebs – Stichwort: Digitale Schiene – mittels autonomer Systeme und KI offensiv vorangetrieben wird (Deutsche Bahn Digitalisierung 2025). Dabei ist ein Bahnhof immer auch ein sozialer Ort, an dem zahllose unterschiedliche Menschen am Bahnsteig oder in der Warteschlange beim Bäcker – in München und in Frankfurt sind es hunderttausende – aufeinandertreffen und Care-Arbeit – in Saarbrücken befindet sich die Bahnhofsmission zwischen Gleis 4 und Gleis 5 – oftmals rund um die Uhr geleistet wird. Im Kontext einer kulturanthropologischen Beschäftigung mit Innenstadträumen ist der Blick immer auch auf diejenigen gerichtet, in deren Lebenswelt der Bahnhof und seine Umgebung jenseits von Mobilität und Erwerbsarbeit eine wichtige Rolle als Anlaufstationen spielen (Dieckbreder und Dieckbreder-Vedder 2016). An den gerade um Hauptbahnhöfe herum in besonderem Maße zu greifenden gesellschaftlichen Rändern und daran anknüpfenden Debatten werden Effekte der Digitalisierung auch mit Blick auf Segregation und die soziale Verfasstheit der Stadt auf verschiedene Weise evident.

Kulturanalyse der spätmodernen Stadt

„In der konkreten Realität der Welt von heute überschneiden und durchdringen Orte und Räume, Orte und Nicht-Orte sich gegenseitig“ (Augé 2010: 107).

Entwicklungen, Erscheinungen und Diskurse im Spannungsfeld von Urbanität, Flüchtigkeit und Digitalität lassen sich am Umgang mit Innenstadträumen und anhand der Umgebung von Hauptbahnhöfen besonders eindrücklich nachvollziehen. Dabei können Nicht-Orte, die der Fortbewegung oder dem Konsum dienen, gleichzeitig Orte der Begegnung und der Sinnstiftung sein, während soziale Orte ihren Status als identifikatorische Referenzpunkte auch wieder verlieren können. In einer Stadt sind je nach Größe immer alle Bedeutungen gleichzeitig vorhanden und überlagern sich. Die Auseinandersetzung mit den Bedingungen ihres Zustandekommens ist Gegenstand einer konjunkturellen Analyse, wie sie der Medien- und Kommunikationswissenschaftler Rainer Winter in Bezug auf die in den Blick zu nehmenden Konstellationen bezeichnet. Dem Vorgehen zugrunde liegt das Konzept der „Conjunctural Analysis“, wobei Konjunktur in dem Kontext nicht per se wirtschaftlich zu verstehen ist. Der Kulturwissenschaftler Moritz Ege hat die Schwierigkeit einer adäquaten Übersetzung aus dem Englischen erläutert (Ege 2019: 104), es geht „vor allem um das Zusammenkommen und Zusammenfügen von Elementen“, wobei Ökonomien in der relationalen Betrachtung ebenfalls eine wesentliche Rolle spielen (ebd.). Der Kulturwissenschaftler Rolf Lindner spricht analog von der Kulturanalyse als erkenntnistheoretischem Zugang, der ebenso darauf angelegt ist, „cultural conjunctures“ als kulturelle Konstellationen ausfindig zu machen,

„bei denen soziale, kulturelle und biographische Komponenten auf eine zeit-spezifische Weise zusammentreffen. Diese sichtbar zu machen und ihre Logik nachzuzeichnen, um den Gegenstand der Untersuchung auf diese Weise möglichst ganzheitlich zu erfassen ist Aufgabe der Feld-Analyse im Sinne einer Untersuchung kultureller Komplexe“ (Lindner 2003: 184).

Entsprechend kreisen wir um die drei Bahnhöfe und versuchen von dort aus auf Verhältnisse und Bezüge zu schließen, die sich nicht nur am konkreten Ort, sondern in digital-analoge Räumen, die damit in Verbindung stehen, erfassen lassen.

An diesem Punkt stellt sich die Frage, wie eine solche Kulturanalyse der spät-modernen Stadt – der Postmetropolis, wie sie der Geograf Edward Soja genannt hat (Soja 2000) – mit Blick auf Digitalisierung und Digitalität konzeptionell und methodisch umgesetzt werden kann. Nicht nur im Bereich von Infrastrukturen verändern sich Stadtraum und Stadtgesellschaft. Edward Soja hat bereits in den ausgehenden 1990er Jahren anhand von sechs Diskursen durchgespielt, wohin sich eine Metropole in kultureller und sozialer Hinsicht entwickeln wird. Unter dem Begriff *SimCity*, der Name ist einem populären Computerspiel entlehnt, skizzierte er zu erwartende Effekte der Digitalisierung, während er prognostizierte, dass die soziale Schere im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert weiter auseinandergehen und die Diversität der Stadtgesellschaft – gebündelt unter dem Stichwort *Cosmopolis* – auch

in Zukunft ein großes Thema sein wird (ebd.). Ausgehend von der Situation an den Bahnhöfen, ließen sich im Laufe des Jahres 2024 auch in der konkreten Postmetropolis altbekannte Debatten festmachen: Im medial vermittelten Diskurs ist die Rede besonders häufig von Sicherheit und Sauberkeit (Eisch-Angus 2018). Bei näherer Betrachtung wird über solche Problematisierungen jedoch vielmehr die Frage verhandelt, welche Rolle marginalisierte Menschen mit geringem Vermögen oder auch ohne ökonomisches Kapital im städtischen Raum und – damit untrennbar verbunden – in der Gesellschaft spielen oder auch spielen dürfen. Davon abgeleitet lässt sich die Frage ergänzen, welche Bedeutung der Sorge um ein soziales Gleichgewicht in von Urbanität, Digitalität und Flüchtigkeit geformten Stadträumen noch zugestanden wird.

Bahnhöfe und die dazugehörigen Viertel sind von besonderem Interesse, weil an diesen Infrastrukturknotenpunkten so viele unterschiedliche Stränge zusammenlaufen. Hinsichtlich der Zuständigkeiten fallen die Orte in den Bereich verschiedener Akteur:innen, Einrichtungen und Institutionen: Referate und Abteilungen für Wirtschaft, Kommunalverwaltung, Mobilität und Soziales sind ebenso zuständig wie die Deutsche Bahn AG. Gerade in der Innenstadt treffen privatwirtschaftliche Interessen auf Praktiken des Regierens (Südliches Bahnhofsviertel 2025). In Debatten um Orte und Nicht-Orte der Stadt melden sich nicht nur politisch Verantwortliche oder Anwohner:innen zu Wort, sondern vielfach auch Vertreter:innen von Unternehmen wie Hotels, Einzelhandel oder Immobilienfirmen. Der Bahnhof und sein Einzugsgebiet werden wiederholt zum Schauplatz von Debatten und sind vielfach verbunden mit Projektionen, Annahmen oder Absichten. In München wurde das Bahnhofsviertel im Rahmen einer entsprechenden Aktion zur Imagebildung Ende 2025 gar in „Central Quartier“ umbenannt (Krattiger 2025). Häufig geht es in Diskussionen direkt oder indirekt um Personen, deren Anwesenheit nicht erwünscht ist, und/oder um Ästhetiken, die den Kriterien der einen oder anderen nicht entsprechen. Angelehnt an die Forschungen der Kulturanthropologin Sherry B. Ortner, die sich mit den Schattenseiten des Kapitalismus – die Rede ist in dem Kontext von einer „Dark Anthropology“ – befasst und daraus eine „Anthropology of Resistance“, eine Anthropologie der Widerständigkeit, entwickelt hat, werden in diesen Auseinandersetzungen vor allem soziale Ordnungen verhandelt, die politisch und/oder ökonomisch hergestellt werden, und um Machtverhältnisse, die damit in Verbindung stehen (Ortner 2016).

Nosing around. Digital-analoges Flanieren

„Trust your eyes and your instincts“, lautete das Credo von Jane Jacobs im 20. Jahrhundert (Schubert 2014: 89). Die Stadtforscherin ist bei ihren Walks durch New York City in den 1950er und 1960er Jahren noch von einem ausschließlich analog er-

fahrbaren Raum und Bezugssystemen wie der lokalen Tageszeitung ausgegangen, wobei das Wissen um politische Systeme und den Einfluss von Akteur:innen immer eine wesentliche Rolle in ihrer Arbeit gespielt hat. Bewegen wir uns als Forscher:innen des 21. Jahrhunderts mit erhöhter Aufmerksamkeit durch die Stadt, sind Digitalität und sinnlich erfahrbare Empirie vielfach konvergent: Orte wie Nicht-Orte müssen weiterhin aufgesucht werden, um Atmosphären zu spüren und mit Akteur:innen ins Gespräch zu kommen. Daran anknüpfend lassen sich Kontakte über soziale Medien flexibel verfolgen. Angesichts der Digitalität der Gegenwart ist die urbane Öffentlichkeit nur noch über das Einbeziehen von Informationen aus digital-analogen Strukturen zu erschließen. Waren es im 20. Jahrhundert vorwiegend Zeitungen und Zeitschriften, Anzeigenblätter und Flyer in Papierform, über die man sich kundig machen konnte, sind diese Quellen inzwischen fast ausschließlich digital vorhanden und um Möglichkeiten des Teilens, Weiterverbreitens und Kommentierens ergänzt. Konsumangebote, aber auch politische oder gemeinnützige Veranstaltungen werden digital angekündigt, beworben, archiviert, verhandelt, bewertet und rezipiert. Kollektive Formate und Foren – wie TripAdvisor oder die Portale von lokalen und überregionalen Tageszeitungen – sind dabei von ebenso großer Bedeutung wie Plattform-Ökonomien, die sich mit ihrer digital-analog erzeugten Mobilität nachhaltig in die Stadtlandschaft einschreiben (Altenried et al. 2021). Lieferant:innen verbinden auf ihren Fahrrädern kontinuierlich Punkte auf Google Maps: Restaurants, Imbisse, Unternehmen und Home-Offices. Wenn auch verlinkt, sind die Schlagzeilen von Tageszeitungen über stumme Verkäufer, Screens oder andere Träger von Informationen weiterhin im Stadtraum präsent.

Digitalität wirkt sich auf alltägliche Lebenswelten und damit auf Modi des kulturwissenschaftlichen Forschens aus. Entsprechend vielfältig sind auch die Felder, in denen Digitalisierung eine Rolle spielt. Im Rahmen einer empirischen Untersuchung ist sowohl von einem erweiterten Quellspektrum und neuen Zugängen zu Wissensbeständen als auch von geänderten Kommunikations- und Relevanzsystemen, was etwa die Verständigung mit Akteur:innen einer Studie betrifft, auszugehen. Ebenso kann das Auslesen von Datensätzen an Bedeutung gewinnen, wenn steigende Lebenshaltungskosten oder die Verteilung von Schulden im Stadtgebiet zur Untersuchung stehen. Im Kontext des Immobilienmarkts werden mit Tools wie dem Computer-Aided Design (CAD) ebenso wie mit KI ästhetisierte Oberflächen hergestellt, die mit Blick auf die Zukunft der Stadt in konkrete Erwartungshaltungen übergehen (Dlabaja 2021).

Im Zuge eines multimethodischen Vorgehens, wie es in der Kulturanthropologie üblich ist, verschränken sich digitale und analoge Verfahren nicht nur, sondern durchdringen sich gegenseitig. Daraus werden sich in Zukunft neue hybride Formen entwickeln, um etwa multimodale audiovisuelle Quellen oder von einer vernetzten Infrastruktur geprägte, alltägliche Praktiken wie die der Nahrungsaufnahme oder des Nahrungserwerbs zu erschließen. Auch auf der Ebene

der Fragestellungen rücken Prozesse und Phänomene in den Fokus, die mit Digitalisierung und Digitalität in Verbindung stehen. „Aus der Perspektive einer soziologischen Phänomenologie und mit Blick auf typische Alltagssituationen“, schreibt der Sozialwissenschaftler Alexander Schmidl über die lebensweltliche Erfahrung von technologischer Digitalisierung,

„stellt sich vor allem die Frage, wie mit der hohen Dichte und Verfügbarkeit von Informationen umgegangen wird und welche Subjektkompetenzen sich daraus formen. Kompetenz wird in diesem Rahmen als das Vermögen verstanden, in Alltagssituationen die digital erzeugten und sichtbaren Informationen so weit deuten zu können, dass sie auch spontan in die Handlungsentwürfe miteinbezogen werden können“ (Schmidl 2019: 105).

Aus stadtanthropologischer Perspektive ist entsprechend von Interesse, welche kulturellen Dynamiken mit dieser Art von Kompetenz/Inkompetenz in Verbindung stehen.

Dichte, Größe und Heterogenität waren seit der Entstehung der europäischen Großstädte im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert charakteristische Eigenschaften des Urbanen, ebenso kennzeichnend für die Großstadt ist die Gleichzeitigkeit von verschiedenartigen, mitunter gegensätzlichen oder ambivalenten Positionen (Simmel 1903). Diese Qualitäten wirkten und wirken sich sowohl auf die Wahrnehmung und das Mindset bereits etablierter wie auch gerade erst ankommender Stadtbewohner:innen aus. Wie Alexander Schmidl im Zusammenhang mit seiner Forschung im Bereich der Mikrosoziologie festhält, ist auch die von ihm gestellte

„Frage nach den Subjektkompetenzen (...) als Referenz zu Simmel zu verstehen, der das Leben in der Großstadt, mit ihrer Schnelligkeit, Dichte und der Vielfalt der Eindrücke, in Zusammenhang mit dem Geistesleben, wie er es nannte, setzte. Bei den Informationsbedürfnissen der Spätmoderne ist wohl nicht zu entscheiden, ob sie die Folge oder die Ursache der Digitalisierung sind, denn vermutlich lässt es sich am besten als eine wechselseitige Hervorbringung beschreiben“ (Schmidl 2019: 105).

Es ist keinesfalls so, dass die Verlegung von Glasfaserkabeln in zahlreichen städtischen Bezirken auch heißt, dass alle Bewohner:innen gleichermaßen informiert sind, weil sie grundsätzlich die Möglichkeit hätten, sich vernetzt zu informieren. Vielmehr kommt es zu Ungleichheiten, weil nicht alle gleichermaßen im Stande sind, Infrastrukturen und Daten zu nutzen. Stadtbewohner:innen, die nicht über entsprechende Voraussetzungen verfügen, sind ebenso bemüht wie hilflos und verweigern mitunter jede Beschäftigung mit etwas, das sie nicht verstehen (ebd.). Vermittlung und Beratung finden in diesem Zusammenhang erstaunlich selten überhaupt Erwähnung.

Der Medientheoretiker Ramón Reichert setzt an einem anderen Punkt an und geht davon aus, dass sich urbane Räume über eine informationelle digitale Stadtnutzung kollektiv wie individuell erschließen lassen. Die Auswertung messbarer Daten humaner und nicht-humaner Akteur:innen der informationellen Stadt soll dabei ein objektives und realitätsnahes Bild einer städtischen Vernetzungskultur wiedergeben. „Der digitale Flaneur“ (Reichert 2020) wandelt durch digitale Infrastrukturen, die von digitalen Beteiligungsverfahren – etwa im Kontext von Bauvorhaben – bis hin zum digitalen Zwilling als Tool der Stadtentwicklung reichen. Diese Anwendungsbeispiele der „Smart City“, die sich als Objektivationen von Digitalität begreifen lassen, stehen in der Regel als positive Beispiele für die Möglichkeiten, die sich Bürger:innen im Zuge einer Digitalisierung kommunaler Angelegenheiten eröffnen. Was in diesem Kontext meist nicht diskutiert wird, sind die damit produzierten Effekte und Nebenfolgen im Hinblick auf die Breite der Stadtgesellschaft (Rosol et al. 2018). In und um Bahnhöfe sind es vor allem Überwachungstechnologien wie Bilderkennungssysteme, aber auch aktuelle Informationen zur Weiterfahrt, die ausschließlich via App zugänglich sind, über die einerseits ein Tracking von Personen und Daten möglich ist, während zum anderen all diejenigen aus dem Bezugssystem herausfallen, die entsprechende Geräte nicht bedienen, Daten nicht auslesen oder schlicht nicht in der geforderten Geschwindigkeit agieren können.

Wie die Kulturwissenschaftlerin Brigitta Schmidt-Lauber festhält, ist ein „perspektivenreicher, meist multimethodischer Zugang“ kennzeichnend für die Feldforschung, eine Herangehensweise, die „auf der aktiven, beobachtenden Teilnahme am alltäglichen Leben der Beforschten zum Ziel des sinnverstehenden Miterlebens und Nachvollziehens von Wirklichkeitszusammenhängen basiert“ (Schmidt-Lauber 2007: 219). Digital-analog produzierte Informationen über eine Stadt wie sie Statistiken zu entnehmen sind, lassen Aussagen über den Wandel der Wirtschaftskraft, die demografische Entwicklung der Bevölkerung, das Konsumverhalten der Bewohner:innen oder die Nutzung eines städtischen Schwimmbads treffen. Dem lebensweltlichen Erfahren wird in quantitativen Erhebungen meist keine Bedeutung beigemessen. Kulturanthropologische Stadtforschung bedarf jedoch per se der Verknüpfung rationalen und ästhetischen Wissens (Egger 2013). Wie erleben Anwohner:innen den nachhaltigen Umbau ihrer Straße? Welche Hoffnungen, welche Ängste keimen in dem Zusammenhang auf? Aus Sicht der Forschung dient das „gezielte Miterleben“ dazu, eine „sinnverstehende (emische) Deutung und Interpretation sozialen Handelns“ zu erlangen, um es „in einen überindividuellen kulturellen Sinnzusammenhang“ einordnen zu können (Schmidt-Lauber 2001: 169). Für das Begreifen von Konstellationen müssen auch Digitalisierung und Digitalität als relevante Bedingungen in die Analyse miteinbezogen werden. Wer ist mit wem auf welche Weise verbunden? Was wird in den sozialen Medien geteilt und verhandelt? Welches Wissen wird mittels digitaler Infrastrukturen

von wem hergestellt und rezipiert? Wer hat Zugang zu Hardware, wer besitzt ein Smartphone, wer einen Laptop und wer nicht? Und wer hat die Kompetenzen, mit dieser Hardware entsprechend situativ umzugehen? Gerade mit Blick auf die Stadt als Gegenstand ist es eine Herausforderung, wie man die wachsende Komplexität des urbanen Gefüges in der Forschung greifen kann. Wo finden innerhalb der Stadtgesellschaft heute Diskussionen statt und wer ist daran beteiligt? Wer liefert Impulse? Wie wird Wissen übersetzt? Und wie wird damit umgegangen, dass Ausschlüsse produziert werden? Wie lassen sich Effekte der Digitalisierung im Kontext der Stadtgesellschaft moderieren? Wo findet Vermittlung statt? Wie wird Digitalität im Sinne der Teilhabe genutzt? Wie kann eine Beobachtung im digitalen Raum gestaltet werden? Unter den Bedingungen der flüchtigen Moderne und ihren Ungleichzeitigkeiten stehen nicht zuletzt auch Forscher:innen immer komplexeren Wirklichkeitszusammenhängen gegenüber, die zunehmend schwieriger zu fassen sind.

Bahnhöfe und Bahnhofsviertel

Anhand der Innenstädte von Frankfurt am Main, München und Saarbrücken können so unterschiedliche Themen wie die Immobilienentwicklung, die Ökonomisierung von Innenstadträumen und die Marginalisierung von sozialen Gruppen in ihrer Gleichzeitigkeit und unter den Bedingungen, die sie hervorbringen, gefasst werden und dabei – in analogen wie in digitalen Räumen – weiter dem eigenen Instinkt gefolgt werden. Die beschriebenen Transformationen bedürfen entsprechender Zugänge, im Hinblick darauf, wie soziale Orte definiert und Machtstrukturen mittels Digitalität, und in dem Zusammenhang insbesondere über mediale Diskursräume, reproduziert werden. Eine teilnehmende Beobachtung im Stadtraum kann sich nur noch bedingt auf den analogen Raum beschränken, wenn Wirklichkeitszusammenhänge ebenso online verhandelt werden. Das Einbeziehen digitaler Verflechtungen bereichert die Feldforschung, während Stadtgesellschaft nicht mehr nur am Kiosk nebenan, sondern auch über Posts, Bewertungen und Kommentare hergestellt wird. Um an solche Forschungsdaten zu kommen, ist es notwendig, mit dem Feld vertraut zu sein und sich darauf einzulassen. Entsprechende Beiträge in den sozialen Medien sehe ich nur, wenn ich die in den Diskurs involvierten Akteur:innen und Institutionen kenne und denjenigen aktiv oder passiv folge, die für den Forschungsgegenstand von Relevanz sind. Ein derartiges Netzwerk an politischen Parteien, verschiedenen Abteilungen der kommunalen Verwaltungen, Journalist:innen, Barbetreiber:innen, Architekt:innen, Stadtteilhistoriker:innen u.a. entsteht nicht von heute auf morgen, sondern bedarf grundlegenden Recherchen und kontinuierlichen Aktivitäten wie Klicks und Kommentaren, um den Algorithmus auf die gewünschten Inhalte hin zu prägen.

Wurde in der Vergangenheit beispielsweise die Präsentation einer Studie zur Nutzer:innenstruktur des Bahnhofsviertels in der Zeitung angekündigt und im Anschluss möglicherweise über Erkenntnisse aus dieser Untersuchung berichtet, war es an dem/der Beobachter:in, die Veranstaltung zu besuchen und sich selbst ein Bild zu machen. Heute ist es insgesamt schwieriger, von einer solchen Vorstellung zu erfahren, weil ehemals verbindliche Ankündigungsplattformen wie die Hinweisseiten der Tageszeitungen oder Veranstaltungen auf Facebook nicht mehr in der ursprünglichen Weise genutzt werden. Stattdessen ist es wieder notwendiger, Newsletter zu abonnieren und Kontakte auch analog zu pflegen. Zu einer entsprechenden Präsentation werden jedoch verschiedene Beteiligte sowie Medien ihre Fazits auf diversen Kanälen in den sozialen Medien teilen, eventuell ist sogar ein Mitschnitt der Veranstaltung online oder die erwähnte Studie lässt sich komplett herunterladen. Eine durchaus hitzige Debatte, wie sie vielleicht vor Ort stattgefunden hat, ist aber sehr wahrscheinlich nicht dokumentiert, auch wird sich die ästhetische Qualität des Events in vermittelter Form nicht unbedingt nachvollziehen lassen.

Der Medienkulturwissenschaftler Martin Henning sieht die Heterogenität des Stadtraums gleichwohl in digitalen Räumen abgebildet, die eigenen Regeln folgen und in denen Sprache, Zeitlichkeit, Kollektivität und Zugänglichkeit anders/neu ausgehandelt werden (Henning 2020: 37). Ihre Vielschichtigkeit kulminiert – analog wie digital – in und um Bahnhöfe als Interfaces, die im Spannungsfeld von Offenheit, Zugänglichkeit, Beschränkung und Normierung eine besondere Anziehungskraft ausüben. Am Bahnhof kreuzen und überlagern sich laut der Soziologin Imke Schmincke verschiedenartige Grenzen, vor allem zwischen privaten und öffentlichen Sphären. Als Mobilitätsknotenpunkt ist der Bahnhof nicht nur Zentrum eines weitreichenden Netzes, sondern auch des umliegenden Quartiers. Dieses ist zugleich Vorder- und Hinterbühne und wird durch extreme soziale Gegensätze sowie die Vielfalt von Akteur:innen – von Reisenden, Besucher:innen über Bewohner:innen und Gewerbetreibenden bis hin zu Schutzsuchenden – charakterisiert (Schmincke 2010: 105f.). Das Quartier um den Bahnhof reagiert auf Anforderungen und Bedürfnisse, die aus der Funktion und gleichzeitigen Offenheit des Bahnhofs resultieren und bietet Einkaufsmöglichkeiten, Unterkünfte wie Hotels, Pensionen und Schlafplätze, aber auch Notschlafstellen oder Beratungseinrichtungen zu Drogenkonsum und andere soziale Anlaufstellen wie die zentrale Bahnhofsmmission, auch wenn man einmal nur das Handy aufladen muss. Dabei ist das Bahnhofsviertel als sozialer Ort – und das lässt sich aus Sicht einer *longue durée*, also auf lange Sicht, nachvollziehen – wiederkehrend von Restriktionen betroffen, etwa in Form von feindlichen Maßnahmen gegenüber Personen, die sich im Transit zwischen Ankunft und Aufbruch bewegen. Der Bahnhof ist so etwas wie das Herz der Arrival City (Schmincke 2010: 106; Saunders 2011). Dabei geht es immer auch um Ungleichheit oder das Herstellen von Differenzen, um Rassismen und das

Recht auf Stadt in Abhängigkeit von Kapital, während sich soziale Differenzen, unter anderem bedingt durch multiple Krisen und Konflikte, im 21. Jahrhundert zusehends verschärfen.

Um sich dem Forschungsgegenstand in den Straßen des Bahnhofsviertels ethnografisch zu nähern, kommt man nicht umhin, auch mediale Zugänge mit-einzubeziehen: Kollektive Vernetzung, Eigendarstellung und die Inszenierung über Online-Präsenzen und soziale Medien bilden maßgebliche Quellen für die Erforschung der Stadt. Gleichzeitig sind Entwicklungen wie die „Entnetzung“ gesellschaftlicher Akteur:innen zu bedenken (Farias et al. 2023: 157ff.) und werfen Schlaglichter auf die Ausgrenzung marginalisierter Personen oder Gruppen, die aufgrund sozioökonomischer Ressourcenknappheit oder anderer nur in geringem Maß vorhandener Subjekt Kompetenzen nicht an der Vernetzung teilhaben. Neuere infrastrukturelle Entwicklungen tendieren überhaupt zu exklusiveren Logiken und reproduzieren Stereotype, die bestimmte Personen als „nicht profitable Nutzer:innen“ identifizieren (ebd.). Diese Erkenntnisse knüpfen an ältere Debatten über Inklusion und Exklusion in urbanen Räumen an, wie sie die Soziologin Saskia Sassen in ihrer Analyse der globalisierten Stadt aufzeigt (Sassen 2005).

Der digitale Raum erweitert nicht nur vorhandene Stadträume, sondern verändert auch die Art und Weise, wie Konflikte ausgetragen und Narrative geschaffen werden. Diskurse und ihre Entfaltung im Kontext der Digitalität beeinflussen die Wahrnehmung von Orten als vermeintliche soziale Brennpunkte und verstärken auf diese Weise noch die Polarisierung zwischen „inkludierten“ und „exkludierten“ Gruppen (Stalder 2016: 18). Wie die Stadtforscher:innen Ignacio Farías, Martina Löw, Thomas Schmidt-Lux und Silke Steets konstatieren, ist auch die Kategorie Klasse „immer etwas, das über eine (Nicht)Ausstattung mit ökonomischen Ressourcen zwar vorgeprägt ist, das im kommunikativ verstandenen Sozialen aber immer wieder neu, wenngleich nie im luftleeren ‚Raum‘ hergestellt wird und Wirklichkeit formt“ (Farías et al. 2023: 67). Die Beschäftigung mit Innenstadträumen und insbesondere Bahnhöfen und ihrer Umgebung sowie damit verknüpften Konflikten, Kontroversen und Restriktionen, lässt nachvollziehen, wie gesellschaftliche Ränder inmitten der Stadt hergestellt werden. Der Stadtforscher Walter Siebel spricht im Kontext von Bahnhöfen und ihrer Umgebung auch von Orten des Übergangs, die gleichzeitig zu Quartieren der Ausgrenzung werden (Siebel 2004: 16). Der Soziologe führt diese Bedeutungen oder Bedeutungszuschreibungen auf Eigenschaften zurück, die sich aus der Beschaffenheit dieser Areale an der Schnittstelle von öffentlich und privat ergeben und bezieht bei der Analyse auch die fortschreitende Vernetzung mit ein. Schon vor 20 Jahren betonte Walter Siebel, dass „technische Neuerungen“ im „gesellschaftlichen Kontext ihrer Anwendung“ zu verstehen sind und unmittelbaren Einfluss auf „soziale Prozesse“ und „räumliche Strukturen“ nehmen (Siebel 1987: 216).

„Hilfe“. Das Frankfurter Bahnhofsviertel

Das Frankfurter Bahnhofsviertel vereint eine Vielzahl von Räumen und Funktionen. In seiner spezifischen Zusammensetzung als Rotlichtbezirk, von Dichte und Heterogenität geprägtem Wohnumfeld und global vernetztem Geschäftsquartier steht das Areal im Zentrum der Stadt medial im Fokus und wird vor allem in Bezug auf seine Konfliktdynamik in der Öffentlichkeit weit über den lokalen Kontext hinaus als „Brennpunkt“ rezipiert. Auffällig oft ist in dem Zusammenhang das Narrativ der „Ausgeschlossenen“ zu vernehmen, damit gemeint sind vor allem Suchtkranke, die sich in diesem Umfeld bewegen. Ein Großteil der Berichterstattung wird von dystopischen Beschreibungen „slum-artiger“ Zustände bestimmt. Möglichst spektakuläre Motive werden immer wieder aufgegriffen und Viertelbewohner:innen auf einige wenige soziale Merkmale reduziert. Die überzeichneten Bilder produzieren insbesondere im Digitalen einen Stadtraum, der den Frankfurter Hauptbahnhof mit seinen Realitäten geradezu überlagert und die Außenwirkung des gesamten Quartiers dominiert. Im August 2024 lieferte die Journalistin Gianna Niewel in der *Süddeutschen Zeitung* unter der plakativen Überschrift „Hilfe“ einen entsprechenden Beweis für dieses Phänomen: „Um einen Eindruck zu haben, wie es heute [im Frankfurter Bahnhofsviertel] ist, muss man durch keine der Straßen gelaufen sein, es reicht ein Blick in die Zeitung“ (Niewel 2024). Zu Beginn der Fußball-Europameisterschaft warnte die britische Boulevardzeitung *The Sun* die englischen Fans, das Frankfurter Bahnhofsviertel sei „Zombieland“ und „Germany’s biggest slum“ (Pattinson 2024), was die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* serviceorientiert übersetzte: „Es ist ein Elend“ (Iskandar 2024). Die Autorin des Beitrags in der *Süddeutschen Zeitung* skizziert das an den Bahnhof angrenzende Quartier und seine Bewohner:innen, indem sie kontrastiert, „da oben in den Eckbüros der Hochhäuser verdienen Bankenchefs und Kanzleipartner manchmal Millionen im Jahr. The sky is the limit. Unten auf dem Asphalt des Bahnhofsviertels ist die Stadt seit Jahrzehnten weit über Deutschland hinaus für ihre Drogenszene bekannt“ (Niewel 2024). Mit ihrem Kommentar reproduziert Zulkarnain Iskandar ein gängiges Narrativ, welches das Quartier auf seine Extreme reduziert.

Die eingangs vorgestellten Dynamiken von Ausgrenzung und Entnetzung lassen sich am konkreten empirischen Beispiel und den Akteur:innen im Stadtraum festmachen. Die erwähnten Zeitungsartikel fassen Personen, die sich aus verschiedenen Gründen am Bahnhof aufhalten, über die Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Viele von ihnen sind von Entnetzung betroffen und bleiben stimmlos im Diskurs um sie selbst. In einem Interview mit Manuela, die seit den späten 1970ern im Bahnhofsviertel lebt und arbeitet, wird deutlich, was es heißt, sich mit einer digital-analog entkoppelten Debatte, die weit über die eigene Lebenswelt hinausgeht, auseinandersetzen zu müssen:

„Ich schimpfe, ich bin die Schimpfstimme für andere, die sich das nicht trauen. Deswegen stelle ich auch immer so Filme in mein Facebook und zeige die Missstände auf und schimpfe. Oder ich erzähle, was ich gerade von der Kassiererin vom Tegut gehört habe, ja, weil das kriegen die Leute ja nicht mit. Die lesen Zeitung oder gucken in irgendwelche Medien, wo sie halt nur Kram vorgesetzt kriegen, der durchgewunken wird, was man eben sagen darf. Ich kann machen, was ich will, ich kann meine Situation schildern und kann es direkt live in dieses Facebook stellen. Ja. Und das ist auch was bei den Politikern oder wo auch immer, es kommt nirgendwo an, weil die interessieren sich eine Scheiße dafür, ja. Die interessieren sich überhaupt nicht, wie die Menschen leben“ (Interview mit Manuela 2024).

Manuela kritisiert die Diskussionen, in denen einseitige Perspektiven gemixt mit Klischees und stereotypen Vorstellungen ein Bahnhofsviertel erzeugen, das sich von ihrer Lebensrealität unterscheidet, und ermächtigt sich über soziale Medien, am Diskurs teilzuhaben, was vielen im Quartier verwehrt bleibt.

Einige wenige Stimmen aus dem Quartier hingegen fallen vor allem in lokalen Berichterstattungen durch positiv besetzte Schlagzeilen auf. Nazim, der einen bekannten Kiosk am Kaisertor direkt gegenüber vom Hauptbahnhof betreibt, sei stellvertretend für diejenigen genannt, die mit ihrem Engagement das Viertel seit Jahrzehnten mitgestalten. Anfang März 2024 sagte er in einem Interview:

„Also, wenn man Google über das Bahnhofsviertel Frankfurt eine Frage stellt, dann hat man innerhalb von Sekunden mehrere hunderttausend Einträge. Von Flensburg bis Wien, alles Erzählungen und Erzählungen, das ist natürlich kontraproduktiv. Die, die wir hier brauchen, einige werden Angst haben und nicht kommen, und dann andersrum, einige werden extra wie ein Magnet kommen und sagen: ah, da kann man das machen. (...) Presse hat seine Meinung, wir müssen auch aber uns erklären und erzählen“ (Interview mit Nazim 2024).

Ausdrücklich macht er auf das Dazwischen aufmerksam und plädiert für eine differenzierte Sicht: auf Menschen, die zwischen Hochhaus und Asphalt im Quartier leben und arbeiten, aufgrund der Zuspitzung in den Medien aber nur selten erwähnt werden. Die Frankfurter Sozialdezernentin Elke Voitl machte die Journalistinnen Monika Schwanitz und Johanna Ganster in einem Interview mit der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* Ende Juli 2024 ihrerseits auf diese Diskrepanz in der Berichterstattung aufmerksam: „Wir haben jetzt viel über Drogenkranke gesprochen, aber im Bahnhofsviertel leben und arbeiten ja auch viele Menschen – von Kindern bis Senioren und auch Obdachlose oder Familien. Sie alle sind (...) wichtig“ (Ganster und Schwanitz 2024). Von besonderem Interesse sind in diesem Fall die Auswirkungen der Digitalität auf die „Konstitution und Koordination persönlichen und kollektiven Handelns“, um Felix Stalders Definition noch einmal aufzugreifen. Gespräche mit Anwohner:innen offenbaren gleichsam neue digital-analoge

Konfliktfelder, die im Sinne der Kulturanalyse nach einem ganzheitlichen Blick auf das Viertel verlangen. So oder so muss es in komplexer Weise darum gehen, eine Vielzahl von unterschiedlichen Stimmen und Perspektiven einzufangen, zu diesen Positionen gelange ich im digital-analogen Raum aber nur, wenn ich an der Erschließung von Verbindungen arbeite.

„Alarm“. Der Alte Botanische Garten in München

„Alarm. Brennpunkt am Bahnhof“ titelte die Münchner Tageszeitung *tz* 2024 in der Wochenendausgabe vom 7./8. September 2024 (*tz* 2024). Der Artikel ist mit dem Foto einer Aufsicht auf die Innenstadt illustriert, in Blockschrift sind Schlagzeilen in das Bild montiert: „tz-Infoabend – Unternehmer wollen Lösungen“, dazu die Schlagworte „Sicherheit“, „Baustellen“ und „Drogen“. Der Münchner Hauptbahnhof und das umliegende Areal sind schon seit mehreren Jahren eine Großbaustelle, und es wird auch noch mehrere Jahre dauern, bis die geplanten Mammutprojekte unter- wie irdisch abgeschlossen sind. Auf ihrer Internetseite informiert die Deutsche Bahn über die Ziele der umfassenden Bauarbeiten: „Mit dem Neubau des Hauptbahnhofs soll München eine moderne, optimal vernetzte Mobilitätsdrehscheibe bekommen – und nicht zuletzt eine attraktive Visitenkarte für das weltoffene München“ (Neubau Hauptbahnhof 2025). Die Stadtlandschaft hat sich nicht nur an diesem neuralgischen Knotenpunkt stark verändert, auch das seit 1881 schräg gegenüber des nicht mehr existenten Bahnhofshaupteingangs gelegene Kaufhaus Hertie bzw. Galeria Kaufhof hat seine Pforten seit Juli 2023 geschlossen. Der Gebäudekomplex, der die gesamte Schützenstraße flankiert und damit das Entre zur Fußgängerzone bildet, hatte bis vor wenigen Jahren viele verschiedene Funktionen. In dem riegelartigen Bau war nicht nur das Kaufhaus mit seinem Warenangebot untergebracht, verschiedene Cafés luden ganz unterschiedliche Menschen zum Verweilen ein, ein Supermarkt im Untergeschoss war ebenfalls stark frequentiert. Sowohl die Bahnhofshalle als auch das Kaufhaus waren zentrale soziale Orte, die fast allen offen standen, und das auch ohne den Zwang, zu konsumieren (Egger 2023).

Anstelle von Galeria Kaufhof sollte in zentraler Lage ein modernes Einkaufszentrum entstehen. Der historische Altbau war bereits freigelegt, doch seit der Insolvenz von Rene Benkos Signa Holding ist das gesamte Vorhaben auf Eis gelegt. Eine Bauruine säumt jetzt den Zugang zur Innenstadt. Umstrukturiert wurde und wird auch im unmittelbaren Anschluss – das Hotel Königshof – oder auf der Seite des südlichen Bahnhofsviertels, wo gleich reihenweise neue Büro- und Hotelbauten entstehen. Alles, was die Gegend noch vor nicht allzu langer Zeit ausgemacht hat, musste konkreten Baumaßnahmen weichen. Der Ort ist, um den Begriff von Marc Augé aufzugreifen, im Zuge politischer und ökonomischer Entscheidungen für viele Stadtbewohner:innen von einem identitätsstiftenden Ort zu einem Nicht-

Ort geworden. Diejenigen, die trotz aller Widrigkeiten immer noch da sind, sind die, die den öffentlichen Raum zum (Über-)Leben brauchen, sei es, weil sie keine Wohnung oder keinen anderen Treffpunkt zur Verfügung haben und/oder aufgrund der informellen Kontakte, die sich hier pflegen lassen – und dazu gehören auch Drogengeschäfte. Viele von der Gesellschaft weitestgehend marginalisierte Menschen halten sich in dem stark dekonstruierten, fast apokalyptischen Innenstadtraum auf – bis sie wieder von dort vertrieben werden. Die zentral gelegenen Ausweichquartiere waren aufgrund von Baustellen aber lange Zeit ebenfalls nur sehr eingeschränkt zugänglich.

Während die Aufmerksamkeit in den vergangenen fünfzehn Jahren vor allem den Straßenzügen südlich des Hauptbahnhofs galt, richtet sich der Blick nun vermehrt auf die Bereiche nördlich des Hauptbahnhofs und der abgesperrten Kaufhof-Ruine. Im Sommer 2024 rückte der Alte Botanische Garten, ebenfalls ein wichtiger sozialer Ort für viele marginalisierte Personen, in den Blickpunkt der Öffentlichkeit. Die Grünanlage ist heute nur noch ein Fragment des ursprünglich als botanische Sammlung angelegten Parks, der im Zuge der Industrialisierung dem Bau des Bahnhofs und anderer Einrichtungen in der modernen Großstadt weichen musste. Als Aufenthaltsort und als Treffpunkt, aber auch als Drogenumschlagplatz lockte die Freifläche zuletzt kaum bürgerlich, weißes Publikum zum Flanieren unter die Wipfel des Taschentuchbaums, wenngleich die Blumenrabatten und der dortige Spielplatz immer besonders gepflegt sind. Zahlreiche Tourist:innen besuchen den Park mit dem zentralen Brunnen unterdessen auf der Jagd nach Instagram-Motiven. Im Netz bildet sich die Ungleichzeitigkeit dessen ab, was in Bezug auf den Alten Botanischen Garten eine Rolle spielt, in Gestalt von Tulpenrabatten auf Tripadvisor (Alter Botanischer Garten 2025) im Wechsel mit reißerischen Berichten lokaler Medien und kommunalpolitischen Aktivitäten.

2024 kam es vermehrt zu Beschwerden von in der Umgebung tätigen Geschäftsleuten, was die Situation im und um den Park angeht. Politisches Handeln wurde öffentlich gefordert, und der Oberbürgermeister erschien zu einem Ortstermin: In der Folge wurde eine Taskforce gegründet. Als Quelle besonders eindrücklich ist diesbezüglich der Instagram-Account seiner Fraktion (SPD/Volt) im Münchner Stadtrat. Anfang Juli 2024 wurde dort ein Video eingestellt, in dem Stadratsmitglied Christian Vorländer (SPD), Rechtsanwalt und aus TV-Justiz-Sendungen weithin bekannt, erklärte, wie es mit dem Alten Botanischen Garten weitergeht:

„Wir müssen die Sicherheit und Sauberkeit rund um den Hauptbahnhof schnell verbessern: mit guter Sozialpolitik, mit Maßnahmen zur Sicherheit und mit einer Belebung. (...) Hier, im Alten Botanischen Garten, sehen wir bereits erste sichtbare Erfolge! So machen wir die Gegend rund um den Hauptbahnhof wieder zu dem, was es einmal war: einem Ort für alle Münchnerinnen und Münchner. Und das ist konkret bereits passiert: Bäume und Sträucher wurden zurückgeschnitten, die Be-

leuchtung wurde verbessert, und der Park wird zweimal am Tag sieben Tage die Woche gereinigt“ (SPD/VOLT-Fraktion 2024).

Im Reel ist die Grünanlage zu sehen, auf den ersten Blick lässt sich kein Unterschied zur Situation in den Wochen zuvor feststellen. Bemerkenswert ist der Hinweis auf die ausgeschnittene Bepflanzung. Vor einigen Jahren wurden an gleicher Stelle ohne Beachtung der Aufenthaltsqualität rigoros Bauzäune in Büsche und Bäume eingezogen, ästhetisch hat diese Maßnahme nicht den stilistischen Vorgaben des denkmalgeschützten Parks entsprochen. Die Rede war damals von Dealern, die mit den Absperrungen nicht einfach verschwinden können, wenn es eine Razzia gibt.

Projekte, mit denen der Alte Botanische Garten im Sommer 2024 aufgewertet und „die Aufenthaltsqualität verbessert“ werden sollte, waren zum einen ein „Null-Promille-Biergarten“, den das nahe gelegene Café Kosmos gewissermaßen als Filiale im öffentlichen Raum betrieben hat, und zum anderen ein zusätzlicher Biergarten in Richtung Innenstadt. Im Herbst 2024 wurde in strömendem Regen außerdem ein Pizza-Fest veranstaltet, für das ebenfalls vor allem von Seiten der Münchner SPD geworben wurde. Temporäre Eingriffe wie diese sollen die Situation verändern. Dabei war nie davon die Rede, dass der Garten für viele, die ansonsten keine Möglichkeit haben, sich zu treffen, ein sozialer Ort, ein Ort der Begegnung ist. Das schließt auch Gruppen mit ein, die sich zuvor in der inzwischen abgerissenen Bahnhofshalle verabredet hatten. Der Alte Botanische Garten ist auch vor diesem Hintergrund ein Ausweichquartier, an dem aber nicht kontinuierlich und für alle, sondern ausschließlich „zur Verbesserung von Sicherheit und Sauberkeit“ gearbeitet wird. Dass sich die einzige öffentliche Toilette im Kinderspielplatz befindet und nur an ausgewählten Tagen geöffnet ist, weshalb viele Menschen ihre Notdurft im Gebüsch verrichten, blieb in der Debatte ebenfalls unerwähnt. Felix Müller, Leiter des Lokal-Resorts der Münchner *Abendzeitung*, kommentierte den Aktivismus im Park und sprach bereits im August 2024 explizit von einer Verrohung des Diskurses:

„Im Alten Botanischen Garten gab es schwerste Straftaten. Natürlich müssen Polizei und Stadt reagieren. Doch an diesem besonderen Münchner Ort geht es – auch – um Menschen, die sehr arm, oft krank, aber nicht kriminell sind. Und die schließen die Maßnahmen und die Kampfrhetorik explizit ein. 2018 spielte Hilfe für diese Menschen eine große Rolle. 2024 werden Partys gefeiert explizit *gegen* jene Menschen, die bitteschön mitten in dieser reichen Stadt aus dem Sichtfeld verschwinden sollen. 2024 sagt OB Dieter Reiter, er wolle Alkoholranke hier nicht mehr sehen. Der Café-Kosmos-Wirt, der mit Biertrinkern sein Geld verdient, verurteilt öffentlich, dass auf Parkbänken jemand ein Bier trinkt“ (Müller 2024).

Das Fazit des Journalisten lautet: „Populistisch, unsozial, unverantwortlich. Und einer grün-rot regierten Stadt unwürdig“ (ebd.). Bald mischte sich auch die CSU-

Fraktion mit einer Talkrunde in das Geschehen ein. In einer späteren Verlautbarung der SPD/Volt-Fraktion war nach massiver, auch interner Kritik die Rede von Streetworker:innen, deren Arbeit an diesem Standort gestärkt werden soll. Im medialen Diskurs kam von diesen Expert:innen oder auch den Betroffenen aber niemand zu Wort.

Um derartige Entwicklungen und Zusammenhänge nachvollziehen zu können, ist es notwendig, als Forscher:in teilnehmend zu beobachten und sich immer wieder ein Bild von der Situation vor Ort zu machen. Klassisch ethnografisch heißt das, sich das Areal zu Fuß, mit dem Rad oder auch einmal mit dem Auto zu erschließen, zu unterschiedlichen Zeiten Fotos und Notizen zu machen und mit verschiedenen Personen über deren Einschätzung der Situation zu sprechen. Was den Diskurs um Sauberkeit und Sicherheit angeht, lassen sich die stimmungswaltigen Akteur:innen mit ihren Aussagen im analogen Raum kaum greifen. Es bedarf der Kenntnis der Örtlichkeit und der Beteiligten, um zu verstehen, wer sich aus welcher Motivation heraus an welcher Aktivität beteiligt, d.h. das Wissen um lokale Beteiligte und Bezüge muss im Forschungsprozess sukzessive aufgebaut werden. Auch die Einrichtung eines Google Alerts, der automatischen Benachrichtigung bei Aufscheinen eines Themas im Internet, kann ein hilfreiches Tool sein, wenn man sich auf Spurensuche begibt. Das Einbeziehen des Digitalen in die ganzheitliche Auseinandersetzung mit der Stadt zielt insgesamt nicht auf eine abgekoppelte, additive Sammlung von Daten, sondern auf die Digitalität der Stadtgesellschaft und deren Art und Weise, mit Schwierigkeiten umzugehen, ein- und auszuschließen sowie Probleme zu adressieren. Im Kontext einer solchen Untersuchung können „[d]igitale Methoden ... klassische qualitative Methoden ergänzen, nicht ersetzen“ (Franken 2024: 16f.). Nosing around wird um ein exploratives Forschen und Stöbern in der Wirklichkeit der Spätmoderne erweitert. Ziel ist und bleibt das Verstehen.

Saarbrücken. „Warum der Hauptbahnhof zu den gefährlichsten in ganz Deutschland zählt“

So titelte die *Saarbrücker Zeitung* im März 2023, als eine Statistik verlautbart hatte, dass der Bahnhof im „Herzen Europas“ unter den 20 gefährlichsten Hauptbahnhöfen Deutschlands rangierte (Zimmermann 2023). Der prägnante Überwachungsturm auf dem Bahnhofsvorplatz scheint diese These zu unterstreichen. Ausgehend von der Schlagzeile, wirkt die skizzierte Situation verglichen mit der Lage vor Ort jedoch denkbar abstrakt. Bewegt man sich am Bahnhof oder am Bahnhofsvorplatz oder scrollt durch das Zeitungsarchiv lässt sich nicht verifizieren oder grundlegend einschätzen, wie es zu dieser Statistik kam. Vor dem Bahnhof sind unterdessen immer wieder kleinere und größere Gruppen von Suchtkranken zu beobachten die sich in einem öffentlich zugänglichen Bereich treffen. Der Vorplatz als Ort des Übergangs ist hier wesentlicher für Begegnung und Austausch.

An Gleis 5 ist außerdem die Bahnhoftsmission untergebracht, ebenso zählen Überwachungstechnologien und die entsprechende Infrastruktur, Bundespolizei und Sicherheitsdienst wie überall anders auch zum Setting des Europabahnhofts. Was vor Ort ebenso wie medial vermittelt immer wieder zur Sprache kommt, sind Verspätungen und Zugausfälle. „In Saarbrücken und der Zug hat 45 Minuten Verspätung, nur eine Ausnüchterungszelle als Warteraum. Danke, Bundesbahn, Du bist eine kriminelle Vereinigung“, heißt es besonders drastisch in einem Twitter-Protokoll, dass der Journalist Roland Tichy für die *Wirtschaftswoche online* (2010) verfasst hat. Unter anderem beschwert sich der Bahncard100-Besitzer anlässlich seines unfreiwilligen Aufenthalts darüber, dass es nicht einmal Sitzbänke in der Halle gibt. „Ich bin ungerecht. Es gibt ja ein Dach, keinen Kaffee, zwei absolut unfreundliche Bahnbeamte, und angeblich sind es die Franzosen, die den Zug nicht durchlassen, als ob wir noch an der Zonengrenze stünden. Aber es gibt ja Twitter, um seine Wut abzulassen“ (ebd.). Leerstände prägen das Szenario in der Halle bis heute. Rund 15 Jahre später wurden anlässlich der Feierlichkeiten zum Tag der Deutschen Einheit wieder Sitzgelegenheiten installiert.

In Roland Tichys Text ist allein der Umstand, ausgerechnet in Saarbrücken gelandet zu sein, überaus bemerkenswert. Als Schnittstelle im lokalen Kontext von wesentlicher Bedeutung, wird in der Rede vom Europabahnhof ansonsten vor allem die nahe Distanz zu Paris hervorgehoben – wenngleich die Preispolitik die deutsch-französische Freundschaft nicht fördert. Anders als bei den anderen beiden empirischen Beispielen bleibt die Gegend um den Saarbrücker Hauptbahnhof aber nicht nur in der Berichterstattung weitgehend unbeachtet. Das bei den Bahnhöfen in München und Frankfurt am Main so viel diskutierte Umfeld beschränkt sich in Saarbrücken auf wenige Gebäude und existiert nicht in vergleichbarer Form. Stattdessen geht es vom Bahnhof aus fast unmittelbar in die Innenstadt, die einerseits lebendig, aber vielfach auch von Leerstand und einem Mangel an Aufenthaltsqualität geprägt ist. Das gilt ebenfalls für die dem Bahnhof gegenüberliegende Europa-Galerie, der ehemaligen Bergbaudirektion des Saarlandes, die nach dem Ende der Gruben zu einem Einkaufszentrum umgebaut worden ist. Orte der Begegnung, die urbane Vitalität fördern könnten, sind insgesamt rar. Diese strukturellen Defizite wirken sich negativ auf Attraktivität und Funktionalität des Saarbrücker Bahnhofs und seine wenig vernetzte Umgebung aus.

Bei der genaueren Beschäftigung mit der lokalen Presse bestätigt sich dieser Eindruck. Der Bahnhof der Stadt kommt in der Regel gar nicht vor. Von medialer Seite wird vor allem auf Schlagzeilen, die sich auf Ereignisse aus dem Landkreis Saarbrücken beziehen, gesetzt. Städtische Themen sind im Netz nahezu unsichtbar und erfahren medial deutlich weniger Aufmerksamkeit als in Frankfurt oder in München. In der vornehmlich ländlich geprägten Umgebung finden Ereignisse, Phänomene und Prozesse, die mit der Komplexität und Diversität der Stadtgesellschaft zu tun haben, allgemein wenig Anklang, analog wie digital geht es

entsprechend nur selten um Fragen der Stadt. Die Größe von Saarbrücken spielt dabei sicherlich eine Rolle, ebenso wie die weitaus geringere infrastrukturelle Vernetzung des Bahnhofs – der Europabahnhof ist kein zentraler Knotenpunkt – über die Grenzen des Bundeslands hinaus. Ins nahe gelegene Luxemburg gibt es keine Zugverbindung, der Bus nach Luxemburg Stadt fährt vor dem Bahnhof ab. Auch das Medienangebot ist mit einer Tageszeitung weitaus geringer als in den anderen beiden Städten. Wesentlich weniger Reisende sind durch die Außenseiterposition via App mit dem Ort verbunden oder loggen sich in das Wifi der DB ein. Diese Relation ist gerade mit Blick auf das Ranking der „20 gefährlichsten Bahnhöfe Deutschlands“ bemerkenswert, da die ausgewerteten Daten in Bezug auf Kriminalität mehr als alle anderen Informationen einen Bezug zu anderen Städten herstellen.

Ohne die Aufenthaltsqualitäten, die das Bahnhofsviertel als urbanen Ort markieren, und dabei auf dem höchsten Punkt der Bahnhofstraße gelegen, wirkt der Saarbrücker Hauptbahnhof im Stadtbild entrückt und ist auf seine transitorischen Merkmale reduziert. Die in 20 Stadtteile zersplitterte Kreisstadt, die erst 1909 aus dem Zusammenschluss der drei Saarstädte St. Johann, Saarbrücken und Malstatt-Burbach hervorgegangen ist, scheint noch in der Gegenwart im Prozess des Zusammenwachsens verhaftet (Stadt Saarbrücken 2023). In diesem Fall ist vor allem auch das Potential der voranschreitenden Digitalisierung zu sehen, die die soziale Vernetzung und ein kollektives Bewusstsein in der Stadtgesellschaft fördern kann, wie die Soziolog:innen Sybille Frank und Georg Krajewsky konstatieren (Frank und Krajewsky 2018: 70–72). Dass Saarbrücken bis dato eher als analoger Ort existiert, liegt nicht zuletzt an der Stellung der Stadt, deren Bedeutung im Verhältnis zu größeren urbanen Zentren gedacht werden muss. Während Frankfurt und München als vielfach vernetzte Fixpunkte gelten, in denen urbane Entwicklungen sowohl im Analogen als auch im Digitalen verhandelt werden, setzen sich lokale Dynamiken in Saarbrücken kaum im digitalen Raum fort. Die Soziolog:innen Martina Löw und Helmuth Berking sprechen mit Blick auf die individuelle Stadtgeschichte von einer „lokalspezifischen und eigensinnigen Wirklichkeit“ (Löw und Berking 2008: 7).

Die Spezifik der Stadt, geprägt durch ihre randständige Lage im europäischen Grenzraum, die industrielle Vergangenheit und eine fragmentierte urbane Struktur, entzieht sich gängigen Narrativen von Metropolisierung und Global City-Formation. Diese Erkenntnis bedeutet allerdings nicht, dass Digitalität für die Stadtgesellschaft und ihre Untersuchung keine Rolle spielt. Kaum jemand ist beispielsweise ohne Handy am Bahnsteig unterwegs. Es wird telefoniert, Nachrichten werden versendet oder die aktuellen Verspätungen durchgegeben. Die Diversität der Wartenden lässt gleichzeitig darauf schließen, dass deren Verbindungen weit über den lokalen Kontext hinausreichen. Während die Bahnhöfe in München und Frankfurt am Main schon seit Jahren Feld und Gegenstand unserer Studien sind, besteht die Herausforderung im Fall von Saarbrücken nicht nur in der Differenz,

sondern vor allem auch in der Frage, wie sich ein Zugang zu diesem Ort gewinnen lässt.

Womit wir im Zuge der Forschung begonnen haben, ist ein Mapping mit digitalen und analogen Tools, um bestehende Strukturen sichtbar zu machen und die Bezüge zwischen sozialer Interaktion und medialer Repräsentation besser zu verstehen. Erst durch die fortgesetzte Kontextualisierung wird es möglich sein, Saarbrücken als Feld und Gegenstand zu fassen und Prozesse, die den urbanen Raum formen und mitunter auch formatieren, aus einer auf die spezifische Stadt zugeschnittenen Perspektive zu untersuchen. Zu vermuten ist außerdem, dass Digitalität insbesondere für die in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten geflüchteten oder aus verschiedenen anderen Gründen zugezogenen Bewohner:innen der Stadt eine wichtige Rolle spielt und deren transnationale, digital-analoge Beziehungen auch Saarbrücken mit der ganzen Welt vernetzen (Hannerz 1993). Mit dieser Frage werden wir uns im Rahmen des Projekts „About Heimat“ verstärkt beschäftigen.

Digital-analoge Zugänge zu komplexen Konstellationen

Zygmunt Baumanns Diagnose von der flüchtigen Moderne, in der Machtstrukturen verwischen, während alles fluider wird und immer wieder neu erarbeitet werden muss, geht in einer kapitalistisch ausgerichteten Welt einher mit der diffuser werdenden Verständigung über das Soziale und der organisierten Sorge um marginalisierte Menschen in der Gesellschaft (Bauman 2003). Damit verknüpfte Diskurse schlagen sich, wie Bauman betont, in der Gestalt von spätmodernen Stadträumen nieder, sei es in der „Überführung von öffentlichen Plätzen in Hochsicherheits-trakte, zu denen nicht jeder Zugang hat; ein öffentliches Leben, das nicht mehr auf Aushandeln, sondern auf Segregation oder schlimmstenfalls Kriminalisierung von Differenzen beruht – das sind die grundlegenden Dimensionen, in denen sich das urbane Leben zur Zeit entwickelt“ (ebd.: 114). Der vorliegende Beitrag hat sich ausgehend von Debatten um Sicherheit und Sauberkeit an den Hauptbahnhöfen von Frankfurt am Main, München und Saarbrücken mit der Transformation von Innenstadträumen befasst und kommt in Relation zu den Parametern Flüchtigkeit und Urbanität nicht umhin, Digitalität als besonders prägnanten Faktor in Empirie und Analyse miteinzubeziehen. Wie wir deutlich machen wollten, muss eine von der Gegenwart ausgehende stadthanthropologische Forschung im digital-analogen Raum ansetzen, um Wissen in komplexer Weise zusammenzutragen und dabei immer auch nach Lücken und Leerstellen im Geflecht zu fragen. Die zunehmende Vernetzung der Gesellschaft geht mit einer Entnetzung einher, die sowohl für kleinere Gruppen und Einzelpersonen „in the city“ gilt, aber auch kulturelle Kon-

stellationen einer Stadt als Ganzes – einer „anthropology of the city“ – betreffen kann.

Wie dieser Beitrag am Beispiel von Diskursen rund um die Bahnhöfe in Frankfurt am Main, München und Saarbrücken zu zeigen versucht hat, wird es auch in Zukunft unabdingbar sein, sich als Forscher:in, wann immer es möglich ist, in den physisch erfahrbaren Stadtraum zu begeben, um einen Eindruck von der Situation und Gestimmtheit vor Ort zu bekommen. Gleichwohl genügt es empirisch nicht mehr, ausschließlich im Analogen zu agieren. Um Machtverhältnisse hinterfragen oder sich einen ganzheitlichen Eindruck verschaffen zu können, müssen Digitalität und Digitalisierung mitgedacht und rezipiert werden. Mit dieser Dimensionierung ist aber kein abgekoppelter, virtueller Raum gemeint, der zu einer in gebauter Form existierenden Stadtlandschaft hinzuaddiert wird, sondern das von Felix Stalder erwähnte Set an Relationen (2016), das zum einen mit technischen Entwicklungen in Verbindung steht und zum anderen sämtliche Lebensbereiche des Städtischen durchdringt. Wie Alexander Schmidl ausführt, steht auch „[f]ür eine phänomenologisch orientierte Techniksoziologie (...) die Analyse der Erfahrungsräume im Zentrum, und je nach Gewichtung kann die Frage, wie ein Bewusstsein diese informationsreiche Welt erlebt und wie sich die Subjekte darin verorten, unterschiedlich stark gemacht werden“ (Schmidl 2019: 112). Aus einer postphänomenologischen Perspektive geht es dem Soziologen um die „Analyse von Selbst- und Weltverhältnissen in einer digitalisierten Spätmoderne“ (ebd.). Auch eine kulturanthropologische Stadtforschung setzt methodisch weiterhin beim Wahrnehmen, Spüren und Miterleben an, während sie gleichzeitig versucht, Digitalisierung und Digitalität in der flüchtigen Moderne als Bedingungen und Effekte von Urbanität in die Analyse komplexer Konstellationen miteinzubeziehen.

Von der Stadtforschung als Gesellschaftsforschung spricht die Kulturanthropologin Johanna Rolshoven (2024) und mahnt die Verantwortung an, die der Auseinandersetzung mit urbanen Formationen aus ihrer Sicht inhärent ist. Prozesse kritisch zu begleiten und komplexe Verbindungen aufzuzeigen sind auch Qualitäten einer Kulturanalyse, wie sie Rolf Lindner mit Betonung auf die ganzheitliche Betrachtung von Konstellationen propagiert (Lindner 2003). Eine so verstandene Beschäftigung mit der Stadt der Gegenwart und ihren Lebenswelten schließt die Auseinandersetzung mit Digitalisierung und Digitalität erkenntnistheoretisch wie methodisch mit ein. Im Kontext der Smart City muss es dabei nicht nur um Verknüpfungen und Interfaces, sondern auch um Formen der Entnetzung und politisch wie ökonomisch bedingte Ausschlüsse gehen. In diesem Sinne fragen auch die Sozialwissenschaftlerinnen Gesine Fuchs und Patricia Graf kritisch nach den Bedingungen von Ungleichheit und Geschlechterverhältnissen in einer vernetzten Welt:

„Wie werden politische Prozesse, politische Partizipation und Graswurzel-Aktivismus durch Digitalisierungsprozesse verändert? Welche neuen Teilhabechancen und Interaktionsmöglichkeiten ergeben sich durch verschiedenste Formen der Internetforen – oder überwiegen doch die Einschränkungen demokratischer Auseinandersetzung? Und welche Digitalisierungsprozesse und -agenden werden von der Politik als interventions- (oder auch: subventionsbedürftig) angesehen, was bleibt explizit dem Markt überlassen?“ (Fuchs und Graf 2019: 86).

Sherry B. Ortner geht davon aus, dass eine Anthropologie der Widerständigkeit, die sie angesichts von sozialer Ungleichheit entwickelt hat, sowohl einer „cultural critique“, einer kritischen Beschäftigung mit der bestehenden Ordnung, bedarf, als auch die Suche nach alternativen politischen und ökonomischen Zukunftsentwürfen umfasst. Demnach oszilliert eine „anthropology of resistance“ zwischen einer „ethic of probability“, die sich nach Arjun Appadurai kritisch mit herrschenden Zuständen und den Folgen dieser Formen des Regierens beschäftigt, und einer „ethic of possibility“, die einen weiter reichenden Blick auf Alternativen erlaubt (Ortner 2016). Dieser Fokus ist auch für die Beschäftigung mit spätmodernen und vielfach mit ökonomischem Kapital überfrachteten Innenstadträumen von wesentlicher Bedeutung. Hinsichtlich der Debatten um die Bahnhöfe in Frankfurt am Main, München und Saarbrücken, lässt eine solche theoretische Perspektivierung über konkrete Konfliktsituationen hinausdenken. Obgleich die im digital-analogen Raum empirisch zu verfolgenden Diskussionen, mal mit mehr und mal mit weniger Stimmen, weitestgehend vergleichbar verlaufen, wird das Nachdenken über Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten zum Schlüssel, um Befunde beispielsweise im Hinblick auf Normierungen und die dahinter liegende Motivationen in einer Stadtgesellschaft zu befragen. Eine ganzheitlich aufgefasste Kulturanalyse der Stadt kann über das Zusammendenken von Positionen zu Erkenntnissen gelangen, die viele Stimmen gleichzeitig in Bezug zueinander setzen. Was auf den ersten Blick für Empörung sorgt oder womit auf den ersten Blick für Empörung gesorgt wird, ist bei genauerer Betrachtung eine Aufgabe, die ganz wesentlich damit zu tun hat, wer für wen Sorge trägt.

Quellen

- „Alarm. Brennpunkt Hauptbahnhof.“ 2024. tz, 7./8. September.
- „Alter Botanischer Garten.“ Tripadvisor. Zuletzt abgerufen am 3. März 2025. https://www.tripadvisor.de/Attraction_Review-g187309-d7182462-Reviews-Alter_Botanischer_Garten-Munich_Upper_Bavaria_Bavaria.html.
- „Neubau Münchner Hauptbahnhof.“ Zuletzt abgerufen am 2. Februar 2025. <https://www.hbf-muc.de/home.html>.

- Alemdar, Nazim (Kioskbesitzer). Interview durch Leonie Müller. 11. März 2024.
- Arbeitsgruppe Digital Humanities der Universität Vechta: „Digitale Methoden und Daten in Ethnografie und qualitativer Forschung.“ H-Soz-Kult, 12. Oktober 2023. <https://www.hsozkult.de/event/id/event-139>.
- Deutsche Bahn. „Digitalisierung.“ Zuletzt aktualisiert 2025. <https://www.deutschebahn.com/de/Digitalisierung>.
- Ganster, Monika, und Johanna Schwanitz. 2024. „Wie Frankfurt mit der Drogen-szene im Bahnhofsviertel umgehen will.“ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27. Juli. <https://www.faz.net/aktuell/rhein-main/gefahr-von-fentanyl-wie-frankfurt-mit-der-drogenszene-im-bahnhofsviertel-umgehen-will-19882476.html>.
- Iskandar, Katharina. 2024. „Wie das Ausland auf Frankfurt blickt.“ Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. April. <https://www.faz.net/aktuell/rhein-main/frankfurt/wie-das-ausland-auf-frankfurt-blickt-19650446.html>.
- Krattiger, Jan. 2025. „Neues Image für das Südliche Bahnhofsviertel in München: ‚Eines der dynamischsten Viertel unserer Stadt‘. Abendzeitung, 21. Dezember. <https://www.abendzeitung-muenchen.de/muenchen/neues-image-fuer-das-suedliche-bahnhofsviertel-in-muenchen-eines-der-dynamischsten-viertel-unserer-stadt-art-1101166>.
- Mock, Manuela (Betreiberin des Transnormal). Interview durch Leonie Müller. 6. Dezember 2024.
- Müller, Felix. 2024. „Kommentar.“ Abendzeitung, August.
- Niewel, Gianna. 2024. „Hilfe! Frankfurt ist eine reiche Stadt – und sein Bahnhofsviertel eine offene Wunde.“ Süddeutsche Zeitung, 24. August. <https://www.sueddeutsche.de/frankfurt/hauptbahnhof-drogenproblematik>.
- Pattinson, Rob. 2024. „Cops Raid Germany’s Biggest Slum ‘Zombieland’ in Frantic Bid to Clean Up Hellhole Ahead of England’s Euros Visit.“ The Sun, 15. Mai. <https://www.thesun.co.uk/sport/27195146/england-euros-hotels-germany-y-drug-addicts-violence/>.
- SPD/Volt-Fraktion München. Instagram-Profil. Zuletzt abgerufen am 3. März 2025. https://www.instagram.com/spd_volt_muc/.
- Südliches Bahnhofsviertel e.V. „Südliches Bahnhofsviertel München.“ Zuletzt aktualisiert am 2. Februar 2025. <http://www.bahnhofsviertel-muenchen.de/>.
- Tichy, Roland. „Von der Kundenvernichtung der Deutschen Bahn.“ WirtschaftsWoche online, 10. November 2010.
- Zimmermann, Matthias. 2024. „Was den Hauptbahnhof in Saarbrücken so gefährlich macht.“ Saarbrücker Zeitung, Januar. https://www.saarbruecker-zeitung.de/saarland/saarbruecken/saarbruecken/saarbruecken-was-den-hauptbahnhof-so-gefaehrlich-macht_aid-87154155.

Literatur

- Altenried, Moritz, Stefania Animento, und Manuela Bojadžijev. 2021. „Plattform Urbanismus.“ *sub/urban* 1/2021: 73–91.
- Augé, Marc. 2010. „Nicht-Orte.“ C.H. Beck.
- Bauman, Zygmunt. 2007. „Leben in der flüchtigen Moderne.“ Suhrkamp.
- Berking, Helmuth, und Martina Löw. 2008. „Die Eigenlogik der Städte: Neue Wege für die Stadtforschung.“ Campus.
- Dieckbreder, Frank, und Sarah Dieckbreder-Vedder, Hg. 2016. „Das Konzept Sozialraum: Vielfalt, Verschiedenheit und Begegnung. Soziale Arbeit lernen am Beispiel Bahnhoßmission.“ Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dlabaja, Cornelia. 2021. „Imaginationen urbaner Zukünfte und Ausverhandlung von Stadtvorstellungen: Das Stadtentwicklungsgebiet Seestadt Aspern.“ In *Planen. Hoffen. Fürchten. Zur Gegenwart der Zukunft im Alltag*, herausgegeben von Dagmar Hänel u. a.: 43–58 Waxmann.
- Ege, Moritz. 2019. „Cultural Studies als Konjunktur- und Konstellationsanalyse. Zur Einleitung.“ *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 13 (2): 101–104.
- Egger, Simone. 2013. „München wird moderner‘. Stadt und Atmosphäre in den langen 1960er Jahren.“ transcript.
- Egger, Simone. 2023. „Wem gehört die Stadt?“ *BISS. Bürger in sozialen Schwierigkeiten*: 6–11.
- Egger, Simone. 2025. „Shaping Urban Future: Transformationen im Kontext von Stadt, Raum und Digitalität.“ In *Digitalität und Alltag*. Tagungsband des Österreichischen Fachverbands für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde, herausgegeben von Ute Holfelder, Katharina Kinder-Kurlanda, Roland Peball, Janine Schemmer und Klaus Schönberger: 53–73. Museum für Volkskunde.
- Eisch-Angus, Katharina. 2018. „Absurde Angst – Narrationen der Sicherheitsgesellschaft (Kulturelle Figurationen: Artefakte, Praktiken, Fiktionen)“. Springer VS.
- Farías, Ignacio, Martina Löw, Thomas Schmidt-Lux, und Silke Steets. 2023. „Kultursoziologische Stadtforschung: Grundlagen, Analysen, Perspektiven.“ Suhrkamp.
- Frank, Sybille, und Georg Krajewsky. 2018. „Smarter Urbanismus und Urbanität.“ In *Smart City: Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten*, herausgegeben von Sybille Bauriedl und Anke Strüver: 63–73. transcript.
- Franken, Lina. 2023. „Digitale Methoden für qualitative Forschung.“ UTB.
- Fuchs, Gesine, und Patricia Graf. 2019. „Soziale Ungleichheit 4.0 – Geschlechterverhältnisse und Digitalisierung.“ *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 28 (1): 85–94.
- Hannerz, Ulf. 1993. „The Cultural Role of World Cities.“ In *Humanising the City? Social Contexts of Urban Life at the Turn of the Millennium*, herausgegeben von Anthony P. Cohen und Katsuyoshi Fukui: 67–84. University Press.
- Häußermann, Hartmut, und Walter Siebel. 1987. „Neue Urbanität.“ Suhrkamp.

- Henning, Martin. 2020. „Digitale Räume: Medienkulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Stadt.“ In *Stadt und Medien: Urbane Kommunikationsräume*, herausgegeben von Sabine Müller und Thomas Weber: 35–50. Springer VS.
- Korff, Gottfried. 1985. „Mentalität und Kommunikation in der Großstadt: Berliner Notizen zur ‚inneren‘ Urbanisierung.“ In *Großstadt: Aspekte empirischer Kulturforschung*. 24. Deutscher Volkskunde-Kongress vom 26. bis 30. September 1983 in Berlin, herausgegeben von Theodor Kohlmann und Hermann Bausinger: 343–361. Berlin.
- Lindner, Rolf. 2003. „Vom Wesen der Kulturanalyse.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 99: 177–188.
- Ortner, Sherry B. 2016. „Dark Anthropology and Its Others: Theory since the Eighties.“ *Hau: Journal of Ethnographic Theory* 6 (1): 47–73.
- Reichert, Ramón. 2020. „Der digitale Flaneur: Ressourcen und Regime digitaler Kollektivität in der informationellen Stadt.“ *Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft* 6 (2): 93–114.
- Rolshoven, Johanna. 2024. „Stadtforschung als Gesellschaftsforschung: Eine Einführung in die Kulturanalyse der Stadt.“ transcript.
- Rosol, Marit, Gwendolyn Blue, und Victoria Fast. 2018. „Smart but Unjust? Re-thinking the Smart City Critique with Nancy Fraser.“ In *Smart City: Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten*, herausgegeben von Sybille Bauriedl und Anke Strüwer: 87–98. transcript.
- Sassen, Saskia. 2005. „The Global City: Introducing a Concept.“ *Brown Journal of World Affairs* 11 (2): 27–43.
- Saunders, Doug. 2011. „Arrival City: How the Largest Migration in History Is Reshaping Our World.“ Pantheon Books.
- Schmidl, Alexander. 2019. „Postphänomenologie und Digitalisierung – neue Perspektiven für die Mikrosoziologie der Technik.“ *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 44 (Suppl 1): 97–114.
- Schubert, Dirk. 2014. „Jane Jacobs und die Zukunft der Stadt: Diskurse – Perspektiven – Paradigmenwechsel.“ Franz Steiner Verlag.
- Siebel, Walter. 2004. „Die europäische Stadt.“ Suhrkamp.
- Siebel, Walter. 2016. „Die Kultur der Stadt.“ Suhrkamp.
- Simmel, Georg. 1903. „Die Großstadt.“ *Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden* 9: 185–206. <https://socio.ch/sim/verschiedenes/1903/grossstaedte.htm>.
- Soja, Edward. 2000. „Postmetropolis: Critical Studies of Cities and Regions.“ Blackwell Publishers.
- Stalder, Felix. 2016. „Kultur der Digitalität.“ Suhrkamp.

Visuelle Datenanalysen, digitale Tools und interdisziplinäre Forschung

Praxeologische Reflexionen

Sarah-Mai Dang

Einleitung

Datenbasierte Forschung eröffnet Film- und Medienwissenschaftler:innen eine Vielzahl an Möglichkeiten, filmhistorische Zusammenhänge zu analysieren, zu reflektieren und zu präsentieren. Sie erfordert aber auch eine große Bandbreite unterschiedlicher Expertisen, die weder eine einzelne Person, noch eine einzelne Disziplin vorweisen kann. Dementsprechend ist eine kollaborative und interdisziplinäre Arbeitsweise unabdinglich. Diese gestaltet sich je nach Konzeption, Methode und Beteiligten des Projekts unterschiedlich und geht mit je spezifischen Herausforderungen einher.

Um das gesamte Spektrum datenbasierter Forschung – „von der Fragestellung über die Informationssuche, Analyse, Interpretation bis zur Repräsentation und Darstellung neuen historischen Wissens“ (Fickers 2020: 158) – und die damit verbundenen Anforderungen zu begreifen, hat der Historiker Andreas Fickers das Konzept der „digitalen Hermeneutik“ entwickelt (ebd.). Dieses zielt darauf ab, die Arbeitsprozesse in ihren multiplen Dimensionen zu reflektieren – samt der infrastrukturellen, materiellen und technologischen Kontexte, in die sie eingebettet sind. Neben der Kritik digitaler bzw. digitalisierter Quellen „oder besser: geschichtswissenschaftliche Datenkritik“ gehört dazu die Analyse der eingesetzten Tools, der zugrundeliegenden Algorithmen und der Repräsentationspolitiken, die in Interfaces zum Ausdruck kommen (ebd: 158f.).

In seinem Plädoyer für ein „Update“ der klassischen Hermeneutik in der Geschichtswissenschaft“ unterstreicht Fickers die neuen Herausforderungen, vor die uns die Digitalisierung bzw. Datafizierung stellt. Angesichts der damit verbundenen Vervielfältigung der Methoden – der Mischung aus analogen und digitalen, qualitativen und quantitativen, Close und Distant Reading- bzw. Viewing-Ansätzen – sind wir, wie er betont, mit einer „methodologische[n] und epistemologische[n] Doppelbelastung“ konfrontiert. Neben etablierten Verfahren, Konzepten und Be-

griffen gilt es nun nämlich zusätzlich Techniken zu erlernen, die bislang fachfremd waren. Wir befinden uns derzeit in einer Übergangsphase, die durch ein transformatives Spannungsverhältnis zwischen tradierten und neuen wissenschaftlichen Begriffen, Konzepten und Methoden gekennzeichnet ist (ebd.).

Fickers Feststellungen treffen nicht nur für die Geschichtswissenschaft, sondern auch für andere Disziplinen zu. Die sich durch den zunehmenden Einsatz computationaler Verfahren verändernden Forschungspraktiken, -gegenstände und -ansätze und die damit verbundenen neuen, teils disruptiven Formen der Wissensproduktion werden seit geraumer Zeit fächerübergreifend diskutiert, insbesondere im Kontext der Digital Humanities (z. B. Berry 2012; Schreibman et al. 2004, 2016). Dabei geht es nicht nur um die kritische Analyse technologischer, methodologischer und epistemologischer Umbrüche, sondern auch um die infrastrukturellen, institutionellen, politischen und ökonomischen Aspekte aktueller Entwicklungen – nicht zuletzt auch innerhalb der Universität (z. B. Berry 2022; Oiva und Pawlicka-Deger 2020). Auch für die Film- und Medienwissenschaft gilt es, die derzeitigen Transformationen intensiv zu beobachten, sich den neuen Herausforderungen gewahr zu werden und auch die eigenen Vorgehensweisen offen und selbstkritisch zu reflektieren.

In diesem Sinne werde ich im Folgenden die spezifischen Anforderungen, Arbeitsweisen und Erkenntnisprozesse reflektieren, mit denen ich im Rahmen meiner Forschung zu filmhistorischen Metadatensammlungen und Datenvisualisierungen konfrontiert worden bin. Anhand exemplarischer Fallstudien aus meinem Teilprojekt der von mir geleiteten Forschungsgruppe „Ästhetiken des Zugangs. Datenvisualisierungen in der digitalen Filmgeschichtsschreibung am Beispiel der Forschung zu Frauen*¹ im frühen Kino“ (DAVIF) (2021–2026)² werde ich die Potenziale und Grenzen digitaler Tools und datenbasierter Ansätze im Kontext der Film- und Medienwissenschaft erörtern. Mein Interesse gilt hier – wie auch in der Forschungsgruppe – methodologischen, toolkritischen und praktischen Aspekten datenbasierter Forschung in der Film- und Medienwissenschaft und weniger historischen Erkenntnissen.

-
- 1 Wenn ich von „Frauen“ oder „Männern“ schreibe, beziehe ich mich auf die soziale, kulturelle und politische Konstruktion von Geschlecht als binäre Kategorie, die den untersuchten Datensammlungen zugrunde liegt. Ich hingegen begreife Geschlecht nicht als essentialistische, objektive Kategorie, sondern wie Avtar Brah als eine von vielen Differenzkategorisierungen, deren Bedeutung und Funktion abhängig vom jeweiligen Kontext variieren (Brah 1996).
 - 2 Die Forschungsgruppe wird durch das Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt (BMFTR) im Rahmen der Richtlinie zur Förderung von Forschungs- und Entwicklungsvorhaben zur theoretischen, methodischen und technischen Weiterentwicklung der digitalen Geisteswissenschaften gefördert. Für weitere Informationen zur Forschungsgruppe s. <https://uni-marburg.de/Q8500>.

Der Women Film Pioneers Explorer – Zwischenfazit eines Forschungspraxisseminars

Abb. 1: Die Visualisierungen des Women Film Pioneers Explorer (<https://uni-marburg.de/KntbDQ>) – eine Timeline, ein Dendrogramm, eine Karte, ein Cluster, ein Histogramm und ein Kreisdiagramm (im Uhrzeigersinn) – erlauben es, die Daten des WFPP in einer chronologischen, hierarchischen, geographischen und relationalen Weise zu betrachten.



Der Women Film Pioneers Explorer (WFPE o. J.) war die erste Fallstudie meines Projekts (Dickel et al. 2021). Im Rahmen eines gemeinsam mit dem Informatiker Thorsten Thormählen angeleiteten Forschungspraxisseminars, das im Zuge der Kooperation der DAVIF-Forschungsgruppe mit der Arbeitsgruppe Grafik und Multimedia Programmierung der Philipps-Universität Marburg durchgeführt wurde, erprobten fünf Masterstudierende der Informatik klassische Visualisierungsformen auf der Basis von Daten des Women Film Pioneers Project (WFPP o. J.). Das WFPP wurde in den 1990er Jahren zunächst als Buchprojekt initiiert und 2013 an der Columbia University als kollaborative Online-Plattform gelauncht (Gaines et al. 2013). Das Projekt umfasst über 300 Profile zu Pionierinnen der Stummfilmzeit, die filmographische und biographische Angaben enthalten. Mit seiner umfangreichen Datensammlung zielt das WFPP darauf ab, eine Geschichtsschreibung jenseits eines (männlichen) Masternarrativs zu ermöglichen. Für die feministische Forschung zum frühen Kino stellt die Website eine zentrale Anlaufstelle dar. Auch darüber hinaus ist sie von großem historiographischem Wert, da sie neben den zahlreichen Profilen auch Informationen zu Archiven und weiteren Ressourcen vorhält (Dang 2020).

Für das Forschungspraxisseminar wurde ein eigens für die DAVIF-Forschungsgruppe angefragter Datensatz verwendet. Er umfasst Information zu allen Pionierinnen, die zum Zeitpunkt der Abfrage im Jahr 2020 im WFPP erfasst waren: ID, Name, Alias, Permalink des einzelnen Profils, Link des Porträtfotos, Berufsbezeichnungen und Hierarchisierung der Berufe, Arbeits-orte bzw. Länder sowie Geburts- und Sterbedatum (Gaines und Columbia University Libraries 2020). Ziel des Forschungspraxisseminars war es, das Erkenntnispotenzial der Datensammlung des WFPP auszuloten und sowohl die weltweiten Einflüsse von Frauen in der Stummfilmzeit und darüber hinaus sichtbarer zu machen als auch den abgefragten Datensatz zu analysieren. Wie ich bereits an anderer Stelle ausführe, wurden durch die Visualisierungen etwa die globalen Verbindungen der Pionierinnen deutlich und die Vielzahl an Berufen, die sie innehatten. So zeigt sich etwa, dass das WFPP Daten zu 15 Frauen vorhält, die zwischen 1895 und 1926 u. a. in Deutschland gearbeitet haben. Gleichzeitig offenbarten sich Lücken und blinde Flecken der Metadaten-sammlung (Dang 2023a). Nicht zuletzt führten die Visualisierungen dazu, sich mit den Datenquellen und lokalen Datenpraktiken des WFPP auseinanderzusetzen (Dang 2024).

Das im Rahmen der Informatik angesiedelte Forschungspraxisseminar ist interdisziplinär angelegt. Eine Reihe fachfremder Auftraggeber:innen stellen jedes Jahr ihre Anliegen in einem Pitch vor. Die Studierenden entscheiden sich auf dieser Grundlage für ein Projekt, das sie im Laufe von zwei Semestern umsetzen möchten. Im Jahr 2020 nahm ich mit dem WFPP-Datensatz an diesem Pitch teil, fünf Studierende entschieden sich für eine Projektarbeit mit diesen Daten. In monatlichen Treffen mit den Studierenden wurden der Auftrag näher erörtert, die Visualisierungen entwickelt und angepasst. Die Studierenden stellten ihre Fortschritte vor und erhielten Feedback. In die detaillierte technische Umsetzung war ich als Auftraggeberin nicht eingebunden. In den Treffen wurden vornehmlich konzeptionelle und ästhetische Fragen besprochen. Die Studierenden dokumentierten den Arbeitsprozess in groben Zügen auf GitHub (GitHub o. J.), einzelne Schritte wie etwa die Modellierung der Daten wurden dabei nicht festgehalten. Erst im Abschlussgespräch traten die technischen Herausforderungen und implizite Prämissen zu Tage. Zwar wurden kontinuierliche Updates durchgeführt, doch es entwickelte sich kein gemeinsamer Erkenntnisprozess.

Ein kollektiver Raum der Zusammenarbeit im Sinne der von Andreas Fickers, Juliane Tatarinov und Tim van der Heijden beschriebenen „trading zone“ (Fickers et al. 2022: 3) wurde nicht geschaffen. Ein intellektueller und sozialer Austausch zwischen verschiedenen Disziplinen und „communities of practice“ (Lave und Wenger 1991), wie ihn Fickers, Tatarinov und van der Heijden propagieren (Fickers et al. 2022: 2), fand insofern nicht statt. Dies ist zum einen auf die universitären Rahmenbedingungen zurückzuführen, die Studierende dazu anhalten, Seminararbeiten möglichst zügig und effizient abzuschließen. Zum anderen ist dies sicherlich auch

auf die grundsätzlichen Differenzen zwischen Geisteswissenschaftler:innen und Informatiker:innen zurückzuführen, auf ihre unterschiedlichen methodischen und epistemischen Traditionen (ebd.: 4). Während ich mir von der Zusammenarbeit versprach, die vielschichtige Bedeutung der Daten mit Hilfe von Visualisierungen zu verstehen, waren die Studierenden an einer pragmatischen Lösung interessiert, die eine sinnvolle Nutzung der Daten ermöglicht. Verschiedene „communities of practice“ mögen zwar dieselben Tools, Daten und Infrastrukturen nutzen, doch unter völlig verschiedenen Voraussetzungen und mit anderen Bedürfnissen, Fragen und Zielen (ebd.: 5). Daher gilt es prinzipiell bei interdisziplinären Kollaborationen – innerhalb oder außerhalb der Geisteswissenschaften – die Bedingungen der Zusammenarbeit auszuhandeln, wie auch die Medienwissenschaftlerin Eef Masson vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrung konstatiert (Masson 2017: 30f.). Um die unterschiedlichen Positionen in einen produktiven Dialog zu bringen, ist viel an Kommunikation und Offenheit notwendig (ebd.). Dafür wird im akademischen Arbeitsalltag allerdings in der Regel zu wenig Zeit eingeräumt.

Für zukünftige Praxisseminare erscheint es sinnvoll, den Fokus stärker auf gemeinsames Forschen und Lernen zu legen, anstatt ein unternehmerisch geprägtes Auftraggeber:in/Auftragnehmer:in-Verhältnis zu reproduzieren. Letzteres, der Idee einer kollegialen Universität eigentlich zuwider laufende Arbeitsweise ist in vielen DH-Projekten, -Labs oder -Zentren stark verbreitet und basiert häufig auf ausgeprägten hierarchischen Arbeitsverhältnissen zwischen Management/Leitung, wissenschaftlichem, technischem und administrativem Personal (Berry 2022: 126f.). Um die kritische Reflexion in Forschungspraxisseminaren zu fördern, sollte die Aufgabenstellung idealerweise im Vorfeld gemeinsam definiert werden, sodass die Interessen, Kenntnisse und Erfahrungen aller Beteiligten stärker berücksichtigt werden. Zudem wäre es produktiv, Studierende aus allen beteiligten Disziplinen einzubeziehen, um den interdisziplinären Austausch zu erleichtern. Nicht zuletzt sollte nicht nur der Stand der Zwischenergebnisse, sondern auch der fortlaufende Arbeitsprozess dokumentiert und reflektiert werden – nicht nur, um Missverständnissen vorzubeugen, sondern auch, um Erkenntnisse im Entstehungsprozess als solche identifizieren zu können. Was für die eine Person wie ein banales technisches Problem erscheinen mag, kann für eine andere von hohem epistemischen Interesse sein – und umgekehrt.

Zwar hat sich die Möglichkeit eines tiefergehenden Austauschs im Rahmen des skizzierten Forschungspraxisseminars nicht ergeben bzw. wurde nicht als solche genutzt, doch das Ergebnis, der Women Film Pioneers Explorer, dient nach wie vor als höchst fruchtbare Ausgangslage, um die Daten des WFPP zu erforschen und filmhistorische Analysen durchzuführen (Dang 2023a). Um die praxeologische Dimension von Datenvisualisierungen intensiver zu untersuchen bzw. um das erkenntnistheoretische Potential, das sich durch die konkrete Umsetzung während des Arbeitsprozesses ergibt, stärker auszuschöpfen und systematischer festzuhal-

ten, habe ich im Anschluss an den Women Film Pioneers Explorer selbst eine Reihe digitaler Tools erprobt.

Explorationen mit OpenRefine, Datawrapper und RawGraphs

Inzwischen gibt es zahlreiche Übersichten zu Visualisierungstools, deren Funktionsweisen und Einsatzbereiche, sowie eine Unmenge an frei zugänglichen Tutorials hierzu im Internet. Empfehlenswert ist beispielsweise The Data Visualisation Catalogue, der einen sehr guten Überblick zu Datenvisualisierungen, ihre Funktionen und die entsprechenden Softwareprogramme gibt (Rebecca, o. J. c). Diese Fülle an Informationen erleichtert einerseits den Zugang zu digitalen Anwendungen. Andererseits erschwert die Bandbreite an Möglichkeiten die Auswahl und Einordnung der Tools – insbesondere, da es bislang nur wenige dezidiert geisteswissenschaftliche, geschweige denn film- oder medienwissenschaftliche Übersichten gibt. Dieser Mangel an fachspezifischen Angeboten liegt auch daran, dass die Tools in der Regel in fachfremden Kontexten mit unterschiedlichen epistemischen Traditionen entwickelt wurden, etwa der Medizin, Geowissenschaften oder Wirtschaftswissenschaften, und deren Funktionen daher nur bedingt übertragbar sind (Masson 2017: 29). Eine nennenswerte Ausnahme stellt das kollaborative Projekt „The Programming Historian“ dar, dessen speziell für Geisteswissenschaftler:innen konzipierte Tutorials ein breites Spektrum an digitalen Tools, Techniken und Arbeitsläufen erläutern, die sowohl in der Forschung als auch in der Lehre Anwendung finden können (z. B. Düring 2015). Neben den allgemeinen Überblicksseiten hat sich dieses Projekt als besonders hilfreich erwiesen.

Ziel der folgenden Fallstudien war es, wie bereits zuvor beim Women Film Pioneers Explorer, filmhistorische Metadaten zu Frauen und ihren Tätigkeiten des WFPP zu visualisieren, um die feministische Forschung sichtbarer zu machen. Nach umfangreicher Recherche, die eher dem aus der Literaturrecherche bekannten Schneeballsystem entsprach und mit entsprechenden Vor- und Nachteilen verbunden ist, und ersten Tests habe ich mich gegen Tools wie unter anderem Excel, Gephi, Tableau, QGIS, ArcGIS oder Carto und die Anwendung von Programmiersprachen wie R oder Python entschieden. Die Gründe, die gegen die Nutzung sprachen, waren vielfältig: Beispielsweise ist das Erlernen von R oder Python mit einem zeitlichen Aufwand verbunden, der sich für meine Zwecke als unverhältnismäßig hoch herausstellte. Dasselbe gilt für die Software QGIS und ArcGIS, die der Analyse und Visualisierung geographischer Informationen dienen. Bei der letzteren Option handelt es sich um ein kommerzielles Programm, für das Lizenzgebühren erhoben werden, während die erste eine kostenlose Open-Source-Alternative darstellt, die zudem intuitiver zu handhaben ist. Wie auch die cloudbasierte Software Carto schienen mir QGIS und ArcGIS jedoch zu komplex für eine

erste Annäherung an digitale Tools zur Datenvisualisierung. Obwohl alle drei Tools keine Programmierkenntnisse erfordern, sind fundierte Kenntnisse von Geodaten und geographischen Informationssystemen (GIS) notwendig, um aussagekräftige Visualisierungen zu erstellen. Auch die Nutzer:innen der Software Gephi, die im akademischen Kontext ihren Ursprung hat und als eines der bekanntesten Tools für Netzwerkanalysen intensiv in den Digital Humanities genutzt wird, erwartet eine steile Lernkurve. Tableau von Salesforce wiederum, das ebenfalls relativ weit verbreitet ist und eine große Palette an Diagrammen, Grafiken und Karten ermöglicht, ist nicht mit dem von mir verwendeten Linux-Betriebssystem kompatibel. Excel bzw. LibreOffice Calc, die aufgrund ihrer vielseitigen Tabellenfunktionen häufig für grundlegende Datenanalysen und -visualisierungen verwendet werden, gelten hingegen als vergleichsweise wenig ästhetisch. Dies könnte ein Grund dafür sein, weshalb diese traditionelle Software im Kontext der Digital Humanities bislang nur geringe Beachtung findet.

Dies sind nur einige der zahlreichen Tools, mit denen ich in den vergangenen Jahren experimentiert habe. Wegen des kostenfreien Zugangs und der niederschweligen Anwendung habe ich mich schließlich für RawGraphs und Datawrapper entschieden, um Visualisierungen zu erstellen. Zur Aufbereitung der Daten habe ich OpenRefine benutzt.

OpenRefine – Datenmodellierung und Anreicherung

OpenRefine (OpenRefine o. J.) ist ein kostenfreies Open-Source-Programm, um große Mengen an Daten zu bearbeiten. Mit seinem browserbasierten Interface und seinen zahlreichen Funktionen arbeitet es effizient und transparent und ist relativ leicht zu erlernen. Zudem ist es mit allen Betriebssystemen, auch mit Linux, kompatibel. Nicht zuletzt erlaubt OpenRefine es, die ausgewählten Datensätze mit bereits existierenden Datenbanken wie Wikidata zu verknüpfen, die eigenen Daten zu prüfen, anzureichern und damit die Datenqualität erheblich zu verbessern.

Um die Potentiale und Grenzen eines Tools zu verstehen, ist es grundsätzlich sinnvoll, zunächst mit einem überschaubaren und bekannten Datensatz zu arbeiten, dessen Kontext einem gut vertraut ist. Mit Hilfe von OpenRefine habe ich daher in einem ersten Schritt die durch das WFPP erfassten Daten zu 16 Frauen,³ die zwischen 1895 und 1925 u.a. in Deutschland gearbeitet haben, mit den Geburts- und Sterbeorten aus Wikidata angereichert, um die globalen Migrationsbewegungen

3 Aus irgendeinem Grund wurde eine Pionierin von den Studierenden im Forschungspraxisseminar übersehen und nicht in den Explorer aufgenommen. Es handelt sich um insgesamt 16 Pionierinnen, die u.a. in Deutschland gearbeitet haben und im WFPP zum Zeitpunkt der Visualisierungen erfasst wurden.

der Pionierinnen zu analysieren und sichtbar zu machen. Diese Informationen fehlten bislang in dem *Women Film Pioneers Explorer* bzw. in dessen Datengrundlage. Neben den verschiedenen Arbeitsorten wurde durch die Anreicherung ersichtlich, woher die Pionierinnen kamen und wohin das Leben sie zuletzt geführt hat. Für das Erlernen des Programms war besonders hilfreich ein Webinar von Kristina Rose, Datenkoordinatorin im Digitalen Sammlungsmanagement des DFF – Deutsches Filminstitut & Filmmuseum (Rose 2023), sowie ein Tutorial für ein Einführungsseminar in die Digital Humanities der Medienwissenschaftlerin Miriam Posner (Posner 2017a). Darüber hinaus bietet OpenRefine selbst ein sehr gutes Manual zu allen Funktionen des Programms.

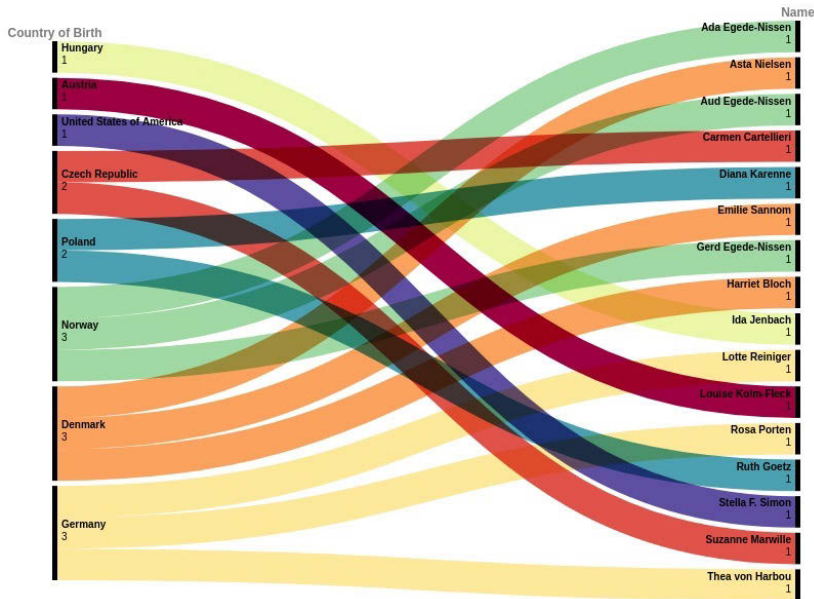
Neben den praktischen Aspekten ist der Arbeitsprozess, in den man sich mit OpenRefine begibt, bemerkenswert. Denn anders als manche Kolleg:innen mit digitalen Tools assoziieren mögen – vor allem diejenigen, die noch nicht mit ihnen gearbeitet haben –, erfolgt die Datenbearbeitung mit OpenRefine (ebenso wie mit anderen Tools) nicht rein automatisch. Zwar ermöglicht das Programm es, große Datenmengen binnen Sekunden zu bearbeiten und damit viele Arbeitsstunden einzusparen. Doch um sich zu vergewissern, dass das Ergebnis den qualitativen Anforderungen entspricht, ist eine manuelle Überprüfung unabdinglich. Dieser Schritt erfordert viel Zeit und Aufmerksamkeit. Er ist meines Erachtens allerdings auch besonders produktiv. Denn diese Art der Auseinandersetzung lenkt den Blick auf einzelne Datensätze, in diesem Fall einzelne Personen der Filmgeschichte. Dopplungen, Ähnlichkeiten und andere Auffälligkeiten werfen wiederum neue Fragen auf und machen neugierig auf die individuellen Lebensgeschichten. Sind die Personen mit demselben Nachnamen verwandt? Warum wurden unterschiedliche Geburtsorte auf Wikidata erfasst? Gleichzeitig öffnet diese Datenarbeit den Blick auf übergeordnete Zusammenhänge. Wenn beispielsweise sowohl „Russia“ als auch „Soviet Union“ als Arbeitsorte genannt werden, wird man sich bewusst, dass Pionierinnen wie Aleksandra Khokhlova oder Esfir Shub sowohl vor 1917 als auch nach der Revolution dort gearbeitet haben und man fragt sich, mit welchen weltgeschichtlichen Umwälzungen sie konfrontiert gewesen sein mussten.

Die Arbeit mit datenbasierten Tools wie OpenRefine ist, anders als von einigen angenommen, in der Regel also weder abstrakt oder ausschließlich quantitativ noch rein technisch oder „distanziert“. Stattdessen kann sie ein Eintauchen in die mit den Daten verbundenen Schicksale und historischen Ereignisse ermöglichen. Insofern ist es nicht zwangsläufig der Fall, wie von der Historikerin Kate Hunter befürchtet, dass die Arbeit mit Big Data persönliche Geschichten zugunsten eines Masternarrativs ausblendet (Hunter 2017; Dang 2018: 150f.).

Als nützlich hat sich das Chord-Diagramm herausgestellt (Abb. 2). Mittels dieser Visualisierungsart lassen sich die Beziehungen zwischen Entitäten darstellen und diese bezüglich ihrer Gemeinsamkeiten miteinander vergleichen. Die Breite der Kreissegmente entspricht der Gewichtung der Entität bzw. dem zugewiesenen Wert, die Aufteilung den Anteilen der jeweiligen Entität. Die Farben erleichtern es, die verschiedenen Entitäten zu unterscheiden und die einzelnen Beziehungen zuzuordnen. Wenn zu viele Entitäten dargestellt werden, kann es zu einer Überfrachtung der Visualisierung kommen (Ribeca, o. J. a).

Visualisierungen können nicht nur zur Darstellung von Informationen, sondern auch zur Analyse von Daten dienen. Mithilfe des Chord-Diagramms lässt sich bei den angereicherten WFPP-Daten zum einen zeigen, um welche Frauen es sich konkret handelt. Zudem geht aus der Visualisierung hervor, dass von diesen Frauen, die u.a. in Deutschland gearbeitet haben, drei auch dort geboren wurden: Lotte Reiniger, Rosa Porten und Thea von Harbou. Des Weiteren sehen wir, dass die in Deutschland berühmte Schauspielerinnen und Produzentin Asta Nielsen ursprünglich aus Dänemark kommt. Diese Informationen sind für Filmhistoriker:innen nicht neu, doch stehen sie für die Möglichkeiten, die solche Visualisierungen bieten.

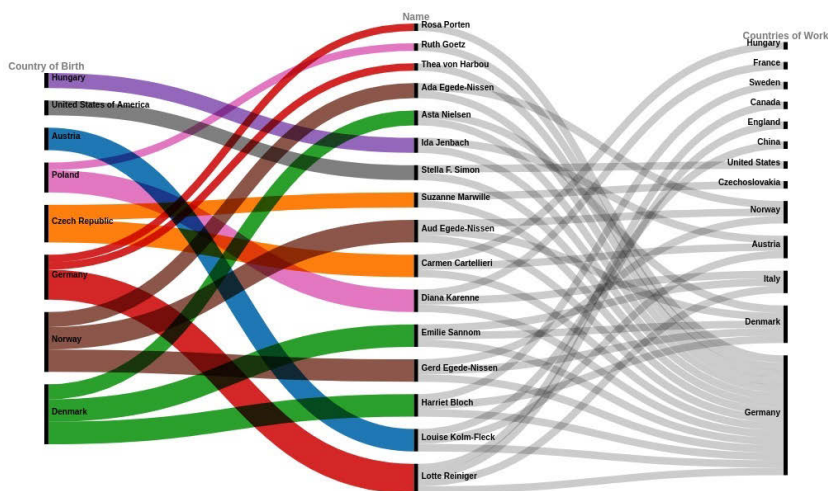
Abb. 3: Alluvial-Diagramm, erstellt von der Autorin mit Hilfe von RawGraphs auf den durch Wikidata mit Geburts- und Sterbeorten angereicherten Daten des WFPP. Zu sehen sind die Geburtsländer der 16 Frauen, die u.a. in Deutschland gearbeitet haben.



Um zu verdeutlichen, in welchen Ländern die Pionierinnen geboren wurden, habe ich mit dem Alluvial-Diagramm experimentiert, gewissermaßen die parallele Variante des Chord-Diagramms (Abb. 3). Hauptsächlich dienen Alluvial-Diagramme dazu aufzuzeigen, wie Daten über mehrere Kategorien verteilt sind. Oftmals werden sie auch benutzt, um zeitliche Veränderungen abzubilden. Die Entitäten werden dabei vertikalen Achsen zugewiesen, die parallel zueinander verlaufen. Die Werte werden durch Blöcke auf jeder Achse dargestellt. Die Höhe eines Blocks steht für die Größe des Clusters und die Höhe einer Verbindung für die Bedeutung bzw. dem zugewiesenen Wert der Entitäten.

Im Vergleich mit dem Chord-Diagramm ist das Alluvial-Diagramm aufgrund der vertikalen Anordnung meines Erachtens für diesen Zweck übersichtlicher. Zudem ist die Reihung der Länder, nämlich gemäß der Anzahl der Referenzen, sofort nachvollziehbar. Neben den oben bereits erwähnten Informationen, offenbart sich im Alluvial-Diagramm die Bandbreite an Herkünften. Dass die sechzehn Frauen, die u. a. in Deutschland gearbeitet haben, aus acht verschiedenen Ländern kommen, ist bemerkenswert.

Abb. 4: Alluvial-Diagramm, erstellt von der Autorin mit Hilfe von RawGraphs auf den durch Wikidata mit Geburts- und Sterbeorten angereicherten Daten des WFPP. Zu sehen sind die Geburtsländer der 16 Frauen und die verschiedenen Länder, in denen sie gearbeitet haben.



Um nicht nur zu zeigen, in welchen Ländern die Pionierinnen geboren wurden, sondern auch, wo sie damals arbeiteten, habe ich in einem weiteren Schritt diese Kategorie im Alluvial-Diagramm aufgenommen (Abb. 4). Dieses hat sich für meine Zwecke, die Migrationsbewegungen nachzuzeichnen, als besonders hilfreich erwiesen. Zu sehen ist beispielsweise, dass Lotte Reiniger neben Deutschland in Italien, England und Kanada tätig war. Die Informationen lassen sich einfacher ablesen, wenn man mit dem zugehörigen WFPP-Profil der Autor:innen Frances Guerin und Anke Mebold vertraut ist (Guerin und Mebold 2016). Wie sich anhand der grauen Verbindungen, die aufgrund ihrer Eintönigkeit etwas mühsam nachzuvollziehen sind, beispielhaft zeigen lässt, erfordern aussagekräftige Visualisierungen neben der fachlichen und technologischen Expertise auch Design-Fertigkeiten. Mittels Excel bzw. LibreOffice Calc erstellte Datenvisualisierungen mögen zwar hinsichtlich ihrer Ästhetik grundsätzlich etwas bescheiden wirken, doch können sie in einem abschließenden Vergleich vielleicht doch besser als gedacht ihren Zweck auch im Kontext film- und medienhistoriographischer Forschung erfüllen.

Datawrapper – interaktive Choroplethenkarten

Bei den mittels RawGraphs erstellten Visualisierungen handelt es sich um statische Darstellungen. Sobald sie produziert und heruntergeladen werden, sind sie weder bearbeitbar noch länger online zugänglich. Das Gegenteil ist der Fall bei den mithilfe von Datawrapper kreierte Visualisierungen (Datawrapper o. J.). Um herauszufinden, welche interaktiven Visualisierungen ohne Programmierkenntnisse möglich sind, habe ich exemplarisch mit sogenannten No-Code-Anwendungen wie der Freemium-Version von Datawrapper, ebenfalls eine browserbasierte Web-Applikation, experimentiert. Hierbei handelt es sich um ein kommerzielles Programm für Datenvisualisierungen, das auch in journalistischen Kontexten verwendet wird. Visualisierungen mittels Datawrapper erlauben nicht nur die Einbindung interaktiver Elemente, sondern können darüber hinaus online veröffentlicht werden. Zudem lässt sich der jeweilige Datensatz als Quelle direkt verlinken. Zwar ist er anders als in Repositorien abgelegte Dokumente nicht mit einem Digital Object Identifier (DOI) versehen, doch zumindest ist die Datengrundlage direkt einsehbar. Eine nachvollziehbare und nachnutzbare Bereitstellung der verwendeten Datensätze, etwa mittels Data Papers, wird in film- und medienwissenschaftlichen Kontexten erst allmählich Teil der Forschungspraxis.

Die hier vorgestellte Herangehensweise bewegt sich im eingangs skizzierten Spannungsfeld zwischen fachfremden Ansätzen und der praktischen Erprobung neuer methodischer Tools in film- und medienwissenschaftlichen Kontexten. Da es sich bei Datenvisualisierungen um eine noch nicht etablierte Praxis handelt, lassen sich bestimmte Aspekte wie etwa die Vergabe von persistenten Identifikatoren wie DOIs, die für eine Best bzw. Good Practice ideal wären, nicht immer

umsetzen. Dies liegt an den technischen Rahmenbedingungen des verwendeten No-Code-Tools, das zwar einen niedrigschwelligen Zugang und flexible Gestaltungsmöglichkeiten bietet, jedoch nicht wissenschaftlichen Standards priorisiert. Die Entscheidung, dennoch mit Datawrapper zu arbeiten, ist als produktiver Kompromiss zu verstehen, der sich an der technischen Umsetzbarkeit ausrichtet, um methodisches Neuland zu erkunden und dabei das Vorgehen wissenschaftlich möglichst nachvollziehbar macht.

Auch für die Visualisierungen mittels Datawrapper habe ich den bereits für den Women Film Pioneers Explorer eingesetzten Datensatz des WFPP verwendet. Die Geburtsländer und Arbeitsländer wurden nun mittels einer Choroplethenkarte, auch Flächenkartogramme genannt, visualisiert. Hierzu habe ich den Datensatz mit den über Datawrapper verfügbaren Ländercodes angereichert. Eine weitere geographische Ansicht sollte einen Vergleich mit der Karte des studentischen Explorer ermöglichen – sowohl bezüglich des Ergebnisses als auch des Workflows.

Das Backend von Datawrapper bietet eine Vielzahl an Einstellungsmöglichkeiten, um die Visualisierung gemäß den spezifischen Bedürfnisse anzupassen (Abb. 5). Anders als bei RawGraphs, wo die Ergebnisse jedes Mal aufs Neue ausgespielt werden müssen, erfolgt die Bearbeitung mittels Datawrapper live, sodass die unmittelbaren Auswirkungen sofort ersichtlich sind. Um zu signalisieren, dass sich aus den blinden Flecken, die durch die erste Fallstudie im Women Film Pioneers Explorer zutage getreten sind, Handlungsbedarf ergibt, habe ich mich für eine Farbpalette entschieden, nach der eine gute Quellenlage durch Grün und eine schlechte Quellenlage durch Pink ausgewiesen wird. Anders als beim Explorer, bei dem die weißen Länder sowohl als blinde Flecken als auch als inexistente Filmkultur gedeutet werden können (s. Abb. 1; Dang 2023a: 8f.), soll die pinke Farbgebung den Blick auf die im WFPP unterrepräsentierten Länder Afrikas, Zentralasiens und des Mittleren Ostens lenken. Wie auch im Explorer wird durch die mittels Datawrapper erstellte Choroplethenkarte ersichtlich, dass nur eine einzige Frau in Tunesien durch das WFPP erfasst wurde (Abb. 5).

In einem nächsten Schritt habe ich die Geburtsländer der Pionierinnen visualisiert. Auf den ersten Blick unterscheidet sich diese Karte kaum von jener der Arbeitsländer. Dies ließe vermuten, dass die Frauen in ihren Geburtsländern auch gearbeitet haben. Wie oben erläutert, verweisen die mittels RawGraphs erstellten Chord-Diagramme und Alluvial-Diagramme jedoch auf das Gegenteil. Ein einfacher Kartenvergleich eignet sich augenscheinlich weniger, um Migrationsbewegungen nachzuzeichnen. Hierzu sind weitere konzeptionelle bzw. visuelle Schritte notwendig.

Abb. 5: Screenshot des Backends von Datawrapper mit Kartenansicht der Arbeitsländer. Die interaktive Karte ist online verfügbar unter https://www.Datawrapper.de/_/zxWgo/.

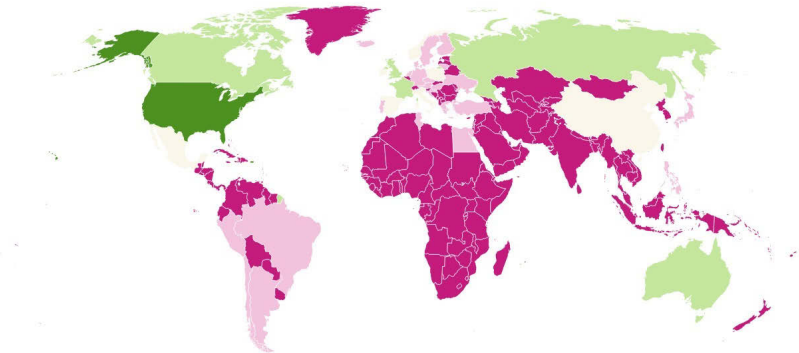


Abb. 6: Kartenansicht der Geburtsländer. Die interaktive Karte ist online verfügbar unter https://www.datawrapper.de/_/1GwsQ/?v=2.

Countries of birth (WFPP) I

This map shows in which countries the women included in the WFPP database were born (steps)

■ < 1 ■ 1–5 ■ 5–10 ■ 10–50 ■ ≥ 50



Map: smd • Source: WFPP, Wikidata • Created with Datawrapper

Was in der Choroplethenkarte auffällt, ist die leichte rosa Einfärbung Ägyptens. In der interaktiven Online-Version wird erkennbar, dass eine Pionierin in Ägypten geboren wurde, die allerdings, so die Ansicht der Arbeitsländer (Abb. 5), nicht dort gearbeitet hat. Ein Blick in den angereicherten Datenansatz verrät, dass es sich hier-

bei um Eval Nil handelt, die in Ägypten geboren worden ist und wohl vor allem in Brasilien arbeitete. Dies bestätigt auch das von Luciana Corrêa de Araújo verfasste Profil im WFPP (Corrêa de Araújo 2020), das wie bereits erwähnt, die Datengrundlage aller hier erprobten Visualisierungen darstellt. Durch das Profil erfahren wir, dass Eva Nil zu den berühmtesten brasilianischen Stars der 1920er Jahre zählt, allerdings keine ihrer Filme erhalten geblieben sind. Darüber hinaus gründete sie eine eigene Produktionsfirma (ebd.).

Choroplethenkarten visualisieren flächenbezogene Daten über Färbungen, Schattierungen und Muster. Ein offensichtlicher Nachteil bei der Verwendung von Farben besteht darin, dass man die Werte auf der Karte nicht genau ablesen oder vergleichen kann. Hinzu kommt etwa, dass größere Länder stärker hervorgehoben erscheinen als kleinere, so dass die Wahrnehmung der Werte beeinträchtigt wird. Ein häufiger Fehler bei der Erstellung von Choroplethenkarten, der sowohl den Studierenden als auch mir unterlaufen ist, besteht in der Kodierung von Rohdatenwerten (z. B. absolute Anzahl der Einträge) anstelle der Verwendung normalisierter Werte (z. B. die Berechnung der Anzahl pro Quadratkilometer). Diesen Fehler habe ich nicht behoben, da es mir in der konkreten Anwendung vorrangig um die Erprobung visueller Darstellungsformen sowie um eine praxeologische Reflexion über den Einsatz digitaler Tools ging. In diesem Fall dient er als Ausgangspunkt für eine kritische Auseinandersetzung mit den Herausforderungen datenbasierter Forschung. Perspektivisch ist eine Normalisierung jedoch zu berücksichtigen, da sie die Vergleichbarkeit zwischen Regionen maßgeblich erhöht (Ribeca, o. J. b).

Wie auch im Kontext der Kritischen Kartographie betont wird, sind Karten keine neutralen Repräsentationen, sondern bilden Machtverhältnisse ab und (re)produzieren diese. Beispielsweise basieren die Weltkarten des Women Film Pioneers Explorer und des Datawrapper-Tools auf der weit verbreiteten, aber durchaus umstrittenen Mercator-Projektion. Auch wenn diese aus dem 16. Jahrhundert stammende Karte sich zur Navigation eignen mag, stellt sie die geographischen Formen und Proportionen verzerrt dar. Dies ist vor allem anhand von Russland, Grönland und Alaska zu sehen, die allesamt unverhältnismäßig groß dargestellt werden. Zudem unterstützt die Mercator-Projektion ein eurozentristisches Weltbild, der Globale Norden ist im Vergleich zum Globalen Süden überdimensional proportioniert (Monmonier 2010). Aus diesem Grund müssen auch bei geographischen Visualisierungen stets die politischen, sozialen, ökonomischen und historischen Bedingungen ihrer Entstehung und Nutzung berücksichtigt werden. Wenn es um historische Daten geht, drängt sich insbesondere die Frage auf, welche Zeitlichkeit für die Visualisierung relevant ist. Gilt es, die historischen Verhältnisse adäquat abzubilden, also die zum Zeitpunkt der Datenerhebung geltende geographische Ordnung, oder jenen Auffassungen gerecht zu werden, die gegenwärtig relevant sind?

Um diese Frage zu beantworten, ist es zunächst notwendig zu verstehen, mit welchen Daten man es überhaupt zu tun hat, wer sie wann und zu welchem Zwecke geschaffen hat. Wenn es sich wie im Falle der vorgestellten Fallstudien um recht heterogene Datensammlungen handelt, ist die Datenprovenienz nur ansatzweise nachzuvollziehen. Die Arbeit mit und an Daten wird nach wie vor eher sporadisch dokumentiert. Um ihre Genese dennoch zu verstehen, können beispielsweise Interviews mit den Beteiligten dabei helfen, die Entstehungsbedingungen festzuhalten (Dang et al. 2025).

Toolkritik und zirkuläre Iterationen

Ziel meiner Forschungsgruppe DAVIF ist es, einen Beitrag zur Sichtbarmachung von Forschung in Form von Daten zu Frauen im frühen Kino zu leisten und zugleich die epistemologischen Potenziale und Grenzen digitaler Visualisierungen und Tools im Kontext film- und medienwissenschaftlicher Forschung kritisch zu reflektieren. Während sich in der Durchführung des Forschungspraxisseminars insbesondere zeigte, welche disziplinären Unterschiede zu überbrücken sind, um eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe durchzuführen, wurde in der eigenständigen Erprobung digitaler Tools vor allem deutlich, dass aus film- und medienwissenschaftlicher Sicht Visualisierungen nicht das finale Ergebnis sein können. Vielmehr fungieren sie als eine Art Kompass, wie die Filmhistorikerin Clara Auclair erklärt, der uns dabei hilft, die weitere Richtung zu bestimmen und neue Problemstellungen zu identifizieren (Auclair 2024). Je nach Fragestellung, Interesse und Expertise werden im Laufe solch einer methodischen Orientierungssuche sehr unterschiedliche Aspekte relevant: von Quellenkritik und Datenmodellierungen über die technische und konzeptionelle Umsetzung mittels digitaler Tools oder Softwareprogramme bis hin zur fachspezifischen Interpretation und Vermittlung der Ergebnisse.

Es gibt kein allumfassendes Forschungsprojekt, das alle Aspekte dieser digitalen Hermeneutik gleichermaßen berücksichtigen kann oder berücksichtigen sollte. Stattdessen sind dezidierte Richtungsentscheidungen bewusst in den Forschungsprozess einzubinden. Ohne Fokussierung und gezielte Komplexitätsreduktion sind datenbasierte Projekte kaum gewinnbringend durchzuführen. Es geht darum, Herausforderungen zu identifizieren und Arbeitsprozesse iterativ anzugehen. Dabei sind neben den fachlichen immer auch die zeitlichen, technischen und finanziellen Ressourcen zu berücksichtigen. Zudem ist es wichtig, selbstkritisch zu hinterfragen, welche Forschungsfragen von (fachlichem) Interesse sind. Welche und wessen Geschichte(n) möchten wir erzählen? Welches Tool und welche Daten können hierzu dienlich sein?

Es kann durchaus fruchtbar sein, Forschungsfragen an die technologischen Möglichkeiten anzupassen. Digitale Tools können bestehende Perspektiven er-

weitern und neue Aspekte in den Blick rücken, wie auch der Historiker Thomas Durlacher am Beispiel der Netzwerkanalyse konstatiert: „Traditional history often depends on narratives as a main tool to represent the past. Network analysis extends the toolbox of possible representations of the past by use of a formally rigorous theory of networks. The interpretation of what exactly is represented with the help of networks is dependent on the historian“ (Durlacher 2022: 121). Beispielsweise ist mein Interesse an der geographischen Verteilung der Pionierinnen und den Migrationsbewegungen erst durch die explorativen Datenvisualisierungen erwachsen. Insofern ist die Interpretation nicht nur durch meine subjektive Prädisposition geprägt, sondern ebenso durch die verfügbaren Daten und die spezifischen Tools, die ich im Rahmen meiner Recherche sowie unter den gegebenen finanziellen und technischen Bedingungen gefunden und genutzt habe.

Zugleich besteht jedoch die Gefahr, dass Probleme gemäß der Hammer-Nagel-Metapher vorrangig im Hinblick auf die verfügbaren Werkzeuge konzipiert werden, anstatt von einem Desiderat auszugehen und einen methodischen Ansatz zu entwickeln, um dieses zielführend zu bearbeiten. So stellt etwa die Visualisierung filmhistorischer Kontingenz und epistemologischer Unsicherheiten ein bislang ungelöstes Problem für meine Forschungsgruppe dar (Dang 2023b). Mangels passender – oder vielmehr durch die Dominanz bestimmter – Tools sowie begrenzter designkonzeptioneller Expertise habe ich mich zunächst auf vorhandene, niederschwellige Anwendungen konzentriert. Angesichts des erweiterten Methodenspektrums ist es wichtig, wie bereits erwähnt, die erkenntnistheoretischen Annahmen und Zielsetzungen geisteswissenschaftlicher Forschung von naturwissenschaftlich ausgerichteten Ansätzen – und Tools(!) – zu unterscheiden. „The purpose of humanities data research is not empirical validation and hypothesis testing“, wie Eef Masson in Anlehnung an Stephen Ramsay insistiert, „but the development of questions and the discovery of insights (Ramsay 2003: 173). Rather than import questions and methods from the hard sciences, we must develop our own approaches and sensitivities in working with data that will reflect the humanities' traditions.“ (Masson 2017: 15) In der Erprobung digitaler Tools geht es vor allem darum, die eigenen Fragen nicht aus den Augen zu verlieren und sich der jeweiligen disziplinären Prämissen und Herausforderungen bewusst zu werden bzw. bleiben.

Datenbasierte Forschung zeichnet sich durch „heads-on and hands-on experiences“ (Fickers et al. 2022: 11) aus. Die Arbeitsprozesse gehen dabei alles andere als linear von statten. Vielmehr zeichnen sie sich durch zirkuläre, sich wiederholende, teils verwirrende und oftmals unvorhersehbare Schritte aus. Die Arbeit mit und an Daten bedeutet, wie Fickers, Tatarinov und van der Heijden unter Bezugnahme auf die Literaturwissenschaftler und Digital Humanists Stephen Ramsay (2014) und Joris van Zundert (2016) ausführen, dass, „[d]epending on how the research question is approached and modified over time, new searches for data have to be made, new

tools to be tested, datasets to be adapted and modified, and visualizations or interpretations to be revised and refined“ (2022: 9).

In diesem Sinne ist Toolkritik nicht als Analyse eines einzelnen Tools zu begreifen, sondern, wie die Medienwissenschaftler:innen Karin van Es, Maranke Wieringa und Mirko Tobias Schäfer herausarbeiten, als Reflexion der praktischen und epistemologischen Implikationen in einem konkreten Anwendungszusammenhang (van Es et al. 2018: 26). Wie beeinflusst ein Tool Fragestellung, Forschungsprozess und nicht zuletzt das Ergebnis und seine Präsentation? Bei der Analyse von Tools wie RawGraphs oder Datawrapper ist außerdem zu berücksichtigen, wie die Visualisierungsexpert:innen Catherine D'Ignazio und Rahul Bhargava hervorheben, dass diese für Nutzer:innen entwickelt worden sind – nicht für Lernende bzw. Forschende. Bei diesen Tools geht es darum, schnell Output generieren zu können und nicht um ein tieferliegendes Verständnis der Funktionslogiken, geschweige denn um eine kritische Analyse (D'Ignazio und Bhargava 2016: 84).

Oftmals wird im Zusammenhang mit digitalen Tools und im Zuge der Algorithmenkritik von einer „Blackbox“ gesprochen – insbesondere dann, wenn der Quellcode nicht offen zugänglich ist. Doch selbst Open-Source-Software garantiert kein vollständiges Verständnis der Funktionsweise, vor allem dann nicht, wenn es an informatischer Expertise mangelt. Zudem wird häufig übersehen, dass auch manuelle bzw. semi-manuelle Forschungsprozesse in vielerlei Hinsicht intransparent bleiben. So wird beispielsweise in wissenschaftlichen Texten normalerweise nur jene Literatur zitiert, die Autor:innen als relevant erachten. Aus welchen Gründen bestimmte Quellen nicht aufgeführt werden, bleibt in der Regel unbegründet. Hinzu kommt, dass die Literaturrecherche häufig über Google oder andere digitale Plattformen erfolgt, deren algorithmische Sortierung und Gewichtung nicht offengelegt sind (Underwood 2014). Auch die Ordnungssysteme von Bibliothekskatalogen folgen bestimmten Klassifikationen, deren Logiken den meisten Film- und Medienwissenschaftler:innen nicht bekannt sind. Doch trotz dieser strukturellen Intransparenzen sind eine sorgfältige Zitationspraxis sowie eine umfassende Literaturrecherche über Suchmaschinen und Bibliotheksportale zentrale Praktiken wissenschaftlichen Arbeitens. Allein aus praktischen Gründen lässt sich nicht jeder Aspekt gleichermaßen analysieren oder dokumentieren. Geht es zunächst um eine Annäherung an ein digitales Tool, so kann bereits das Arbeitsergebnis Aufschluss darüber geben, ob das Tool für das konkrete Forschungsvorhaben geeignet ist – etwa zur Visualisierung filmhistorischer Metadaten – oder ob eine alternative Herangehensweise zielführender wäre. In einem nächsten Schritt ist dann im Sinne einer gestuften Toolkritik zu entscheiden, ob und inwiefern die zugrundeliegenden Algorithmen hinterfragt werden sollten – abhängig von der Fragestellung, dem Erkenntnisinteresse und den eigenen forschungspraktischen Ressourcen. Entscheidend ist – und dies gilt, wie eingangs betont, für den gesamten Forschungsprozess – die politischen, sozialen und ökonomischen Rahmenbedin-

gungen ebenso zu reflektieren wie die technologischen, methodologischen und epistemologischen Implikationen.

Im Grunde gehen die mit datenbasierter Forschung verknüpften Anforderungen im wissenschaftlichen Arbeitsalltag über eine „methodologische und epistemologische Doppelbelastung“ (Fickers 2020: 159) hinaus. Vielmehr handelt es sich angesichts der wachsenden Anforderungen um eine multidimensionale Mehrfachherausforderung. Neben sich wandelnden alten und neuen, teilweise fachfremden Expertisen kommen zunehmend praktische Kompetenzen wie Projektmanagement (planen, organisieren, steuern) und Teamführung (kommunizieren, delegieren, unterstützen und sorgen) hinzu. Einerseits kann eine Forschungsgruppe komplexe Arbeitsvolumen bewerkstelligen, die nicht durch eine einzelne Person bewältigbar sind. Andererseits ist sie als Team mit anderen Herausforderungen konfrontiert als ein individuelles Projekt. Diese werden durch befristete Projektlaufzeiten und kontinuierliche Evaluationsanforderungen weiter verstärkt.

Die Vervielfältigung an Methoden und Arbeitsweisen bietet viel Potenzial. Gleichzeitig erfordert dies eine erweiterte Betrachtung der disziplinären Anforderungen. Nur gemeinsam lässt sich dieser Mehrfachherausforderung begegnen, um Forschungsfragen und Erkenntnisinteressen gemäß einer guten wissenschaftlichen Praxis verfolgen zu können. Es ist daher wichtig, sich innerhalb der Fachgemeinschaften darüber zu verständigen, wie den neuen Entwicklungen bestmöglich Rechnung getragen werden kann. Dies umfasst grundsätzliche Fragen: Wie ist beispielsweise ein ertragreiches und anschlussfähiges Datenprojekt zu konzipieren (und zu beantragen)? Welche Art von Förderungen sind nötig, um nachhaltige Forschung zu ermöglichen? Welche Infrastrukturen benötigen wir, um digitale Arbeiten kollaborativ durchzuführen? Wie können neue Erfordernisse in Curricula eingebunden werden? Welche Expertisen sind überhaupt (noch) erforderlich? Auf welchen gemeinsamen Nenner können wir uns angesichts der zunehmenden Ausdifferenzierung an Forschungsgegenständen und Methoden noch verständigen? Nach welchen Kriterien lässt sich datenbasierte Forschung, die unweigerlich explorativ, iterativ und kollaborativ angelegt ist, bewerten und einordnen – insbesondere, wenn wir unter Arbeitsleistung nicht nur den Forschungssoutput, sondern ebenso den Prozess verstehen.

Acknowledgments

Für die äußerst sorgfältige Lektüre sowie die wertvollen Anregungen zur Literatur und zur Schärfung der Argumentation danke ich herzlich den Herausgeberinnen.

Literatur

- Auclair, Clara. 2024. „From Joinville to New Jersey: Early Women Workers Mobilities“. *Vortrag gehalten an der Philipps-Universität Marburg*, Marburg, 15.11.2024.
- Berry, David M., Hg. 2012. „*Understanding Digital Humanities*.“ Palgrave Macmillan.
- Berry, David M. 2022. „Critical Digital Humanities“. In *The Bloomsbury Handbook to the Digital Humanities*, herausgegeben von James O'Sullivan: 125–136. Bloomsbury. <http://dx.doi.org/10.5040/9781350232143.ch-12>.
- Brah, Avtar. 1996. „*Cartographies of Diaspora*.“ Routledge.
- Corrêa de Araújo, Luciana. 2020. „Eva Nil“. In *Women Film Pioneers Project*, herausgegeben von Jane Gaines, Radha Vatsal und Monica Dall'Asta. Columbia University Libraries. Zuletzt abgerufen am 14.01.2025. <https://doi.org/10.7916/d8-qtcy-pd98>.
- Dang, Sarah-Mai. 2018. „Digital Tools & Big Data: Zu gegenwärtigen Herausforderungen für die Film- und Medienwissenschaft am Beispiel der feministischen Filmgeschichte sschreibung“. *MEDIENwissenschaft: Rezensionen | Reviews* 35 (2–3): 142–156. <http://dx.doi.org/10.25969/mediarep/4393>.
- Dang, Sarah-Mai. 2020. „Unknowable Facts and Digital Databases: Reflections on the Women Film Pioneers Project and Women in Film History“. *Digital Humanities Quarterly* 14 (4). <http://digitalhumanities.org/dhq/vol/14/4/000528/000528.html>.
- Dang, Sarah-Mai. 2023a. „Forschung explorieren: Zu den Möglichkeiten digitaler Datenvisualisierungen für die feministische Filmgeschichte sschreibung“. In *Handbuch Digitale Medien und Methoden*, herausgegeben von Laura Niebling, Felix Raczkowski und Sven Stollfuß. Springer VS.
- Dang, Sarah-Mai. 2023b. „Representing the Unknown. A Critical Approach to Digital Data Visualization in the Context of Feminist Film Historiography“. In *How Film Histories Were Made. Material, Methods, Discourses*, herausgegeben von Malte Hagener und Yvonne Zimmermann: 467–493. Amsterdam University Press.
- Dang, Sarah-Mai. 2024. „Managing the Past. Research Data and Film History“. In *Digital Film Historiography. Concepts, Tools, Practices*, herausgegeben von Sarah-Mai Dang, Tim Van der Heijden und Christian Gosvig Olesen. De Gruyter: 135–155. <https://doi.org/10.1515/9783111082486-007>.
- Dang, Sarah-Mai, Pauline Junginger, und Anne Hart, Hg. 2025. „Exploring Film Historical Metadata. Interviews on Data Practices, Data Provenance, and Categorizations.“ In *Film Heritage Collections*. [in Vorbereitung]
- Datawrapper. o. J. <https://www.Datawrapper.de/>.
- Dickel, Henri, Matija Miskovic, Kharazm Noori, Christian Schmidt, Atefeh Soltanifard, Sarah-Mai Dang, und Thorsten Thormählen. 2021. „*Women Film Pioneers Explorer*“. <https://www.online.uni-marburg.de/women-film-pioneers-explore/>.

- D'Ignazio, Catherine, und Rahul Bhargava. 2016. „DataBasic: Design Principles, Tools and Activities for Data Literacy Learners“. *The Journal of Community Informatics* 12 (3). <https://doi.org/10.15353/joci.v12i3.3280>.
- Düring, Marten. 2015. „From Hermeneutics to Data to Networks: Data Extraction and Network Visualization of Historical Sources“. *Programming Historian* 4. <https://doi.org/10.46430/phenoo44>.
- Durlacher, Thomas. 2022. „Philosophical Perspectives on Computational Research Methods in Digital History. The Cases of Topic Modeling and Network Analysis“. In *Digital History and Hermeneutics: Between Theory and Practice*, herausgegeben von Andreas Fickers und Juliane Tatarinov. De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110723991-006>.
- Es, Karin van, Maranke Wieringa, und Mirko Tobias Schäfer. 2018. „Tool Criticism: From Digital Methods to Digital Methodology“. In *WS.2 2018: Proceedings of the 2nd International Conference on Web Studies*. Association for Computing Machinery: 24–27. <https://doi.org/10.1145/3240431.3240436>.
- Fickers, Andreas. 2020. „Update für die Hermeneutik. Geschichtswissenschaft auf dem Weg zur digitalen Forensik?“. *Zeithistorische Forschungen – Studies in Contemporary History* 17 (1): 157–168. <https://doi.org/10.14765/zzf.dok-1765>.
- Fickers, Andreas, Juliane Tatarinov, und Tim van der Heijden. 2022. „Digital History and Hermeneutics – Between Theory and Practice: An introduction“. In *Digital History and Hermeneutics: Between Theory and Practice*, herausgegeben von Andreas Fickers und Juliane Tatarinov: 1–20. De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110723991-001>.
- Gaines, Jane, und Columbia University Libraries. 2020. „Women Film Pioneers Project Biographical Data“. <https://doi.org/10.7916/m4dc-n768>.
- Gaines, Jane, Radha Vatsal, und Monica Dall'Asta. 2013. „Women Film Pioneers Project.“ Columbia University Libraries. Zuletzt abgerufen am 2. Mai 2022. <https://wfpp.columbia.edu/>.
- GitHub. o. J. <https://github.com/MatijaMi/data-vis-women-in-film>.
- Guerin, Frances, und Anke Mebold. 2016. „Lotte Reiniger“. In *Women Film Pioneers Project*, herausgegeben von Jane Gaines, Radha Vatsal und Monica Dall'Asta. Columbia University Libraries. Zuletzt abgerufen am 14.01.2025. <https://doi.org/10.7916/d8-6m3p-mh27>.
- Hunter, Kathryn M. 2017. „Silence in Noisy Archives: Reflections on Judith Allen's ‚Evidence and Silence – Feminism and the Limits of History‘ (1986) in the Era of Mass Digitisation“. *Australian Feminist Studies* 32 (91–92): 202–212. <https://doi.org/10.1080/08164649.2017.1357009>.
- Lave, Jean, und Etienne Wenger. 1991. „Situated Learning: Legitimate Peripheral Participation.“ Cambridge University Press.
- Masson, Eef. 2017. „Humanistic Data Research: An Encounter between Epistemic Traditions“. In *The Datafied Society: Studying Culture through Data*, herausgegeben

- von Mirko Tobias Schäfer und Karin van Es: 25–38. Amsterdam University Press.
<https://doi.org/10.1515/9789048531011-004>.
- Monmonier, Mark. 2010. „*Rhumb Lines and Map Wars: A Social History of the Mercator Projection*.“ University of Chicago Press.
- Oiva, Mila und Urszula Pawlicka-Deger, Hg. 2020. „Lab and Slack. Situated Research Practices in Digital Humanities“. Special Issue. *Digital Humanities Quarterly* 14 (3).
- OpenRefine. o. J. <https://openrefine.org/>.
- Posner, Miriam. 2017a. „*Get Started with OpenRefine – Introduction to Digital Humanities*“. Zuletzt abgerufen am 15. Juli 2024. <http://miriamposner.com/classes/dh101f17/tutorials-guides/data-manipulation/get-started-with-openrefine/>.
- Posner, Miriam. 2017b. „*Make a Diagram with RAW – Introduction to Digital Humanities*“. Zuletzt abgerufen am 15. Juli 2024. <http://miriamposner.com/classes/dh101f17/tutorials-guides/data-visualization/make-a-diagram-with-raw/>.
- Ramsay, Stephen. 2003. „Special Section: Reconceiving Text Analysis: Toward an Algorithmic Criticism“. *Literary and Linguistic Computing* 18 (2): 167–174. <https://doi.org/10.1093/lc/18.2.167>.
- Ramsay, Stephen. 2014. „The Hermeneutics of Screwing Around; or What You Do with a Million Books.“ In *Pastplay. Teaching and Learning History with Technology*, herausgegeben von Kevin Kee. University of Michigan Press, 111–120. <https://doi.org/10.3998/dh.12544152.0001.001>.
- RAWgraphs. o. J. YouTube. Zuletzt abgerufen am 15. Juli 2024. https://www.youtube.com/channel/UCuo7DBpCe6PDwaO_3aQsx2A.
- RAWgraphs. o. J. <https://www.rawgraphs.io/>.
- Ribeca, Severino. o. D. a. „*Chord Diagram – Learn About this Chart and Tools to Create it.*“ Zuletzt abgerufen am 7. Januar 2025. https://datavizcatalogue.com/methods/chord_diagram.html.
- Ribeca, Severino. o. J. b. „*Choropleth Map – Learn about this chart and tools to create it.*“ Zuletzt abgerufen am 2. August 2024. <https://datavizcatalogue.com/methods/choropleth.html>.
- Ribeca, Severino. o. J. c. „*The Data Visualisation Catalogue*“. Zuletzt abgerufen am 7. Januar 2025. <https://datavizcatalogue.com/index.html>.
- Rose, Kristina. 2023. „*Webinar: Enriching Film Heritage Data with OpenRefine.*“ European Film Gateways, Vimeo. Zuletzt abgerufen am 14.01.2025. <https://vimeo.com/842110935>.
- Schreibman, Susan, Ray Siemens, und John Unsworth, Hg. 2004. „*Companion to Digital Humanities.*“ Wiley-Blackwell.
- Schreibman, Susan, Ray Siemens, und John Unsworth, Hg. 2016. „*A New Companion to Digital Humanities.*“ Wiley-Blackwell.
- Underwood, Ted. 2014. „Theorizing research practices we forgot to theorize twenty years ago.“ In *Representations* 127 (1): 64–72.

Zundert, Joris J. Van. 2016. „Screwmenetics and Hermenumericals: The Computationality of Hermeneutics“. In *A New Companion to Digital Humanities*, herausgegeben von Susan Schreibman, Ray Siemens und John Unsworth. Wiley-Blackwell: 331–347.

Kontexte sichern – Ethnografische Forschungsmaterialien teilen

Das Forschungsdatenzentrum Qualiservice

Michaela Rizzolli

Einleitung

Ethnografische Forschungsmaterialien sind oft zutiefst persönlich, situativ gebunden und untrennbar mit der forschenden Person verwoben. Gleichzeitig wird der Ruf nach dem Teilen und der Nachnutzung von Forschungsdaten lauter. Dieser Beitrag widmet sich dem daraus entstehenden Spannungsfeld und fragt, wie ethnografisches Material so aufbereitet werden kann, dass eine sinnvolle Weiternutzung möglich ist. Am Beispiel des Forschungsdatenzentrums (FDZ) Qualiservice wird gezeigt, welche zentrale Rolle dabei der Kontextualisierung zukommt. Dabei werden folgende Aspekte kritisch reflektiert: Wie viel Kontext ist notwendig, um Material adäquat einordnen und weiternutzen zu können? Wer entscheidet darüber, welche Kontexte als relevant gelten?¹

Einleitend wird das an der Universität Bremen angesiedelte FDZ Qualiservice vorgestellt, das auf die Entwicklung von Verfahren für die Archivierung und Nachnutzung qualitativer – insbesondere auch ethnografischer – Materialien spezialisiert ist. Anschließend wird die zentrale Bedeutung der Kontextualisierung für das Teilen qualitativer Daten erläutert. Dabei rückt in den Blick, welche Rolle dokumentarische und beschreibende Verfahren in der ethnografischen Forschung spielen und wie sich deren Anforderungen verschieben, wenn Material für die Nachnutzung durch Dritte aufbereitet wird. Darauf aufbauend werden die Ansätze von Qualiservice zur Kontextualisierung vorgestellt und gezeigt, wie fachspezifische Anforderungen in Forschungsdateninfrastrukturen integriert werden können.

1 Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – 285936034. Die im vorliegenden Beitrag dargelegten Überlegungen gehen maßgeblich auf die gemeinsame Arbeit mit Sabine Imeri (<https://orcid.org/0000-0002-8844-4014>) im Rahmen des Fachinformationsdienstes Sozial- und Kulturanthropologie (FID SKA) zurück, den Qualiservice seit 2019 gemeinsam mit der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin verantwortet.

Abschließend wird dargelegt, wie die Kontextualisierung als Teil der „kooperativen Datenaufbereitung“ (Mozygemba und Kretzer 2020) erfolgt.

Infrastrukturen für ethnografisches Material: Das FDZ Qualiservice

Im Kontext ethnografischer Forschung ist der Begriff Forschungsdaten nicht umstritten. Er wird häufig mit objektiven Fakten sowie mit standardisierten oder quantifizierenden Zugängen assoziiert und ist damit nur begrenzt mit einem Verständnis von Daten als Ergebnis sozialer Aushandlungs- und Kommunikationsprozesse im Feld vereinbar (Imeri et al. 2023: 225ff.; Imeri 2018a: 223ff.; Pels et al. 2018: 393ff.). Ethnografische Forschungsmaterialien sind stets sozial eingebettet, beruhen häufig auf einem engen Vertrauensverhältnis zwischen Forschenden und Teilnehmenden und werden entsprechend als ko-produziert verstanden. Vor diesem Hintergrund wird im vorliegenden Text vorrangig der Begriff „Forschungsmaterialien“ verwendet, da er der relationalen und prozesshaften Entstehung ethnografischer Erkenntnisse stärker Rechnung trägt als der Begriff „Daten“.

Im Hinblick auf das Datenmanagement gelten ethnografische Forschungsmaterialien als „schwierige Daten.“ (Imeri 2018b: 70) Sie sind kaum standardisiert und enthalten meist sensible, personenbezogene Informationen über Forschungsteilnehmende, Dritte und gegebenenfalls auch über die Forschenden selbst. Um die Betroffenen zu schützen, sind daher hohe Anforderungen an die Vorbereitung von Material zur Archivierung, an die technische Infrastruktur sowie spezielle Schutzvorkehrungen erforderlich. Zudem sind ethnografische Materialien in hohem Maße an den Zusammenhang geknüpft, in dem sie entstehen, weshalb der umfassenden Dokumentation und Kontextualisierung eine besondere Bedeutung zukommt. Infolge dieser Kontextgebundenheit sind ethnografische Materialien überwiegend unikal (DGEKW 2023: 2). Der besondere Wert dieser Materialien liegt in ihrer unmittelbaren Nähe zu den Menschen, ihren Sichtweisen, Praktiken und Lebenswelten. Zugleich lassen sie sich angesichts ihrer hohen Informationsdichte im Rahmen eines einzelnen Projektes kaum erschöpfend auswerten und bieten damit vielfältiges Potenzial für die Bearbeitung verwandter oder weiterführender inhaltlicher wie methodischer Fragestellungen (Rizzolli et al. 2024: 6f.; Imeri und Rizzolli 2025). Zudem sind ethnografische Materialien nicht nur für gegenwärtige Sekundärforschungen relevant, sondern gewinnen auch zunehmend für die (zeit-)historische Forschung an Bedeutung (Geiger et al. 2010).

Vor diesem Hintergrund kommt spezialisierten Forschungsdateninfrastrukturen eine zentrale Rolle zu. Sie müssen nicht nur technische Lösungen für die sichere Archivierung und Bereitstellung ethnografischer Materialien anbieten, sondern zugleich den spezifischen epistemologischen, ethischen und relationalen Anforderungen ethnografischer Forschung Rechnung tragen. Qualiservice versteht

sich als eine solche Infrastruktur und hat entsprechende Konzepte, Beratungsangebote und Verfahren für den Umgang mit ethnografischen Forschungsmaterialien entwickelt.

Qualiservice ist ein vom Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD) akkreditiertes FDZ und bisher das einzige in Deutschland, das qualitative sozialwissenschaftliche Forschungsmaterialien themen- und disziplinübergreifend archiviert und für die wissenschaftliche Nachnutzung zur Verfügung stellt. Das Portfolio von Qualiservice erstreckt sich auf die gesamte Bandbreite qualitativer Forschungsmaterialien. Dazu zählen neben Interviewdaten auch Feldnotizen und Beobachtungsprotokolle, Bild- und Tonmaterial sowie audiovisuelle Materialien. Die besondere Expertise von Qualiservice liegt in der Archivierung sensibler, zumeist personenbezogener Forschungsmaterialien sowie den damit verbundenen rechtlichen, ethischen, technischen und fachspezifischen Herausforderungen (Heuer et al. 2020).

Ein zentrales Anliegen von Qualiservice ist es, fachspezifische Bedarfe aufzugreifen und in tragfähige infrastrukturelle sowie forschungsnahe Lösungen zu überführen. Dafür arbeitet Qualiservice eng mit wissenschaftlichen Fachcommunities, Forscher:innen und verschiedenen Fachinformationsdiensten (FID) zusammen. Aktuell ist Qualiservice an fünf FID beteiligt: dem FID Sozial- und Kulturanthropologie, dem FID Soziologie, dem FID Politikwissenschaft, dem FID Kriminologie und dem FID Gender. Im Rahmen des FID Sozial- und Kulturanthropologie (FID SKA) arbeitet Qualiservice bereits seit 2019 am Aufbau einer angemessenen Archivierungsinfrastruktur für Forschungsmaterialien aus ethnografischer Forschung. Dafür wurden die zunächst für sozialwissenschaftliche Interviewdaten entwickelten Verfahren und Workflows bei Qualiservice gezielt erweitert, sodass nun auch ethnografische Forschungsmaterialien wie Beobachtungsprotokolle, Feldnotizen oder Fotos archiviert und nachgenutzt werden können. Wesentlich ist dabei, dass Lösungen und Anpassungen stets gemeinsam mit Forschenden erarbeitet und erprobt werden (Gruber und Rizzolli 2025). Entwicklungsbedarf besteht weiterhin für audiovisuelles, mehrsprachiges oder internetbasiertes Material. Aus dieser Entwicklungsarbeit heraus werden auch fach- und materialspezifische Informationsangebote erarbeitet, die Forschende bei der Archivierung und Nachnutzung ethnografischer Materialien gezielt unterstützen (Rizzolli et al. 2024). Dazu gehören neben Handreichungen und Vorlagen auch verschiedene Schulungsformate und insbesondere individuelle projekt- und fachspezifische Beratung u.a. auch zu Fragen der Kontextualisierung.

Dokumentation und Kontextualisierung ethnografischer Forschungsmaterialien

Allgemein lässt sich festhalten, dass die Kontextualisierung qualitativer Forschungsmaterialien im Bereich des Data Sharing, also dem Teilen von Forschungsdaten, gleichermaßen eine zentrale Herausforderung wie auch eine unerlässliche Anforderung darstellt (Heuer et al. 2020). Kritische Stimmen verweisen insbesondere auf die starke Kontextgebundenheit qualitativer Forschungsdaten sowie auf die Gefahr ihrer potenziellen De-Kontextualisierung (beispielhaft Strübing 2024; Hirschauer 2014) – beides gilt als wesentliche Hürde für das Öffnen und Teilen von Daten qualitativer Forschung (Medjedović 2014: 114ff.). Diese Einwände verdeutlichen, dass ein sinnhaftes Verstehen qualitativer Daten „nur mit Bezug auf den Kontext“ (Hollstein und Ullrich 2003: 36) möglich ist. Die Kontextualisierung ist somit unerlässlich, um Daten für zukünftige Analysen nutzbar zu machen. Die Bedeutung von Kontextinformationen für die Interpretation von Daten wird in der qualitativen Sozialforschung breit diskutiert. Diese Debatte reicht jedoch über diese Fachbereiche hinaus und betrifft auch Communitys, die überwiegend mit quantitativen Daten arbeiten, einschließlich der MINT-Fächer (beispielhaft Tomoaia-Cotisel et al. 2013; Ulrich et al. 2022). Von den spezifischen Problemstellungen für qualitative Forschungsmaterialien, wie etwa deren Kontextbezogenheit, kann die Debatte also übergreifend profitieren.

Material muss – damit es sinnvoll weitergenutzt werden kann – in spezifischer Form für die Übergabe an ein Datenarchiv vorbereitet werden. Wie Rena Lederman (2016: 261) treffend bemerkt, „datasets don't speak for themselves.“ Kontextualisierung bedeutet dabei die „ausführliche Beschreibung und Dokumentation des Verlaufs des Forschungsprojektes, um Nachnutzungen der Forschungsdaten zu ermöglichen bzw. zu erleichtern.“ (Heuer et al. 2020: 1) Entscheidend ist, dass es nicht um einen einzelnen Kontext geht, sondern um verschiedene Bezugsebenen – etwa institutionelle, inhaltliche, methodische, situative oder historische –, die für das Verständnis und die Nachnutzung der Daten wesentlich sind (Bishop 2006; Eberhard 2020; Heuer et al. 2020: 1; Medjedović und Witzel 2010: 57ff.; Medjedović 2014: 145ff.).

Aus der Perspektive des Data Sharing ist eine umfassende Kontextualisierung demnach ein unerlässlicher Schritt zur Vorbereitung von Forschungsmaterial für Archivierung und Nachnutzung. In der ethnografischen Forschung geht die Forschungsdokumentation jedoch über eine rein vorbereitende Maßnahme hinaus: Sie ist zentrales Element ethnografischer Arbeit. Forschungsdokumentation zielt hier nicht nur darauf ab, dass Leser:innen veröffentlichter Arbeiten oder potenzielle Nachnutzer:innen von Forschungsmaterial die Erkenntniswege im Feld nachvollziehen können, sondern trägt zur Generierung von Wissen über das untersuchte Feld selbst bei (Fischer und Beer 2020, insbesondere Abschnitt 13.3.7). Bedeutsam

dabei ist, dass ethnografisch Forschende die Aufzeichnungen zunächst einmal für sich selbst verfassen (Imeri 2018a; Röttger-Rössler 2023). Zum Festhalten von Erfahrungen, Beobachtungen und Erkenntnissen kommen unterschiedliche Dokumentationsweisen zum Einsatz. Diese reichen von (hand-)schriftlichen Notizen, detaillierten Beobachtungs- und Gesprächsprotokollen sowie Audioaufzeichnungen über Foto- und Filmaufnahmen bis hin zur Anfertigung von Skizzen und Plänen oder dem Sammeln von Objekten materieller Kultur (Heldt und Röttger-Rössler 2023; Fischer und Beer 2020). Die dabei entstehenden Dokumente sind vielgestaltig und häufig mehrsprachig verfasst. Hans Fischer und Bettina Beer (2020: 265) beschreiben ihre eigenen Notizhefte etwa als „ein wildes Durcheinander von Schrift, Zeichnungen, Musiknoten, (...) Abreibungen von Mustern und gepressten Pflanzen und verschiedenen Kürzeln.“ Darin zeigt sich die Vielfalt und hohe Individualität in Form und Inhalt. In der Regel enthalten Feldaufzeichnungen auch persönliche Gedanken sowie Notizen zum eigenen körperlich-sinnlichen und emotionalen Erleben: Ein Aspekt, der mit dazu beiträgt, dass das Teilen solcher Daten häufig als herausfordernd wahrgenommen wird und viele Forschende der Weitergabe von Feldnotizen mit Zurückhaltung begegnen oder sogar ablehnend gegenüberstehen (Lederman 2016: 258ff.). Entsprechend sind sie als „individuell gehandhabtes, oft sehr persönliches Format der Dokumentation“ (Imeri und Huber 2023: 100) zu verstehen. Dokumentieren bedeutet daher nicht nur das Festhalten von „Daten“, sondern ebenso die Reflexion über die eigene Rolle im Feld, die eigene Positionalität und mögliche Einflussnahme auf das Forschungsgeschehen (Lederman 2016: 259ff.; Sanjek 1990; Emerson et al. 1995). Forschungsdokumentation in der ethnografischen Forschung stützt sich demnach weniger auf standardisierte Verfahren und Formate, sondern auf vielfältige Aufzeichnungsformate und -strategien, die nicht nur Material und Kontexte erfassen, sondern zugleich den Erkenntnisprozess begleiten und die Gewinnung analytischer Schlüsse erst ermöglichen.

Die Wahl und Anwendung dokumentarischer Techniken sind zudem untrennbar mit den sozialen Konstellationen und Beziehungen verknüpft, in denen ethnografische Forschung eingebettet ist. Dokumentation ist damit nicht nur eine individuelle Praxis, sondern Teil eines interaktiven und kontextgebundenen Geschehens, das wesentlich von der jeweiligen Forschungssituation, den beteiligten Personen und den Feldbeziehungen geprägt ist. Die in der ethnografischen Forschung oft als Ko-Produktion verstandene dialogische Erzeugung von Daten und Material (DGEKW 2023: 3; DGSKA 2019: 2) wird bereits in der konkreten Feldsituation durch verschiedene Akteur:innen mitbestimmt – etwa im Hinblick auf die Angemessenheit von Dokumentationstechniken. Die Entscheidung darüber, was protokolliert, aufgenommen, fotografiert, gefilmt oder notiert werden darf, ist Gegenstand einer fortwährenden Aushandlung im Forschungsfeld. Diese Aushandlungsprozesse legen fest, was in unterschiedlichen Situationen als angemessen gilt und überhaupt möglich ist, und tragen zum Aufbau vertrauensvoller

Beziehungen zwischen Forschenden und Teilnehmenden bei. Dokumentieren und Beschreiben sind demnach nicht als rein technische Schritte zu verstehen, sondern als dialogisch-situative Praxis.

Einen umfassenden Überblick über die in der ethnologischen Feldforschung angewandten Dokumentationsweisen bietet der Beitrag von Hans Fischer und Bettina Beer (2020) im Sammelband „Methoden ethnologischer Feldforschung“. Neben unterschiedlichen Dokumentationsweisen thematisiert der Beitrag auch die Bedeutung einer strukturierten und reflektierten Dokumentationsweise, um die Qualität und Nachvollziehbarkeit von Feldforschungsdaten sicherzustellen. Der Sammelband zu „eFieldnotes“ (Sanjek und Tratner 2016) zeigt auf, wie digitale Technologien die Arten und Weisen verändern, mit denen ethnografische Materialien aufgezeichnet, organisiert und analysiert werden. Dabei thematisiert der Band spezifische Herausforderungen, die mit der Dokumentation von Forschung in virtuellen Räumen einhergehen, und gibt praktische Hinweise zum Umgang mit diesen. Auch der Band „Research Methods in Anthropology“ (Bernard 2011, insbesondere Kapitel 13) betont die Bedeutung detaillierter und systematischer Notizen während der Feldforschung und gibt Anleitungen zur Organisation, Dokumentation und Analyse ethnografischer Feldnotizen. Alle Arbeiten eint die grundlegende Prämisse, dass die Herstellung ethnografischer Daten eng mit Verfahren des Beschreibens und Dokumentierens im Feld verknüpft sind. Dokumentation ist daher kein vorbereitender oder nachgelagerter Schritt der Datenerhebung, sondern inhärenter und kontinuierlicher Teil der ethnografischen Forschung selbst. Praktiken des Dokumentierens und Beschreibens sind zwar kein Alleinstellungsmerkmal ethnografischer, qualitativer Forschung: Auch in den natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fächern gehören Formen der Dokumentation (z. B. Laborbücher) zum Alltag von Forschenden (forschungsdaten.info 2025a). In der ethnografischen Forschung kommt der Forschungsdokumentation jedoch eine besondere Bedeutung zu, da sie nicht nur den Entstehungsprozess festhält, sondern zugleich Teil der forschungspraktischen und ethischen Reflexion ist. Gerade mit Blick auf die Implikationen für das Data Sharing bedarf dieser Umstand einer vertieften Auseinandersetzung.

Während Dokumentation in der ethnografischen Forschungstradition zunächst vor allem der eigenen Reflexion und Interpretation im Forschungsprozess diene, erfährt sie im Zuge der Digitalisierung und im Kontext von Datenmanagementprozessen eine neue Ausrichtung. Kontextualisierung zielt nun verstärkt darauf, Forschungsmaterialien so aufzubereiten, dass Dritte eine fundierte Einordnung, Bewertung und weitere Interpretation des Materials vornehmen können. Während den am Forschungsprozess Beteiligten die Kontexte der Datenerhebung in der Regel unmittelbar vertraut sind, stehen Sekundärnutzende vor der Herausforderung, die zugrunde liegenden Entstehungs-, Begründungs- und Verwendungskontexte nachträglich re-kontextualisieren zu müssen (Medjedović 2014, 162f.). Wie an-

spruchsvoll der Umgang mit „Fremddaten“ sein kann, zeigt die Erfahrung des Empirischen Kulturwissenschaftlers Michael Simon (2020: 93; dazu auch Imeri 2018a: 232f.). Für eine Publikation wurde er gebeten, eine ethnologische Deutung von Interviews beizutragen, die ein Kollege mit Überlebenden und Zeitzeug:innen des Galtürer Lawinenunglücks von 1999 geführt hatte – Interviews also, die Simon selbst weder erhoben noch im situativen Kontext erlebt hatte. Dazu schreibt er: „Bei seinen [des Primärforschers] Erhebungen (...) bin ich aber nicht dabei gewesen, konnte nicht die Personen kennenlernen, mit denen er gesprochen hat, habe nicht ihre Nähe gespürt und einen Eindruck von den Örtlichkeiten gewinnen können.“ (Simon 2020: 94) Als Schwierigkeit bei der Arbeit mit dem Material wird dabei nicht nur das fehlende Wissen über dessen Zustandekommen, sondern auch die eigene Abwesenheit im Feld hervorgehoben. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie das „not having ,been there““ (Heaton 2004: 60) für potentielle Nachnutzende überbrückt werden kann – insbesondere dann, wenn Feldnotizen nicht oder nur in Teilen mit archiviert werden. In diesem Sinne kommt der Dokumentation zunehmend die Rolle der vermittelnden Instanz zwischen originärer Forschung und sekundärer Nutzung zu. Michael Simon stellt zugleich fest, dass ihm die Sekundäranalyse der Interviews aufgrund der fehlenden Nähe nicht nur schwergefallen sei, sondern dass die fehlende Einbindung in persönliche Feldbeziehungen und die damit verbundenen emotionalen Bindungen und Verantwortlichkeiten das Schreiben und Forschen in gewisser Weise auch erleichtert habe, da sie einen anderen Blick auf das Material ermöglichte (Simon 2020: 95f.). Festzuhalten bleibt, dass das persönliche Erleben in der Analyse nicht selbst erhobener Daten abwesend bleibt. Das bedeutet auch, dass Daten „– bei aller Sorgfalt der Kontextdokumentation – von Dritten nicht mehr in derselben Weise verwendet werden [können] wie von den erhebenden Personen selbst.“ (Imeri 2018a: 238) Die Frage nach dem „Status“ solcher Daten bietet Ansatzpunkte, um die mit Öffnung und Nachnutzung verbundenen Veränderungen und möglichen Potenziale systematisch im Rahmen von Wissenschafts- und Methodenentwicklung zu reflektieren – eine Aufgabe, die bislang weitgehend aussteht, nicht zuletzt, weil die Nachnutzung von qualitativen Daten insgesamt noch wenig verbreitet ist (Heuer et al. 2021: 459).

Soll ethnografisches Material von Dritten verwendet werden, die nicht an der Forschung beteiligt waren, reicht daher ein rein technisches Verständnis der Datenbeschreibung und Dokumentation, wie sie als Checkliste der DFG zum Umgang mit Forschungsdaten (DFG 2021) oder auch das Informationsportal (forschungsdaten.info 2025b) bestehen, nicht aus (Rizzolli et al. 2024: 7). Bei ethnografischen Forschungsmaterialien geht es weniger darum, Datenversionen und enthaltene Änderungen, Erklärungen für Codes und Labels oder Qualitätsmaßnahmen wie Bereinigung oder Gewichtung festzuhalten. Vielmehr muss die Forschungsdokumentation die jeweiligen Kontexte eines beobachteten Phänomens (Dilger und Hadolt 2010: 22) berücksichtigen sowie die Kontexte der Materialproduktion selbst

(Kraus und Eberhard 2022: 192f.). Insbesondere das für die Ethnografie so wichtige sinnlich- und affektiv-körperliche Erleben (Stodulka et al. 2018) lässt sich nur begrenzt für Dritte nachvollziehbar dokumentieren bzw. datenförmig abbilden (Bauder et al. 2024: 48; Rizzolli et al. 2024: 6; Medjedovich 2014: 116ff.). Stattdessen verbleiben viele dieser Informationen als „mental notes“ (Ottenberg 1990: 144) oder „headnotes“ (Emerson et al. 1995: 19) im Gedächtnis der Forschenden.

Die Herausforderungen für Forschende, die ihre ethnografischen Materialien zur Archivierung und Nachnutzung vorbereiten und dokumentieren, bestehen einerseits darin, leibliche Erfahrungen, sinnliche Eindrücke, implizites Wissen, Emotionen und Affekte, Vorannahmen und Intentionen in eine dokumentierbare Form zu überführen, um Nachnutzenden eine angemessene Einordnung und Bewertung und damit ein besseres Verständnis des archivierten Materials zu ermöglichen. Andererseits müssen Forschende zugleich ethische Prinzipien wahren und die Forschungsteilnehmenden schützen. Dies kann mitunter ein Grund dafür sein, dass gerade intime persönliche Erfahrungen und Empfindungen der Forschenden, die mit als unangemessen oder negativ geltenden Gefühlen assoziiert werden, aus den veröffentlichten Forschungsergebnissen – und mitunter bereits im Prozess der Materialproduktion – ausgeklammert werden (Huber 2019: 4). Folgt man der Überlegung, dass ethnografisches Material eng mit der forschenden Person verknüpft ist und Forschungsteilnehmende eine zentrale Rolle bei der Erzeugung von Wissen spielen, stellt sich konsequenterweise auch die Frage, inwieweit die Reflexionen, Sichtweisen und Deutungen der Forschungsteilnehmenden selbst Teil der Kontextinformation werden können und sollen (Huber 2019: 3f.). Die Frage, wie die für die Interpretation von Forschungsdaten unverzichtbare Kontextualisierung so gestaltet werden kann, dass sie für Dritte angemessen und nachvollziehbar ist, bleibt bislang unbeantwortet. In jedem Fall erhält die sekundäre Nutzung ethnografischen Materials zwangsläufig einen anderen Charakter als die Analyse selbst erhobenen Materials (Simon 2015; Imeri 2018a: 237f.).

Dokumentationsformate bei Qualiservice

Um den zuvor skizzierten Herausforderungen zu begegnen, hat Qualiservice verschiedene Formate der Dokumentation für die Kontextualisierung qualitativer Forschungsmaterialien entwickelt (Heuer et al. 2020; Rizzolli et al. 2024). Diese Dokumentationsformate (siehe Abbildung 1) sind auf die unterschiedlichen Anforderungen qualitativer Forschungsdaten zugeschnitten und wurden insbesondere auch im Hinblick auf ethnografisches Material weiterentwickelt.

Die im Folgenden dargestellten Formate unterscheiden sich unter anderem hinsichtlich ihrer Zugänglichkeit und Sichtbarkeit. Zentral ist dabei, dass die bei Qualiservice archivierten Forschungsmaterialien sowie ergänzendes Kon-

textmaterial nicht frei im Internet verfügbar sind, sondern ausschließlich für wissenschaftliche Zwecke und nur nach individueller Rücksprache und Abschluss einer Nachnutzungsvereinbarung von Qualiservice bereitgestellt werden. Öffentlich zugänglich sind hingegen die zugehörigen Metadaten sowie ein Studienreport, der das Forschungsmaterial in seinen Entstehungskontext einbettet. Die verschiedenen Dokumentationsformate unterscheiden sich auch hinsichtlich ihrer Funktion und ihres Informationsgehalts und sind auf unterschiedlichen Kontext-Ebenen angesiedelt.

Tab. 1: Formate der Dokumentation bei Qualiservice (in Anlehnung an Rizzolli et al.: 9).

Annäherung an das archivierte Material	Format	Zugänglichkeit	Funktion
	Metadaten	öffentlich zugänglich	„Fernglas“, um erste grobe und formalisierte Informationen über das Material zu erhalten
	Studienreport	öffentlich zugänglich	„Schaufenster“ in das Forschungsvorhaben und das Material, um ausführlichere Informationen zu erhalten
	Mikro-Metadaten	zugänglich nach Registrierung	„Lupe“, um detailliertere Informationen zu einzelnen Materialien innerhalb einer Datenkollektion zu erhalten
	Feldreport	zugänglich mit Nutzungsvertrag	„Wegweiser“ durch das ethnografische Material zur weiteren Einordnung ggf. auch ethischer Fragen und um sensible Informationen zum Forschungsverlauf zu erhalten
	Forschungsmaterial und zusätzliches Kontextmaterial	zugänglich mit Nutzungsvertrag	Forschungs- und Kontextmaterial kann je nach Einstufung entweder extern heruntergeladen oder vor Ort unter streng kontrollierten Bedingungen genutzt werden

Einige Formen und Formate der Dokumentation müssen bei Datenübergabe an Qualiservice von den Datengebenden verpflichtend bereitgestellt werden, während andere optional bereitgestellt werden können, um den Nachnutzwert des Materials möglichst umfassend zu sichern. Nach Übergabe werden die Dokumentationsformate bei Qualiservice von erfahrenen Fachwissenschaftler:innen hinsichtlich sensibler oder personenbezogener Informationen geprüft und unter Berücksichtigung der entsprechenden Sicherheits- und Zugangsvorkehrungen bereitgestellt. Umfang und Detailtiefe der Dokumentation legen die Primärforschenden selbst in Abhängigkeit von den spezifischen Anforderungen des jeweiligen Forschungsprojekts sowie den verfügbaren Ressourcen fest (Rizzolli et al. 2024: 8ff.). Je frühzeitiger Formen der Dokumentation in den Forschungsprozess

integriert und systematisch umgesetzt werden, desto weniger Aufwand wird – mit Blick auf die Archivierung – für die retrospektive Rekapitulation von Arbeitsschritten und Entscheidungen am Projektende erforderlich sein (Heuer et al. 2020: 2). Die Frage, wie sich mit Blick auf zukünftige Nutzungsszenarien relevante Kontexte antizipieren lassen, bleibt jedoch noch offen.

Metadaten – Makro-Kontexte

Bei der Suche nach geeignetem Datenmaterial zur Nachnutzung finden interessierte Wissenschaftler:innen zunächst beschreibende Informationen im Internet – sogenannte Metadaten. Qualiservice nutzt maschinenlesbare FAIRe Metadaten (PANGAEA Wiki 2025), sodass sie für Datensuchende auf internationalen Plattformen und in Katalogen auffindbar sind. Je umfangreicher und detaillierter die Metadaten sind, desto wahrscheinlicher ist es, dass der archivierte Datensatz von Dritten gefunden wird. Metadaten können auch mehrsprachig gestaltet sein, um die Auffindbarkeit und Sichtbarkeit des Materials auf internationaler Ebene zu erhöhen. Die Metadaten zu den ethnografischen Datensätzen werden zudem im Rechercheportal des FID SKA (EVIFA o. J.) nachgewiesen. Die Metadaten werden von den Datengebern über ein Formular an Qualiservice übermittelt. Nach Veröffentlichung erhalten die Metadatenätze einen persistenten Identifikator (DOI), mit dem sie nachhaltig zitierbar sind.

Öffentlich einsehbare Metadaten sorgen nicht nur für die Auffindbarkeit von Daten, sondern bieten auch einen ersten Einblick in die übergeordneten Makro-Kontexte. Ähnlich einem „Fernglas“ (Rizzolli et al. 2024: 10) vermitteln sie erste, grobe und strukturierte Informationen über das archivierte Material. Dazu zählen Angaben zur Art des Materials (Beobachtungsprotokoll, Interviewtranskript, Videomaterial etc.), zum Umfang, zum Entstehungsort und -zeitraum sowie zu möglichen Nutzungseinschränkungen, etwa in Form von Sperrfristen oder dem Ausschluss der Nutzung für Lehrzwecke. Da Qualiservice die Forschungsmaterialien nicht frei im Internet zugänglich macht, sind möglichst detaillierte und an die Anforderungen qualitativer Forschung angepasste Metadaten besonders wichtig. Sie ermöglichen potentiellen Nachnutzenden eine erste Einschätzung, inwieweit das archivierte Material zu ihrer eigenen Forschungsfrage oder zum methodischen Vorgehen passt (Datafit).

Studienreport – studienspezifische Kontexte

Zur Kontextualisierung studienspezifischer Kontexte kommt dem Studienreport eine zentrale Rolle zu. Ähnlich einem „Schaufenster“ (Heuer et al. 2020: 5) gewährt der Studienreport erste Einblicke in das Forschungsprojekt bzw. in das zugehörige Datenmaterial. Er enthält möglichst detaillierte Angaben zu den institutionellen

Rahmenbedingungen des Projekts, den Forschungszielen und -fragen, dem theoretisch-konzeptionellen Bezugsrahmen sowie zu den archivierten Materialien und deren Entstehungs- und Analysekontext. Qualiservice stellt eine Handreichung (Heuer et al. 2020) und eine Vorlage bereit, die Forschende bei der Erstellung des Reports unterstützt. Darüber hinaus enthält der Studienreport auch erste Überlegungen zu Nachnutzungspotenzialen, etwa zu Themen, die im Material vorkommen, im ursprünglichen Forschungskontext jedoch nicht weiterverfolgt wurden. Ergänzende Kontextmaterialien wie Interviewleitfäden, Transkriptionsregeln oder Kategorienschemata können im Anhang bereitgestellt werden, um die Nachvollziehbarkeit weiter zu erleichtern.

Die Erstellung eines Studienreports (Heuer et al. 2020; Rizzolli et al. 2024: 11ff.) ist ein obligatorischer Schritt bei der Vorbereitung von Material zur Archivierung und Nachnutzung bei Qualiservice. Der Studienreport wird als eigenständige Projektpublikation veröffentlicht und erhält – ebenso wie der zugehörige Metadatenatz – eine eigene DOI, sodass er auch über übergreifende Repositorien und bibliografische Nachweissysteme auffindbar ist. Im Suchportal von Qualiservice (Qualiservice o. J.) ist der Studienreport zusätzlich als Volltext durchsuchbar. Dies ermöglicht eine gezielte Recherche nach konkreten Begriffen, Konzepten oder methodischen Details, die in Metadaten häufig nicht oder nur in abstrahierter Form abgebildet sind.

Der Studienreport kann bereits während des Forschungsprozesses als Dokumentationsinstrument genutzt werden, um projektbezogene Entscheidungen organisatorischer und methodischer Art, zentrale Arbeitsschritte sowie Entscheidungen zur Auswahl des Materials für die Archivierung systematisch festzuhalten. Eine kontinuierliche Aktualisierung des Studienreports trägt somit zur Nachvollziehbarkeit der Forschung bei und erleichtert die spätere Nachnutzung der Daten.

Mikro-Metadaten – Mikro-Kontexte

Auf der Mikro-Ebene der einzelnen Datenerhebung – beispielsweise eines Interviews, Videos oder einer Beobachtung – stellt Qualiservice zusätzliche Informationen bereit, die die verfügbaren Kontextinformationen um eine zusätzliche Ebene erweitern. Während Metadaten und der Studienreport Informationen auf der Ebene des Forschungsprojekts sowie einzelner Datenkollektionen liefern, erfassen Mikro-Metadaten spezifische Details zu einzelnen Materialien innerhalb einer Datenkollektion. Bei Qualiservice dienen Datenkollektionen dazu, vergleichbare Materialien derselben Art oder mit gemeinsamen Merkmalen zu organisieren. So können beispielsweise Interviews in einer Datenkollektion, Beobachtungsprotokolle in einer anderen und Fotos in einer weiteren zusammengefügt werden. Die Gruppierung

kann neben der Art der Materialien auch nach anderen Kriterien erfolgen, wie etwa dem Entstehungsort (Rizzolli et al. 2024: 18ff.).

Die Mikro-Metadaten enthalten technische Angaben zu einzelnen Dateien, z. B. Dateiname, -größe und -format eines Interviewtranskripts. Soweit Datenschutz und ethische Überlegungen dies erlauben, können zudem Hintergrundinformationen zu den Forschungsteilnehmenden wie Geschlecht, Alter oder Beruf in den Mikro-Metadaten aufgenommen werden. Darüber hinaus ermöglichen sie die Erfassung situativer Umstände der Materialentstehung, beispielsweise zur sozialen Einbettung einer konkreten Beobachtungssituation. So kann festgehalten werden, ob die Beobachtung auf einem öffentlichen Platz, bei einem Straßenfest oder im Rahmen einer Familienfeier stattfand sowie zu welchem Zeitpunkt sie durchgeführt wurde. Zudem ermöglichen Mikro-Metadaten die Erfassung von Beziehungen zwischen unterschiedlichen Materialien, etwa zwischen einem Transkript, einem zugehörigen Memo und einem Foto einer Beobachtungssituation. Für die ethnografische Forschung ist dies besonders wichtig, da hier oft eine Vielzahl von Methoden und Materialarten kombiniert wird, und die Erfassung solcher Zusammenhänge die inhaltliche Kohärenz und Komplexität der Forschungsmaterialien bewahrt. Bei Videomaterial dienen Mikro-Metadaten zudem dazu, Annotationen, Keywords oder Zeitmarken zu erfassen, um Nachnutzenden die Orientierung im Material zu erleichtern, wie exemplarisch an den Mikrodaten des Datensatzes Gruber (2024) deutlich wird. Ähnlich einer „Lupe“ (Rizzolli et al. 2024: 13) ermöglichen Mikro-Metadaten ein detailliertes Hineinzoomen in das Material und tragen so zu einer Kontextualisierung auf der Mikro-Ebene bei.

Die Mikro-Metadaten sind nach niedrigschwelliger Registrierung einsehbar, die über ein Online-Formular beim IT-Partner PANGAEA erfolgt. Eine Prüfung oder Beschränkung auf bestimmte Nutzer:innengruppen findet dabei nicht statt. Die Mikro-Metadaten enthalten keine sensiblen Informationen und sind daher – nach Registrierung – grundsätzlich für die breite Öffentlichkeit zugänglich.

Ethnografischer Feldreport – feldspezifische Kontexte

Bei der Vorbereitung von Forschungsmaterialien für die Archivierung hat sich gezeigt, dass es ethnografisch Forschenden häufig nicht möglich ist, alle für das Verständnis relevanten Kontextinformationen im Studienreport offenzulegen – zum einen aus ethischer Verpflichtung heraus, Forschungsteilnehmende zu schützen, zum anderen zum Selbstschutz der Forschenden. Um diesem Umstand Rechnung zu tragen und fachspezifische Anforderungen in Verfahren der Datenarchivierung zu integrieren, wurde im Rahmen der Kooperation mit dem FID SKA der Feldreport als fachspezifisches Format der Kontextualisierung bei Qualiser vice eingeführt (Rizzolli et al. 2024: 14f). Wie das eigentliche Forschungsmaterial ist auch der Feldreport nicht frei im Internet oder nach einfacher Registrierung

online zugänglich, sondern nur für wissenschaftliche Nutzungen und nach Unterzeichnung einer Nutzungsvereinbarung einsehbar, da er potenziell höchst sensible Informationen enthält.

Der Feldreport dient dazu, implizites Wissen, Reflexionen zur Forschungspraxis sowie persönliche Eindrücke und sensible Informationen über die Forschenden oder ihre Feldbeziehungen für Nachnutzende zur Verfügung zu stellen. Dazu gehören Aspekte wie die eigene Rolle im Feld, der Zugang zum Forschungsfeld, der Aufbau des Rapports, die Zusammenarbeit mit Partner:innen oder die Forschung mit Kindern. Ebenso können Gefahren, Zweifel, Fehltritte und Herausforderungen sowie Emotionen und Affekte im Forschungsprozess thematisiert werden. Auch die aus der Offenheit ethnografischer Forschungsprozesse resultierenden laufenden Anpassungen an das Feld, die Wege und Irrwege sowie die getroffenen Entscheidungen im Forschungsprozess können im Feldreport dokumentiert werden. In diesem Sinne fungiert der ethnografische Feldreport als „Wegweiser“ (ebd.: 14), der die weitere Einbettung ethnografischer Materialien unterstützt.

Im Unterschied zum Studienreport ist der Feldreport ein optionales Format, das Forschenden zur weiterführenden Kontextualisierung von ethnografischen Materialien zur Verfügung steht. Insbesondere wenn das Felddagebuch oder Teile davon nicht archiviert werden können, ermöglicht der Feldreport die Bereitstellung zusätzlicher Informationen, die Nachnutzenden die kontextsensible Einordnung des Materials erleichtert. Qualiservice gewährt bewusst Flexibilität bei der Form, dem Umfang und dem Inhalt des Feldreports, sodass Forscher:innen ihn an ihre individuellen bzw. projektspezifischen Bedürfnisse anpassen können. Die Gewichtung der Informationen in den Metadaten, dem Studienreport und dem Feldreport variiert entsprechend den spezifischen Anforderungen und Zielen des jeweiligen Projekts.

Forschungsmaterial und zusätzliches Kontextmaterial

Die zuvor dargestellten Dokumentationsformate bilden die Grundlage für die stufenweise Annäherung an das Forschungsmaterial und die Einschätzung, inwiefern bereits archivierte Materialien für eigene Forschungsfragen geeignet sind. Passende Datensätze können nach Kontaktaufnahme mit Qualiservice und Unterzeichnung einer Nutzungsvereinbarung von promovierten Wissenschaftler:innen an universitären Einrichtungen kostenfrei und zeitlich begrenzt genutzt werden. Die konkreten Bedingungen unterscheiden sich je nach Datensatz (siehe Abschnitt „Kontextualisierung im Zusammenspiel von FDZ und Forschenden“). Für die Nutzung im Rahmen der Lehre erfolgt die Ausleihe über die Lehrperson, für Qualifikationsarbeiten über die betreuende Person.

Zum besseren Verständnis des Forschungsmaterials und des Forschungskontextes können – sofern urheber- und datenschutzrechtliche Bestimmungen dies

erlauben – ergänzende Materialien und Dokumente archiviert und für die Nachnutzung bereitgestellt werden (Heuer et al. 2020: 2). Zu diesen Kontextmaterialien zählen beispielsweise Dokumente zum Forschungsprojekt (z. B. Projektantrag, Berichte, etc.), zur rechtlichen und forschungsethischen Vorbereitung der Forschung (z. B. Genehmigungen, Ethikvoten, Einwilligungserklärungen), zur Planung oder Durchführung der Forschung (z. B. Leitfäden, Beobachtungsbögen oder Anschreiben an potenzielle Teilnehmende), zur Aufbereitung oder Auswertung der Materialien (z. B. Codebuch oder Kategorienschemata), zum regionalen, kulturellen oder zeitgeschichtlichen Kontext des Projektes oder auch Projektveröffentlichungen, die Nachnutzenden wichtige Informationen zur Einordnung des Materials liefern. Bei Projekten mit externen Partnern (z. B. NGOs, lokale Behörden, Organisationen) kann es zudem sinnvoll sein, Vereinbarungen zur Zusammenarbeit und zum Umgang mit Material zu archivieren.

Besonders bei ethnografischen Forschungsmaterialien ist die Abgrenzung zwischen Forschungsdaten und Kontextmaterialien oft schwierig. Viele Kontextmaterialien – wie Fotos, Skizzen oder Notizen – liefern nicht nur Hintergrundinformationen, sondern enthalten selbst zentrale Informationen für Analyse und Interpretation. Das Positionspapier der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA) zum Umgang mit ethnologischen Forschungsdaten betont etwa, dass „die vielfach getroffenen Unterscheidungen zwischen Rohdaten, Primärdaten und Sekundärdaten (...) für die Sozial- und Kulturanthropologie bzw. Ethnologie wenig sinnvoll [sind], weil Forschungsdaten und -materialien schon in der Entstehung sozial eingebettet sind.“ (DGSKA 2019: 2) Aufgrund dieser engen Verflechtung ist eine klare Trennung zwischen Daten und Kontext häufig weder möglich noch zielführend.

Um dem Umstand Rechnung zu tragen, dass Kontexte je nach Forschungsprojekt und Disziplin unterschiedlich definiert, ausgestaltet, von unterschiedlicher Bedeutung und verschieden gut dokumentierbar sind, ermöglicht Qualiservice eine flexible Handhabung dieser Materialien. Dabei ist sichergestellt, dass alle Kontextmaterialien – wie die Forschungsdaten selbst – nicht öffentlich zugänglich sind.

Kontextualisierung im Zusammenspiel von FDZ und Forschenden

Abschließend stellt sich die grundlegende Frage, wer eigentlich mit welcher Intention bestimmt, was relevante Kontexte sind? Wer entscheidet darüber, welche Form der Kontextualisierung angemessen ist? Wesentlich für die Datenvorbereitung bei Qualiservice ist, dass sie als Prozess und kooperative Aufgabe von Forschenden und Forschungsdatenzentrum aufgefasst wird (Mozygemba und Kretzer 2020). In diesem Sinne werden vorbereitende Schritte, Nutzungsbedingungen und besondere

Schutzbedarfe im Zusammenwirken von Forschenden und FDZ-Mitarbeitenden gemeinsam festgelegt sowie projektspezifische Lösungen erarbeitet.

Das bedeutet auch, dass Forschende, die ihre Materialien bei Qualiservice archivieren möchten, maßgeblich mitbestimmen können: Sie entscheiden, welche Forschungsmaterialien und ergänzende Kontextmaterialien, die für das Verständnis des Materials wichtig sind, archiviert und zugänglich gemacht werden. Forschende legen zudem fest, wann Nachnutzungen und unter welchen Bedingungen möglich sind. Qualiservice bietet dafür verschiedene Optionen an (z. B. eine Embargo-Frist). Für besonders sensible Materialien kann festgelegt werden, dass deren Nutzung ausschließlich vor Ort und unter streng kontrollierten Bedingungen am Gastwissenschaftsarbeitsplatz erfolgt. Die Entscheidung darüber liegt letztlich in der Verantwortung der Forschenden. Da ethnografische Forschung häufig im engen Austausch von Forschenden und Forschungsteilnehmer:innen stattfindet, kann es notwendig oder ethisch geboten sein, die an der Forschung Teilnehmenden als Ko-Produzent:innen in die Entscheidungsprozesse über die Auswahl und Weitergabe des Materials einzubinden (Kraus und Eberhard 2022: 191).

Die Kooperation zwischen Forschenden und FDZ erstreckt sich idealerweise über den gesamten Projektverlauf, sodass vorbereitende Tätigkeiten frühzeitig in den Forschungsprozess integriert werden. Dies trägt dazu bei, eine Verdichtung der Aufgaben am Projektende zu vermeiden und Synergien, etwa bei der Dokumentation, bestmöglich für den Forschungsprozess zu nutzen. Während Forschende als Expert:innen ihres Materials darüber entscheiden, welche Kontexte als relevant erachtet werden, unterstützt Qualiservice sie aktiv in allen vorbereitenden Schritten, berät sie und stellt gezielte Unterstützung in Form von individueller Beratung, Handreichungen und Vorlagen bereit.

Schlussbemerkungen

„Der Kontext ist alles. Ohne seine genaue Dokumentation bleibt Forschungsdatenmanagement für ethnographische Forschung bruchstückhaft,“ schreibt Igor Eberhard (2020: 175) vom ethnografischen Datenarchiv an der Universitätsbibliothek Wien und hebt damit die zentrale Bedeutung umfassender Dokumentation für die Nachnutzbarkeit ethnografischer Materialien hervor. Praktiken der Dokumentation und Beschreibung, wie im Beitrag dargestellt, sind dabei kein neues oder zusätzliches Erfordernis, sondern gehören seit jeher zum Kern ethnografischer Forschung (Rizzolli et al. 2024: 8). Mit Blick auf Archivierung und Nachnutzung von Forschungsdaten bekommen Praktiken des Dokumentierens jedoch eine neue Zielrichtung: Während Dokumentation nach innen gerichtet war und der eigenen Analyse sowie Reflexion diente, richtet sie sich nun vermehrt nach außen. Eine möglichst detaillierte Dokumentation soll sicherstellen, dass andere interessierte

Forscher:innen Entstehungskontexte nachvollziehen und das archivierte Material angemessen weiternutzen können.

Die Kontextualisierung ethnografischen Materials ist besonders herausfordernd, da es eng mit der forschenden Person verknüpft ist und implizites wie verkörpertes Wissen nur begrenzt dokumentierbar und für Dritte schwer zugänglich ist. Künftige Entwicklungen müssen daher insbesondere hier ansetzen: Es gilt, brauchbare Wege für die Vermittlung und Dokumentation der vielschichtigen Kontexte ethnografischer Materialproduktion zu finden, die auch körperlich-sinnliche und affektive Dimensionen berücksichtigen (Huber 2019: 17f.). Gleichzeitig müssen diese Ansätze offen und flexibel genug sein, um der prozesshaften Natur qualitativer, ethnografischer Forschung gerecht zu werden. Das FDZ Qualiservice hat hierfür erste Lösungsansätze geschaffen, zum Beispiel den Feldreport. Als offenes, flexibles Format, das nicht frei zugänglich ist, bietet er Raum für sensible Kontextinformationen, leiblich-sinnliche Erfahrungen und Reflexionen. Inwieweit dieses oder andere Verfahren der Kontextualisierung angemessen sind, soll gemeinsam mit Forschenden weiter geprüft und erprobt werden. Ebenso bleibt zu eruieren, ob, wann und in welchen Nachnutzungsszenarien ethnografische Materialien tatsächlich wiederverwendet werden (Imeri und Rizzolli 2025). Erste Erfahrungen zeigen, dass die Entwicklung geeigneter Verfahren zur Archivierung sich an fachkulturell verankerten Methoden, den Besonderheiten der erzeugten Materialien sowie an forschungsethischen Leitlinien orientieren muss und nur in enger Zusammenarbeit mit den jeweiligen Fachcommunities realisiert werden kann.

Literatur

- Bauder, Tristan, Sabine Bollig, Florian Eßer, Sabine Bollig, Florian Eßer, Bettina Hünersdorf, Sabine Imeri, Christoph Leser, und Claudia Machold. 2024. „What’s New? Ethnographische Forschung im Kontext neuer Forschungs(daten)infrastrukturen: Ethik, Datenmanagement und Nachnutzung.“ In *What’s New? Neue Perspektiven in ethnographischer Erziehungswissenschaft*, herausgegeben von Jürgen Budde, Georg Rißler, Michael Meier-Sternberg und Anke Wischmann: 35–60. Verlag Barbara Budrich.
- Bernard, H. Russell. 2011. *Research Methods in Anthropology: Qualitative and Quantitative Approaches*. 5. Aufl. AltaMira Press.
- Bishop, Libby. 2006. „A Proposal for Archiving Context for Secondary Analysis.“ *Methodological Innovations Online* 1 (2): 10–20. <https://doi.org/10.4256/mio.2006.0008>.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft. 2021. *Checkliste für Antragstellende zur Planung und zur Beschreibung des Umgangs mit Forschungsdaten in Forschungsvorhaben*.

- https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/grundlagen_dfg_foerderung/forschungsdaten/forschungsdaten_checkliste_de.pdf.
- Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW). 2023. „DGE-KW-Positionspapier zu Forschungsdatenmanagement.“ <https://doi.org/10.18452/27741>.
- Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA). 2019. „Positionspapier zum Umgang mit ethnologischen Forschungsdaten.“ https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2019/11/Positionspapier_Bearbeitet-fu%CC%88r-MV_24.09.2019.pdf.
- Dilger, Hansjörg, und Bernhard Hadolt. 2010. „Medizin im Kontext. Überlegungen zu einer Sozial- und Kulturanthropologie der Medizin(en) in einer vernetzten Welt.“ In *Medizin im Kontext: Krankheit und Gesundheit in einer vernetzten Welt*, herausgegeben von Hansjörg Dilger: 11–19. Lang.
- Eberhard, Igor. 2020. „Der Kontext bestimmt alles: Kontextdaten und Containerobjekte als Lösungsmöglichkeit für den Umgang mit sozialwissenschaftlichen qualitativen Daten. Erfahrungen aus dem Pilotprojekt ‚Ethnographische Datenarchivierung‘ an der Universitätsbibliothek Wien.“ *ABI Technik* 40 (2): 169–176. <https://doi.org/10.1515/abitech-2020-2007>.
- Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz, und Linda L. Shaw. 1995. „*Writing Ethnographic Fieldnotes*.“ The University of Chicago Press.
- EVIFA. o. J. „Die Virtuelle Fachbibliothek der ethnologischen Fächer.“ Zuletzt abgerufen am 28.01.2025, <https://www.evifa.de/de>.
- Fischer, Hans, und Bettina Beer. 2020. „Dokumentation von Feldforschungsdaten.“ In *Methoden ethnologischer Feldforschung*, herausgegeben von Bettina Beer und Anika König: 261–282. 3. Aufl. Ethnologische Paperbacks. Dietrich Reimer Verlag.
- Forschungsdaten.info. 2025a. „Elektronische Laborbücher“. Letzte Änderung 08. Oktober. <https://forschungsdaten.info/themen/beschreiben-und-dokumentieren/elektronische-laborbuecher/>.
- Forschungsdaten.info. 2025b. „Datendokumentation“. Letzte Änderung 17. Dezember. <https://forschungsdaten.info/themen/beschreiben-und-dokumentieren/dattendokumentation/>.
- Geiger, Till, Niamh Moore, und Mike Savage. 2010. „*The archive in question*.“ ESRC National Centre for Research Methods Review Paper NCRM/016. <https://eprint.s.ncrm.ac.uk/id/eprint/921/>.
- Gruber, Martin. 2024. „*Traditional Beekeeping and Honey Hunting: Audiovisual Material, Video Footage*.“ Dataset. FDZ Qualiservice. <https://doi.org/10.1594/PANGAEA.963249>.
- Gruber, Martin, und Michaela Rizzolli. 2025. „Audiovisuelle Forschungsdaten und ihre Kontexte teilen. Archivierung und Nachnutzung von Daten aus der ethnografischen Filmforschung.“ In *Videographie und Videoanalyse. Beiträge zur*

- Erhebung, Analyse und Nutzung von Videodaten in der Qualitativen Forschung*, herausgegeben von René Wilke und Hubert Knoblauch: 452–469. Beltz Juventa. <https://doi.org/10.3262/978-3-7799-8525-9>.
- Heaton, Janet. 2004. „*Reworking Qualitative Data*.“ Sage.
- Heldt, Camilla, und Birgitt Röttger-Rössler. 2023. „Daten in der ethnografischen Forschung.“ In *Data Affairs. Datenmanagement in der ethnografischen Forschung*. SFB 1171 & Center für Digitale Systeme, Freie Universität Berlin. <https://data-affairs.affec-tive-societies.de/artikel/daten-in-ethnografischer-forschung/>.
- Heuer, Jan-Ocko, Betina Hollstein, und Kati Mozygemba. 2021. „Data Sharing mit Qualiservice.“ *Soziologie* 50 (4): 459–472.
- Heuer, Jan-Ocko, Susanne Kretzer, Kati Mozygemba, Elisabeth Huber, und Betina Hollstein. 2020. „Kontextualisierung qualitativer Forschungsdaten für die Nachnutzung: eine Handreichung für Forschende zur Erstellung eines Studienreports.“ *Qualiservice Working Papers* 1–2020. FDZ Qualiservice. <https://doi.org/10.26092/elib/166>.
- Hirschauer, Stefan. 2014. „Sinn im Archiv? Zum Verhältnis von Nutzen, Kosten und Risiken der Datenarchivierung.“ *Soziologie* 43 (3): 300–312.
- Hollstein, Betina, und Carsten G. Ullrich. 2003. „Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Sozialforschung.“ *Soziologie* 32 (4): 29–43.
- Huber, Elisabeth. 2019. „Affektive Dimensionen von Forschungsdaten, ihrer Nachnutzung und Verwaltung.“ *Working Papers SFB 1171 Affective Societies* 01/2019. <https://doi.org/10.17169/REFUBIUM-2481>.
- Imeri, Sabine. 2018a. „Ordnen, archivieren, teilen. Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern.“ *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LXXII/121 (2): 213–243.
- Imeri, Sabine. 2018b. „Archivierung und Verantwortung: Zum Stand der Debatte über den Umgang mit Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern.“ In *Archivierung und Zugang zu Qualitativen Daten*, herausgegeben von Doris Bambey, Louise Corti, Wolfgang D. Diepenbroek, Heidemarie Hanekop, Betina Hollstein, Sabine Imeri, Hubert Knoblauch et al.: 69–79. RatSWD Working Paper Series 267/2018. Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten. <https://doi.org/10.17620/02671.35>.
- Imeri, Sabine und Elisabeth Huber. 2023. „Strukturieren, Dokumentieren, (Ab-)Sichern. Effekte von Forschungsdatenmanagement in der ethnografischen Forschung.“ *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* (16): 85–104. <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hjk/article/view/2077>.
- Imeri, Sabine, Martina Klausner, und Michaela Rizzolli. 2023. „Forschungsdatenmanagement in der ethnografischen Forschung.“ *Kulturanthropologie Notizen* 85: 223–254. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.22>.
- Imeri, Sabine, und Michaela Rizzolli. 2025. „Vom ‚Nachleben‘ der Daten: Digitale ethnografische Forschungsdaten archivieren – und dann?“ *boasblog U/CA – Commoning Knowledge*. <https://doi.org/10.18452/34957>.

- Kraus, Wolfgang, und Igor Eberhard. 2022. „Managing Data, Managing Contradictions: Archiving and Sharing Ethnographic Data.“ In *Interrogating Datafication: Towards a Praxeology of Data*, herausgegeben von Marcus Burkhardt, Daniela van Geenen, Carolin Gerlitz, Sam Hind, Timo Kaerlein, Danny Lämmerhirt und Axel Volmar: 185–206. transcrip.
- Lederman, Rena. 2016. „Archiving Fieldnotes? Placing ‚Anthropological Records‘ Among Plural Digital Worlds.“ In *eFieldnotes*, herausgegeben von Roger Sanjek und Susan W. Tratner. University of Pennsylvania Press. 251–w71.
- Medjedović, Irena. 2014. „Qualitative Sekundäranalyse: Zum Potenzial einer neuen Forschungsstrategie in der empirischen Sozialforschung.“ Springer.
- Medjedović, Irena, und Andreas Witzel. 2010. „Wiederverwendung qualitativer Daten: Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Interviewtranskripte.“ VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mozygemba, Kati, und Susanne Kretzer. 2020. „Datenvielfalt im Data-Sharing – eine kooperative Aufgabe von Forschenden und Forschungsdatenzentrum“ *Qualiservice Working Papers* 3–2020. FDZ Qualiservice. <http://dx.doi.org/10.26092/elib/345>.
- Ottenberg, Simon. 1990. „Thirty Years of Fieldnotes: Changing Relationships to the Text.“ In *Fieldnotes: The Makings of Anthropology*, herausgegeben von Roger Sanjek: 139–160. Cornell University Press.
- PANGAEA Wiki. 2025. „Qualiservice Data Model.“ Letzte Änderung 03. September. https://wiki.pangaea.de/w/handler?title=Qualiservice_Data_Model&oldid=16431.
- Pels, Peter, Igor Boog, J. Henrike Florusbosch, Zane Kripe, Tessa Minter, Metje Postma, Margaret Sleeboom-Faulkner, Bob Simpson, Hansjörg Dilger, Michael Schönhuth, Anita von Poser, Rosa Cordillera A. Castillo, Rena Lederman, und Heather Richards-Rissetto 2018. „Data Management in Anthropology: The next Phase in Ethics Governance?“ *Social Anthropology* 26 (3): 391–413. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.12526>.
- Qualiservice. o. J. „Qualiservice Search Portal.“ Zuletzt abgerufen am 28.01.2025, <https://www.qualiservice.org/de/qsearch.html>.
- Rizzolli, Michaela, Sabine Imeri, und Elisabeth Huber. 2024. „Ethnografische Forschungsmaterialien zur Archivierung und Nachnutzung vorbereiten und dokumentieren – ein Überblick für Forschende.“ *Qualiservice Working Papers* 6–2024. FDZ Qualiservice. <https://doi.org/10.26092/elib/2723>.
- Röttger-Rössler, Birgitt. 2023. „Aufzeichnungsformate und -strategien.“ In *Data Affairs. Datenmanagement in der ethnografischen Forschung*. SFB 1171 & Center für Digitale Systeme, Freie Universität Berlin. <https://data-affairs.affective-societies.de/artikel/aufzeichnungsformate-und-strategien/>.
- Sanjek, Roger, Hg. 1990. „Fieldnotes: The Makings of Anthropology.“ Cornell University Press.

- Sanjek, Roger, und Susan W. Tratner, Hg. 2016. „eFieldnotes.“ University of Pennsylvania Press.
- Simon, Michael. 2015. „Ethnologische Anmerkungen zu Bernd Riekens „Gesprächen mit Einheimischen“ In *Wie bewältigt man das Unfassbare? Interdisziplinäre Zugänge am Beispiel der Lawinenkatastrophe von Galtür*, herausgegeben von Bernd Rieken: 93–105. Waxmann.
- Stodulka, Thomas, Nasima Selim, und Dominik Mattes. 2018. „Affective Scholarship: Doing Anthropology with Epistemic Affects.“ *Ethos* 46 (4): 519–36. <https://doi.org/10.1111/etho.12219>.
- Strübing, Jörg. 2024. „Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung.“ 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. De Gruyter.
- Tomoaia-Cotisel, Andrada, Debra L. Scammon, Norman J. Waitzman, Peter F. Cronholm, Jacqueline R. Halladay, David L. Driscoll, Leif I. Solberg, Clarissa Hsu, Ming Tai-Seale, Vanessa Hiratsuka, Sarah C. Shih, Michael D. Feters, Christopher G. Wise, Jeffrey A. Alexander, Diane Hauser, Carmit K. McMullen, Sarah Hudson Scholle, Manasi A. Tirodgar, Laura Schmidt, Katrina E. Donahue, Michael L. Parchman, und Kurt C. Stange. 2013. „Context Matters: The Experience of 14 Research Teams in Systematically Reporting Contextual Factors Important for Practice Change.“ *The Annals of Family Medicine* 11 (Suppl 1): 115–123. <https://doi.org/10.1370/afm.1549>.
- Ulrich, Hannes, Ann-Kristin Kock-Schoppenhauer, Noemi Deppenwiese, Robert Gött, Jori Kern, Martin Lablans, Raphael W. Majeed, Mark R. Stöhr, Jürgen Stausberg, Julian Varghese, Martin Dugas, und Josef Ingenerf. 2022. „Understanding the Nature of Metadata: Systematic Review.“ *Journal of Medical Internet Research* 24, 1: e25440. <https://doi.org/10.2196/25440>.

Fluide Forschungsfelder

Qualitative Forschung und Virtuelle Realität

Methodologische Reflexionen zum Spannungsfeld von Natürlichkeit und Künstlichkeit

André Epp und Lukas Adrian Jurk

Prolegomena

Ein Interesse an Alltags-/Interaktionen, Alltags-/Gesprächen und (sozialen) Alltagsbegebenheiten ist für die unterschiedlichen Spielarten qualitativer Forschung grundlegend. Betont wird dies u. a. in verschiedenen wissenschaftstheoretischen Strömungen, wie der Ethnomethodologie (Hill und Crittenden 1968; Garfinkel 2004 [1967]), der Konversationsanalyse (Sacks et al. 1974; Sacks 1995 [1964–1972]), der Wissenssoziologie (Mannheim 1964) und den vom symbolischen Interaktionismus geprägten Arbeiten der Chicago Soziologie beispielsweise Glaser und Strauss 1967; Goffman 1971). Qualitative Forschung zielt somit ausdrücklich darauf ab „practical actions (...) of organized artful practices of everyday life“, wie es Garfinkel (1972: 309) formuliert, zu perspektivieren. Um „natürliche ‚settings‘ zu beschreiben, um Alltags- ‚Erklärungen‘ und Alltags-Handeln verstehen zu können“ (Honer 1994: 87) wird im Rahmen qualitativer Forschung daher die „detaillierte Untersuchung einzelner Bereiche der Alltagswelt“ (Rosenthal 2015: 22) fokussiert. Zudem werden theoretische Prämissen und Vor-/Annahmen über den Gegenstand zunächst suspendiert, um Einblicke in die „ursprüngliche (...) Lebenswelt, der Welt der natürlichen Einstellung, wie sie sich in der alltäglichen Erfahrung dem handelnden Menschen darbietet“ (Girtler 1984: 18), zu erhalten.

Ausgangspunkt des qualitativen Forschungsprozesses ist somit „a human field in its natural state“ (Schatzmann und Strauss 1973: vi). Goffman (1971: 20) spricht auch von einer „naturalistic observation“. Das bedeutet „[t]he researcher must get close to the people whom he studies; he understands that their actions are best comprehended when observed on the spot – in the natural, ongoing environment where they live and work“ (Schatzmann und Strauss 1973: 5). Es gilt also, die „natürliche“ Alltagspraxis und das Alltagswissen der zu Erforschenden in den Blick zu nehmen (ebd.). Im Fokus stehen nicht nur explizite Wissensbestände und Perspektiven der zu untersuchenden Akteure, denen sich beispielsweise über Interviews aber auch

weiteren Verfahren, wie Beobachtungen, angenähert werden kann, sondern auch das implizite Wissen, „das in der Alltagswelt gewissermaßen „natürlich“ vorhanden ist“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021: 28) und für alltägliches Handeln als konstitutiv erachtet wird.

Um diesen Prämissen Rechnung zu tragen, bedarf es somit ebenfalls „natürlicher“ Erhebungsmethoden. Diese müssen an die „natürliche“ Alltagswelt des Untersuchungsfeldes anschlussfähig und somit den Akteuren des sozialen Feldes in ihrem Alltag vertraut sein (Schatzmann und Strauss 1973). Die Ethnomethodologie spricht daher dezidiert davon, dass Alltagsmethoden empirisch anschlussfähig gemacht werden (Atkinson 1988; Garfinkel 2004 [1967]). Entsprechend muss die forschungsspezifische Kommunikationssituation so weit wie möglich an die kommunikativen Regeln des alltäglichen Handelns angelehnt sein ohne diese jedoch (völlig) zu übernehmen (Hoffmann-Riem 1980).

Trotz einer großen Affinität zu lebensweltlichen Kommunikationsformen und -regeln der alltagsweltlich Handelnden, ist Authentizität, im Sinne eines „natürlichen“ alltäglichen Gesprächs, allerdings niemals vollumfänglich zu realisieren. Auch wenn ein Interview dem „natürlichen“ Erinnerungs- und Argumentationsfluss folgt sowie im „natürlichen“ Lebensraum der Akteure stattfindet, wie beispielsweise in deren Wohnung, so ist dieses unter anderem aufgrund komplementärer Rollenverteilung (Interviewer:in und Interviewee) dennoch asymmetrisch angelegt und muss auch als eine „unnatürliche“ bzw. künstliche Situation reflektiert werden. Ähnliches gilt ebenso für teilnehmende Beobachtungen, da bereits „das Wissen um die Anwesenheit einer beobachtenden Person Effekte [hat], die die „Natürlichkeit“ der Situation begrenzen“ (Helfferich 2011: 115). Eine unsichtbare Ausforschung dagegen wäre ethisch höchst problematisch (Strübing 2018: 218ff.).

Mit dem Methodeninstrumentarium qualitativer Forschung wird an die Alltagskontexte der Akteure angeschlossen. Sie ermöglichen einen Einblick in ihre Lebenswelt(en) und werden daher als „natürliche“ Erhebungsmethoden ausgewiesen. Kurz: Diese Verfahren zielen darauf ab, die Alltagswelt aus den Augen der im Rahmen eines Forschungsprojekts perspektivierten Zielgruppe zu erfassen (emic view) „und die Praktiken sozialen Handelns in ihrer Komplexität im alltäglichen Kontext zu untersuchen“ (Rosenthal 2015: 15). Daher wird auch von „so genannte[n] „natürliche[n]“ Daten“ (ebd.: 16; siehe auch Schröer 1994) gesprochen.

Deutlich sollte geworden sein, dass Natürlichkeit bzw. Authentizität im Rahmen qualitativer Forschung als ein Konstrukt verstanden werden muss, das situativ hergestellt werden kann. Entsprechend kann auch in einer „unnatürlichen“ Interview- und Beobachtungssituation situative Authentizität bzw. Natürlichkeit erzeugt (Helfferich 2011: 115ff.) und entsprechend natürliche Daten generiert werden.

Allerdings (er-)fordern aktuelle technische Entwicklungen, wie die zunehmende Verbreitung und Integration von Virtual Reality (VR) Technologien in die qualitative Forschungspraxis (Gredig et al. 2023; Mathysen und Glorieux 2021; Kost-

akos et al. 2019), also der Rückgriff und das Nutzen von virtuellen Welten anstatt von „natürlichen“ Alltagssettings (Honer 1994: 87) bzw. „ursprüngliche(...) Lebenswelt[en]“ (Girtler 1984: 18), grundlegende Reflexionen hinsichtlich der Vorstellung von (situativer) Natürlichkeit und Authentizität (heraus). Im Rahmen dessen sollte jedoch nicht vernachlässigt werden, dass qualitative Forschung seit ihren Anfängen eng mit technologischen Entwicklungen verbunden ist. Beispielsweise wäre Schützes hoch-innovatives und produktives Forschungsprogramm mit biografisch-narrativen Interviews ohne die Verbreitung von Kassettenrekordern nicht möglich (Schäffer 2022: 43f.) und auch die Entwicklung von QDA-Software ist eng mit der zunehmenden Verbreitung von Personal Computern Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre verbunden (Epp 2022, 2024). Zum Vorschein kommt die enge Verwobenheit von technischen Entwicklungen und qualitativer Forschung (Epp 2024; Schäffer 2022) gegenwärtig in den Diskussionen um die zunehmende Verbreitung Künstlicher Intelligenz und ihren Eingang in qualitative Forschung (Morgan 2023; Parker et al. 2023; Schäffer und Lieder 2022).

Obwohl VR bereits mehrfach im Rahmen qualitativer Forschung eingesetzt wurde (Gredig et al. 2023; Kostakos et al. 2019; Mathysen und Glorieux 2021), mangelte es gegenwärtig jedoch an entsprechenden methodologischen Reflexionen. An dieser Leerstelle setzen wir an und perspektivieren, inwiefern der Einsatz von VR in der qualitativen Forschung mit den zentralen Prämissen der Natürlichkeit und Authentizität, denen, wie veranschaulicht, im Rahmen qualitativer Forschung eine besondere Relevanz beigemessen wird (Rosenthal 2015), harmonisiert, also sich vereinbaren lassen und im Einklang miteinander stehen. So rücken wir u. a. folgende Fragen in den Fokus: In welchem Aus-/Maße sind VR-Technologien im Kontext qualitativer Forschung an die „natürliche“ Alltagswelt des Untersuchungsfeldes anschlussfähig und inwiefern können entsprechende Technologien als ein Erhebungsinstrument genutzt werden, wenn diese den Akteuren des sozialen Feldes in ihrem Alltag vertraut sein müssen (Schatzmann und Strauss 1973)?

Um diese Fragen in den Blick zu nehmen, veranschaulichen wir zunächst Merkmale und Eigenschaften von VR sowie virtueller Umgebungen (VE) und zeigen auf, wie VR bisher im Kontext qualitativer Forschung genutzt worden ist. Anschließend nehmen wir das Spannungsfeld von Natürlichkeit und Authentizität anhand von zwei VR-Beispielen in den Blick: Dazu greifen wir zunächst bewusst auf einen Anwendungsfall jenseits eines forschungsbezogenen Rahmens zurück und anschließend auf ein Beispiel aus der qualitativen Forschungspraxis, in der VR genutzt wurde, um vertiefte und unterschiedliche Perspektiven auf das erwähnte Spannungsfeld zu erhalten. Bezugnehmend auf die Beispiele und Reflexionen zur post-digitalen Gesellschaft (Cramer 2015) entfalten wir im Anschluss daran Überlegungen zur Verwobenheit und Hybridität von digital-virtuellen und analog nicht-virtuellen Welten sowie zu Un-/Natürlichkeit und Nicht-/Authentizität in

VR-Umgebungen. Abschließend diskutieren wir die Überlegungen kritisch und geben einen Ausblick.

Virtuelle Realität in der qualitativen Forschung: Merkmale, Einsatzfelder und Potenziale virtueller Umgebungen

Nachfolgend werden zunächst zentrale Merkmale und Charakteristika von VR und VE dargestellt sowie beide technologischen Begrifflichkeiten miteinander kontrastiert. Daran anschließend wird beleuchtet, in welchen Kontexten und auf welche Weise VR bislang in der qualitativen Forschung Eingang gefunden hat.

Merkmale und Eigenschaften von Virtual Reality

Die Merkmale und Eigenschaften von VR sind konstitutiv für deren Einsatz in der qualitativen Forschung hinsichtlich des Vorbereitungsaufwands wie auch für die Situativität der Datenerhebung. VR ist ohne computergestützte Hilfsmittel schlicht nicht realisierbar, wohingegen eine nicht-virtuelle Realität nicht zwingend auf entsprechende Technologien angewiesen ist. Die technischen Möglichkeiten sollten für eine Reflexion daher in ihren Grundsätzen durchdrungen werden. VR setzt sich aus einer VE, der virtuellen Präsenz, Interaktion und sensorischem Feedback zusammen. Die VE ist die computergenerierte Darstellung von Objekten, deren Beziehung und Regeln zueinander.

Setzt man als Prämisse von VR (als „natürliche“ Erhebungsmethode) ein möglichst ähnliches Erleben wie in der Realität voraus, gilt es eine für Akteur:innen möglichst nicht unterscheidbare Simulation der Realität zu schaffen. Dazu gehört sowohl die sinnliche Wahrnehmung der VE – als auch invers dazu, die Möglichkeit, sich als Akteur:in „natürlich“ in der VE zu verhalten und mit dieser in eine interaktive Beziehung zu treten. Durch die sensorische Erfahrung und Interaktion mit der VE entsteht die virtuelle Präsenz der VR-Nutzenden.

Die virtuelle Erfahrung kann sensorisch unterschiedlich komplex aufgebaut werden. Grundsätzlich ist ein visuelles Erlebnis erforderlich. Eine VE kann mittels einem von Nutzenden getragenen Headmounted-Display (HMD) oder einer Cave Automatic Virtual Environment (CAVE) visualisiert werden. Letztere ist aufgrund mehrerer Nachteile wie dem zusätzlichen Aufwand im Aufbau, dem größeren räumlichen Bedarf im Einsatz und der geringeren Mobilität des Systems (Peat 2024) gegenüber HMDs weniger für qualitative Forschung geeignet. Pro Auge wird mittels der HMDs je ein Bild der VE angezeigt. Sie simulieren die jeweiligen Perspektiven des menschlichen Auges (Stereoprojektion), um ein immersives räumliches Erlebnis zu schaffen (Mihelj et al. 2014: 64). Projektionen einer VE stellen dennoch immer eine Verzerrung gegenüber der Betrachtung einer realen

Umgebung dar. Hinsichtlich volumetrischer Wahrnehmung und Durchführbarkeit operationaler Aufgaben ist VR-Hardware gegenüber Augmented Reality die Form von Mixed-Reality-Technologien, die der Wahrnehmung der realen Welt am nächsten kommt und den Einsatz physischer Mock-Ups am ehesten ersetzen kann (Banerjee et al. 2022: 4787).

Zur Schaffung einer VE bieten sich verschiedene Möglichkeiten der Generierung, der (Re-) Konstruktion oder der Reproduktion, die jeweils artifizieller oder realitätsnaher wirken können. Diese visuellen Differenzen können gezielt für die Datenerhebung eingesetzt werden und sind unterschiedlich aufwändig in der Produktion. Mittels CAD-Software und Game Engines können VEs konstruiert werden (Keil et al. 2021: 53). Mittels KI können sie generiert und mittels 360°-Fotografien bzw. -Laserscans (Bolkas et al. 2020: 136) oder -Videos realer Umgebungen reproduziert werden. Generierte und konstruierte Inhalte können hinsichtlich ihrer Geometrie, der Lichtdarstellung und visuellen Oberflächenbeschaffenheit beliebig detailliert aufgebaut werden. Der Detaillierungsgrad der Fotografien, Videos und Laserscans ist maßgeblich abhängig von den Lichtverhältnissen, der verfügbaren Technik und dem Aufwand, der bei der Umgebungserfassung betrieben wurde. Die VEs können zudem mit Objektbibliotheken oder generativen Inhalten während der VR-Nutzung von Nutzenden oder einer Kontrollinstanz ergänzt werden. Gleichermaßen lassen sich auch Inhalte dynamisch löschen. Alle Produktionsformen lassen sich beliebig miteinander kombinieren.

Neben dem visuellen Erleben einer VE kann auch eine auditive, haptische und olfaktorische Immersion kombiniert oder einzeln (ergänzend) umgesetzt werden. Dabei sind technische und finanzielle Einschränkungen zu beachten. Gängige Controller von HMDs ermöglichen als haptisches Feedback der VE nur das Vibrieren, und schränken zudem die Haltung der Hände der Nutzenden ein. Sie bieten jedoch präzise definierbare Interaktionsformen durch auswählbare Buttons, wohingegen eine Gestensteuerung das Potential von vielseitigen und „natürlichen“ Interaktionsformen bietet. Hierfür sind allerdings andere Controller notwendig. Aufwändiger einzurichtende und teurere Produkte wie Handschuhe, Westen und Anzüge können die haptische Simulation ergänzen. Allerdings kann deren ungewohntes Gewicht die Nutzenden beim Tragen ablenken. Externe oder die in einem HMD eingebauten Lautsprecher (Mihelj et al. 2014: 135f.) können Geräusche bei der Interaktion von Nutzenden mit der VE simulieren. Eine olfaktorische Immersion ist dagegen nur unter sehr großem Aufwand umsetzbar und erfordert Systeme, die nicht auf dem Konsumgütermarkt gängig verfügbar sind.

Räumlich ist die Bewegungsfreiheit in der VE sowohl durch die physischen Raumbedingungen als auch die Datenübertragung vom HMD zum Internet oder einem Computer eingeschränkt. Physisch eingeschränkte und nicht sichtbare Bereiche der VE werden durch virtuelle Teleportation der Nutzenden, über die Dimensionen des hindernisfreien, realen Raums hinaus erschlossen (Mihelj et al.

2014: 209f.). Bei Verwendung fotografisch generierter 360° Sphären ist jedoch nur eine punktuelle Bewegung innerhalb der VE möglich. Diese Unterbrechungen in der physischen Erschließung einer VE können die Immersion einschränken.

Voraussetzung für den Einsatz von VR ist ebenfalls die aufwändige Vorbereitung von Interaktionsmöglichkeiten der Nutzenden mit der VE. Interaktionen können generell über Augen-, Sprach-, Gestensteuerung und/oder handgehaltene Controller durchgeführt werden (Mihelj et al. 2014: 93f., 206). Game Engines bieten die Möglichkeit der VE physikalische Eigenschaften hinzuzufügen. Zudem kann je nach Zielsetzung ein digitales Interface erstellt werden, welches mehr als körperliche Interaktionen ermöglicht. Controller bzw. Gesten der Nutzenden müssen mit Funktionalitäten versehen werden. Durch die Interaktionen und visuelle Darstellung einer VR-Umgebung entsteht schlussendlich für die Nutzenden ein immersives, realitätsnahes und interaktives Erlebnis, die Immersion (Mihelj et al. 2014: 12).

Durch die technische Weiterentwicklung der HMDs entwickeln Nutzende mittlerweile keine Motion Sickness mehr und die Verortung der VR-Nutzenden innerhalb der VE in Relation zum physischen Raum erfolgt nahezu reibungslos. Dadurch werden irritierende Momente reduziert. Allerdings können bei langem Gebrauch weiterhin Kopfschmerzen und ähnliche Symptome auftreten (Ryu und Yoo 2020). Situationen, in denen VR-Nutzende die Technologie vor anderen anwesenden Personen erstmals anwenden sollen, erfordern zudem besondere Berücksichtigung. Vereinzelt können Erfolgsdruck und Ängste zu Inhibitionen (Terrier et al. 2020: 1) bis hin zum gänzlichen Versagen im Einsatz von VR führen. Durch eine verständnisvolle Einweisung der Nutzenden im Umgang mit VR sollte diesem vorgebeugt werden (Jurk 2023: 53).

Ebenfalls sollte das Rollenverständnis der Nutzenden vor dem Einsatz von VR klargestellt werden. Sie können beispielsweise gestalterisch agieren, nur wahrnehmen, beobachten oder die VE spielerisch erkunden. Jede dieser Rollenverständnisse kann eine andere Verhaltensweise fördern. Ein weiterer Einflussfaktor auf das Verhalten der Nutzenden kann die Gestaltung des realen Settings des VR-Einsatzes sein. Dieser Zusammenhang ist bisher jedoch nur unzureichend erforscht, um empirisch belegte Empfehlungen auszusprechen.

Bisheriger Einsatz von VR im Rahmen von qualitativer Forschung

Obgleich die technologischen Merkmale von VR und die sensorischen Diskrepanzen zwischen VE und Realität reflektiert werden müssen, so ermöglicht die Technik dennoch eine sensorische Tiefe zu schaffen, die jener ‚natürlicher‘ Sinneseindrücke sehr nahekommt und dazu beiträgt, dass sie als glaubwürdig erscheinen. Mittels der entsprechenden Techniken, wird das Empfinden befördert, tatsächlich als handelnde Person physisch in der Umgebung präsent zu sein, anstatt sie nur als

außenstehende:r Akteur:in beobachten zu können. Somit wird durch die aktive Teilhabe die (Illusion der) Natürlichkeit und das Gefühl der Präsenz verstärkt – zwischen den VEs und den realweltlichen Kontexten entstehen mannigfaltige Relationen. Folglich bietet VR vielfältige Potenziale für die Nutzung in qualitativen Forschungskontexten, die vereinzelt bereits Eingang in die Forschungspraxis gefunden haben.

So nutzen beispielsweise Mathysen und Glorieux (2021) VR, um Forschungs-partner:innen (VR-Nutzende) mithilfe von 360°-Fotos eine „photorealistic experience“ beim virtuellen Besuch von Bibliotheken zu ermöglichen, womit das Ziel verfolgt wird, räumliche Wahrnehmungen und Nutzungserfahrungen in realitätsnahe Weise zu erheben. Die Forschungspartner:innen können von bestimmten Aufnahmepunkten der Fotos die VE erleben und verbal kommentieren. Die Interviewsituation ist somit durch VR unterstützt. Allerdings ist in Mathysen und Glorieux' (2021) VR-Umgebung eine Interaktion mit der Umgebung nicht möglich und auch die Bewegungsfreiheit ist auf die Aufnahmepunkte der Fotos räumlich be- bzw. ein(ge)schränkt. Insofern ist die virtuelle Präsenz ebenfalls limitiert und das Erlebte kann als künstlich(er) empfunden werden.

Gredig et al. (2023: 1) ermöglichen mittels eines VR-Serious Games das Erleben authentischer Situationen von Forschungspartner:innen. Die sensorische Erfahrung und Interaktion ist gegenüber dem VR-Einsatz von Glorieux und Mathysen deutlich gesteigert. Sie ist dennoch sequenziell und insofern kuratiert, als dass die zu erlebenden Szenen vorprogrammiert sind. Zudem können VR-Erlebnisse als Diskussionsgegenstand für die Datenerhebung genutzt werden, um Ideen und (vergessene) Erinnerungen (Epp und Hinrichsen 2024) des Alltäglichen oder spezifische Alltagssituationen zu evozieren um diese zu erforschen. Beispielsweise wurden Forschungspartner:innen qualitativer Interviews durch Darstellungen in VR veranlasst, sich an ihre Erfahrungen vergleichbarer Situationen detaillierter zu erinnern (Gredig et al. 2023: 128f.). Dieser Ansatz setzt keine absolut realitätsnahe Simulation durch VR voraus. Im Gegenteil bietet dieser Ansatz den Forschenden die Möglichkeit, freie Rahmenbedingungen zu schaffen.

Im Zusammenhang von Forschung gilt es jedoch grundsätzlich kritisch zu beleuchten, dass das erreichbare Niveau der Immersion starke emotionale Reaktionen bei den Forschungspartner:innen auslösen kann. VR wird beispielsweise in therapeutischen Kontexten genutzt, wenn Kriegsveteranen psychologisch begleitet traumatische Situationen virtuell zu deren Bewältigung wiedererleben (Rothbaum et al. 2010: 126). Daher sollten aus ethischer Sicht (re-)traumatisierende Erfahrungen im Rahmen von qualitativer Forschung im Vorhinein ausgeschlossen werden, um die Forschungspartner:innen nicht zu belasten oder sogar zu schädigen.

Neben dem pragmatisch-flexiblen Einsatz der Technologie sowie dem Schaffen realitätsnaher Umgebungen, die explizit für qualitative Forschungskontexte genutzt werden können, bietet VR zudem vielfältige weitere Möglichkeiten im

Kontext von Datenerhebungen. In VR-Umgebungen können nicht nur Beobachtungen und Interviews vollzogen, also im Sinne „natürlicher“ Erhebungsmethoden eingesetzt werden, sondern es bestehen vielfältige weitere Möglichkeiten: insbesondere mit Blick auf Datentriangulationen und Mixed-Methods Kontexte. So können beispielsweise Tracking-Sensoren Bewegungen verschiedener Körperpunkte und die Blickrichtung der Forschungspartner:innen aufzeichnen, welche für ergänzende bzw. zusätzliche Auswertungen herangezogen werden können. Während der Datenerhebung ermöglicht die Technologie zudem die visuelle Abwesenheit der Interviewenden innerhalb einer VE, aber auch eine völlige physische Abwesenheit während eines ortsfernen Einsatzes und Beobachtung dessen bzw. auch der virtuellen Repräsentation der Interviewenden für die Forschungspartner:innen durch einen digitalen Avatar. Nichtsdestotrotz wissen die Akteur:innen um die eigene (virtuelle) Beobachtung durch die Forschenden. Darüber hinaus kann die Manipulierung physikalischer Umgebungsvariablen (Brookes et al. 2020: 455) und eine visuelle Unterkomplexität zur interaktiven Fokussierung der Forschungspartner:innen bewusst für die Forschungsmethodik eingesetzt werden.

Zur Natürlichkeit von VR im Kontext lebensweltlicher Erfahrungen und forschungspraktischer Implementierung

Das Spannungsfeld von Natürlichkeit und Authentizität im Rahmen von VR, wie auch die Relationen zwischen virtuellen und analogen/nicht-virtuellen Umgebungen werden nachfolgend anhand von zwei Beispielen betrachtet. Um vertiefte Einblicke in die erwähnten Aspekte zu erhalten und in den Blick zu bekommen, inwiefern Un-/Natürlichkeit und Nicht-/Authentizität auch jenseits forschungsbezogener Kontexte sich manifestieren, perspektivieren wir zunächst die Dokumentation „Meeting you“ (Kim et al. 2020), die keinen Forschungsbezug aufweist. Im Anschluss daran entfalten wir Reflexionen zum Einsatz von VR in einem forschungsbezogenen Kooperationsprojekt der TU Braunschweig und der Charité Universitätsmedizin. Da auch qualitativer Forschung trotz des Fokussierens auf „natürliche“ Settings (Honer 1994: 87) etwas Künstliches anhaftet, wie beispielsweise in dem monologischen Rederecht (Helfferich 2011: 36), das Forschungspartner:innen zugewiesen wird, zum Vorschein kommt, kann mit den beiden Beispielen in den Blick gerückt werden, ob die zu fokussierenden Aspekte spezifisch für qualitative VR-Forschung sind, sich also von nicht-forschungsbezogenen VR Kontexten unterscheiden oder diese konstitutiv für mit VR hervorgebrachte Welten sind.

Die Dokumentation „Meeting you“

In dem Dokumentarfilm „Meeting you“ (Kim et al. 2020) des südkoreanischen Fernsehsenders Munhwa Broadcasting Corporation, wird veranschaulicht, wie VR verwendet wird, um (emotionale) Begegnungen und Erlebnisse zwischen Lebenden und Verstorbenen zu ermöglichen. Im Fokus der Reportage steht das Zusammentreffen einer Mutter mit ihrer längst verstorbenen Tochter. Mithilfe von VR-Technologie, wird Ersterer ermöglicht, Letztere nach dem tragischen Verlust nochmals wiederzusehen und erneut eine Begegnung mit ihrer Tochter zu erleben. Perspektiviert wird dabei zum einen insbesondere die Produktivität der Technologie, mit der realweltliche „natürliche“ Umgebungen geschaffen und längst Verstorbene in der VE wieder zum Leben erweckt werden können. Zum anderen werden – wenn auch nur am Rande – die damit verbundenen ethischen Fragen und Grenzen sowie die emotionalen und psychologischen Herausforderungen thematisiert, die in den nachfolgenden Überlegungen aufgrund der Fokussierung auf Authentizität und Natürlichkeit jedoch nur marginal berücksichtigt werden.

Anhand visueller Techniken und Grafiken wurden in der Dokumentation „Meeting you“ die Tochter und ein Ort, an dem sie zu Lebzeiten am liebsten spielte, detailliert, authentisch und realitätsgetreu bzw. -nahe nachgebildet. Der speziell virtuell geschaffene Raum ist für die Mutter dabei mit vielfältigen Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse mit ihrer verstorbenen Tochter zu Lebzeiten verbunden. Ein digitaler Avatar der Tochter wurde erstellt bzw. generiert, und mithilfe von KI u. a. ihr alltägliches Verhalten in ihrer Spielumgebung, einschließlich ihrer Gesten, Körperbewegungen und Sprachgewohnheiten – wie Stimme, Wortwahl, Grammatik, Sprachrhythmus und Satzbau – rekonstruiert respektive emuliert. Mithilfe von speziellen Handschuhen erzeugte das Anfassen des virtuellen Avatars der Tochter auf Seiten der Mutter eine sensorische Rückmeldung an den Händen, die jener „natürlicher“ Sinneseindrücke bzw. wie es in real-natürlichen Welten üblich ist, sehr nahekommt. Die Mutter kann die Tochter in der Dokumentation „Meeting you“ zudem umarmen, allerdings können die damit einhergehenden vielfältigen taktilen und haptischen Empfindungen nur unzureichend simuliert werden (u. a. Druck- und Temperaturrezeptoren an den Armen und am Körper), da die Mutter keine entsprechende Weste trägt, die eine sensorische Rückmeldung ermöglicht.

Die Mutter kann sich zudem (frei) in der VE bewegen und eigene Entscheidungen treffen: Beispielsweise kann sie sich im Playspace, also im virtuellen und physischen Raum, autonom bewegen und selbst entscheiden, zu welchem Standpunkt sie sich bewegen möchte und welchen Weg sie dahin einschlägt. Auch die Tochter läuft im digitalen Raum umher. Ferner erhält die Mutter Rückmeldungen, wie in den Mutter-Kind Interaktionen ersichtlich wird. Es findet ein kommunikativer Austausch statt, in dem die Mutter mit ihrer Tochter spricht, während diese ihr antwortet und selbst Rückfragen oder eigene Fragen stellt. Mit der VR-Technologie

werden auch emotionale und psychologische Reaktionen hervorgerufen, wie es die affektive Verfasstheit der Mutter verdeutlicht. Sichtbar wird dies durch die Freude und Trauer, wie auch durch das Weinen der Mutter.

Die Ausführungen verdeutlichen, dass mit der VR-Technologie eine realistische Umgebung geschaffen wird, die den „natürlichen“ Sinneseindrücken stark ähnelt. Zudem wird durch die aktive Teilnahme die (Illusion der) Natürlichkeit und Authentizität sowie das Gefühl der Präsenz verstärkt. So verdeutlichen insbesondere die Mutter-Tochter-Interaktionen und das Weinen der Mutter, dass durch VR das Empfinden befördert werden kann, tatsächlich als handelnde Person physisch in der Umgebung präsent zu sein, anstatt sie nur als außenstehende:r Akteur:in zu beobachten. Diese Hinweise lassen sich dahingehend interpretieren, dass die Mutter der verstorbenen Tochter durch das Eintauchen in die VE die „real-natürliche“ Welt (vorübergehend) ausblendet und die virtuelle als real-natürliche Welt auffasst. Kurz: Die VR-Umgebung wird temporär als ein „natürliches“ realweltliches Setting gedeutet, wie es auch in aktuellen qualitativen Forschungen, die VR einsetzen, von Forschungspartner:innen betont wird (Mathysen und Glorieux 2021: 5). Auch wenn die Mutter die virtuelle Begegnung mit der verstorbenen Tochter temporär als ein „natürliches“ realweltliches Setting deutet bzw. insbesondere ihre Emotionen dieses nahelegen, so entsteht dennoch der Eindruck, dass die VR-Technologie zugleich die ambivalente Erfahrung, aus Schmerz und Trost verstärkt, indem sie das Gefühl von Nähe und Verlust gleichzeitig hervorruft.

Interaktive Reflexionen bezüglich einer Krankenhausplanung

Ungleich dem Einsatz von VR im Projekt „Meeting You“ wurde für eine partizipative Planung eines Krankenhausgroßbauprojekts VR in einer sensorisch und simulativ deutlich weniger realitätsnahen Ausführung genutzt. Die eigens für Bedarfsabfragen in der Bauplanung entwickelte Software ermöglicht es, virtuelle Gegenstände, wie beispielsweise Betten, innerhalb der VE zu verrücken. Wird ein Bett beispielsweise vor einer Tür platziert, so kann der Nebenraum nicht betreten werden, solange das Bett nicht weiter verschoben wird. Alle Objekte können ihrem realen Gewicht entsprechend virtuell langsamer oder schneller verschoben werden, um eine Realitätsnähe zu simulieren. Die VE der Software basiert auf den realitätsnahen 3D Planungsdaten der Krankenhausplaner. Die Objekte wurden geometrisch realistisch dargestellt, die Oberflächendarstellung jedoch in Graustufen abgebildet, um Objekte, Wände und Böden voneinander zu unterscheiden, ohne unterschiedliche Farbwirkungen bei den Forschungspartner:innen hervorzurufen. Eine „unnatürliche“ bzw. artifizielle Handlung stellt dagegen das Löschen und das freie Platzieren virtueller Objekte dar, denn eine Montagetätigkeit entfällt. Zudem werden Kollisionen beim Verschieben virtueller Objekte einerseits durch vibrieren-

de Controller haptisch erfahrbar, aber auch mit roten Sphären visuell angezeigt, sodass ein Bruch mit dem „natürlichen“ Erleben der realen Umwelt entsteht.

Auch wenn die qualitative Wahrnehmung der Atmosphäre einer detaillierten, computergenerierten VE von einer Einschätzung einer „realen“ Umgebung abweicht, stellen realitätsnahe und kontrollierte VEs dennoch ein relevantes, empirisches Werkzeug dar, um Mensch-Umgebungs-Interaktionen zu untersuchen und ihre Nutzbarkeit weiterzuentwickeln (Kuliga et al. 2015: 363). Dies zeigte sich ebenfalls in der Bedarfsplanung im Krankenhausbau. Das Wissen der Forschungspartner:innen wurde durch den Umgang mit der VE gezielter artikuliert, sodass die Bauplanung qualitativ weiterentwickelt werden konnte. Dabei sollten möglichst wenige affektive Reaktionen der Forschungspartner:innen durch die VE hervorgerufen werden. Stattdessen wurden die Forschungspartner:innen (hauptsächlich ärztliches und pflegerisches Personal) zu einer interaktiven Reflexion der eigenen Bedarfe an ihrem zukünftigen, in VR dargestellten und testbaren Arbeitsplatz anhand eines vorstrukturierten Leitfadens interviewt. Teilweise wurden informelle Gespräche zwischen aktiven VR-Forschenden und beobachtenden Forschungspartner:innen geführt und zwischen beobachtenden Forschenden und aktiven VR-Forschungspartner:innen. Sowohl die Forschenden als auch die Forschungspartner:innen erfuhren während des VR-Einsatzes einen fortlaufenden Erkenntnisprozess, der durch die unmittelbare Erlebbarkeit, verbale Beschreibung und Diskussion der reziproken Konsequenzen der Interaktion der Forschungspartner:innen mit der VE entstand (Jurk 2023: 53). Durch VR wird das Alltagswissen der Forschungspartner:innen aktiv handelnd materialisiert (ebd.: 53ff.).

Um den Einfluss der virtuellen Anwesenheit der Forschenden auf das Verhalten der Forschungspartner:innen in der VE zu reduzieren, wurden die Forschenden den Forschungspartner:innen nicht als virtuelle Avatare angezeigt, sondern konnten sich verbal mitteilen. Stattdessen konnten die Forschenden das Field-of-Vision der Forschungspartner:innen am Desktop-Bildschirm streamen oder sich gleichzeitig innerhalb der VE frei mittels Keyboardsteuerung bewegen. Die Möglichkeit der aktiv beeinflussbaren räumlichen Gestaltung und Platzierung von Gegenständen, als auch in der Evaluation hinsichtlich der Praktikabilität der Standortwahl der Objekte für den beruflichen Alltag erlaubte es, Arbeitsprozesse zu verstehen und zu erörtern. Beispielsweise wurde diskutiert, wo und wie ein Strahlenschutz in der zentralen Notaufnahme platziert werden könnte. Außerdem wurde besprochen, inwiefern der Arbeitsalltag die Einhaltung von regulatorischen Vorgaben erlaubt. Die Interaktionen und der folgende beispielhafte Auszug der Gesprächsergebnisse zeigen, dass die Forschungspartner:innen die VE – trotz ihrer Limitationen – als „natürlich“ annahmen und dort realitätsnah agieren sowie ihre (latenten) Sinnstrukturen entfalten konnten. Eine Pflegekraft teilte bei der virtuellen Begehung einer pädiatrischen Intermediate-Care-Unit mit: „Wenn ich das so sehe, diese DVE ist viel zu raumeinnehmend, zu nah am Eingang der Nasszelle. Ich stelle mir

die Eltern des Kindes vor. Das ist denen enorm wichtig. Die werden dort nicht vorbeigehen aus Angst die Geräte und damit das Kind zu gefährden“. Ein Chirurg äußerte Bedenken, dass im Schockraum einer Zentralen Notaufnahme (ZNA) ein Monitor mit Vitaldaten des Patienten in seinem Blickfeld fehlen würde, wenn er diesen nach gängiger Praxis selbst linksseitig stehend betrachten würde. Eine Vertreterin des Arbeitsschutzes diskutierte mit einem Rettungssanitäter den noch zu unzureichenden Strahlenschutz im selben Raumcluster der ZNA, der linksseitig des Arbeitsplatzes zu offen sei. Der Rettungssanitäter widersprach ihr, dass eine zusätzliche Tür den realen, sehr schnellen und dynamischen Arbeitsablauf beim Durchschreiten des Raums stören würde und die Mitarbeitenden diese sowieso nicht nutzen könnten. Diese eindeutige und sehr präzise Artikulation von Bedarfen ist im Vergleich zu einem reinen Gespräch bzw. zur Diskussion von Grundrissen nicht möglich. Die Raumwahrnehmung und beschreibende Verortung von Objekten und Tätigkeiten ist nicht gleichermaßen kommunizierbar wie bei dem Erleben und gleichzeitigen Kommentierung einer VE.

Verwobenheiten und Hybriditäten von Un-/Natürlichkeit und Nicht-/Authentizität sowie von digital-virtuellen und analog nicht-virtuellen Welten

Mit den beiden Beispielen wurde veranschaulicht, dass VR-Umgebungen als „natürlich“ und vertraut wahrgenommen werden. Entsprechend können auch qualitative Interview- und Beobachtungsverfahren, die im Rahmen von VR genutzt werden, wie auch die VE selbst, als „natürliche“ Datenerhebungsinstrumente betrachtet werden, mit denen „natürliche“ Daten generiert werden können. Zugleich wurde jedoch ersichtlich, dass mit VR hervorgebrachten Umgebungen auch etwas „Unnatürliches“ anhaftet und diese ggf. Ambivalenzen befördern könne.

Da Natürlichkeit bzw. Authentizität im Anschluss an die Überlegungen von Helfferich (2011: 115ff.) als ein situatives Konstrukt verstanden werden müssen, kann auch in einer „un-/natürlichen“ VE – ähnlich wie in Interviewsituationen und (teilnehmenden) Beobachtungen in nicht-virtuellen Umgebungen – situative Authentizität bzw. Natürlichkeit hergestellt werden. Als Hinweise diesbezüglich können die Emotionalität der Mutter in der Dokumentation „Meeting you“ sowie das Platzieren von Gegenständen für den praktikablen Vollzug von beruflichen Alltagsroutinen erachtet werden. VR ermöglicht es dementsprechend, Einsichten in das Denken, Handeln und in soziale Interaktionen von Menschen zu erhalten.

Darüber hinaus sind digitale Technologien mittlerweile tief in unseren Alltag integriert und kaum mehr wegzudenken. Ob beim Einkaufen, Pflegen von sozialen Kontakten, in der medizinischen Versorgung, beim Reisen, Nutzen von Unterhaltungsangeboten, Arbeiten oder Kochen – es gibt kaum einen Lebensbereich, der nicht von digitalen Technologien und Datenverarbeitungsprozessen beeinflusst

wird (Klausner und Eckert 2023: 2f.). Daher wird es auch als wenig hilfreich erachtet, eine a priori gesetzte Trennung von dezidiert digitalen und analogen Bereichen vorzunehmen (Barendregt 2021; Boellstorff 2012), wie auch in den Diskussionen um postdigitale Gesellschaften zum Ausdruck kommt (Berry und Dieter 2015; Cramer 2015; Pepperell und Punt 2000). Digitales ist ubiquitär, allgegenwärtig und „normal“, sodass beispielsweise auch keine „difficulties in the transition from VR to the real world“ (Gredig et al. 2023: 131) im Rahmen qualitativer VR-Forschung beobachtet werden konnten. Entsprechende Technologien rücken oftmals erst gar nicht mehr ins Bewusstsein bzw. sind als solche kaum noch identifizierbar (Klausner und Eckert 2023: 7). Allerdings ist diesbezüglich kritisch einzuwenden, inwiefern dies auf VR zutrifft, da beispielsweise Apps unauffälliger sind als die technischen Geräte zum Erzeugen VE. Sie sind somit scheinbar unsichtbar (beispielsweise Internet of Things).

Digitalität muss als eine „Vielzahl an Ausdrucksformen, Techniken und Technologien, die in konstanten Übergängen mit dem Analogen verwoben“ (Klausner und Eckert 2023: 5) sind und koexistieren, verstanden werden. Die Grenzen zwischen digitalem und physischem Raum, wie auch zwischen digitalen und analogen Praktiken verschwimmen zunehmend, da sie vielfältig miteinander verwoben sind (Cramer 2015). Dass sich physische und virtuelle Prozesse überlagern (Hayles 2010) und das Virtuelle nicht als ein Gegensatz oder Ergänzung zum nicht-virtuellen aufgefasst werden darf, sondern im Anschluss an die Überlegungen von Deleuzes (2017) als ein konstitutiver Bestandteil der Wirklichkeit selbst, kommt auch im Rahmen von VR zum Vorschein: Es wird sich zeitgleich durch eine virtuelle-digitale und analoge nicht-virtuelle Umgebung bewegt bzw. diese durchschritten. Entsprechend ist das Verhältnis nicht-virtueller bzw. „realer“ und virtueller Welten kein rigides Entweder-Oder, sondern es bewegt sich auf einem entsprechenden Kontinuum (Milgram und Kushino 1994), so dass beispielsweise das Bewegen im virtuellen und nicht-virtuellen Raum nicht als ein Gegensatz, sondern in ihrer wechselseitigen Überlappung, als hybrid, in den Blick genommen werden muss. Mit Blick auf virtuelle und nicht-virtuelle Körper wird ähnliches festgehalten: Es wird argumentiert, dass der virtuelle Körper nicht weniger real ist als das vermeintlich bloß Analoge und nicht weniger materiell verortbar. Vielmehr lässt der digitale Körper im Rahmen eines „being-inworld“, geprägt durch den Umgang mit computergestützter Technik, einen Körper entstehen, der sich der Reduktion auf ein Gegenüber von digitalem und analogem Körper entzieht und sich ständig rekonfiguriert: Kurz: Digitales und Analoges ist nicht trennscharf voneinander zu unterscheiden (Breil 2024).

VR findet nicht nur im Rahmen von Trainings und Ausbildungen eine intensive Anwendung (beispielsweise Medizin, Luftfahrt), um realistische, aber sichere Übungsmöglichkeiten zu schaffen (Fussell und Truong 2020; Jiang et al. 2022), sondern ebenso im Unterhaltungsbereich, etwa in Computerspielen (Ansari et al. 2022).

Zudem ist das Aufhalten in virtuellen Welten, die u. a. mit VR hervorgebracht werden, konstitutiv für post-digitale Gesellschaften (Fuchs 2022; Harriger et al. 2023). Dies zeigen auch bisherige qualitative Forschungen, in denen VEs eingesetzt wurden: Nur wenige Forschungspartner:innen „seemed particularly impressed when experiencing VR-technology for the first time“ (Mathysen und Glorieux 2021: 6). Im Gegenteil: Ein Großteil bewegt sich sofort und unreflektiert in den VEs (beispielsweise ebd.: 5).

Charakteristisch für die mit VR hervorgebrachten simulierten Umgebungen ist nicht nur die Hybridität und Verschränkung von Virtuell-Digitalem und Analogem, sondern ebenso der Aspekt der Immersivität. Entsprechende Technologien erzeugen eine intensive, einschließende, umfassende und authentische (Illusion der) Realität auf verschiedenen Ebenen (siehe Abschnitt 2).

Das Weiterentwickeln der VR Technologien ermöglicht zwar, dass sich immer näher an „natürliche“ Umgebungen angenähert werden kann. Allerdings ohne diese in Gänze zu repräsentieren, sondern es kann sich nur so weit wie möglich an diese angelehnt werden, wie mit den Beispielen veranschaulicht wurde. Obwohl mit VR hervorgebrachte Umgebungen keineswegs mit „natürlichen“ gleichgesetzt werden dürfen, da sie auch durch eine Künstlichkeit bzw. „Unnatürlichkeit“ zu charakterisieren sind, so kann Natürlichkeit bzw. Authentizität im Rahmen qualitativer VR-Forschung dennoch hergestellt werden. Zum einen, da diese als ein situatives Konstrukt verstanden werden müssen und zum anderen, da in einer post-digitalen Gesellschaft eine a priori Trennung von analogen und virtuellen Welten nicht aufrechterhalten werden kann, da beide vielfältig miteinander verwoben sind und durch eine gewisse Hybridität zu charakterisieren sind. Zum Vorschein kommt dies beispielsweise in den emotionalen Interaktionen der Mutter mit ihrer (verstorbenen) Tochter, forschungsethischen Reflexionen, da sowohl durch den Einsatz von VR als auch durch ein Interview ohne VR zum Tod des Kindes Retraumatisierungen hergerufen werden können, dem zeitgleichen Durchschreiten des digitalen und analogen Raumes oder auch in dem routiniert-alltäglichen Zurechtfinden, etwa in den Bewegungsabläufen und (räumlichen) Interaktionen, innerhalb des virtuellen Krankenzimmers.

Conclusio

VR bietet vielfältige Möglichkeiten und Potenziale für qualitative Forschungen. Es können realitätsnahe Umgebungen geschaffen werden, die andernfalls nur schwer erschließbar und/oder unter hohem monetärem und zeitlichem Aufwand zugänglich wären. Zugleich ist aber auch das Programmieren von VR und das Bauen VE bisher noch recht zeit- und kostenaufwändig, sodass beispielsweise über die Nachnutzung von VE nachgedacht werden sollte. Zudem gilt es Überlegungen

anzustellen, wie KI unterstützende zum Generieren virtueller Welten oder zum Anpassen bestehender Welten an Untersuchungsszenarien genutzt werden kann. Ferner eröffnet VR auch Möglichkeiten, unterschiedliche methodische Erhebungsverfahren zu nutzen. Mit diesen können u.a. Daten aus virtuellen und analogen Räumen (in ihrer Verflechtung miteinander) generiert sowie aufeinander bezogen (beispielsweise Videografien des Durchschreitens des virtuellen und analogen Raumes), aber auch Handeln und Sprechen in ihrem interaktiven Vollzug erfasst werden.

Künstlichkeit, die sich durch die Limitationen der räumlichen Erschließung, die Interaktionsmöglichkeiten und das sensorische Erleben einer VE ergeben, kann zudem explizit zu Forschungszwecken eingesetzt werden. Eine Fokussierung von Forschungspartner:innen im Rahmen qualitativer Forschung auf definierte Kontexte, Handlungen und Situationen wird durch die bewusste Produktion einer VE und ihren Interaktionsformen ermöglicht.

Die angestellten methodologischen Reflexionen verdeutlichen zudem, dass zwischen VE und analogen Umgebungen vielfältige Relationen bestehen und diese einen hybriden Charakter aufweisen. Nichtsdestoweniger dürfen Erstere jedoch nicht als ein äquivalentes Abbild Letzterer verstanden werden. Mit VR hervorgebrachte Umgebungen wird sich analogen Umgebungen zwar realitätsnah angenähert, jedoch können diese nicht miteinander gleichgesetzt werden, da auch Unterschiede zwischen beiden bestehen. So können sensorische Signale nur unter sehr hohem Aufwand produziert werden.

Zugleich dürfen virtuelle und analoge Umgebungen jedoch nicht in einem Dualismus zueinander gedacht werden, sondern vielmehr in ein relationales hybrides Verhältnis: „the virtual is not another plane of reality that exists above or beyond this reality; rather, the virtual both *composes* reality and, in itself, contains *all possible* realities“ (Young et al. 2013: 330, Herv. i.O.). Virtuelle Handlungsräume sind also nicht mehr trennscharf von nicht-virtuellen abzugrenzen, sodass „[d]ie Verknüpfungen von Lebenswelt und virtueller Umgebung sowie die Abhängigkeit letzterer von der leiblichen Situierung ihrer Nutzer:innen (...) den Schluss nahe [legt], das Virtuelle nicht als Fiktion oder Illusion, sondern als ontologisch gleichrangige Erweiterung unserer Lebenswelt zu deuten“ (Breil 2024: 63). Oder um es mit Deleuze (2007: 264, Herv. i. O.) auszudrücken: „Das Virtuelle steht nicht dem Realen, sondern bloß dem Aktuellen gegenüber. *Das Virtuelle besitzt volle Realität, als Virtuelles*“.

Deutlich wird dies sowohl in der Dokumentation „Meeting you“, als auch im Krankenhausgroßbauprojekt, da Menschen sich in beiden Fällen simultan zwischen Natürlichkeit und Künstlichkeit bewegen. Wie im Anschluss an Überlegungen zur postdigitalen Gesellschaft veranschaulicht, ist Digitales und somit auch mit VR hervorgebrachte VE, deren Grundlage digitale Infrastrukturen sind, und Analoges vielfältig miteinander verwoben. Zum Ausdruck kommt dies ebenso in der Begrifflichkeit Mixed-Reality-Technologien, zu denen VR gefasst wird (Chen und

Fragomeni 2024). Entsprechend können mit VR hervorgebrachte VEs als „natürliche“ verstanden werden, da Natürlichkeit in der qualitativen Forschung stets ein situatives Konstrukt ist (Helfferich 2011: 115ff.). Folglich lässt sich auch in virtuellen Kontexten Authentizität herstellen, etwa durch die Mensch-Technologie-Interaktion in Interviews: So werden beispielsweise Menschen im Krankenhaus-großbauprojekt durch die VE angeregt aus ihrem beruflichen Alltag zu erzählen und zu begründen, warum bestimmte Apparaturen und/oder Gegenstände an einem spezifischen Ort platziert werden sollten.

Vor dem Hintergrund der ausgeführten Überlegungen zur Verwobenheit von digitalen/virtuellen und analogen Umgebungen muss mit Blick auf das im Beitrag verwendete Vokabular jedoch kritisch resümiert werden, dass Begriffe wie digital, virtuell, analog, realweltlich usw. eine dualistische Vorstellung transportieren – auch wenn diese so nicht gedacht wird. Die Begrifflichkeiten müssen somit als Hilfskonstruktionen verstanden werden, um bestimmte Aspekte in den Fokus zu rücken. Zukünftig gilt es somit zu perspektivieren, inwiefern terminologische Präzisierungen notwendig und möglich sind, um dem genannten Sachverhalt entgegenzuwirken. Inwiefern der gegenwärtig kursierende (Marketing-)Begriff der Phygitalität (Neuburger et al. 2018), eine Kombination aus physisch und digital, dies entsprechend einlösen kann, gilt es zukünftig zu fokussieren.

Literatur

- Ansari, S. Z. Ahmed, Vinod K. Shukla, Komal Saxena, und Bethoven Filomeno. 2022. „Implementing Virtual Reality in Entertainment Industry.“ In *Cyber Intelligence and Information Retrieval*, herausgegeben von Paramartha Dutta, Soumi Dutta, Debabrata Samanta, und João M. R. S. Tavares. Springer. https://doi.org/10.1007/978-981-16-4284-5_49.
- Bailott, Anne, und Anna Busch. 2017. „Vernetzung – Erzählung – Kollation. Digitale Methoden in der Biographieforschung.“ *BIOS: Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 30(1-2): 22–29.
- Banerjee, Neil T., Alex J. Baughman, Shu-Yu. Lin, Zoe A. Witte, David M. Klaus, und Allison P. Anderson. 2022. „Side-by-Side Comparison of Human Perception and Performance Using Augmented, Hybrid, and Virtual Reality.“ *IEEE Transactions on Visualization and Computer Graphics* 28 (1): 4787–4796. <https://doi.org/10.1109/TVCG.2021.3105606>.
- Barendregt, Bart. 2021. „Digital Ethnography, or ‚Deep Hanging Out‘ in the Age of Big Data.“ In *Audiovisual and Digital Ethnography: A Practical and Theoretical Guide*, herausgegeben von Christina Grasseni, Bart Barendregt, Erik de Maaker, Federico de Musso, Andrew Littlejohn, Marianne Maeckelbergh, Metje Postma, und Mark R. Westmoreland. Routledge.

- Berry, David M., und Michael Dieter. 2015. „*Postdigital Aesthetics: Art, Computation and Design*“. Palgrave Macmillan.
- Boellstorff, Tom. 2012. „Rethinking Digital Anthropology.“ In *Digital Anthropology*, herausgegeben von Heather A. Horst und Daniel Miller. Routledge.
- Bolkas, Dimitrois, Jeffrey Chiampi, John Chapman, und Vincent. F. Pavill. 2020. „Creating a Virtual Reality Environment with a Fusion of sUAS and TLS Point-Clouds.“ *International Journal of Image and Data Fusion* 11 (2): 136–161. <https://doi.org/10.1080/19479832.2020.1716861>.
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff, und Boris Nieswand. 2015. „*Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*“. UTB.
- Breil, Patrizia. 2024. „Digitale Körper. Computergestützte Zugänge zum verkörperten Selbst.“ In *Digitale Lebenswelt. Philosophische Perspektiven*, herausgegeben von Maria Schwartz, Meike Neuhaus, und Samuel Ulbricht: 59–71. J. B. Metzler.
- Brookes, Jack, Matthew Warburton, Mshari Alghadier, Mark Mon-Williams, und Faisal Mushtaq. 2020. „Studying Human Behavior with Virtual Reality: The Unity Experiment Framework.“ *Behavior Research Methods* 52 (2): 455–463. <https://doi.org/10.3758/s13428-019-01242-0>.
- Chen, Jessie Y. C. und Fragomeni, Gino. Hg. 2024. „Virtual, Augmented and Mixed Reality.“ *16th International Conference, VAMR 2024, Held as Part of the 26th HCI International Conference, HCII 2024, Washington, DC, USA, June 29 – July 4, 2024, Proceedings, Part II*. Springer Nature.
- Cramer, Florian. 2015. „What Is ‚Post-Digital?‘“ In *Postdigital Aesthetics: Art, Computation and Design*, herausgegeben von David M. Berry und Michael Dieter. Palgrave Macmillan.
- Denzin, Norman K. 1970. „*The Research Act: A Theoretical Introduction to Sociological Methods*.“ Aldine.
- Deleuze, Gilles. 2007. „*Differenz und Wiederholung*.“ Wilhelm Fink.
- Deleuze, Gilles. 2017. „*Unterhandlungen 1972–1990*.“ Suhrkamp.
- Eccles, David W., und Güler Arsal. 2017. „The Think Aloud Method: What Is It and How Do I Use It?“ *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health* 9 (4): 514–531. <https://doi.org/10.1080/2159676X.2017.1331501>.
- Epp, André. 2022. „Algorithmisierte Konstruktionen zweiten Grades – QDA-Software, ein analytisches Risiko?“ In *Aufbrüche, Umbrüche, Abbrüche. Wegmarken qualitativer Bildungs- und Biographieforschung*, herausgegeben von Thorsten Fuchs, Christine Demmer, und Christine Wiezorek. Budrich.
- Epp, André. 2024. „Digitization of Qualitative Research – Biographical Narrative Interviews with Teachers in Digital Space.“ In *Biographical Perspectives on Lives Lived During Covid-19: Global Narratives and International Methodological Innovations*, herausgegeben von Lisa Moran und Zeta Dooly. Frontiers in Social Research. Springer VS.

- Epp, André, und Merle Hinrichsen. 2024. „Interdisziplinäre Perspektiven auf Vergessen – Impulse für eine erziehungswissenschaftliche Biografieforschung?“ *Zeitschrift für Pädagogik*, 70 (5): 708–724.
- Fielding, Nigel G., und Jane L. Fielding. 1986. „*Linking Data*.“ SAGE.
- Fuchs, Thorsten. 2022. „Von Tagebüchern über narrative Interviews hin zu ‚Netz-Biographien‘: Die Erschließung lebensgeschichtlicher Quellen für bildungstheoretische Erkenntnis im Aufbruch?“ In *Aufbrüche, Umbrüche, Abbrüche: Wegmarken qualitativer Bildungs- und Biografieforschung*, herausgegeben von Christine Demmer, Thorsten Fuchs, und Christine Wiezorek. Budrich.
- Fussell, Stephanie G., und Dothang Truong. 2020. „Preliminary Results of a Study Investigating Aviation Student's Intentions to Use Virtual Reality for Flight Training.“ *International Journal of Aviation, Aeronautics, and Aerospace* 7(3) <https://doi.org/10.15394/ijaaa.2020.1504>.
- Garfinkel, Harold. 1967. „*Studies in Ethnomethodology*“. Prentice-Hall.
- Garfinkel, Harold. 1972. „Remarks on Ethnomethodology.“ In *Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication*, herausgegeben von John Gumperz und Dell Hymes. Holt, Rinehart and Winston.
- Girtler, Roland. 1984. „*Methoden der qualitativen Sozialforschung: Anleitung zur Feldarbeit*“. Böhlau.
- Glaser, Barney G., und Anselm Strauss. 1967. „*The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*“. Aldine.
- Goffman, Ervin. 1971. „*Relations in Public: Microstudies of the Public Order*“. Basic Books.
- Gredig, Daniel., Daniele Bigoni, Jasmina Bogdanovic, Patrick Weber, und Safak Korkut. 2023. „Digitalising Qualitative Social Research? On the Potential of Digital Features to Enhance Data Collection in Qualitative Research: The Example of a Virtual Reality Serious Game in a Qualitative Research Project.“ *European Social Work Research* 1 (1): 118–139. <https://doi.org/10.1332/GIJN1218>.
- Harriger, Jennifer A., J. Kevin Thompson, und Marika Tiggemann. 2023. „TikTok, TikTok, the Time Is Now: Future Directions in Social Media and Body Image.“ *Body Image* 44: 222–226. <https://doi.org/10.1016/j.bodyim.2023.01.005>.
- Hayles, N. Katherine 2010. „Cybernetics.“ In *Critical Terms for Media Studies*, herausgegeben von William J. T. Mitchell und Mark B. N. Hansen. University of Chicago Press.
- Helfferrich, Cornelia. 2011. „*Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*“. VS Verlag.
- Hill, Richard J., und Kathleen S. Crittenden, Hg. 1968. „*Proceedings of the Purdue Symposium on Ethnomethodology*“. Purdue Research Foundation.
- Hoffmann-Riem, Christa. 1980. „Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie: Der Datengewinn.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 32 (2): 339–372.

- Jiang, Haowen, Sunitha Vimalasvaran, Jeremy K. Wang, Kee. B. Lim, Sreenivasulu. R. Mogali, und Lorainne T. Car. 2022. „Virtual Reality in Medical Students' Education: Scoping Review.“ *JMIR Medical Education* 8 (1): e34860. <https://doi.org/10.2196/34860>.
- Jurk, Lukas A. 2023. „Documenting End-User Needs in an Interactive Virtual Reality Prototyping Environment for a VR-PD Approach in Architecture.“ *Proceedings of the International Conference 2023 of the Design Research Society Special Interest Group on Experiential Knowledge (EKSIG)*: 49–65. Politecnico di Milano.
- Keil, Julian, Dennis Edler, Thomas Schmitt, und Frank Dickmann. 2021. „Creating Immersive Virtual Environments Based on Open Geospatial Data and Game Engines.“ *KN - Journal of Cartography and Geographic Information* 71 (1): 53–65. <https://doi.org/10.1007/s42489-020-00069-6>.
- Kim, Jin-man, Jong-woo Kim, und Yoon-mi Cho, Regie. 2020. [Special VR Human Documentary] „Meeting You“. MBC Global Media. Dokumentation, 60 Minuten. https://content.mbc.co.kr/program/documentary/3479845_64342.html.
- Klausner, Martina, und Dennis Eckert. 2023. „Digitalität und Ethnografie: Eine Einführung in Forschungsmethoden für mehr-als-digitale Felder.“ *Kulturanthropologie Notizen* 85: 2–19. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85>.
- Kostakos, Panos., Paula Alavesa, Jonas Oppenlaender, und Simo Hosio. 2019. „VR Ethnography: A Pilot Study on the Use of Virtual Reality ‚Go-Along‘ Interviews in Google Street View.“ *Proceedings of the 18th International Conference on Mobile and Ubiquitous Multimedia (MUM '19)* 53: 1–5. <https://doi.org/10.1145/3365610.3368422>.
- Krikevold, Marit., und Ådel Bergland. 2007. „The Quality of Qualitative Data: Issues to Consider When Interviewing Participants Who Have Difficulties Providing Detailed Accounts of Their Experiences.“ *International Journal of Qualitative Studies on Health and Well-being* 2 (2): 68–75. <https://doi.org/10.1080/17482620701259273>.
- Kuliga, Saskia F., T. Thrash, Ruth Dalton, und Christoph Hölscher. 2015. „Virtual Reality as an Empirical Research Tool: Exploring User Experience in a Real Building and a Corresponding Virtual Model.“ *Computers, Environment and Urban Systems* 54: 363–375. <https://doi.org/10.1016/j.compenvurbsys.2015.09.006>.
- Leh, Almut, und Eva Ochs. 2017. „Digital Humanities und biographische Forschung: Positionsbestimmungen und Analysen. Einleitung zum Schwerpunkt.“ *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 30 (1+2): 3–6.
- Mannheim, Karl. 1964. „Wissenssoziologie“. Luchterhand.
- Marotzki, Winfried. 1999. „Forschungsmethoden und -methodologie der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung.“ In *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, herausgegeben von Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki. Leske + Budrich.

- Mathysen, Dennis, und Ignace Glorieux. 2021. „Integrating Virtual Reality in Qualitative Research Methods: Making a Case for the VR-Assisted Interview.“ *Methodological Innovations* 14 (2). <https://doi.org/10.1177/20597991211030778>.
- McIlvenny, Paul. 2020. „The Future of ‚Video‘ in Video-Based Qualitative Research Is Not ‚Dumb‘ Flat Pixels! Exploring Volumetric Performance Capture and Immersive Performative Replay.“ *Qualitative Research* 20 (6): 800–818. <https://doi.org/10.1177/1468794120905460>.
- Mihelj, Matjaž., Domen Novak, und Samo Begus. 2014. „Introduction to Virtual Reality.“ In *Virtual Reality Technology and Applications*, herausgegeben von Matjaž Mihelj, Domen Novak, und Samo Begus: 1–16. Intelligent Systems, Control and Automation: Science and Engineering. Dordrecht: Springer. https://doi.org/10.1007/978-94-007-6910-6_1.
- Milgram, Paul, und Fumio Kishino. 1994. „Taxonomy of Mixed-Reality-Visual-Displays.“ *IEICE Transactions on Information and Systems E77-D*, Nr. 12: 1321–1329.
- Morgan, David L. 2023. „Exploring the Use of Artificial Intelligence for Qualitative Data Analysis: The Case of ChatGPT.“ *International Journal of Qualitative Methods* 22. <https://doi.org/10.1177/16094069231211248>.
- Neuburger, Larissa, Julia Beck, und Roman Egger. 2018. „Chapter 9 the ‚Phygital‘ Tourist Experience: The Use of Augmented and Virtual Reality in Destination Marketing.“ *Emerald Publishing Limited eBooks*: 183–202. <https://doi.org/10.1108/978-1-78756-291-220181009>.
- Parker, Jessica. L., Veronica. M. Richard, und Kimberly Becker. 2023. „Guidelines for the Integration of Large Language Models in Developing and Refining Interview Protocols.“ *The Qualitative Report* 28 (12): 3460–3474. <https://doi.org/10.46743/2160-3715/2023.6801>.
- Peat, Alastair. 2023. „Exploring VR CAVE vs. HMD Technology: A Comparative Analysis.“ *AP3D (blog)*. 1. Juli 2023. <https://www.ap3d.co.uk/blog/cave-vs-hmd-analysis>.
- Pepperell, R., und M. Punt. 2000. „*The Postdigital Membrane: Imagination, Technology and Desire*“. Intellect Books.
- Przyborski, Aglaya, und Monika Wohlrab-Sahr. 2021. „*Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*“. De Gruyter.
- Rosenthal, Gabriele. 2018. „*Interpretive Social Research: An Introduction*“. Universitätsverlag Göttingen.
- Rothbaum, Barbara. O., Albert S. Rizzo, und JoAnn Difede. 2010. „Virtual Reality Exposure Therapy for Combat-Related Posttraumatic Stress Disorder.“ *Annals of the New York Academy of Sciences* 1208 (1): 126–132. <https://doi.org/10.1111/j.1749-6632.2010.05691.x>.
- Ryu, Gae A., und Kwan-Hee Yoo. 2020. „Key Factors for Reducing Motion Sickness in 360° Virtual Reality Scene: Extended Abstract.“ *Proceedings of the 25th International*

- Conference on 3D Web Technology (Web3D '20)*: 1–2. ACM. <https://doi.org/10.1145/3424616.3424723>.
- Sacks, Harvey. 1995. „*Lectures on Conversation*“. Blackwell.
- Sacks, Harvey., Emanuel A. Schegloff, und Gail S. Jefferson. 1974. „A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation.“ *Language* 50 (4): 696–735.
- Schäffer, Burkhard 2022. „Das Medium ist die Methode‘. Zur Technikgeschichte qualitativer Methoden.“ In *Aufbrüche, Umbrüche, Abbrüche. Wegmarken qualitativer Bildungs- und Biographieforschung*, herausgegeben von Thorsten Fuchs, Christine Demmer, und Christine Wiezorek. Budrich.
- Schäffer, Burkhard, und Fabio R. Lieder. 2022. „Distributed Interpretation – Teaching Reconstructive Methods in the Social Sciences Supported by Artificial Intelligence.“ *Journal of Research on Technology in Education* 55 (1): 111–124. <https://doi.org/10.1080/15391523.2022.2148786>.
- Schatzman, Leonard, und Anselm L. Strauss. 1973. „*Field Research: Strategies for a Natural Sociology*“. Prentice-Hall.
- Schröer, Norbert. 1994. „*Interpretative Sozialforschung*.“ Westdeutscher Verlag.
- Spradley, James P. 1979. „*The Ethnographic Interview*.“ Holt, Rinehart and Winston.
- Strübing, Jörg. 2018. „*Qualitative Sozialforschung: Eine komprimierte Einführung*.“ De Gruyter.
- Terrier, Romain, Nicolas Martin, Jeremy Lacoche, Valerie Gouranton, und Bruno Arnaldi. 2020. „Do Distant or Colocated Audiences Affect User Activity in VR?“ In *Transactions on Computational Science XXXVII: Special Issue on Computer Graphics*, herausgegeben von Marina L. Gavrilova, C. J. Kenneth Tan, Jian Chang, und Nadia M. Thalmann. Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-662-61983-4_1.
- Young, Eugene B., Gary Genesko, und Janell Watson. 2013. „*The Deleuze and Guattari Dictionary*.“ Bloomsbury.

Digitale Partizipation im musealen Bereich ethnografieren

Zum Zusammenspiel von Kuration, Stakeholder:innen
und digitalen Anwendungen in der Erhebung

Nicolas Dittgen

Einleitung

In der neuen ICOM-Definition aus dem Jahr 2022 werden die Arbeitsweisen von Museen beschrieben: „They operate and communicate ethically, professionally and with the participation of communities, offering varied experiences for education, enjoyment, reflection and knowledge sharing.“ (ICOM 2022). Aus dem daraus resultierenden Veränderungsdruck ergibt sich für viele Museen die Frage, wie es ihnen gelingen kann, eine breite Öffentlichkeit anzusprechen sowie ihre Inhalte partizipativ in Communities zu vermitteln? Digitale Anwendungen werden dabei von Museen als state of the art angesehen, um diesen Zielen näherzukommen. Mit meiner Dissertation beantworte ich die übergreifende Frage, wie Museen die Themen Partizipation, Digitalisierung und Digitalität in verschiedenen Formaten zusammendenken, um eine Interaktion im Digitalen zu ermöglichen, zu fördern und einen Mehrwert für alle Beteiligten zu schaffen. In meiner ethnografischen Forschung treten methodologische Herausforderungen auf, die sich aus der Integration und Interpretation unterschiedlicher Datenquellen, Praktiken und Technologien in einem analog-digital verschränkten Forschungsfeld ergeben. In diesem Beitrag gehe ich daher den folgenden Fragen nach: Wie lässt sich das Zusammenspiel von Partizipation und Digitalität im Museum ethnografieren? Vor welchen methodologischen Herausforderungen stehen wir dabei und wie verändern sich die „klassischen“ Methoden der Empirischen Kulturwissenschaft/ Europäischen Ethnologie (EKW/EE)?

Das Forschungsfeld meines Promotionsprojekts sehe ich in der Schnittmenge von Museum, Digitalität und Partizipation, in der ich einen Fokus auf digital-partizipative Anwendungen im Museum lege. Alle drei Bereiche, Museum, Partizipation und Digitalität, sind für sich jeweils eingehend erforscht, ihre Schnittmenge jedoch bisher wenig beachtet. In diesem Beitrag wird der Begriff der Digitalität in Anleh-

nung an den Medienwissenschaftler Felix Stalder genutzt. In seinem Buch *Kultur der Digitalität* beschreibt er die Eigenschaften Referentialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität als charakteristisch für eine Kultur der Digitalität (Stalder 2016). Die Verwendung des Begriffs Digitalität geht dabei in Bezug auf Digital von einer umfassenderen Präsenz aus, als dies beim Begriff Digitalisierung der Fall ist. Um die verschiedenen Formen der digitalen Partizipation und Aspekte der Digitalität in Museen zu ethnografieren, habe ich für mein Dissertationsprojekt drei Case Studies ausgewählt, die in ihren jeweiligen Projekten danach streben, solche Anwendungen und Angebote zu etablieren. Ich erforsche (1.) zwei digitale Anwendungen am Deutschen Schifffahrtsmuseum, (2.) eine App, die im Rahmen des Projekts „Challenging Populist Truth-Making in Europe: The Role of Museums in a Digital ‚Post-Truth‘ European Society“ (CHAPTER o. J.), kurz CHAPTER, entwickelt wird und eine zusätzliche Vermittlungsebene in eine Ausstellung einbringt, und (3.) das Projekt Open History Frankfurt des Historischen Museum Frankfurts (HMF), das sich mit dem digitalen Zugang zu Wissens- und Lernangeboten beschäftigt (Historisches Museum Frankfurt o. J.). Diese drei Case Studies, die den Hauptteil meiner Forschungsdaten ausmachen, werden durch zusätzliche Expert:inneninterviews mit Stakeholder:innen aus der erweiterten Museumswelt und Kulturpolitik ergänzt.

Ziel dieses Beitrags ist zu zeigen, wie die klassischen ethnografischen Methoden für den digitalen Museumsraum neu gedacht werden können. Nach einem kurzen Überblick über das Forschungsfeld Museen und digitale Anwendungen führe ich an drei konkreten Anwendungsfällen aus meinen Case Studies aus, wie der hier vorgestellte Ansatz ethnografische Methoden erweitert und in einem für die digitale Museumsethnografie passenden Methodenmix kombiniert.

Die Bedeutung von Partizipation und Digitalität im Museum

Die Relevanz von Partizipation in der Museumsarbeit wurde bereits in den 1960er Jahren diskutiert und nahm nicht zuletzt durch die New Museology der 1980er Jahre nochmals an Aktualität zu. Mit der New Museology oder im westdeutschen Raum geprägt unter dem Motto „Kultur für alle!“ des Frankfurter Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann (Hoffmann und Kramer 2013), fand eine breite Öffnung von Kulturinstitution statt (Bennett 1995; Macdonald 2011). Heute ist der Aspekt der Partizipation eines der Hauptnarrative in Museumskonzepten und wird auch in Bezug auf Repräsentation und Machtstrukturen kritisch diskutiert (Boersma 2022; Büchel 2022). Selbstverständnis und Außendarstellung der Museen haben sich dabei verändert, weg von einer geschlossenen Institution hin zu einem Ort für öffentlichen, gesellschaftlichen Austausch. Partizipation im Museum wurde im deutschsprachigen Raum ausführlich erforscht: Als wegweisend können hier die Publikationen

von Susanne Gesser (2012) und Anja Piontek (2017) gelten, die exemplarisch zeigen, wie ein verstärkter Fokus auf Teilhabe diverser Bevölkerungsgruppen gelegt wurde. Im internationalen Diskurs wurde das Thema Partizipation in den letzten Jahren beispielsweise durch die Arbeiten der US-Amerikanerin Nina Simon (Simon 2010) weiter befeuert. Ihr Band *The Participatory Museum*, das Besucher:innen- und Community-orientierte Zugänge zu Kunstmuseen aufzeigt, gewann große Popularität im Museumsdiskurs. Im Museumskontext kursieren unterschiedliche Interpretationen und Auffassungen darüber, was sich hinter Partizipation oder partizipativen Formaten verbirgt. Je nach Institution sogar zwischen Akteur:innen, wie Museumsmitarbeiter:innen, Projektpartner:innen und Besucher:innen, innerhalb einer Institution. Um die Formen der Partizipation im Museum zu definieren wird sich häufig auf verschiedene Stufenmodelle bezogen. So unterteilt Nina Simon (ebd.) in vier Stufen mit einem ansteigendem Beteiligungsgrad: „Contribution, Collaboration, Co-Creation, Hosting“. Contribution, also Beitragen, kann eine Feedbackwand am Ende der Ausstellung sein, oder die Möglichkeit auf einen Aufruf zu einem vorher festgelegten Thema mit einem eigenen Inhalt zu reagieren. In der Zusammenarbeit (Collaboration) können Inhalte gemeinsam und auf Augenhöhe mit den Mitarbeitenden des Museums erarbeitet werden. Die nächste Stufe, das Mitbegründen (Co-Creation), bedeutet, dass Museen offen für Input von außen sind. Die Idee und die Initiative für ein Projekt kann auch von Besucher:innen und ihren individuellen Interessen ausgehen. Den höchsten Beteiligungsgrad stellt die Moderation (Hosting) dar. Hier ist die Idee, dass die Räume, das Prestige und die Möglichkeiten, über die die Institution Museum verfügt zur freien Nutzung für alle angeboten werden können.

Neben dem Aspekt der Partizipation ist auch die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Museum und Technik von Bedeutung. Das folgende Zitat des ehemaligen Direktors des *Gutenberg-Museums* in Mainz, Helmut Presser, das 1970 im Buch „Das Museum der Zukunft“ veröffentlicht wurde, verdeutlicht dies:

„Schon oft hörte ich von Besuchern, dass ihnen der Museums-Besuch zum bleibenden Erlebnis geworden sei, weil sie geführt worden sind. Bei der Führung kann man auf Eigenheiten der Besucher eingehen, ihre Fragen beantworten, sie auf Dinge hinweisen, die gerade für sie von Interesse sind. Einer Gruppe von Professoren, von Ärzten oder Germanisten wird immer anderes zu zeigen und zu erklären sein als einer Schar von Kindern. Dieser persönliche Kontakt kann durch keinen der elektrischen Sprechapparate, wie sie jetzt so zahlreich angeboten werden, ersetzt werden.“ (Presser 1970: 215)

Bereits im 20. Jahrhundert, zeitlich zur parallel voranschreitenden Etablierung von Partizipation im Museum, zeigt sich, wie Diskussionen um technische Entwicklungen in Museen und das Verhältnis von Museumsmitarbeitenden zur Technik

geführt wurden (ebd.; Auer 1974: 154). Nach den mittlerweile fest bei Besucher:innen und Mitarbeitenden etablierten Audioguides, sind es heute die Museums-Apps auf Smartphones, die als digitales, mobiles Medium Einzug in die Ausstellungen gefunden haben und auch darüber hinaus Anwendung finden. Die Art der digitalen Anwendungen kann dabei vielseitig sein, wie native und webbasierte Apps oder Browser-Anwendungen wie Online-Sammlungen und digitale Ausstellungen. Durch unterschiedliche Akteur:innen aus Museen und Kulturbranche, seien es Vertreter:innen der Kulturpolitik, Museumsdirektor:innen, Kurator:innen und Agenturen, wird diskutiert und ausgehandelt, welche Möglichkeiten digitale Techniken im Museum eröffnen und welche Grenzen und Risiken es dabei zu beachten gilt (Waern et al. 2022; Reitstätter 2017).

Aus Perspektive der Museen eröffnen Apps und weitere digitale, browserbasierte Anwendungen wie Onlinesammlungen und digitale Ausstellungen den Besuchenden die Möglichkeit, das „Museumserlebnis“ zu gestalten (Reitstätter 2017: 88). Luise Reitstätter führt aus, dass digitale Angebote unabhängig von Öffnungszeiten und großen Entfernungen benutzbar sind, dass Museen das Museumserlebnis durch individuell angepasste Inhalte und Angebote erweitern können und dass sie ein größeres sowie vielfältigeres Publikum ansprechen können. Dabei ist für Museen und die darin involvierten Akteur:innen eine der größten Herausforderungen, wie Besucher:innen überhaupt mit den digitalen Anwendungen in Kontakt kommen. Der wichtigste Anknüpfungspunkt ist dabei nicht online, sondern der Kassenbereich oder die Informationstheke im physischen Museum, das im Rahmen eines klassischen Besuchs aufgesucht wird. Dies steht ein Stückweit im Widerspruch zum Ziel, neue Besucher:innen-Gruppen durch digitale Angebote anzusprechen. Dennoch haben digitale Anwendungen das Potential, den Museumsbesuch zu bereichern.

Haidy Geismar sieht das Digitale im Feld der Museen als eine andauernde Folge der New Museology, dem Fokuswechsel von einer Objektorientierung hin zu Menschen und ihrer Erfahrung (Geismar 2012). In diesem Sinne zielen die Entwicklungen im Digitalen darauf ab, Museen zu öffnen und nutzer:innenfreundliche Institution zu transformieren. In Bezug auf Digitalität von Museen hat Ross Parry bereits 2013 den Begriff des postdigitalen Museums geprägt: „With digital media normative (naturalized, ambient, and augmented) in the museum, we are now ready to reset our relationship with it“ (Parry 2013: 27). Robin Boast spricht sich dafür aus „to abandon the fabric of our institutions, the exhibitional mediation, and embrace the redemptive power of the digital“ (Boast 2020: 81). Im Digitalen sieht er das Potential einer erlösenden Macht, die eine Befreiung von den Einschränkungen der Ausstellungen schafft. Dafür müssen Museen das Digitale aber nicht nur als eine Erweiterung ihrer Ausstellungspraxis sehen, sondern bereit sein, sich radikal zu verändern (ebd.: 83). Viele praxisnahe Veröffentlichungen aus Projekten an Museen beschreiben diesen Prozess des Neuausrichtens der Beziehungen zwischen Muse-

um und Digitalität (Herzberg 2023; Bernhardt et al. 2022; Ginsberg, Bernhardt und Lindner 2022; Murphy 2022). Dabei handelt es sich oft um Berichte zu Best Practice-Beispielen und Toolkits, die sehr praxisnah argumentieren. Neben Fachdiskussionen zur Anwendungsebene gibt es auch eine Auseinandersetzung von technischer Seite. So setzt sich Tobias Baumgärtner in seiner Dissertation mit Software-Frameworks für (mobile) Apps im Museumsbereich auseinander (Baumgärtner 2024). Darin spricht er von einer Culture Gap, die aus der Spannung zwischen den Museumsfachleuten mit ihren individuellen Ansichten, den kurzfristigen Interessen der Nutzer:innen und den langfristigen Zielen der historisch-kulturellen Organisation resultiert (ebd.: 304f.). Im Weiteren sieht er eine Implementation Gap zwischen der Qualität des IT-Systems und den IT-Anforderungen, bevor er ein Software-Framework vorschlägt, das diesen Herausforderungen begegnet, indem es flexibel und erweiterbar ist.

Neben den Forschungsständen zu den Feldern Partizipation und Digitalität, beide in Bezug auf die Entwicklungen im Museum, basiert das Promotionsprojekt auch auf meinen eigenen Erfahrungen aus vorherigen Projektstellen im Museumsbereich: einem Volontariat am Badischen Landesmuseum und drei digitalen Projekten bei der Klassik Stiftung Weimar in den Jahren 2021 und 2022. In diesen Projekten habe ich selbst Inhalte und Features für Apps entwickelt, Förderanträge erstellt und war in Netzwerke wie *museum4punkto* (*museum4punkto* o. J.) oder *dive in* (Kulturstiftung des Bundes o. J.) eingebunden. Im Rahmen der von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) initiierten Förderprogramme *museum4punkto* und *dive in* wurden Museen bei der Konzeption und Umsetzung digital partizipativer Formate unterstützt. Während *museum4punkto* ein bundesweites Netzwerk größerer Kulturinstitutionen fokussierte, richtete sich *dive in* an kleinere Einrichtungen, um deren digitale Entwicklungspotenziale zu fördern.

Museumsethnografie

Nicht nur die angewendeten Methoden in der Erhebung meiner Dissertation sind eher klassisch empirisch-kulturwissenschaftlich, sondern auch Museum als Forschungsgegenstand ist eines der klassischen Themen und Forschungsfelder der EKW. Ethnografie ist dabei eine etablierte methodische Herangehensweise, um sich mit dem Museum als Untersuchungsgegenstand auseinanderzusetzen (Baur 2015; Macdonald 2015). Weniger etabliert ist jedoch, wie sich ein ethnografischer Zugang auf digitale Museen ausweiten lässt. Sharon MacDonald beschreibt, wie Museen ethnografisch erforscht werden können, in dem sie auf die Ansätze des „deep hanging out“ von Geertz und das „going behind the scenes“ aus ihrer eigenen Forschung verweist (Macdonald et al. 2018). Mit „deep hanging out“ hat Geertz

1998 einen Beitrag im *The New York Reviewer* betitelt, in dem er die Forschungsansätze zweier konträrer Vertreter der Kulturanthropologie, James Clifford und Pierre Clastres, gegenüberstellt. Dabei sieht Geertz das Übergreifende in beiden Herangehensweisen in der Feldforschung:

„This is the value, the feasibility, the legitimacy, and thus the future of localized, long-term, close-in, vernacular field research – what Clifford at one point lightly calls ‚deep hanging out‘, and Clastres exalts on almost every page (‚I had only to look around me at the daily life: even with a minimum of attention I could always discover something new‘)“ (Geertz 1998: o.S.).

Das Zitat zeigt, dass der Wert der Feldforschung für den Forschungsprozess in dem (langen) Aufhalten des Forschenden im Feld, der Flexibilität und dem Offensein für Begegnungen, also dem „deep hanging out“, liegt. Dabei nennt Geertz in seinem Beitrag auch explizit Museen als Orte für eine solche ethnografische Forschung (ebd.). Sharon Macdonald ist für ihre Forschung „Behind the Scences“ (2002) in einem britischen Wissenschaftsmuseum ebenfalls ethnografisch vorgegangen: „Following the local player and trying to understand their concerns and their ways of seeing and doing“ (Macdonald 2002: 7). Sie blickt hinter die Kulissen, nimmt an Besprechungen teil und begleitet die Entstehung einer Ausstellung ethnografisch. Ihr Fokus liegt auf den Museumsmitarbeitenden und der Frage danach, wie und mit welchen Überzeugungen sie Museum produzieren. Diesem Ansatz folgend müssen wir, wenn wir darüber nachdenken, digitale Museen oder vielmehr digitale Anwendungen im Museum zu beforschen, auch die Museumsethnografie und ihre methodischen Zugänge digital denken. Daraus ergibt sich die Frage, wie wir hinter die Kulissen blicken können, wo digitale Anwendungen produziert werden, und an welchen Orten ein „deep hanging out“ im digitalen Bereich von Museen durchgeführt werden kann.

Überblick über die angewendeten Methoden

Meine Forschung zu digitalen Anwendungen im Museum und Partizipation findet im Sinne einer Multi-Sited Ethnography (Marcus 1995) und der neuen Mobilität (Welz 1998) des Forschens durch den Fokus auf das Digitale an verschiedenen (digitalen und analogen) Orten statt und bricht in mehrfacher Hinsicht das Paradigma der langen Aufenthalte vor Ort. Dennoch ist ein „deep hanging out“ möglich, indem den Akteur:innen, Dingen, Konflikten und Dynamiken multi-sited gefolgt wird (Marcus 1995). Dabei erfordert die Forschung eine Anpassung an zeitlichen Strukturen des Feldes, in diesem Fall an die Zeitorganisation der beforschten Projekte und ihre Akteur:innen (Welz 2013). Eine Feldkonstruktion (Faubion und Fischer

2009) hat sich im Prozess des Forschens selbst ergeben beziehungsweise wurde von mir geschaffen und konstruiert, indem ich, auf meinen Erfahrungen aus dem Feld basierend, drei Case Studies ausgewählt habe, auf die sich die Erhebung und Analyse fokussiert. In allen drei Projekten, die ich im Rahmen der Promotionsforschung begleite und ethnografisch erforsche, wird versucht, Partizipation und Digitalität auf verschiedene Weisen im Museum zusammenzubringen. Die Datenanalyse erfolgt mit der Datenerhebung in den Case Studies verflochten, im Sinne der Grounded Theory, in Bezug auf das übergreifende Erkenntnisinteresse (Truschkat et al. 2011). Durch den eingesetzten Methodenmix und den ethnografischen Zugang wird ein heterogenes Datenkorpus generiert, auf das ich im Weiteren eingehen werde. Im Zeitraum meiner Promotionsforschung bin ich als Forscher an einem der Museen angestellt, welche ich untersuche. Durch diese Projektfinanzierung bin ich gewissen Zwängen und Erwartungen des Museums unterworfen. Andererseits bietet dieser Umstand auch den Vorteil, dass ich viele Beobachtungen und Eindrücke im Berufsalltag, sozusagen nebenbei, mitbekomme. Für die Datenerhebung in meiner Forschung verwende ich viele der klassischen Methoden der EKW wie teilnehmende Beobachtung oder Interview, diese werden jedoch digital adaptiert und angepasst.

Für die von den Science and Technology Studies (STS) inspirierte Kulturanthropologin Katrin Amelang geht es bei der Erforschung von Apps wie in jeder Feldforschung

„um generelle Fragen der Konstruktion und Eingrenzung des Feldes, dessen Verortung und Zeitlichkeit, um Zugänge, Formen der (Ko-)Präsenz und Partizipation als Forscherin oder um forschungsethische Entscheidungen“ (Amelang 2023).

All diese Aspekte spielen auch in meinem Forschungsvorhaben eine zentrale Rolle. In meiner Forschung hat sich gezeigt, dass die Werkzeuge der EKW vielseitig und anpassungsfähig sind und diesen Aspekten gerecht werden. Teilnehmende Beobachtung und narrative, leitfadengestützte Interviews mit den beteiligten Akteur:innen finden online wie offline statt. Gleichzeitig rücken digitale Interfaces, Apps und Kommunikationskanäle als Orte der Forschung in den Fokus. Eine methodische Weiterentwicklung, die gerade in der Zusammenarbeit mit meinen Feldpartner:innen angewendet wird, spielt dabei eine besonders wichtige Rolle: Um digitalen Anwendungen zu beforschen, kann, wie Amelang zeigt, auf die Walkthrough-Methode zurückgegriffen werden. Das Ziel dieser Methode, die schon in der Mediennutzungsforschung der 1990er (Polson et al. 1992) in Erscheinung tritt, ist: „establishing an app's environment of expected use by identifying and describing its vision, operating model and modes of governance“ (Light et al. 2018: 889). Da nur die Forscher:in als analytische Nutzer:in vorgesehen ist, sieht Amelang das Potential als begrenzt an und spricht sich dafür aus, nicht nur selbst die App zu durchlau-

fen, sondern Forschungsteilnehmer:innen beim Durchlaufen der App zu begleiten (Amelang 2023: 25). Der Unterschied zu einer trivialen Besucher:innenforschung (Deutscher Museumsbund et al.: 2019, Renz und Allmanritter 2024) liegt in der Fragestellung der Forschenden, in der es eben nicht um die Qualitätskontrolle eines bestehenden Angebots geht, sondern darum, mehr über die sich in der Nutzung zeigenden Motivationen und Überzeugungen zu erfahren. Diese Methodik habe ich in verschiedenen Erhebungssettings eingebracht und wurde auch durch meine Feldpartner:innen in Testing-Sessions und Workshops genutzt.

Neben den Methoden, die ich für meine Forschung anwende, haben die Case Studies, die ich begleite, ihre eigenen Vorgehensweisen und methodisch-praktischen Ansätze, um ihre Ziele zu verfolgen. In verschiedenen Settings und mit unterschiedlichen Workshop-Methoden, wie dem Austausch in Kleingruppen mit vorgefertigten Arbeitsblättern, wird über digitale Anwendungen diskutiert. Oft ermöglichen es solche Situationen auch, Daten zu generieren, die ich für meine Erhebung nutzen und unter meiner spezifischen Forschungsfrage auswerten kann. Gleichzeitig werde ich durch meine Feldpartner:innen, mit denen ich in der Erhebungsphase kooperiere, in die Rolle des Workshop-Ausrichtenden integriert. In meiner Forschung gilt es daher, trotz der Einbindung in die Teams der jeweiligen Projekte, die eigenen Forschungsfragen zu verfolgen und nicht nur den Erkenntnisinteressen meiner Feldpartner:innen zu folgen. Diese Doppelrolle zwischen empirisch-kulturwissenschaftlicher Forscher:in und Projektmitarbeiter:in beschreibt auch Sarah Thanner (Thanner 2024). Zur Zusammenarbeit in einem Drittmittelprojekt und dem zugehörigen interdisziplinären Team, in dem eine Technikentwicklung verfolgt wurde, fasst sie zusammen, dass für sie ein Lernprozess über

„die epistemologischen Zugänge [ihrer] Forschungspartner*innen, die situierte Emergenz von Mensch-Technik-Relationen, darüber, wie projizierte AR und Technologien der Objekterkennung eigentlich funktionieren und wie sich diese in ihrem prozessualen Werden empirisch-kulturwissenschaftlich fassen lassen“ (ebd.: 61)

angestoßen wurde. Auch für mich ermöglicht die Einbindung in die Forschungsprozesse meiner Feldpartner:innen, die sehr praxisnah stattfinden, das prozessuale Werden zu untersuchen: Wie Akteur:innen in Museumskontexten agieren, wie sie digitale Anwendungen konzipieren und welchen Strategien sie dabei folgen.

Die ersten beiden Fallbeispiele, auf die ich in diesem Beitrag eingehe, sind klassische ethnografische Forschungen. Es ist anzumerken, dass die in diesem Zusammenhang verwendeten Erhebungsmethoden in wesentlichen Aspekten den Methoden anderer Forschungsprojekte ähneln, auch wenn es sich um ein digitales Feld handelt.

Ethnografie von Workshops und Testing-Sessions

Workshop mit den Hessischen Medienzentren

Im Medienzentrum Frankfurt ist kurz vor Beginn des Workshop-Termins außer mir noch niemand aus dem Team des Historischen Museums Frankfurt (HMF) anwesend. Ich klinge an der Tür, werde eingelassen und lasse mich mit einem Kaffee im Workshopraum nieder. Die ersten Teilnehmer:innen kommen an und ich verteile die ausgedruckten Materialien und Stifte, die ich zuvor aus dem Museum abgeholt habe, um das Team zu unterstützen, auf einem der Tische. Bald darauf kommt der Projektleiter, begrüßt alle Personen mit Handschlag und stellt sich ihnen vor. Ich stehe oder sitze währenddessen daneben und dokumentiere meine Beobachtungen in meinem (analogen) Feldtagebuch. Alle Workshop-Teilnehmenden arbeiten an den verschiedenen Medienzentren in Hessen und kennen sich offenbar bereits untereinander. Es herrscht eine fast familiäre Atmosphäre, so fragt eine der Teilnehmerin in die Runde: „Geht’s euch gut in Darmstadt?“. Der Projektleiter stellt den Ablauf vor und ich werde einer Arbeitsgruppe zugeteilt, die sich mit der Online-Sammlung des HMF und ihren Anwendungsmöglichkeiten für Schulen auseinandersetzt. Hierfür werden Zettel mit einem QR-Code ausgeteilt, der auf drei exemplarische Objekte der Online-Sammlung verlinkt. Ich beobachte die drei Teilnehmenden aus meiner Kleingruppe, wie sie über ihre mobilen Endgeräte, ein Tablet und zwei Smartphones, als erstes den QR-Code scannen. Ich sehe, wie sie die Texte zu den Objekten öffnen und durch die Anwendung scrollen. Dabei kommentieren sie ihr Vorgehen und tauschen sich über die Anwendung aus. Ich selbst öffne auch über den QR-Code die Sammlung und schaue mir das von den anderen kommentierte Interface und die Bilder mit den Objekttexten an. Am Ende des Workshops werden die Ergebnisse in einer Abschlussdiskussion aus allen Kleingruppen zusammengefasst. In einer kurzen Online-Nachbesprechung am Folgetag treffen sich meine Feldpartner:innen vom HMF und ich uns noch einmal, um Aufgaben für die Auswertung aufzuteilen und die Codierung zu besprechen.

Im deutschsprachigen Raum ist das HMF im Bereich Partizipation im Museum mit den als erfolgreich und innovativ angesehenen Outreach-Projekten des „Stadtlabors“ und „Stadtlabor unterwegs“ eine der Pionier-Institutionen (Weber 2012; Böttger et al. 2016). Auf diesen Projekten aufbauend wurde 2024 das Projekt Open History Frankfurt gestartet, das Zugänge zu digitalen Vermittlungs- und Lernangeboten zur Frankfurter Geschichte bündelt und, angelehnt an die OER-Bewegung¹, für diverse Nutzer:innengruppen niedrigschwellig zugänglich macht. Das Projekt Open History Frankfurt des Historischen Museum Frankfurt ist Teil

1 Vgl. OERinfo | Informationsstelle Open Educational Resources. URL: <https://open-educational-resources.de/> (Letzter Zugriff am 18.11.2024).

einer größeren Open Education Research (OER) Bewegung, deren Ziel es ist Bildungsmaterialien jeglicher Art zur freien Verfügung zu stellen. Bei diesem Projekt, das auch eine Vernetzung in die Stadtgesellschaft zum Ziel hat, kann ich das Museumsteam im Rahmen meiner Forschung begleiten. In diesem Prozess will das Team auch die Vielzahl an bestehenden Projekten auf den Prüfstand stellen, evaluieren, zusammenführen oder auch einstellen, um Doppelstrukturen zu vermeiden. Um dies zu erreichen, versucht das Team des HMF mit verschiedenen Akteur:innen der Frankfurter Stadtgesellschaft ins Gespräch zu kommen und über ihre Bedarfe zu sprechen. Die potentiellen Gesprächspartner:innen wurden zuvor in einem Stakeholder-Mapping durch das Kernteam sowie weitere Kolleg:innen aus dem Museum definiert.

Meine Forschung mit dem HMF hat bereits Ende 2022 mit einem ersten digitalen Kennenlernen der Projektleiterin begonnen. Vermittelt wurde der Kontakt über einen Kollegen, den ich im Rahmen meiner vorherigen Projektstelle kennenlernte. In der Zusammenarbeit zeigen sich die bei teilnehmender Beobachtung wichtigen Aspekte Präsenz und Interaktion (Cohn 2014: 72). Der Aspekt der Präsenz ist in dieser Case Study durch die Entfernung zwischen meinem Wohnort Bremen und Frankfurt geprägt. Hier ermöglichen digitale Formate auch eine Teilnahme aus der Ferne, beispielsweise, wenn Workshops oder Kurse mit kooperierenden Universitäten ohnehin digital stattfinden oder ich mich zu Meetings vor Ort zuschalten kann. Für bestimmte Termine, denen ich eine besondere Relevanz für mein Forschungsvorhaben zuspreche, reise ich immer wieder nach Frankfurt, um in physischer Präsenz teilzunehmen und zu forschen.

Die obenstehende ethnografische Vignette stellt einen solchen Termin dar, eine teilnehmende Beobachtung an einem Workshop mit den Mitarbeiter:innen der Hessischen Medienzentren, für die ich mich nach Frankfurt begab. Zu diesem Termin wurde ich eingeladen und wie das in teilnehmender Beobachtung häufig der Fall ist, waren Ort und Zeit durch meine Feldpartner:innen bestimmt. In dem in der Vignette vorgestellten Workshop sollten die Anforderungen an ein OER-Angebot aus medienpädagogischer Sicht diskutiert und gleichzeitig ein Netzwerk von potenziellen Multiplikatoren aufgebaut werden. Der Workshop wurde durch das Team des HMF, vorrangig den Projektleiter, vorbereitet und durchgeführt. Im Workshop zeigt sich, wie selbstverständlich digitale Endgeräte in den Alltag meiner Forschungspartner:innen eingebunden sind, und dass sich meine Beobachtungsposition dadurch verschiebt, denn die Interaktion über den digitalen Bildschirm kann ich nur schlecht beobachten. In der Workshop-Situation werden Arbeitsblätter durch die Teilnehmenden ausgefüllt, und hierbei über die digitale Anwendung diskutiert. Die Erfahrungen, die bei der Nutzung der Online-Sammlung gemacht wurden, werden ausgesprochen, durch die anderen Teilnehmer:innen kommentiert und ergänzt. Durch die Vorgaben des Workshops, das Austeilen von Arbeitsblättern, werden diese dann auf Papier dokumentiert und in die größere Runde sowie

an das Projektteam zurückgespielt. Dadurch wird die digitale Interaktion zurück in den physischen Raum geholt, zumindest in ihrer Reflexion.

Bei der Teilnahme an diesem Workshop sind für meine Forschungsfrage weniger die konkreten Ergebnisse interessant, etwa wie das HMF eine bestimmte Anwendung verbessern kann oder welchen Nutzen einzelne Angebote darin für potentielle Zielgruppen bieten, sondern vielmehr die Strategien und die Art und Weise, mit denen die Interessen der verschiedenen Stakeholder:innen in den Workshop-Formaten und Diskussionen abgefragt werden, wie also Partizipation und Digitalität in diesem Museum zusammengedacht werden. Die folgenden Fragen sind in dieser Case Study daher zentral: Wie versuchen die Projektmitarbeiter:innen des HMF die Angebote weiterzuentwickeln? Wie werden Projekte und Entwürfe zur Diskussion gestellt? Wie wird Expertise von Externen wie den Medienpädagog:innen eingeholt?

Dieser Workshop mit den Hessischen Medienzentren steht exemplarisch für eine Vielzahl ähnlicher Termine, die das Team des HMF in seiner „Outreach-/Vernetzungs-Phase“ (vgl. internes Dokument „240131_LabPhase_2024_Jahresplan“) im Jahr 2024 durchgeführt hat und von denen ich weitere im Rahmen meiner Forschung begleitet habe. Auch an diesen Terminen wurden mit teilnehmender Beobachtung und Feldnotieren die Abläufe und Aushandlungen zwischen den Teilnehmenden dokumentiert.

Testing-Session im Berliner Humboldtforum

Für eine Vorbesprechung finden meine Feldpartnerin aus dem CHAPTER-Projekt und ich uns im Museumscafé des Humboldtforums ein. Sie meint, dass sie immer noch nervös sei, auch wenn sie jetzt schon einige Testings gemacht habe. Vor allem heute, da sie die Leute, die an diesem Termin mitmachen, gar nicht kenne, weil sie über einen Open Call akquiriert wurden. Wir warten daraufhin vor dem Eingang zur Ausstellung „BERLIN GLOBAL“, einer Ausstellung des Stadtmuseums im Humboldtforum. Eine der Teilnehmer:innen spricht uns an, sie ist bereits 10 Minuten früher da. Zwei weitere Personen kommen dazu, und fragen, ob es hier zum App-Testing geht. Die erste Teilnehmerin stellt mehrere Rückfragen zum Call und Projekt. Sie hat den Aufruf von einer Kollegin am Jüdischen Museum Berlin weitergeleitet bekommen, die für die App dort zuständig ist. Als vierte Person kommt noch ein Volontär des Stadtmuseums im Humboldtforum dazu. Während die Teilnehmer:innen durch die Ausstellung „BERLIN GLOBAL“ gehen, beobachten wir, wie sie die CHAPTER-App nutzen und mit der Ausstellung und den Exponaten interagieren. Meine Feldpartnerin und ich haben uns vorher abgesprochen und begleiten die Teilnehmer:innen mit einigen Metern Abstand, sodass wir nicht sehen, was genau sie an ihren Smartphones machen. Im Vorfeld hatten sie den Auftrag bekommen, eine bestimmte Anzahl an Chapters – vergleichbar mit kleinen Themenblöcken oder

Leveln in der App – zu testen. Wir sehen, wie sie immer wieder von der medial sehr aufgeladenen Ausstellung eingenommen werden und das Smartphone mit der App nicht mehr beachten. Nach jedem Chapter sammeln wir die in der Ausstellung verteilten Personen wieder ein und machen eine kurze Interviewrunde, in der die Teilnehmer:innen über Ihre Erfahrungen mit der App und dem vorherigen Chapter sprechen. Nach jeder Runde stellen wir die gleichen, von meiner Feldpartnerin vorbereiteten Fragen an die Teilnehmer:innen: Was ist dein Eindruck? Hast du alles verstanden? Was hat dir gefehlt? Was hat dir gefallen? Was hast du in dem Chapter gelernt? Diese Kurzinterviews werden aufgenommen und im Anschluss durch eine studentische Hilfskraft transkribiert. Nach ungefähr anderthalb Stunden und vier durchlaufenen Chapters machen wir eine Abschlussrunde und holen noch einmal offenes Feedback, ohne Leitfaden, zur App ein. Im Anschluss an diese Testingrunde lädt meine Feldpartnerin die Teilnehmer:innen in das Café des Humboldtforums ein. In dieser Runde wird noch einmal über die Ziele des Projekts und die Auswahl der beteiligten Museen gesprochen. Auch dieses informelle Gespräch wird wieder zur Auswertung aufgenommen.

Diese zweite Vignette, die aus meiner Case Study im Rahmen des CHAPTER-Projekts stammt, zeigt, wie ich die Co-Design und Testing-Sessions für die Entstehung und Überarbeitung einer App ethnografisch begleiten konnte. Das CHAPTER-Projekt erforscht die Auswirkungen von Populismus auf die Museumslandschaft und entwickelt in enger Zusammenarbeit mit der österreichischen Agentur Fluxguide eine App, die wie eine Intervention eine zusätzliche Informationsebene für Museumsausstellungen schaffen soll. Das Projekt selbst setzt ein mehrschichtiges Forschungsdesign ein, das ebenfalls ethnografisch arbeitet. Dabei werden einerseits populistische Wahrheitsbildung sowie digitale Innovationen im Museum, mit dem angewandten Co-Design einer App, erforscht (Schramm und Bareither 2025). Während die technischen Funktionen von der Entwicklerfirma, basierend auf einem bestehenden Pool, entwickelt wurden, wurden die Inhalte der CHAPTER-App in verschiedenen Co-Design- und Testing-Sessions gemeinsam mit Studierenden unter Einbindung von Museumsexpert:innen modifiziert.

Das methodische Vorgehen in den Testing-Sessions ist, wie in der Vignette dargestellt, eine Kombination aus teilnehmender Beobachtung mit Elementen eines Walkthroughs und kurzen Leitfadeninterviews. Allerdings unterscheidet sich das Vorgehen von einem Walkthrough insofern, dass die Teilnehmer:innen die einzelnen Chapters alleine durchführen und erst im Anschluss dazu befragt werden. In Vorbereitung der Testing-Session bin ich zwei Tage zuvor selbst mit der App durch die Ausstellung „BERLIN GLOBAL“ gegangen und habe einen eigenen Walkthrough durchgeführt. Dabei habe ich meine Beobachtungen mit Screenshots der App festgehalten und diese in meiner Notizen-App des Smartphones kommentiert, bevor ich die Dokumentation am Ende als PDF-Dokument exportiert habe.

Der Aufbau der Testing-Session wurde von meiner Feldpartnerin geplant, die kurzen Interviews nach jedem Chapter wurden gemeinsam in der Testgruppe durchgeführt. Die qualitative Sozialforscherin Sabina Misoch sieht gerade für das Testen von Ideen und Produkten Interviews in Fokusgruppen als geeignete Methode für eine praxisorientierte Handlungsforschung, um konkrete Handlungsempfehlungen zu generieren (Misoch 2019: 149). Meine Feldpartnerin aus dem CHAPTER-Projekt verfolgt, in dieser Session, genau diese Ziele. Dabei ist auch sie in einer Doppelrolle: als Projektmitarbeiterin die eine App mitentwickelt und als reflexive Forscherin in dem universitären CHAPTER-Projekt. In den Kurzinterviews wird daher nach der User Journey, dem Verständnis, Lernerfolg und Design gefragt. Sie möchte die App verbessern und sucht im Rahmen dieser Testing-Session nach ganz praktischen Hinweisen – darüber hinaus interessiert uns beide, wie Partizipation in der App- und Content-Entwicklung eingesetzt wird.

Für meine Forschung zu Partizipation und digitalen Anwendungen im Museum ist in dieser Case Study interessant, wie Testing-Sessions durchgeführt werden und inwieweit dabei eine partizipative Integration in den Entwicklungsprozess digitaler Anwendungen stattfindet. Neben den Testing-Sessions, die sich stärker auf die Funktionalität der Anwendung vor Ort im Museum fokussieren, wurden auch Co-Design-Sessions durchgeführt, in der sich die Teilnehmenden mit den inhaltlichen Themen der App auseinandersetzten. In der Co-Design-Session, die ich in meiner teilnehmenden Beobachtung digital über Zoom und im Museum vor Ort begleiten konnte, wurde mit Studierenden im Rahmen eines Seminars zusammengearbeitet. Darüber hinaus wurden im Projekt weitere Co-Design Sessions durch die Projektpartner:innen mit unterschiedlichen Gruppen durchgeführt. Die Studierenden haben eigene Chapters entwickelt und umgesetzt, von denen eins in der finalen Version der App vertreten ist. Sie haben die Ausstellung „BERLIN GLOBAL“ ebenfalls mit der App besucht und wurden durch die Ausstellung, wie im vorgestellten Testing, begleitet.

Für mich ergeben sich daraus Forschungsfragen, die sich im Kern darum drehen, wie Menschen durch Akteur:innen aus dem Museum erreicht und wie sie im zweiten Schritt zur Partizipation motiviert werden können. Diesen Fragen kann ich durch informelle Gespräche mit meiner Feldpartnerin ebenso nachgehen wie durch Beobachtungen und so erfahren, mit welchen Strategien sie und die weiteren Projektmitarbeitenden versuchen, Menschen zu erreichen, welche erfolgreich sind und wo die Herausforderungen dabei liegen. Die Phase des Outreachs konnte ich durch meine enge Einbindung in das Projekt direkt begleiten und so Wissen über diese Prozesse generieren.

Ethnografie von Projektmanagement- und Orga-Tools

Immer wieder bekomme ich Mails mit dem Betreff „Du hast 1 Aktivität verpasst“. Diese Mails werden automatisch von dem Projektmanagement-Tool Stackfield versendet, welches in meiner Case Study am HMF durch das dortige Team verwendet wird. Wenn ich auf den Link in der Mail klicke, komme ich auf den Reiter Kommunikation auf der Stackfield-Webseite. Auf der linken Seite gibt es ein Übersichts-Menü, in dem kleine rote Kreise mit Zahlen als Benachrichtigung anzeigen, was es alles Neues gibt und was ich verpasst habe. Um den Chatverlauf zu sehen, scrolle ich durch den Feed im Kommunikationsreiter, dabei sehe ich einzelne Posts und Fotos, beispielsweise vom letzten Workshop, an dem ich nicht teilnehmen konnte. Die Fotos wurden vom Projektleiter des Open History-Projekts gepostet. Beim Weiterscrollen erscheinen Protokolle und Aufgaben, die verteilt und bestimmten Personen zugeordnet wurden. Mit @-Zeichen werden die anderen Mitglieder aus dem Team adressiert. Bunte Labels an den einzelnen Posts wie „Finanzierung“, „Outreach“ und „Testing“ sind hinter einigen Posts zu sehen. Mit einem Daumen hoch kann auf einzelnen Chatnachrichten reagiert werden. Am Ende jedes Posts steht, vor wie vielen Tagen oder Monaten er verfasst wurde. Zu jedem Postende ist ein orangener Kreis mit einem N, für den Anfangsbuchstaben meines Vornamens, zugeordnet und daneben habe ich die Möglichkeit, einen Kommentar zu verfassen. Ich habe, anders als der Projektleiter, kein Bild zu meinem Profil hochgeladen. Neben dem Reiter „Kommunikation“ gibt es am oberen Ende der Website die Felder „Diskussion“, „Aufgaben“, „Zeitplan“, „Seiten“, „Whiteboard“, „Dateien“ und „Kalender“.

Eine Möglichkeit, wie Interfaces und digitale Plattformen in Organisationen ethnografisch untersucht werden können, zeigt der Medien- und Technikanthropologe Christian Ritter (2022). Neben der teilnehmenden Beobachtung in Meetings und Bürossettings in seiner Forschung zu einem norwegischen Softwareunternehmen, schreibt er von der Teilnahme als „user of internally trusted digital platforms“ (ebd.: 930), und spricht sich für eine „connectedness to digital platforms“ (ebd.) in der ethnografischen Forschung aus. Dieser Zugang in Kombination mit Walkthrough-Methode und teilnehmender Beobachtung sowie kontrastierenden Interviews ermöglicht laut Ritter, sich dem digital durchdrungenen Feld anzunähern. Daten, die nur digital entstehen, werden so auch in den Analyseprozess aufgenommen.

Diesem Ansatz folgend wurde ich durch das Projektteam des HMF in dem Projektmanagement-Tool Stackfield als interner Nutzer angelegt. Dies ermöglicht einen direkten Zugriff auf die Projektdaten, wobei ich die für meine Forschungsfrage relevanten Daten identifiziere und für die weitere Auswertung und Analyse abspeichere. In Anlehnung an kontrastierenden Interviews und Walkthroughs mit den Projektbeteiligten, wie von Ritter vorgeschlagen, führe ich regelmäßige

Interviews mit dem HMF-Team zu ihrer Projektarbeit durch, da diese sich besser in das begleitende Erforschen des Projekts integrieren lassen. In diesen Gesprächen verweisen meine Feldpartner:innen immer wieder auf die Verwendung von Stackfield, einzelnen Daten darin und das Programm wird währenddessen geöffnet. Im Reiter „Kommunikation“ findet ein Großteil des Austausches zwischen den Projektmitarbeitenden statt. Hier werden Diskussionen geführt, Arbeitsabläufe geteilt, Aufgabenverteilungen koordiniert und Protokolle abgelegt. Diese Daten sind daher für meine Forschung äußerst interessant, da sie vielseitige Einblicke in Arbeitsprozesse bieten. Die Herausforderung in der Dokumentation dieser Feeds und Chats liegt darin, dass es sich um einen kontinuierlichen Flow von Texten handelt, der nahezu täglich ergänzt, erweitert und kommentiert wird. Gleichzeitig ist die nutzende Person eingeschränkt, wie weit sie im Feed zurückscrollen kann. Es ist immer nur eine Momentaufnahme möglich, die daher regelmäßig durchgeführt werden muss. Die räumliche und zeitliche Distanz zum Forschungsfeld verringert sich dadurch, da zu jeder Zeit ein digitaler Zugang zum Feld möglich ist und Daten erhoben werden können.

Bei der Dokumentation treten technische Herausforderungen auf: Der Feed ist scrollbar, wodurch eine Vielzahl von Screenshots erforderlich wäre, um ihn vollständig zu dokumentieren. Zudem wird die Charakteristik des Textverlaufs durch einzelne Screenshots nur unzureichend wiedergegeben, und eine Texterkennung wäre für die Codierung nicht möglich. Wird der Text jedoch kopiert und in einem separaten Dokument gespeichert, gehen die typischen Merkmale des Stackfield-Interfaces verloren. Zeitliche Abläufe sind dann schwer nachvollziehbar, da Antworten, die direkt auf vorherige Posts erfolgen, ebenfalls angezeigt werden. Dadurch entstehen Doppelungen, etwa durch die ausgegraute Wiederholung des ursprünglichen Posts vor der Antwort, die nur im Interface sichtbar sind. In einer reinen Textdatei sind zeitliche Ebenen lediglich an Angaben wie „vor 3 Tagen“ erkennbar. Um sowohl die Eigenschaften des Interfaces als auch die Möglichkeit der Texterkennung zu nutzen, ist eine Kombination aus Screenshots und Textdokumentation sinnvoll. Daher fertige ich Screenshots der relevanten Passagen an und speichere den darin enthaltenen Text zusätzlich als Textdatei ab. Beide Dokumentationsmethoden können parallel verwendet und miteinander kombiniert werden, um eine umfassendere Analyse zu ermöglichen. Zusätzlich finden sich Daten wie die unterschiedlichen Medien wie Foto- und Audiodateien, PDF-Dateien, Word-Dokumente oder andere Dateiformate, die in den Chats und Kommentaren eingebunden sind. Diese können wiederum nur einzeln abgespeichert werden. Durch das retrospektive Sichten dieser Dokumente wird, wie auch bei der Forschung von Ronja Trischler zu Visual-Effects-Produktion, nachvollziehbar „wie die Diskussion von den Beteiligten prozessiert“ (Trischler 2022: 206) wird.

Erkenntnisse und Perspektiven aus den drei Case Studies

Die beiden zuerst dargestellten Erhebungsbeispiele aus meiner Forschung, in denen ich Workshops und Testing-Sessions beforscht habe, zeigen, wie auf klassische Methoden der Ethnografie zurückgegriffen wird. Für beide Erhebungstermine reise ich als Forscher zu den Orten, an denen App-Testing und Workshop stattfinden, um dort zu erheben, anstatt online teilzunehmen. Meine Feldpartner:innen bestimmen in beiden Case-Studies den Zeitpunkt, Ort, Aufbau und Ablauf der Termine. In Rückbezug auf die Organisational Anthropology lässt sich zusammenfassen, dass ethnografische Forschung in Unternehmen und Organisationen die Teilnahme an formellen Veranstaltungen wie Meetings und Workshops erfordert (Garsten und Nyqvist 2013). Diese Feldforschung ist oft durch Vielseitigkeit, Multilokalität und unregelmäßige Zeiten geprägt – so wie die Forschung im Museum als spezifische Organisation, wenn digitale Anwendungen untersucht werden. Ein Meeting ist ein Mikrokosmos, in dem sich die gesamte Organisation und ihre großen Themen spiegelt, wie es Christina Garsten und Adrienne Sörbom in Bezug auf das World Economic Forum zeigen (Garsten 2017). Auf das Forschungsfeld des Museums übertragen bedeutet dies, dass in einem Workshop wie dem des HMF und der Hessischen Medienzentren, auch die großen Themen und Herausforderungen deutlich werden. Das kann beispielsweise die Frage sein, wie mit externen Partner:innen außerhalb von Museen kooperiert werden kann und wie dies für eine institutionelle Vernetzung genutzt wird. Antworten lassen sich in der Beforschung solcher Workshops und weitere ähnlicher Formate, durch eine teilnehmende Beobachtung finden.

Im Medienzentrum Frankfurt sitze ich im Besprechungsraum mit meinen Feldpartner:innen und den Teilnehmenden und beobachte den Workshop; dabei fertige ich Feldnotizen in meinem Notizbuch an. Während des Arbeitens in Kleingruppen in Workshops wird ein Walkthrough durch die digitale Anwendung gemacht, als die Teilnehmer:innen die Sammlung Online ausprobieren und ich dabei neben ihnen sitze, sie beobachte und Feldnotizen anfertige. Gleichzeitig benutze ich selbst die Anwendung mit meinem eigenen Smartphone, um mitsprechen und ihre Erfahrungen nachvollziehen zu können. In Workshops des HMF wird Digitalität und das Potential digitaler Anwendungen allgemein und Online-Plattformen im Speziellen für das Museum verhandelt, trotz des digitalen Themas bleiben meine Forschungsmethoden hier jedoch zum größten Teil „analog“.

An der Testing-Session, in der der Prototyp der CHAPTER-App erprobt wird, nehme ich ebenfalls beobachtend teil. Während der Testing-Session halte ich mich in der Ausstellungsfläche auf und versuche mit einem gewissen Abstand zu sehen, wie die Teilnehmer:innen mit Ausstellung und App interagieren. In der mit Medienstationen, Kunstinstallationen und Partizipationsmöglichkeiten sehr aufgeladenen Ausstellung „BERLIN GLOBAL“ kann ich immer wieder beobachten, wie der Fokus

zwischen der App und verschiedenen, digitalen wie analogen, Ausstellungsmodulen hin und her wandert. Durch die kurzen Fokusgruppen-Interviews nach jedem Chapter wechselt der Forschungsmodus der distanzierteren teilnehmenden Beobachtung immer wieder mit dem direkten Austausch in den Interviews ab. Durch den Methodenmix aus Beobachtung und Fokusgruppen-Interviews können meine Feldpartnerin und ich die Interaktion mit der App, oder genauer mit dem Interface der digitalen Anwendung, sowie die Auseinandersetzung der Teilnehmer:innen mit den Inhalten dokumentieren. Wie bei der Walkthrough-Methode bleibt die Nutzung der App jedoch in einem künstlich geschaffenen Testing-Kontext. Der vorgegebene Auftrag an die Teilnehmer:innen, die App zu erproben, sowie die begleitenden Forscher:innen stehen wortwörtlich immer im Raum.

Um diese Einschränkungen zu minimieren, könnte in der weiteren Forschung ein Screen-Recording, das die Nutzung der App auf dem Smartphone dokumentiert, ergänzt durch die Funktion eines Voice-Recordings, das eine Kommentierung der Handlung durch die Teilnehmer:innen ermöglicht, hilfreich sein. Gleichzeitig würde jedoch die große Stärke der Feldforschung, das unmittelbare Dabeisein, verloren gehen. Daher stellt sich die Frage, ob eine Loslösung von diesen als Einschränkungen wahrgenommenen technischen Begrenzungen überhaupt Sinn und Zweck einer ethnografischen Forschung sein kann. Diese Überlegungen betreffen eine spezifische App-Forschung, die sich auf die Interaktion mit dem technischen Interface fokussiert. Wie bereits dargelegt, ist dies jedoch nicht die primäre Fragestellung meiner Promotionsforschung. Vielmehr gilt mein Forschungsinteresse den Praktiken meiner Feldpartnerin, die die App mitentwickelt hat, und den Teilnehmer:innen im Kontext des App-Testings. In dieser Case Study werden die zwei unterschiedlichen Ziele innerhalb der Testing-Session deutlich: Ich habe kollaborativ mit meiner Feldpartnerin Daten in Form von Interview-Transkripten, Beobachtungsprotokollen und Fotos erhoben. Diese ethnografischen Daten sind einerseits relevant, um die CHAPTER-App weiterzuentwickeln. Für uns beide zeigen die gleichen Daten andererseits, wie Co-Design Prozesse und partizipative Technikentwicklung in Museen umgesetzt werden. Denn die erhobenen Daten dokumentieren das Vorgehen, die Kommunikation und die Anwendung von Methoden einer kuratorisch arbeitenden Akteurin, die in eine App-Entwicklung eingebunden ist. Im Fall der CHAPTER-App handelt es sich zwar um eine Intervention, die im Rahmen eines drittmittelgeförderten Projekts an einer Universität realisiert wird. Dennoch kommen auch hier die Vorgaben und Anforderungen der Agentur zur Sprache, die die App entwickelt – eine:r der weiteren zentralen Akteur:innen im Feld. Die spezifische Agentur im vorliegenden Fall ist in viele Museumsprojekte eingebunden und verfügt über eine umfassende Referenzenliste aus dem Museumsbereich. Im Rahmen der Forschung zum CHAPTER-Projekt habe ich auch ein Interview mit dem Geschäftsführer dieser Agentur durchgeführt, in welchem deutlich wurde, dass sich das Vorgehen nicht wesentlich von Projekten unterscheidet,

die von Museen beauftragt werden. Dennoch können durch den ethnografischen Zugang neben den Konzepten und Erwartungen der Museen und Designer:innen auch die Perspektive der Nutzenden berücksichtigt werden, um die Potenziale und die Agency der digitalen Anwendung zu verdeutlichen (Collins et al. 2017: 116).

Auf Grundlage der Analyse meiner Daten, aus den verschiedenen Testing-Sessions im CHAPTER-Projekt, wurde die Erwartung von Produzent:innen digitaler Anwendungen und Museumsmitarbeitenden deutlich, dass das digitale Angebot durch eine partizipative Einbindung in die App- und Inhaltsentwicklung verbessert wird. Elemente von partizipativer Technikentwicklung finden sich in vielen digitalen Projekten von Museen, die versuchen, zielgruppenorientiert zu arbeiten. Inwieweit dieses Vorgehen eine Strategie ist, um Partizipation im digitalen Bereich von Museum zu etablieren, wird an anderer Stelle im Ergebnis dargestellt (Dittgen 2026).

Die Vor- und Nachgespräche zum Termin mit dem Medienzentrum Frankfurt sowie zum App-Testing im Humboldtforum haben online über Zoom und Big Blue Button stattgefunden. In beiden Fällen wurde ich von meinen Feldpartner:innen eingeladen, an diesen Gesprächen teilzunehmen und habe einen Zugangslink per Mail erhalten. Im Analogen wie auch im Digitalen ist der bereitgestellte Zugang durch die Feldpartner:innen entscheidend. Die Kommunikation innerhalb solcher Projekt-Teams läuft weitestgehend digital ab, die Teammitglieder sitzen nur selten im selben Büroraum. Fast alle für das Projekt relevanten Dateien werden digital erstellt und gespeichert zusätzlich wird per Mail oder in einem Messenger-Dienst kommuniziert. Um die Entwicklung von digitalen Anwendungen im Museum zu ethnografieren, ist es daher unabdingbar, auch die digitalen Kommunikationsinstrumente der Projektteams einzubeziehen. Der projektinterne Austausch geschieht auch über Projektmanagementtools, wie Stackfield, Monday oder Trello, wie das dritte Beispiel aus meinen Case Studies verdeutlicht. Die ethnografische Beforschung dieser digitalen Projektmanagementtools, wie Stackfield im Falle des Open History-Projekts am HMF, ermöglicht, die internen Abläufe der Projekte nachvollziehen zu können, Diskussionen in Form von Chatverläufen der projektbeteiligten Akteur:innen zu verfolgen und auf umfangreiches Datenmaterial zurückzugreifen. Die Verlagerung kommunikativer und organisatorischer Arbeitsprozesse in digitale Kanäle ist nicht spezifisch für das Arbeiten an digitalen Museumsprojekten. Onajomo Akemu und Samer Abdelnour zeigen anhand zweier empirischer Beispiele, wie in der Organisationsethnografie digitale Methoden angewendet werden (Akemu und Abdelnour 2020). Die Aufgabe von Forscher:innen besteht darin, „participants’ interactions across physical and digital sites“ zu verfolgen (ebd.: 16). Dabei heben sie zwei zentrale Modi hervor: digital as archive und digital as process. Im ersten Ansatz folgen die Forschenden digitalen Spuren wie E-Mail-Logs und anderen Dokumenten, während im zweiten die digitale Teilnahme im Vordergrund steht. Wie auch in meiner Forschung zeigt sich, dass eine

Kombination beider Vorgehensweisen sowie der Wechsel zwischen Offline- und Online-Forschung sich als zielführend erweist. Was digital und was analog in der Forschung stattfindet, lässt sich in der Erhebung nicht trennscharf separieren. In den beiden Fallbeispielen meiner Forschung, in denen Workshops und Testing-Sessions vor Ort ethnografisch begleitet wurden, wurde währenddessen auch immer wieder auf ein digitales Gerät zurückgegriffen. An den Treffen, die im Vorlauf und zur Nachbesprechung stattfanden, konnte ich als Forscher aus pragmatischen Gründen häufig nur digital teilnehmen. Gleichzeitig vervielfältigen sich durch den digitalen Zugang die Teilnahmemöglichkeiten für mich als Forscher. Der Feldaufenthalt, in dem die Datenerhebung stattfindet, ob analog oder digital, ist immer begrenzt, und nicht alle Prozesse in den Projekten lassen sich direkt begleiten. Der Feldzugang ist, wie in vielen Feldforschungen, immer durch die Feldpartner:innen begrenzt, auch wenn digitale Zugänge zu Projektmanagementtools eine nähere Teilnahme ermöglichen.

Digitalität im Museum, oder digital-partizipative Anwendungen die an Museen implementiert werden, sind weder ausschließlich online noch ausschließlich offline zu beforschen. Eine teilnehmende Beobachtung zu Anlässen wie Workshops und bei Teambesprechungen, oder das Durchführen von Interviews reichen nicht aus, um komplexe Fragestellungen zu beantworten. Es wird vielmehr deutlich, dass eine Verschränkung dieser Methodik mit einem Forschungsvorgehen, das die digitale Arbeitswelt der Akteur:innen, den digitalen Projektalltag und die digitalen Anwendungen einbezieht, erforderlich ist.

Fazit

Um digitale Partizipation im musealen Bereich zu ethnografieren und das Zusammenspiel von Kuration, Stakeholder:innen und digitalen Anwendungen zu beforschen, wie ich es für mein Promotionsprojekt realisiere, braucht es in der Erhebung einen Methodenmix, der Akteur:innen und digitale Formate gleichermaßen berücksichtigt und Raum für Vielschichtigkeit schafft. Digitalität wird durch die Akteur:innen, die an den Museen tätig sind oder sich als Stakeholder:innen im weiteren Umfeld bewegen, ausgehandelt.

Die etablierten Methoden der EKW eignen sich weiterhin, um Praktiken, wie sie in den Workshops und Testing-Sessions zur App-Entwicklung vorzufinden sind, zu beforschen, auch wenn diese Forschungsfelder digital durchdrungen sind, denn sie finden vor Ort unter Beteiligung verschiedener Akteur:innen statt. Was die Teilnehmer:innen auf den Displays ihrer mobilen Endgeräte machen und wie sie mit Technik im Museumssetting interagieren, kann durch teilnehmende Beobachtung und in Ergänzung mit Interviews untersucht werden. Es bedarf darüber hinaus jedoch einer stärkeren Einbindung der digitalen Anwendungen und des dabei zu

bedienenden Interfaces, wie es beispielsweise die Walkthrough-Methode und ihre Weiterentwicklungen ermöglicht.

Um die Aushandlungsprozesse bezüglich Digitalität, Partizipation und Museum innerhalb einzelner Projekte und ganzer Museumsorganisationen zu beforschen, werden zudem digitale Projektmanagement-Tools zum Gegenstand der Forschung. Hier laufen die interne Kommunikation und Dokumentation, die in den Projekten stattfinden, zusammen. Dies spiegelt sich in einer Vielzahl von Daten und Dokumenten wider, wie Chatverläufen, To-Do-Listen und Zeitplänen, die durch Interviewtranskripte und Beobachtungsprotokolle ergänzt werden, um die notwendige Vielschichtigkeit zu schaffen.

Im Kontext der Museumsethnografie, wie ich sie zu Beginn des Textes skizziert habe, bedeutet dies, dass ich zur ethnografischen Beforschung digitaler Partizipation im musealen Bereich auf die Konzepte des „deep hanging out“ (Geertz 1998) und des „going behind the scenes“ (MacDonald 2002) zurückgreife. Dabei beschränke ich mich jedoch nicht nur auf die Teilnahme vor Ort in Workshop- und Testumgebungen, sondern erweitere die ethnografische Forschung in die digitalen Arbeitsbereiche der Museumsakteur:innen ebenso wie in die digitalen Nutzungspraktiken der Besucher:innen und Kooperationspartner:innen.

Literatur

- Akemu, Onajomo, und Samer Abdelnour. 2020. „Confronting the Digital: Doing Ethnography in Modern Organizational Settings.“ *Organizational Research Methods* 23 (2): 296–321. <https://doi.org/10.1177/1094428118791018>.
- Amelang, Katrin. 2023. „Wie Apps erforschen? Zum Zusammentreffen neuer Forschungsgegenstände und alter Methoden.“ *Hamburger Journal für Kultur-anthropologie* (HJK) 16: 11–28.
- Auer, Herrmann. 1974. „Denkschrift Museen: zur Lage der Museen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West).“ *Denkschriften zur Lage der Deutschen Wissenschaft*. Boldt.
- Baumgärtner, Tobias. 2024. „A Software Framework for Mobile Apps in the Museum Application Domain.“ Gabler Theses. Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-44367-2>.
- Baur, Joachim. 2015. „Museumsanalyse: Zur Einführung.“ In *Museumsanalyse: Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes*, 2. Aufl., herausgegeben von Joachim Baur. Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement: 7–14. transcript Verlag.
- Bennett, Tony. 1995. „The Birth of the Museum: History, Theory, Politics.“ Repr. Culture: Policies & Politics Series. Routledge.

- Bernhardt, Johannes C., Julia Linke, Christiane Lindner, Marvin Gedigk, und Silke Hockmann, Hg. 2022. „Creative Collections: digitale Wege ins Museum.“ Badisches Landesmuseum.
- Boast, Robin. 2020. „Future, What Future?“ In *43 neue Beiträge zur Diskussion über die Zukunft des Museums*, herausgegeben von Joachim Baur: 79–84. transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839452707-010>.
- Boersma, Susanne. 2022. „The Aftermaths of Participation: Outcomes and Consequences of Participatory Work with Forced Migrants in Museums.“ transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839464113>.
- Büchel, Julia. 2022. „Repräsentation – Partizipation – Zugänglichkeit: Theorie und Praxis gesellschaftlicher Einbindung in Museen und Ausstellungen.“ transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839457078>.
- CHAPTER. o. J. „About“. Zuletzt abgerufen am 13.05.2025. <https://projectchapter.eu/About>.
- Cohn, Miriam. 2014. „Teilnehmende Beobachtung.“ In *Methoden der Kulturanthropologie*, herausgegeben von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber: 71–85. Bern: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Collins, Samuel Gerald, Matthew Durrington, Paolo Favero, Krista Harper, Ali Kenner, und Casey O'Donnell. 2017. „Ethnographic Apps/Apps as Ethnography.“ *Anthropology Now* 9 (1): 102–118. <https://doi.org/10.1080/19428200.2017.1291054>.
- Deutscher Museumsbund, Sarah Metzler, und David Vuillaume. 2019. „Hauptsache Publikum!: Besucherforschung für die Museumspraxis.“ Deutscher Museumsbund. <https://www.museumsbund.de/wp-content/uploads/2019/03/handreichung-web-190325.pdf>.
- Faubion, James D., und Michael M. J. Fischer. 2009. „The Ethics of Fieldwork as an Ethics of Connectivity, or The Good Anthropologist (Isn't What She Used to Be).“ In *Fieldwork Is Not What It Used to Be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition*, herausgegeben von James D. Faubion und George E. Marcus: 145–164. Cornell University Press. <http://www.jstor.org/stable/10.7591/j.ctt7zfjh.11>.
- Garsten, Christina. 2017. „Small Places, Big Stakes: Meetings as Moments of Ethnographic Momentum.“ In *Meeting Ethnography*, herausgegeben von Adrienne Sörbom: 126–42.
- Garsten, Christina, und Anette Nyqvist. 2013. „Organisational Anthropology: Doing Ethnography in and among Complex Organisations.“ Pluto Press.
- Geertz, Clifford. 1998. „Deep Hanging Out.“ *The New York Review of Books*.
- Geismar, Haidy. 2012. „Museum + Digital.“ In *Digital Anthropology*, herausgegeben von Heather A. Horst und Daniel Miller: 266–287.
- Gesser, Susanne, Hg. 2012. „Das partizipative Museum: Zwischen Teilhabe und User Generated Content; neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen.“ Transcript.
- Ginsberg, Rachel, Johannes C. Bernhardt, und Christiane Lindner, Hg. 2022. „Transformation des Museumserlebnisses: Ein Toolkit.“ Badisches Landesmuseum.

- Herzberg, Johann, Hg. 2023. „*Impulse & Tools für die digitale Kulturvermittlung. museum4punkto workbook*.“ museum4punkto.
- Historisches Museum Frankfurt. Zuletzt abgerufen am 16.05.2025. <https://historisches-museum-frankfurt.de/de/open-history-frankfurt>.
- International Council of Museums. o. J. „*Museum Definition*“. Zuletzt abgerufen am 13.05.2025. <https://icom.museum/en/resources/standards-guidelines/museum-definition/>.
- Katharina Böttger, Erik Jacobs, und Lisa Voigt. 2016. „*Stadtlabor Sommertour 2016: Projektdokumentation Sommertour – Stadtlabor Unterwegs, 26. Juni Bis 29. September 2016*.“ Frankfurt am Main: Henrich Druck + Medien.
- Kulturstiftung des Bundes. o. J. „*dive in. Programm für digitale Interaktionen*“. Zuletzt abgerufen am 17.12.2024. https://www.kulturstiftung-des-bundes.de/de/projekte/erbe_und_vermittlung/detail/dive_in_programm_fuer_digitale_interaktionen.html.
- Hoffmann, Hilmar, und Dieter Kramer. 2013. „Kultur für alle. Kulturpolitik im sozialen und demokratischen Rechtsstaat.“ *Kulturelle Bildung Online*. <https://doi.org/10.25529/92552.410>.
- Light, Ben, Jean Burgess, und Stefanie Duguay. 2018. „The Walkthrough Method: An Approach to the Study of Apps.“ *New Media & Society* 20 (3): 881–900. <https://doi.org/10.1177/1461444816675438>.
- Macdonald, Sharon. 2002. „*Behind the Scenes at the Science Museum: Materializing Culture*.“ Berg.
- Macdonald, Sharon. 2011. „*A Companion to Museum Studies. Blackwell Companions in Cultural Studies*.“ Wiley-Blackwell.
- Macdonald, Sharon. 2015. „Museen erforschen. Für eine Museumswissenschaft in der Erweiterung.“ In *Museumsanalyse: Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes*, herausgegeben von Joachim Baur: 49–70. transcript Verlag..
- Macdonald, Sharon, Christine Gerbich, und Margareta Von Oswald. 2018. „No Museum Is an Island: Ethnography beyond Methodological Containerism.“ *Museum and Society* 16 (2): 138–156. <https://doi.org/10.29311/mas.v16i2.2788>.
- Marcus, George E. 1995. „Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography.“ *Annual Review of Anthropology* 24: 95–117.
- Misoch, Sabina. 2019. „*Qualitative Interviews*.“ 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110545982>.
- Murphy, Oonagh. 2022. „*Künstliche Intelligenz und Museen: Ein Toolkit*.“ Badisches Landesmuseum.
- museum4punkto. o. J. „*museum4punkto – Digitale Vermittlung im Verbund für alle*“. Zuletzt abgerufen am 17.12.2024. <https://www.museum4punkto.de/>.
- Parry, Ross D. 2013. „The End of the Beginning: Normativity in the Postdigital Museum.“ *Museum Worlds* 1 (1): 24–39. <https://doi.org/10.3167/armw.2013.010103>.

- Piontek, Anja. 2017. „Museum und Partizipation: Theorie und Praxis kooperativer Ausstellungsprojekte und Beteiligungsangebote.“ transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839439616>.
- Polson, P.G., Lewis, C., Rieman, J., Wharton, C. 1992. „Cognitive walkthroughs: a method for theory-based evaluation of user interfaces (opens new window)“: *International Journal of Man-Machine Studies Archive*, 36 (5): 741–773.
- Presser, Helmut. 1970. „Das Museum – gestern, heute, morgen.“ In *Das Museum der Zukunft*, herausgegeben von Gerhard Bott: 211–220. DuMont Schauberg.
- Reitstätter, Luise. 2017. „Making Museum Apps Matter?“ In *Art & Design Education in Times of Change*, herausgegeben von Ruth Mateus-Berr und Luise Reitstätter: 87–94. De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110528329-015>.
- Renz, Thomas, und Vera Allmanritter. 2024. „Besucher:innenforschung 2024: Herausforderungen, Zukunftsperspektiven und aktuelle Erkenntnisse des Besucher:innenforschungssystems KulMon.“ Schriftenreihe Besucher*innenforschung des Instituts für Kulturelle Teilhabeforschung, Nr. 2. Berlin.
- Ritter, Christian. 2022. „Rethinking Digital Ethnography: A Qualitative Approach to Understanding Interfaces.“ *Qualitative Research* 22 (6). <https://doi.org/10.1177/14687941211000540>.
- Schramm Pia; Bareither, Christoph. 2025. „Designing a Museum App for Political Engagement. Reflections on the CHAPTER Project for Museum Practitioners, Educators and App Designers.“ EKW-Verlag.
- Simon, Nina. 2010. „The Participatory Museum.“ Museum 2.0.
- Stalder, Felix. 2016. „Kultur der Digitalität.“ Suhrkamp.
- Thanner, Sarah. 2024. „Smarte Alltagsdinge im Werden: Von (T)Räumen anwendungsorientierter Forschung zwischen Wissensproduktion, politischem Innovationsnarrativ und Produktversprechungen.“ In *Kulturwissenschaften und neue Technologien. Zwischen Technikentwicklung und öffentlichen Diskursen*, herausgegeben von Johannes Moser und Libuše Hannah Vepřek: 45–64. transcript Verlag. <https://doi.org/doi:10.1515/9783839472101-003>.
- Trischler, Ronja. 2022. „Digitale Kreativarbeit beobachten.“ In *Organisationen in Zeiten der Digitalisierung*, herausgegeben von Corinna Onnen, Rita Stein-Redent, Birgit Blättel-Mink, Torsten Noack, Michael Opielka und Katrin Späte: 195–210. Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-36514-1_11.
- Truschkat, Inga, Manuela Kaiser-Belz, und Vera Volkmann. 2011. „Theoretisches Sampling in Qualifikationsarbeiten: Die Grounded-Theory-Methodologie zwischen Programmatik und Forschungspraxis.“ In *Grounded Theory Reader*, herausgegeben von Günter Mey und Katja Mruck. 2. Auflage VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Waern, Annika, Anders Løvlie, Kevin Bacon, Nikita Mathias, Lina Eklund, Paulina Rajkowska, Jocelyn Spence u. a. 2022. „Hybrid Museum Experiences: Theory and Design.“ Amsterdam University Press. <https://doi.org/10.5117/9789463726443>.

- Weber, Katja. 2012. „OSTEND // OSTANFANG. Ein Stadtteil im Wandel: Die erste partizipative Stadtlabor-Ausstellung des Historischen Museums Frankfurt.“ In *Das partizipative Museum*, herausgegeben von Susanne Gesser, Martin Handschin, Sybille Lichtensteiger und Angela Jannelli: 246–250. Transcript.
- Welz, Gisela. 1998. „Moving Targets: Feldforschung unter Mobilitätsdruck.“: *Zeitschrift für Volkskunde*: 203–218.
- Welz, Gisela. 2013. „Die Pragmatik ethnografischer Temporalisierung. Neue Formen der Zeitorganisation in der Feldforschung.“ In *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*, herausgegeben von Sabine Hess, Johannes Moser und Maria Schwertl: 39–54.

Design-anthropologische¹ Experimente mit Forschungspartner:innen aus dem Informationsdesign² Ein Werkstattbericht

Isabella Kölz

Einleitung

Gemeinsam Layouten zwischen Papieren und Pixeln

„So, dann kopier‘ ich es jetzt einfach hier rein und wenn wir jetzt Glück haben – ha – hat geklappt, neue Fußzeile drin und alles passt auf die Doppelseite“, murmelt Luk³ zufrieden, den Blick konzentriert auf seinen großen gewölbten Bildschirm

- 1 Design Anthropology hat sich – wie die Kulturanthropologinnen Ton Otto und Rachel Charlotte Smith beschreiben – seit den frühen 2000er Jahren als eigenständige (Sub-)Disziplin mit spezifischen Konzepten, Methoden und einem „distinct style of knowing“ (Otto und Smith 2013: 2) etabliert (Kölz 2022; Miller 2017; Murphy 2016). Nach Christine Miller handelt es sich dabei um ein transdisziplinäres Feld, das sich noch immer „in the making“ befindet (Miller 2017: 6) und von Akteur:innen aus Design und den Anthropologien gemeinsam gestaltet wird. Typisch für designanthropologische Forschung sind kollaborative, angewandte und projektförmige Ansätze, die kreative und gestalterische Kompetenzen mit einer anthropologischen Aufmerksamkeit für alltägliche Lebenswelten verbinden (Miller 2017: 7) und etablierte ethnografische Methoden durch gestalterisch-experimentelle Zugänge erweitern (Criado 2020: 48).
- 2 Informationsdesign beschreibt die Gestaltung von „Informationen, Kommunikation, Interaktionen, virtuellen Welten, Prozessen, Strukturen und Daten“ (Zec 1988: 22). Es wird dazu eingesetzt, „komplexe (Roh)daten“ durch gestalterische Mittel (beispielsweise Infografiken, Farben, Layouts) zu ordnen und „verwertbar“ in unterschiedlichen Formen, Medien und Anwendungsbereichen (beispielsweise Flyern, Smartphone-Apps, Plakaten oder Ausstellungen) zu vermitteln (Stocker und Weber 2016).
- 3 Zum Umgang mit Anonymisierung und Pseudonymisierung: Vor, während und nach Beendigung der Feldforschung sprach ich immer wieder mit Forschungspartner:innen darüber, wie sie in meinen und unseren Texten genannt oder anonymisiert werden möchten. So klärte ich vor dem Fakultätsrat, dass gemeinsame Texte/Projekte zwischen Forschungspartner:innen und mir (auf den Wunsch aller Beteiligten hin) als Co Autor:innenschaften unter Klarnamen veröffentlicht werden und unsere/meine Texte keine Rückschlüsse auf Studierende oder Lehrende der Fakultät bieten, die darum nicht ausdrücklich gebeten hatten. „Anonymisierung und Pseudonymisierung als Aushandlungsprozess“ (Nimführ 2023: 208) wird im Kontext

gerichtet, die linke Hand an der Maus; der Zeigefinger der rechten deutet ausgestreckt auf das vor ihm angezeigte InDesign-Dokument. „Yes!“, kommentiere ich unseren Formatierungserfolg und zerknülle meinen Zettel auf dem ich „Änderungen für Fußnoten“ händisch (mit der jeweiligen Nummerierung sowie Seitenzahl im Word- wie im InDesign-Dokument) notiert hatte. Besagtes Word-Dokument wird nun durch Luk auf seinem zweiten Bildschirm herangezoomt – er scrollt darin nach unten, hebt den Blick vom Bildschirm zu mir und sagt grinsend: „Dann sind es jetzt ja nur noch die Kleinigkeiten im Fließtext, oder?“ Ich nicke, schaue von Luk zum Zweitbildschirm (Word), zurück auf den großen (InDesign) und dann auf die Papiermappe in meinem Schoß: hier liegt – ausgedruckt und versehen mit Klebenotizzetteln, gelben und pinken Textmarker-Hervorhebungen und handschriftlichen Notizen – das gleiche Word-Dokument, das vor uns auf dem Zweitbildschirm digital angezeigt wird. Luk – jetzt wieder auf den großen Bildschirm fokussiert – springt scrollend die Doppelseitenansicht des InDesign-Dokuments in Miniaturansicht durch bis zum Schmutztitel. Dort halten der Cursor und sein Blick kurz inne, seine linke Hand tastet nach einem Blatt Papier vor ihm, er nimmt es auf, schaut kurz darauf und scheint sich zu vergewissern, dass seine händischen Skizzen vom Aufbau der Doppelseiten mit dem übereinstimmen, was der große Bildschirm gerade digital anzeigt. Mein Blick oszilliert zwischen den Papieren vor uns auf dem Schreibtisch und ihren digitalen Geschwistern auf den beiden Bildschirmen hin und her – ich suche Seite drei (hier muss ein Komma raus) – und überfliege den digitalen Text vor mir, von dem ich – bis gerade – völlig vergessen habe, dass er mehr ist als eine Ansammlung von Zeichen, die – jetzt, final und dann für immer – so gesetzt werden sollen, dass ich mich nicht dafür schämen muss, eine Dissertation über „gutes Design(en)“ (Kölz 2025) geschrieben zu haben, die dann nicht sauber gelayoutet ist. Auf der Suche also, nach einem fehlenden Satzzeichen unter sehr vielen Zeichen auf einer digitalen Buch-Doppelseite, erkenne ich die Buchstabenfolge L-u-k – während der reale Luk neben mir ebenfalls auf den Bildschirm starrt, denn – wie ich jetzt verstehe – überfliegen wir gerade unsere einleitenden Gedanken zum Layout der Studie. Vor meinen Augen verwandeln sich die Zeichen, die ich gerade auf ihre formelle Korrektheit prüfe, zurück in Informationen und Inhalte. Ich muss schmunzeln, denn ich werde an die absurde Tatsache erinnert, dass Luk (Informationsdesigner, Forschungspartner und Para-Ethnograf) und ich (kollaborierende Ethnografin, designierte Doktorin, Para-Designerin) einen Text setzen, in dem wir beide gleichzeitig Protagonist:innen wie dessen Autor:innen sind und der eben das diskutiert, was wir hier gerade tun: das (kollaborative) Gestalten von Informationen (aka Informationsdesign). Während wir also diese kollaborative Ethnografie zu Fragen des guten (Informations)Gestaltens und dem transdisziplinären Experimentieren zwischen Design und Anthropologien in das Layout eines Open-Access-E-Books für den Veichtaer Universitätsverlag einpflegen, reproduzieren

meines Dissertationsprojektes also zum konsensuellen Kompromiss und bleibt fall- und kontextabhängig.

wir eine (para-ethnografische) Situation und ein Set von designanthropologisch-kollaborativen Praktiken, die – seit Beginn unserer (feld)forschenden Zusammenarbeit im Oktober 2019 – unser gemeinsames experimentelles Tun zwischen/durch/mit digitalen und analogen Daten, Tools, Dingen, Technologien und Methoden prägen: Wir gestalten gemeinsam Informationen darüber, wie wir gemeinsam Informationsdesign(en) design-anthropologisch befragt, diskutiert, ausprobiert und dabei (ethnografisch) beforcht und gedeutet haben. Vertieft in meine methodologischen Metagedanken verschwimmen sie, die digitalen und die analogen Zeichen mit in mir verkörperten Erinnerungen an Erlebtes, Gedachtes sowie Gelesenes aus sechs Jahren Kollaboration und ich denke an den Sozialanthropologen Luke Eric Lassiter, an „collaboration at every stage of the ethnographic process, from fieldwork to writing and back again“ (Lassiter 2005: 15) und wie verrückt ich es finde, dass unser kollaborativ-ethnografisches Experimentieren nun ein – ebenfalls kollaborativ gestaltetes – Buch wird. „Hier“ höre ich Luk in meine Gedanken sagen, mein Blick stellt sich wieder scharf und wendet sich erst Luks Gesicht, dann seinem auf den großen Bildschirm gerichteten Finger zu. „Da muss das Komma raus, oder?“, fragt er, bewegt erst seinen Zeigefinger am Bildschirm, dann mit der rechten Hand zwei auf meinen Textausdruck gerichtete Finger und unsere Blicke wandern mehrfach zwischen analogem und digitalem Text hin und her, bis ich nicke und Luk dann dabei zuschaut, wie er ein Komma in der In-Design-Datei auf Seite drei streicht, während ich mit meinem Bleistift diese Änderung im Textausdruck, der vor mir auf meinem Schoß liegt, abhake.

Zeitgleich zur Entstehung dieses Beitrags arbeiteten Forschungspartner Luk und ich zwischen händischen Skizzen, Ausdrucken, Notizzetteln und vielen „finalen“ Versionen unterschiedlicher digitaler Bild-Text-Dateien und Programme am Satz des Verlagsmanuskripts meiner kumulativen Dissertation. Unsere stetig zwischen Papieren auf dem Schreibtisch und Pixeln auf den Bildschirmen wandernden Blicke zeugen nicht nur davon, wie digital und analog in unserem Tun, Denken und Forschen verschränkt sind (und damit unsere kollaborativen Wissensproduktionsmodi prägen). In unserem Layoutprozess wird auch sichtbar, worauf Lina Franken und Sabina Mollenhauer im Ankündigungstext zur Tagung „Digitale Methoden und Daten in Ethnografie und qualitativer Forschung“ verweisen: Digitalisierung durchdringt und wandelt „Felder kulturwissenschaftlich-ethnografischer Forschung“, während gleichzeitig „zunehmend alle Forschungsbereiche von Sammlung über Auswertung und Niederschrift bis hin zur Verbreitung von Ergebnissen“ von digitalen Methoden, Werkzeugen und Daten bestimmt sind (Franken und Mollenhauer 2024, o.S.). Mein Beitrag folgt damit der Einladung der Tagung, Einblicke in und Erfahrungen aus konkreten kulturwissenschaftlich-ethnografischen Forschungen im Zusammenhang mit digitalen Methoden und Daten zu teilen. Experimentieren ist „unabhängig von der Erweiterung auf digitale Felder (...) für alle qualitativ-ethnografischen Forschungsbereiche (...) möglich und notwendig, um die Ver-

schränkungen von Digital und Analog greifen zu können“ (ebd.). Deshalb diskutiert dieser Werkstattbericht ausschnitthaft Erfahrungen aus design-anthropologischen Experimenten mit Forschungspartner:innen aus dem Informationsdesign. Dabei gehe ich, mit Blick auf die Fragen dieses Tagungsbandes, auf Veränderungen und Erweiterungen tradierter ethnografischer Methoden im Kontext digitalisierter Lebenswelten ein.

Das Ziel dieses Beitrags ist damit keinesfalls eine Systematisierung unseres methodischen Vorgehens mit Blick auf die „Weiterentwicklung von Methoden“ (ebd.), sondern ein Versuch, Einblicke in das konkrete Experimentieren zwischen (den sehr häufig als dichotom begriffenen Sphären) digital/analog, online/offline beziehungsweise Kunst/Wissenschaft, Design/Anthropologien, Lai:innen/Expert:innen zu geben. Der Beitrag versucht daher, „digitale Methoden (...) Formen des Umgangs mit digitalen Daten“ sowie „Überschneidungen beider Bereiche und deren Verstrickungen in Forschungsfelder“ (ebd.) im Zusammenhang mit Erfahrungen und Experimenten zu diskutieren, die kollaborativ-ethnografisch zwischen 2019 und 2024 entstanden sind. Die im Folgenden vorgestellten Beispiele sollen damit fortsetzen, wozu uns die Tagung bereits Raum gemacht hat: Konkret davon zu berichten, wie etablierte qualitativ-kulturwissenschaftliche ethnografische Methoden (viele davon entstanden in Zusammenhängen vor „dem tiefgreifenden Wandel der Digitalisierung“ (Franken 2023: 3)) gegenwärtig in unseren Forschungsprojekten und -feldern verändert und erweitert werden. Aufbauend auf einem ausschnitthaften „Bericht aus unserer design-anthropologischen Werkstatt“, greift der vorliegende Beitrag reflektierend die Frage der Tagung auf, wie ethnografische und qualitative Ansätze zwischen digitalen wie analogen Methoden und Daten eingesetzt werden können (Franken und Mollenhauer 2024). Kollaboration hat sich in diesem Zusammenhang auch als geeigneter Zugang erwiesen, um mit Forschungspartner:innen zu arbeiten, deren Alltage als Informationsgestalter:innen stets bedingt sind durch die Verknüpfungen und Übersetzungen zwischen Digital und Analog.

Um einen kontextualisierten Einblick in unser transdisziplinäres Experimentieren zwischen digitalen und analogen Praktiken, Werkzeugen und Daten zu ermöglichen, ist der Beitrag wie folgt aufgebaut: ich führe knapp in das Forschungsfeld (einer Fakultät für Gestaltung) und darauf aufbauend in methodisch-methodologische Konzepte unserer Studie um das Lehren und Lernen „guten (Informations)design(en)s“ ein, um anschließend drei Beispiele unserer design-anthropologischen „experimental collaborations“ (Criado und Estalella 2018) im Kontext digitaler Methoden/Daten eines kollaborativ-ethnografischen Forschungsprojektes vorzustellen. Der Schluss reflektiert unser design-anthropologisches Experimentieren mit Blick auf die Frage nach den Möglichkeiten digitaler Methoden und Daten als Erprobungen einer „Ethnography in the mode of Design Anthropology“ (Kölz 2024).

Feldforschung an einer Fakultät für Gestaltung

Im Zeitraum von Oktober 2019 bis Oktober 2021 forschte ich kollaborativ-ethnografisch mit Studierenden und Mitarbeitenden einer Fakultät für Gestaltung an einer deutschen Hochschule für angewandte Wissenschaften⁴ mit einem Schwerpunkt auf Kommunikations- und Informationsdesign:

„Vier Semester nahm ich an Veranstaltungen der Fakultät teil und begleitete, zu Beginn teilnehmend-beobachtend (Cohn 2014) dann immer stärker kollaborativ ethnografierend (Lassiter 2005), Mitarbeitende und Studierende in ihrem alltäglichen Tun. Neben einzelnen Bachelorkursen forschte ich ab dem Wintersemester 2019/2020 mit den zehn Studierenden eines Jahrgangs des Masterstudiengangs Informationsdesign, die ich von ihrem ersten Semester bis zu ihrem Abschluss begleitete. Hierbei beschäftigten mich Fragen um das Deuten und Aushandeln dessen, was gestalterische Arbeit für meine Forschungspartner:innen bedeutet und wie Informationsdesign gelehrt und gelernt wird“ (Kölz 2025: 4).

Die Feldforschung an der Fakultät verlief über vier Semester und damit in der für den Masterstudiengang vorgesehenen Regelstudienzeit. Zwischen 2019 und 2021 entstanden Projekte, Beziehungen und Verbindungen, die bis heute zwischen mir und Forschungspartner:innen bestehen, in denen wir uns begegnen, uns austauschen, zusammen (über unser Tun) schreiben, gestalten oder im Kontext aktivistischer Aktionen zusammenkommen.

Gestalterische Arbeit?!

In Anlehnung an die politikwissenschaftlichen Überlegungen von Klaus Schubert und Martina Klein verstehe ich Arbeit in diesem Beitrag im Sinne einer praxistheoretischen Perspektive als „eine (...) menschliche – sowohl körperliche als auch geistige – Tätigkeit, die insbesondere dazu dient, die zur Existenzsicherung notwendigen Mittel zu beschaffen“ (Schubert und Klein 2020: o.S.). Darüber hinaus lässt sich Arbeit auch „immer [als] eine technisch-kulturell geprägte Form der Auseinandersetzung mit der jeweiligen Umwelt“ und mit dem eigenen Selbst beschreiben. In diesem Sinne wird sie als „ein gestaltender, schöpferisch produzierender und sozialer, zwischen Individuen vermittelnder Akt“ verstanden, der entscheidenden Einfluss auf „die Verteilung individueller Lebenschancen, das Selbstwertgefühl und die Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft“ (ebd.) nimmt.

4 In Folgendem nutze ich für die Hochschule, an der die Feldforschung stattfand, das Pseudonym „Hochschule für angewandte Wissenschaften (HfaW)“ und bezeichne die dortige Gestaltungsabteilung als „Fakultät Gestaltung (Fakultät G.)“.

Für die hier umrissene Untersuchung sind insbesondere ethnografische Zugänge zu Formen von Eigenarbeit (Nebelung 2007), prekären Lebens- und Arbeitsverhältnissen (Götz und Lemberger 2009; Schönberger und Springer 2003), der Ästhetisierung von Arbeit (Sutter und Flor 2017), ihrer Entgrenzung (Herlyn et al. 2009) sowie zu Wissensarbeit und arbeitsbezogenem Wissen (Koch und Warneken 2012) prägend für mein Verständnis von gestalterischer Arbeit, wie sie gemeinsam mit meinen Forschungspartner:innen ethnografisch gedeutet wurde. Gestalterische Arbeit bezieht sich in diesem Zusammenhang auf (geistige, körperliche und diskursive) Praktiken von Akteur:innen des Informationsdesigns, die sich durch analoge wie digitale Formen der Informationsgestaltung „schöpferisch“ (Schubert und Klein 2020: o.S.) mit sich selbst, ihrem Fach, dessen Aufgaben und gesellschaftlicher Relevanz sowie mit ihrer sozialen und materiellen Umwelt auseinandersetzen. Gleichzeitig zielt das Studium darauf, Studierenden durch gestalterische Tätigkeiten eine Basis für ihre berufliche Existenzsicherung im Sinne (entlohnter) Arbeit zu schaffen. Die Alltage an der Fakultät G. deute ich als durch postfordistische Bedingungen geprägt: Die Folgen neoliberaler Reformen im Hochschulbereich, die häufig prekären Arbeits- und Lebensverhältnisse sowie die Entgrenzung von Arbeit zeigen sich im Spannungsfeld der Positionen der Fakultätsakteur:innen als Kreative, Studierende und Hochschulangehörige (Kölz 2025: 27ff.; Kölz 2023a). Ihre Praktiken finden dabei oftmals in Eigenarbeit und unter den Bedingungen eines „Kreativitätsdispositives“ (Reckwitz 2012) statt. Das zentrale Erkenntnisinteresse meiner Feldforschung an der Fakultät bestand darin, wie in diesem Kontext – auch in Zusammenarbeit mit mir als Ethnografin – Aushandlungsprozesse darüber stattfinden, was gutes Design(en) und damit gelingende gestalterische Arbeit ausmacht.

Während der Feldforschung fanden zahlreiche situative Gespräche (Deppermann 2000) statt. Bereits in den ersten Wochen wurde ich von Studierenden wie Lehrenden eingeladen, mich aktiv an Lehrveranstaltungen und studentischen Projekten zu beteiligen und war darüber hinaus auch in außerakademische soziale Aktivitäten eingebunden. Durch das so entstandene gemeinsame Forschen mit, zu und durch Informationsdesign (erweitert um design-anthropologische Zugänge) nahm meine Forschung eine angewandte (vgl. van Willigen 2002; Klocke-Daffa 2019) und kollaborative (Lassiter 2005: 83) Form an und fand in design-anthropologischen Experimenten (Criado 2020: 48), in der Fakultät, studentischen WG-Zimmern, Chatgruppen sowie Videokonferenzen statt (Kölz 2023a, 2023b, 2024).

Zwischen para- und collaborative Ethnography: Zentrale methodologisch-methodische Konzepte

Im Begleiten von und im gemeinsamen Forschen mit Studierenden und Lehrenden in Lehrveranstaltungen der Fakultät G. erfahre ich Design(en) gedeutet als Werkzeug zur Gestaltung „guter“ Lebens- und Umwelten und einer „besseren“ Zukunft (Kölz 2023a: 177). Gleichzeitig lerne ich die Akteur:innen der Fakultät (gedeutet mit den Sozialanthropologen Douglas Holmes und George E. Marcus) als „cultures of expertise“ (2008) in der Gestaltung einer (guten/besseren) Welt kennen, die sich mit sehr ähnlichen Themen und Debatten beschäftigen (Kölz 2023a: 177), wie ich sie zeitgleich in den Humanities wahrnehme. Ebenfalls nutzen viele Lehrende und Studierende methodische Ansätze aus der empirischen Sozialforschung (z. B. Befragungen, Wahrnehmungsspaziergänge oder unterschiedliche Formen von Interviews und (teilnehmender) Beobachtung) für gestalterische Projekte und die Lehre (Kölz 2025, Kölz 2024, Kölz 2023a, 2023b). Daher begreife ich die Akteur:innen der Fakultät G. in meiner Studie nach den Sozialanthropologen Holmes und Marcus als Para-Ethnograf:innen (2008), „die in ihrem alltäglichen Tun Kultur (semiotisch) decodieren, (re)codieren und damit deuten und analysieren, um als Designer:innen Lebenswelten gestalten zu können“ (Kölz 2025: 7). Ausgehend von diesem Verständnis der Fakultät G. als „epistemic community“ (Haas 1992), deren Akteur:innen – gedeutet als Para-Ethnograf:innen (Marcus 2005) – mich dazu einladen, gemeinsam zu und mit Design zu forschen, wird meine Forschung kollaborativ (Lassiter 2005). Der Politikwissenschaftler Peter M. Haas beschreibt „epistemic communities“ als „a network of professionals with recognized expertise and competence in a particular domain and an authoritative claim to policy relevant knowledge within that domain or issue-area“ (Haas 1992: 2). Mit Blick auf die Arbeiten von Holmes und Marcus verstehen Criado und Estalella „epistemic communities“ als „public institutions, activist collectives, artistic spaces and laboratories“ (Criado und Estalella 2018: 1), zu denen ich auch die Fakultät G. zähle. Marcus und Holmes deuten para-ethnografisches (und damit kollaboratives) Forschen als Umfunktionierung ethnografischer Methodologie in sogenannten Expert:innenfeldern:

„If we study not only the practice of statistical modes of knowledge-making, then what other kinds of ‚native points of view‘ remain to study in the domain of experts? Here we suggest a particular strategy for re-functioning ethnography around a research relation in which the ethnographer identifies a para-ethnographic dimension in such domains of expertise – the de facto and self-conscious critical faculty that operates in any expert domain as a way of dealing with contradiction, exception, facts that are fugitive, and that suggest a social realm not in alignment with the representations generated by the application of the reigning statistical mode of analysis.“ (Marcus und Holmes 2008: 236)

Mit Blick auf diesen Sammelband möchte ich deutlich machen, dass sich Informationsgestalter:innen – im „Design des politischen Westens“ – als Expert:innen für Digitalisierung und das „effektive Übersetzen“ großer komplexer Datensätze in „verwertbare“ Information verstehen und gesellschaftlich auch als solche gedeutet werden und wurden (Kölz 2025: 65). Informationsdesign etabliert sich im späten 20. Jahrhundert als Disziplin, Dienstleistung und Studiengang mit dem Anspruch, komplexe Daten durch grafische Mittel – etwa Text-, Bild- und Zeichensysteme – in effizient erfassbare Formen zu übersetzen (Stocker und Weber 2008: 17f.). Meine Formulierung „Design(en) des politischen Westens“ verweist darauf, dass im Kontext meines Forschungsprojekts kaum Perspektiven, Theorien oder historische Entwicklungen außerhalb Europas bzw. Anglo-Amerikas berücksichtigt werden. Die behandelten Fragen zur Informationsgestaltung speisen sich nahezu ausschließlich aus einem „europäischen Designbegriff“ (Selle 1973), der – im Zuge europäischer Industrialisierung – eine neue Berufsgruppe und Form der Lohnarbeit beschreibt: Designer:innen entwerfen „westliche“ (Industrie-)Produkte, ohne sie selbst in Masse zu produzieren (Schweppenhäuser 2016: 1ff.). Dieses „Design(en) des politischen Westens“ ist in kapitalistischen, imperialistischen und kolonialen Strukturen entstanden (Kalantidou und Fry 2014: 5) und verweist auf Theorien und Praktiken, die „aus einer eurozentristischen Perspektive entstanden und koloniale Strukturen in der Gegenwart weiter aufrecht“ erhalten (Devenich 2023: o.S.). Etabliert in eben diesen Strukturen eines Designs des politischen Westens, verstehen sich Informationsdesigner:innen als jene, die (qualitativ wie quantitativ) komplexe Informationen selektieren, organisieren und präsentieren (Hartmann 2008: 23ff.), um diese „verständlich“ und „zielgruppengerecht aufzubereiten“ (Waller 2008 [1996]: 3) und so positiv auf die Welt einzuwirken. Bereits in den 1920er Jahren beschreibt Otto Neurath Informationsgrafiken als „Transformierer“, die komplexe Daten in verständliche Modelle übersetzen (Stoffels 2021: 16) und spätestens ab den 1990er Jahren positioniert „information design“ Gestalter:innen als zentrale „Informations-Architekt:innen“ (Wurman 1997), die dem „Informationsüberfluss des digitalen Zeitalters mit Struktur und Klarheit begegnen sollen, um komplexe Inhalte intuitiv zugänglich zu machen“ (ebd.: 12). Diese Konzepte fanden und finden breite Rezeption und Anwendung (z. B. Rascão 2016; Anderson 2020; Klyn 2021).

Damit beschäftigen – dies sollte auch die Vignette des gemeinsamen Layoutprozesses mit Forschungspartner Luk zeigen – meine Forschungspartner:innen von der Fakultät G. ganz ähnliche Fragen mit Blick auf digitale Methoden und Daten, wie sie sich die diesem Band zugrunde liegende Arbeitstagung der Kommission Digitale Anthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft gestellt hat. Mein empirisches Material, aber auch gegenwärtige designwissenschaftliche Literatur beispielsweise im Zusammenhang von Social Design oder Transformationsdesign (Kölz 2023a) machen in diesem Zusammenhang deutlich, dass die Akteur:innen der Fakultät G. Informationsgestaltung als Werkzeug für

die Gestaltung und Veränderung von Lebenswelten (durch das Gestalten von z. B. (digitalen) Produkten, Infrastrukturen und Informationen) deuten, die sie (um sie zu gestalten) selbst untersuchen, deuten und Lösungen für deren Probleme finden wollen (Kölz 2025: 9). In den Worten von Marcus und Holmes, habe ich es mit „cultures of expertise“ zu tun die selbst „producers of cultural analysis“ sind (Holmes und Marcus 2005: 236). Damit nahm ich plötzlich an der Produktion eben jener Zusammenhänge und Aushandlungen teil, die ich ethnografieren wollte. Nach Marcus hatte das spezifische Setting der Fakultät mich – „die Ethnografin“ – zu einer Forscherin gemacht: „who works with ‚counterparts‘ rather than ‚others‘, and who engages in ‚epistemic partnerships‘ constructed around shared concerns“ (Marcus 2008: 12). Unser „shared concern“ war – sehr verkürzt – die Frage, wie Informationsdesign funktioniert. In meiner Dissertation beschreibe ich dieses „becoming para-ethnographers“ in den ersten Wochen an der Fakultät G. wie folgt:

„Ich begann mein Promotionsprojekt mit der sehr vagen Frage, wie Designer:innen lernen zu designen und dadurch lernen, wie sie unseren Alltag gestalten. Die meisten Personen, die ich in den ersten Wochen an der Fakultät traf, waren mehr als bereit, mit mir über diese Frage zu diskutieren. Nicht nur das – sie fanden mein Projekt spannend und nahmen mich sofort in ihre epistemic community auf. Da meine Forschungspartner:innen es gewohnt sind, interdisziplinär zu arbeiten, betrachteten sie mich nicht als Ethnografin, die von außen kommt, um über das Leben an der Fakultät zu forschen – sie betrachteten mich, als das, was auch sie waren: Menschen, die zu Design forschten oder es studierten.“ (Kölz 2025: 6).

Gemeinsam und kollaborativ zu Informationsgestaltung zu forschen (forschen zu wollen?) wurde dadurch verstärkt, dass, wie Marcus schreibt „[the] reflexivity of the subject exists in, or overlaps with, the same intellectual universe that informs the researcher“ (Marcus 2008: 12). Ein Blick auf die Leseempfehlungen der Fakultät für Erstsemester-Studierende im Master des Informationsdesigns macht dies besonders deutlich, denn Studierende sollen neben Einführungen in das wissenschaftliche Arbeiten und designwissenschaftlicher Literatur auch Texte zur Kulturtheorie, etwa von Flusser oder Habermas, sowie soziologische und kulturwissenschaftliche Einführungen zu Digitalisierung lesen (ebd.). Verdichtet zu einer Vignette aus Feldnotizen des ersten Herbstes an der Fakultät G. schreibe ich hierzu später:

„Da ich an der Fakultät also weitestgehend als Forschungskollegin verstanden wurde, die sich auch für die vielen Fragen rund um Informationsdesign interessierte, begannen sowohl Studierende als auch Dozierende, Projekte mit mir zu teilen, luden mich ein, mit ihnen zusammenzuarbeiten und zu experimentieren, und engagierten sich sehr für mein Promotionsprojekt, mit dem ich versuchte,

etwas über ihre Art der Wissensproduktion und ihren Alltag zu erfahren“ (Kölz 2025: 6).

Als Ethnografin aus der Arbeitskulturenforschung interessierte ich mich anfangs zentral für die Arbeits- und Wissenspraktiken an der Fakultät G., die vor allem geprägt schienen durch das Aushandeln von Studierenden und Lehrenden dessen, was „gutes Design(en)“ für ein „gutes Leben“ oder eine „gute Zukunft“ sein kann (Kölz 2025, Kölz 2023a, Kölz 2023b). Da ich mit Para-Ethnograf:innen, einer epistemic community und cultures of expertise forschte, fand das Beforschen von „gutem Design(en)“ in Zusammenarbeit mit den Akteur:innen der Fakultät G. statt. Die beiden Fragenkomplexe (Wie geht Design? Wie können wir es kollaborativ beforschen?) sowie mein/unser (theoretisches, praktisches, inhaltlich-thematisches und methodisch-methodologisches) Aushandeln darin bedingen sich damit gegenseitig.

Mit dem methodisch-methodologischen Zuschnitt der Arbeit als kollaborative Ethnografie mit Designer:innen verstanden als Para-Ethnograf:innen und mir als Ethnografin in der erweiterten Rolle einer Para-Designerin, Co-Lecturer und Projektpartnerin, berührt mein Forschungsprojekt damit zentrale methodologische Fragen des Ethnografierens (Kölz 2024): Welche methodologischen Konzepte greifen, welche (Rollen)Verständnisse von Ethnograf:in und Forschungspartner:innen (Blank und Nimführ 2023) nehmen wir ein, wenn unsere Forschungspartner:innen uns dazu einladen, gemeinsam (ihre/unsere) Lebenswelten zu erforschen und wie verändert und erweitert design-anthropologisch-kollaboratives Forschen (Criado 2020) damit etablierte „Normen und Formen“ (Criado und Estalella 2018) sowie „Ethiken ethnografischer Forschung“ (Hammersley 2020)?

Einblicke

Reflecting on Collaborating Experimentally

Die Kulturanthropologen Tomás Sánchez Criado und Adolfo Estalella haben 2018 – aufbauend auf den Überlegungen von Holmes und Marcus – mit ihrem Konzept der „experimental collaborations“ an Fragen um das Forschen mit para-ethnografischen Ansätzen und Wissensgemeinschaften angeknüpft: Criado und Estalella beschreiben das Forschen in, mit und durch epistemic communities als Situationen, in denen die „traditionellen Tropen“ feldforscherischer Begegnungen (also Nähe und Distanz) durch eine Ästhetik der Kollaboration bei der Wissensproduktion ersetzt oder mit ihr verbunden werden (Criado und Estalella 2018). Für sie bedeutet Kollaboration, dass Ethnografie durch Prozesse materieller und sozialer Interventionen erfolgt, die das Feld zu einem Ort der „epistemic collaboration“ machen:

„Through creative interventions that unfold what we term ‚fieldwork devices‘ (...) anthropologists engage with their counterparts in the field in the construction of joint anthropological problematizations“ (Criado und Estalella 2018: 2).

In Bezug auf Criado und Estalella beschreibe ich die Fakultät für Gestaltung als einen Ort epistemischer Zusammenarbeit und experimenteller Interventionen (Kölz 2025: 14). Meine Forschung basiert somit auf verschiedenen Formen der experimentellen und damit intervenierenden Kollaboration im Feld, gestützt auf unterschiedliche digitale wie analoge fieldwork devices und unterschiedlichen daraus resultierenden Wissensproduktionsmodi (ebd.: 38), die – weil ich mit Informationsgestalter:innen zu Informationsgestaltung forsche – immer zwischen digitalen und analogen Zusammenhängen ausgehandelt und zu konkreten (digitalen wie analogen) Praktiken unseres design-anthropologischen Tuns werden.

Im Folgenden stelle ich drei Situationen solcher „creative interventions“ sowie aus ihnen während der Feldforschung entstandener „fieldwork devices“ vor. Diese Einblicke in mein Material sollen aufzeigen, wie kollaborative Ethnografie sich im Rahmen unserer experimental collaborations „ins Digitale erweitert und für die Erforschung digital durchdrungener Alltage auch ‚offline‘ verwendet werden“ kann (Franken und Mollhauer 2024: o.S.).

First Things First: Becoming a Member of an Epistemic Community

Über zwei Jahre nahm ich an (Lehr-)Veranstaltungen der Fakultät G. teil und begleitete Mitarbeitende und Studierende in ihrem alltäglichen Tun an der Hochschule. Neben einzelnen Teilnahmen an Bachelorkursen forschte ich ab dem Wintersemester 2019/2020 mit zehn Masterstudierenden, die ich von ihrem ersten Semester bis zu ihrem Abschluss begleitete; viele Forschungspartner:innen arbeiten in unterschiedlichen Zusammenhängen bis heute noch mit mir zusammen (Kölz 2025: 5). Verdichtete Felddagebucheinträge lassen mich diese erste prägende Zeit im Feld wie folgt beschreiben:

„Das erste große Seminar im Ersten Master-Semester ist das ‚Design Labor‘: Alle Studierenden stellen hier die Projekte vor, mit denen sie sich drei Semester bis zur Abschlussarbeit beschäftigen wollen und arbeiten im Labor gemeinsam an diesen Projekten. Die Dozentin des Design Labors hat mich noch vor Beginn des Seminars dazu aufgefordert, ebenfalls mein Projekt (und damit meinte sie mein Dissertationsprojekt) mit in den Kurs zu bringen und so – genau wie die anderen Studierenden – daran zu arbeiten. In diesem Kurs habe ich also alle Übungen

und Aufgabenstellungen⁵, bis zum Ausstellen meines ‚finalen‘ Projekts aus dem Design Labor bei der Semesterendausstellung mitgemacht. Die MA-Studierenden haben dann (wie sie auf meine Nachfrage sagten, ganz selbstverständlich) mein Projekt auch in die Projektdokumentation der Gruppe aufgenommen, mein Semesterprojekt gleichwertig mit ihren ausgestellt und mir ein FHWS Namensschild für die Semesterausstellung gebastelt (auf dem Stand: Isabella Kölz, 1. Master Semester)“ (Kölz 2025: 17).

Second: Jointly Becoming Design-Ethnographers

Gemeinsam im Rahmen von Lehrveranstaltungen mit Studierenden und Lehrenden Informationsdesign(en) zu lernen bzw. lehren, verschob unseren jeweiligen Status als Expert:innen oder Lai:innen (oft fließend und im Abstand weniger Minuten) von einem Ende des Expertise-Spektrums zum anderen – je nachdem, ob es gerade um 3-D-Modelling oder die Konzeption von Gender in einem Seminar zu Transformationsdesign ging. Damit begegneten wir uns in unserem gemeinsamen Beforschen von, mit, zu und durch Informationsdesign quer zur Dichotomie zwischen Lai:innen und Expert:innen (Dietzsch 2012: 366). Stattdessen nahmen wir uns – in der Begrifflichkeit Criados und Estalellas – als „epistemic partners“ (2018: 3) wahr, vereint in einem gemeinsamen Interesse um design-anthropologisches Experimentieren und Informationsgestaltung. Weil dieses experimentelle para-ethnografische Tun die methodisch-methodologische Grundlage für unsere experimental collaborations bildet, biete ich auch an dieser Stelle wieder verdichtete Feldnotizen aus dem ersten Semester an der Fakultät G. ein:

„Meine Forschungspartner:innen mussten mir in den ersten Wochen bei fast allen Aufgaben des Seminars helfen – ich war schließlich keine Designerin. Also versuchten wir, gestalterische Methoden für mein kulturanthropologisches Projekt zu adaptieren und ich übte mich in ganz unterschiedlichen gestalterischen Methoden, was mir (wie sich an vielen Stellen meines Feldtagebuchs zeigt) anfangs schwerfiel. Ein weiterer Modus unseres kollaborativen Arbeitens im Design Labor, war das gemeinsame Diskutieren der Projekte. Hier kam mir schnell die Rolle einer ‚Theoretikerin‘ zu, sodass meine Forschungspartner:innen Input bei mir suchten, wenn es um Konzepte wie Gender, Politik, Raum oder Erinnerung ging, zu denen sie versuchten einen Zugang über theoretische Texte und Literatur zu finden oder wenn sie sich mit empirischen Erhebungsmethoden auseinandersetzten“ (Kölz 2025: 17).

5 Im Designlabor erarbeiten wir über visual mind maps, Recherche, Präsentations- und Feedbackrunden gemeinsam Wissen – auch über die Projekte der Kommiliton:innen (Kölz 2025: 43ff.).

Durch das gemeinsame Studieren und Lehren werden Studierende, Lehrende und ich zu Co-Ethnograf:innen und Co-Designer:innen und damit zu Forschenden, die gemeinsam etwas für sie Neues ausprobieren: Informationsgestaltungs- und -ausbildung via design-anthropologischer Experimente, in denen wir gleichzeitig Lai:innen und Expert:innen sind (Kölz 2025: 77f.). Damit machen uns unsere experimentellen Kollaborationen – angelehnt an Marcus' Überlegungen zu para-ethnography (2008) – zu „para-design-anthropologists“ (Kölz 2025: 78). Hierin hatte (vor Beginn unserer Zusammenarbeit in Lehrveranstaltungen) keine:r von uns viel Expertise. Die Empirische Kulturwissenschaftlerin Ina Dietzsch hebt in diesem Zusammenhang hervor, dass wissenschaftlich-künstlerische Kollaborationen aufgrund von sich vervielfältigender „Trennungen zwischen Laienschaften und Professionalitäten“ anfällig für „[tief] im Alltagsverständnis verankert[e] (...) Fiktionen“ über die jeweils „andere“ (künstlerische oder wissenschaftliche) Wissensproduktion sind, die Dietzsch als „Fallstricke“ für interprofessionelle Kollaborationen zwischen Künstler:innen und Wissenschaftler:innen deutet (Dietzsch 2012: 366). Als para-design-anthropologists ohne große Expertise in der Design Anthropology fühlten wir uns untereinander in vielen Situationen gemeinsam als „non-experts“ (beispielsweise, wenn wir Fotoethnografie als Recherche-Methode für ein gestalterisches Semesterprojekt ausprobierten). Gleichzeitig konnten wir – in unterschiedlichen Rollen gegenüber unterschiedlichen Akteur:innen – als Expert:innen unserer jeweiligen Disziplinen sowie unseres design-anthropologischen Experimentierens auftreten.

Third: Joint Design-Anthropological Knowledge Making via Field Work Devices

Die epistemic collaborations zwischen meinen Forschungspartner:innen und mir vollziehen sich – im Sinne des Kulturanthropologen Keith M. Murphy (2016) – in allen drei von ihm beschriebenen Modi der Begegnung zwischen Design und Anthropology: Im Begegnungsmodus „Anthropology of Design“ (ebd.: 433) wird Design(en) selbst zum Gegenstand ethnografisch-kulturanthropologischer Analyse. Wenn ich als Ethnografin die Aushandlungen meiner Forschungspartner:innen teilnehmend beobachte und diese akteur:innenzentriert sowie praxistheoretisch verstehend deute, bewege ich mich in diesem Modus. Im Rahmen unserer Begegnungen als „Anthropology for Design“ (ebd.: 435) werden ethnografische und kulturanthropologische Konzepte und Methoden gezielt in Designprozesse eingebracht. Der Begegnungsmodus „Design for Anthropology“ (ebd.: 435) beschreibt Projekte, in denen Ethnograf:innen experimentell gestalterische und ethnografische Methoden miteinander kombinieren. Auch ich habe meine ethnografische Praxis in vielen Situationen durch gestalterische Mittel erweitert, etwa durch Visual Mind-Maps, Comics, Grafiken oder literarisch-gestalterische Fiktionen und spekulative Szenarien (Kölz 2025: 12).

Im Folgenden habe ich drei fieldwork devices ausgesucht, um ausschnittshaft zeigen zu können, über welch unterschiedliche Werkzeuge und Zugänge sich das kollaborative Ethnografieren an der Fakultät gestaltete und wie sich dieses experimentelle, kollaborative Vorgehen dabei als flexibler Zugang zur Erforschung der Verschränkungen von Digital und Analog im Alltag der Akteur:innen der Fakultät G. herausstellte.

Fieldwork Device One: Abendvortrag mit Treppenwitz

Nach dem ersten Monat meiner Feldforschung wurde ich von Dozierenden an der Fakultät G. eingeladen, noch zum Ende des Semesters einen Abendvortrag im Zusammenhang mit meinem Forschungsprojekt zu halten. Für mich bot sich hier eine methodisch wertvolle Möglichkeit, mich und meine (unsere?) Forschungsarbeit an der Fakultät zu präsentieren, da sowohl fast alle Dozierende als auch zahlreiche Studierende anwesend waren. Weil durch (digitale) Präsentationen gestützte Vorträge immer auch Versuche von Informationsdesign sind (viel komplexe Information soll durch grafisch-textliche Unterstützung effizient und effektiv vermittelt werden), ermöglichte es mir der Vortrag mit anschließender Diskussion als experimentelles fieldwork device, mein Forschungsdesign zur ethnografischen Erforschung der Alltage an der Fakultät G. in Form eines (digitalen) Informationsdesigns (meiner Folienpräsentation) mit den Akteur:innen der Fakultät zu teilen. An eben diesem Treppenwitz entlang strukturierte ich auch den Vortrag. Damit hatte ich 45 Minuten Zeit, meine bisher gesammelten Feldmaterialien, Daten, Hypothesen, Fragen und methodisch-methodologisches Vorgehen im Feld zu präsentieren.

Ich versuchte daher im Vortrag aufzuzeigen, wie ich – mit Hilfe „meiner“ digitalen wie analogen Methoden Informationen an der Fakultät erhob, wie mein Forschungsdesign sich zur para-ethnography erweitert hatte, was dies für (auch forschungsethische) Fragen mit Blick auf die durch mich (uns?) erhobenen Daten aufwarf und wie ich – seit kurzem Co-Studentin und Co-Dozentin aus der Informationsgestaltung – nun Informationsgestalter:innen mit Hilfe von Informationsgestaltung erläutern wollte, wie ich vermute, wie sie Informationsgestaltung deuten, Information gestalten und was ihre Aufforderung, mich aktiv in ihre Seminare einzubringen und gemeinsam zu forschen, mit dem Forschungsdesign der Studie machte. Ganz bewusst und mit Blick auf Criados und Estalellas Konzept der creative interventions, versuchte ich den Vortrag zum Ende des ersten Feldforschungssemesters als fieldwork device zu nutzen, um mich als Ethnografin und epistemische Partnerin zu positionieren, die „ihren“ Co-Design-Ethnograf:innen vom aktuellen Stand ihrer (unserer?) Studie berichtet. Schon während des Vortrags stellten Fakultätsangehörige Fragen, kommentierten das von mir präsentierte empirische Material, die Schlüsse und Theoretisierungen, die ich daraus zog (oft humorvoll) oder stellten Nachfragen, wenn ich über die Grenzen von Nähe und Distanz in ethnografischer Forschung sprach. In der anschließenden Diskussion

wurde rege, offen, interessiert aber vor allem gemeinsam zu meinem (unserem?) Forschungsprojekt diskutiert und Feedback gegeben. Direkt im Anschluss an den Vortrag meldeten sich viele Studierende, um sich über Projekte und Abschlussarbeiten auszutauschen. Auch erreichten mich E-Mails oder es begegneten mir Forschungspartner:innen in der Fakultät, die mir (digital wie analog) Texte, Projekte, Designs und Bücher zukommen ließen, die sie als interessant im Kontext meines Dissertationsprojektes sahen oder mich ansprachen, ob ich zu einem bestimmten Thema Literatur empfehlen könnte.

Im und nach dem Vortrag trat damit ein, was Criado und Estalella als „joint anthropological problematization“ (2018: 4) beschreiben: Das fieldwork device „Vortrag im Feld“ eröffnete mir die Möglichkeit, fakultätsöffentlich über (das Werden) des Forschungsprojektes zu berichten und damit gemeinsam mit Forschungspartner:innen an diesem zu denken und so kollaborativ und zwischen unseren Disziplinen Wissen zu gestalterischer und ethnografischer Wissensproduktion zu produzieren. Weil der Vortrag intervenierend die ethnografische Forschung aus ihrer black box holte, hatte ich ein wirksames kollaborativ-ethnografisches device für die joint anthropological problematization erprobt, dass es uns erlaubte, gemeinsam (zwischen und über) unsere Disziplinen und ihre (digitalen wie analogen) Formen und Modi von Wissensproduktion zu forschen (Kölz 2025: 43). Die Notizen und Tonaufnahmen, die ich im Zusammenhang mit dem Abendvortrag erstellte, trugen maßgeblich zur finalen Struktur und Schwerpunktsetzung der Studie bei, denn alles Aufgezeichnete dreht sich um die Frage, wie „gutes Design(en)“ gelingen kann.

Fieldwork Device Two: Discovering Digital Teaching Together

Das zweite hier vorgestellte fieldwork device macht für mich besonders deutlich, dass kollaborative Ethnografie ein Set von Möglichkeiten eröffnete, verschränkt in und zwischen Digital und Analog zu forschen. Aufgrund der Verordnungen durch die COVID-19 Pandemie fand mein zweites Semester an der Fakultät G. via virtueller Teilnahme an Videokonferenzen oder in sehr kleinen Runden in den WG-Wohnzimmern studentischer sowie den Büros dozierender Forschungspartner:innen statt. In diesem Zuge war ich gezwungen, mein Forschungsvorhaben neu zu konzipieren und methodisch anzupassen. Da ich durch die enge Zusammenarbeit mit den Akteur:innen der Fakultät im Wintersemester 2019/2020 bereits als „Teil der Mastergruppe“ und als „Ethnografin der Fakultät“ wahrgenommen wurde, ermöglichten mir viele Lehrende weiterhin eine (zunächst digitale, später hybride) Teilnahme an ihren Lehrveranstaltungen. Auch Studierende integrierten mich in Chatgruppen und luden mich zu (virtuellen wie analogen) Treffen außerhalb der Lehrzeiten ein, in denen wir uns regelmäßig austauschten und gemeinsam mit digitalen Gestaltungswerkzeugen an unseren Semesterprojekten arbeiteten. Anders als von Laura K. Otto und Nicole Philipp Jahnke für viele ethnografische

Projekte „in pandemischen Zeiten“ beschrieben, musste ich mein Forschungsvorhaben also nicht unterbrechen (Otto und Jahnke 2021: 58). Dennoch warf die Pandemie – und mit ihr die sich ständig wandelnden Sicherheitsbestimmungen an der Fakultät G. – methodisch-methodologische Fragen auf, insbesondere in Bezug auf meinen kollaborativen Zugang zum Feld. Damit konfrontierten mich ähnliche Herausforderungen, wie sie Otto und Jahnke in ihren „Überlegungen zur ethnografischen Praxis seit COVID-19“ diskutieren – etwa anhand der Frage, „wie (gut) Ethnograph:innen ‚other’s lived realities from afar‘ (Käihkö 2021: o. S.) verstehen können“ (ebd.).

Rückblickend erkenne ich, dass sowohl Studierende als auch Lehrende – gemeinsam mit mir – ihre und unsere „lived realities“ an der Fakultät notgedrungen „from afar“ etablieren mussten. Nicht nur meine ethnografische Teilhabe, sondern nahezu alle Aspekte von Studium und Lehre fanden (zumindest im Sommersemester 2020) primär digital statt. Dadurch verlagerte sich unser kollaboratives Tun von überwiegend physischen zu überwiegend virtuellen Begegnungen. Mit der umfassenden Verschiebung von Lehre und Studium ins Digitale entstand eine neue, gemeinsam entwickelte Form gestalterischen Lehrens/Lernens/Forschens, die sich über „technologiebasierte Zugänge“ (Otto und Jahnke 2021: 59) konstituierte. Diese Situation führte auch dazu, dass die zentrale Fragestellung meiner Studie (wie kann „gute“ Gestaltungslehre [unter pandemischen Bedingungen] gelingen?) von allen Beteiligten immer wieder diskutiert, in Lehrveranstaltungen erprobt und in studentischen Projekten verhandelt wurde. Über das digitale und anschließende hybride Semester hinweg wurden die meisten Beziehungen zwischen Forschungspartner:innen und mir – getragen von unserem Anliegen, weiterhin Gestaltungslehre aufrecht erhalten zu können – näher und tiefer. Gleichzeitig eröffneten sich für mich als nun digital agierende Ethnografin erweiterte methodische Möglichkeiten und Experimente im Sinne neuer fieldwork devices, die – durch technologische Zugänge erweitert – zu kollaborativen Werkzeugen unseres gemeinsamen Forschens zu Informationsdesign wurden.

Beispielhaft hierfür möchte ich auf das Verfassen eines Exposees für ein gestalterisches Forschungsprojekt hinweisen, das in einem der Masterseminare im zweiten Semester an der Fakultät entstanden ist. Ziel des Seminares war es, „Strategische Kommunikation“ anhand der Realisierung eines Projektes im Kontext „Postwachstums Stadt“ zu erproben. In meinen verdichteten Feldnotizen schreibe ich hierzu:

„Für das Seminar war es nötig, ein Exposé für unser geplantes Forschungsvorhaben anzufertigen, indem wir ein Design zur partizipativen Stadtgestaltung entwickeln wollten: das gemeinsame Schreiben des Exposés war für mich ein ‚fieldwork device‘ in dem mir die Rolle der Schreiberin zukam (weil das Team fand, dass ich hier stark sei, während ich ja wirklich nicht Plakate gestalten

konnte). Weil das Schreiben über das, was wir machen wollten, immer auch eine Reflexionsaufgabe war („was machen wir eigentlich gerade?“) und mir die Rolle zukam, was mein Team dachte und mir in gesprochenem Wort sagte, in geschriebenes Wort umzuwandeln, erläuterten meine Forschungspartner:innen – zwischen Videokonferenzen, Mitschnitten und Transkriptionen dieser, digitalen kollaborativen Text- und Projekt-Tools, händisch angefertigten Skizzen (die als Fotos auf dem Display meines Smartphones und meinen analog angefertigten, dann fotografierten und digital geteilten Notizen) – mir ihr und unser Vorgehen und dessen Ziele, die ich dann aufschrieb, aufnahm, digital ablegte und teilte und die dann wieder vom Rest des Teams (in digitalen Tools, Sprachnachrichten oder beim Spaziergang zurück in die Stadt von einer hybriden Veranstaltung) kommentiert wurden. Diese ständigen Reflexions-Loops bis zur Fertigstellung des Exposés, für deren ‚Textwerdung‘ ich in der Gruppe verantwortlich war, war für mich ein ‚neues methodisches Instrument‘ um auch aus dem Home Office und zu den Bedingungen einer globalen Pandemie kollaborativ ethnografisch mit meinen Forschungspartner:innen zu forschen.“

Fieldwork Device Three: Cover gestalten

Eines der für mich erkenntnisreichsten fieldwork devices, das sich aus einer experimentellen Kollaboration mit Forschungspartner Luk ergab, war das gemeinsame Gestalten eines möglichen Buchcovers für meine noch nicht geschriebene Studie. Im Rahmen eines Doktorand:innenkolloquiums galt es, einen Klappentext für unsere zukünftigen Dissertationen zu verfassen. Während ich am Text arbeitete, wurde mir klar, dass das Schreiben über Gestaltung allein meinem bisherigen forschungspraktischen Vorgehen nicht gerecht werden würde. Text erschien mir als einziges Medium unangemessen, um dem Inhalt des Klappentextes darstellen zu können. Meine Forschung war mehr als Text, sie gestaltete sich über analoge wie digitale Skizzen, Collagen, Modelle, Zeichnungen, Diagramme und Illustrationen. Infolgedessen fragte ich Luk, ob er Interesse hätte, gemeinsam mit mir nicht nur den Klappentext, sondern auch ein Cover und Backcover zu entwerfen. Aus diesem Projekt entstand ein kollaborativer Reflexionsprozess, in dem Luk – einer meiner zentralen Forschungspartner – zunächst sprachlich formulieren musste, was er glaubte, was ich im Rahmen meiner Forschung über Informationsdesign gelernt und erforscht hatte, denn nur auf dieser Basis konnten wir das visuelle Konzept für das Buch entwickeln. So entstand ein Meta-Reflexions-fieldwork-device, das mir auf gestalterischem Wege erschloss, wie mein Forschungspartner selbst die Forschung verstand und mir damit neue Perspektiven – immer oszillierend zwischen Analog und Digital – auf mein ethnografisches Erkenntnisinteresse eröffnete.

Schluss

Take Aways from Experimenting Collaboratively

Die experimentelle Zusammenarbeit mit Forschungspartner:innen aus dem Informationsdesign veränderte mein Verständnis von Ethnografie, die ich im Zusammenhang mit unserer Studie als „Ethnografie im Modus Design-Anthropologie“ (Kölz 2024: 226) beschreibe: Design-anthropologische Forschung ist oft angewandt, kollaborativ und projektbasiert. Sie zielt darauf ab, die kreativen und gestalterischen Fähigkeiten von Designer:innen mit einer anthropologischen Sensibilität für die gelebte Erfahrung von Menschen zu verbinden (Miller 2017: 7), während sie (experimentell) etablierte anthropologische Methoden durch Design (Criado 2020: 48) und Design durch die Anthropologien (insbesondere durch Ethnografie) erweitert.

Der Wechsel von teilnehmender Beobachtung hin zur experimentellen Kollaboration, zur Beteiligung an studentischen Projekten, zur Entwicklung gemeinsamer Projekte und zur kollaborativen Erforschung meiner (unserer?) Fragen zur Designausbildung lies mich Ethnografie als zentrale Methode der Anthropologien neu denken und erweitern: Seit Beginn der Feldforschung war ich in Projekte involviert, die nicht bei der Kulturanalyse stehen blieben, sondern auf Intervention und Transformation ausgerichtet waren. Ich war und wurde Forschungspartnerin, Kollegin, Kommilitonin, Co-Designerin, Co-Autorin und Teil einer Gruppe von miteinander Forschenden, die Informationsdesign studieren und (und mit mir) ethnografische Methoden ausprobieren wollten, um gemeinsam Welt deuten, in ihr wirken und sie transformieren zu können (Kölz 2025: 51).

Mit Blick auf die Fragen nach digitalen Methoden und Daten, der Veränderung tradiertethnografisch-kulturwissenschaftlicher Methoden im Kontext digitalisierter Lebenswelten sowie Überschneidungen analoger und digitaler Bereiche und deren Verstrickungen in Forschungsfelder, lässt sich unser kollaboratives Experimentieren um Fragen des Lehrens und Lernens von Informationsdesign(en) rückblickend als ein methodisch-methodologisches Ver-rücken beschreiben: Ver-rückt hat sich meine Perspektive auf Design als Forschungsgegenstand wie methodisches Werkzeug (für Kollaboration und Experimente) als auch auf mein Selbstverständnis als Ethnografin. Durch die enge Zusammenarbeit mit meinen Forschungspartner:innen, die uns häufig als Comic-Figuren darstellten, die sich gegenseitig Deutungen unserer Wissensproduktionsmodi spiegeln, wurden nicht nur unsere Rollen und Beziehungen in der Feldforschung mehrdeutig und fluide. Sie wurden (kombiniert durch ethnografische und gestalterische Methoden) sichtbar gemacht, hinterfragt und transformiert. Diese Prozesse führten in meinen Reflexionen und wissenschaftlichen Texten zu einer ständigen Auseinandersetzung mit der Frage, wer ich als Ethnografin bin, sein kann, sein will oder vielleicht auch sein sollte – insbesondere im Kontext einer Forschung, die sich zwischen

Wissenschaft und Gestaltung, Analog und Digital sowie experimenteller Utopie und normierender Realität im Wissenschaftsbetrieb verortet.

Gleichzeitig war diese methodisch-methodologische Erweiterung zu einer (digitalen wie analogen) kollaborativen Ethnografie kein bloßes Ver-rücken etablierter disziplinärer Normen und Formen, sondern auch ein fortlaufendes Ver-(b)rücken zweier Disziplinen: Zwischen ethnografischen und gestalterischen Methoden, zwischen analogen und digitalen fieldwork devices, und nicht zuletzt zwischen Theorien, Deutungen und Vorstellungen, schlugen unsere aus der Feldforschung entstandenen design-anthropologischen Experimente Brücken zwischen dichotomen Vorstellungen um Lai:innen und Expert:innen, Kunst und Wissenschaft, ethnografischer und gestalterischer Forschung, Hochschulen und ganz besonders unterschiedlichen Akteur:innen. Der Einsatz gestalterischer wie experimenteller design-anthropologischer Werkzeuge wirkten dabei nicht nur auf die Datenerhebung und -analyse, sondern wurde selbst zu Formaten unserer Wissensproduktion und -präsentation. In der Verschränkung von Fragen und Zugängen aus Design und den Anthropologien entstanden so neue, geteilte Reflexionsräume für experimentelle Wissensproduktion an den verschwimmenden Grenzen unserer beiden Disziplinen. Diese forschungspraktischen wie -theoretischen Ver-(b)rückungen verstehe ich heute als zentrale Erkenntnisse unseres kollaborativen design-anthropologischen Tuns – und als Impulse für eine zukunftsgerichtete, experimentelle qualitative Forschungspraxis, die Gestaltung (analog wie digital) nicht nur zum Gegenstand, sondern auch zur Methode ethnografischen Forschens und zu einem möglichen Begegnungsmodus mit unseren Forschungspartner:innen und ihren gegenwärtigen, digital durchdrungenen Lebenswelten macht.

Literatur

- Anderson, Josh, Kathryn Torriano, und Zhu Peihong. 2020. „*Understanding information architecture*“. Precision Content.
- Blank, Martina, und Sarah Nimführ, Hg. 2023. „*Writing together: Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld*“. transcript.
- Cohn, Miriam. 2014. „Teilnehmende Beobachtung“. In *Methoden der Kulturanthropologie*, herausgegeben von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber: 71–84. Haupt Verlag.
- Criado, Tomás Sánchez. 2020. „Anthropology as a careful design practice?“ *Zeitschrift für Ethnologie – Journal of Social and Cultural Anthropology* 145 (1): 47–70.
- Criado, Tomás Sánchez, und Adolfo Estalella, Hg. 2018. „*Experimental collaborations: Ethnography through fieldwork devices*“. Berghahn Books.

- Deppermann, Arnulf. 2000. „Ethnographische Gesprächsanalyse: Zu Nutzen und Notwendigkeit von Ethnographie für die Konversationsanalyse“. *Gesprächsforschung: Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion* (1): 96–124.
- Devenich, Vanice. 2023. „(De-)Koloniale Designstrategien im Kontext Afrikas“. *transformazine. Studiengangsmagazin Transformation Design der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig*. <https://transformazine.de/de-koloniale-designstrategien-im-kontext-afrikas>.
- Dietzsch, Ina. 2012. „Theater und Wissenschaft im Dialog“. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 66 (3+4): 363–375.
- Franken, Lina. 2023. „Wissenschaftliches Arbeiten im Digitalen? Einleitung und Problemaufriss“. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 16: 3–10. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-2072>.
- Franken, Lina, und Sabina Mollenhauer. 2024. „Digitale Methoden und Daten in Ethnografie und qualitativer Forschung. 9. Arbeitstagung der Kommission Digitale Anthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft, 16. bis 18. September 2024 an der Universität Vechta.“ Über die Tagung. <https://www.uni-vechta.de/kulturwissenschaften/tagung>.
- Götz, Irene, und Barbara Lemberger, Hg. 2009. „Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen“. Campus.
- Haas, Peter M. 1992. „Introduction: epistemic communities and international policy coordination.“ *International Organization* 46 (1): 1–35.
- Hammersley, Martyn. 2020. „Ethics of ethnography.“ In *Handbook of research ethics and scientific integrity*, herausgegeben von Ron Iphofen: 445–457. Springer International.
- Hartman, Frank. 2008. „Geschichte: Informationsdesign“. In *Kompendium Informationsdesign*, herausgegeben von Wibke Weber: 23–52. Springer.
- Herlyn, Geritt, Johannes Múske, Klaus Schönberger, und Ove Sutter. 2009. „Ethnografische Arbeitskulturen-Forschung und Entgrenzungsprozesse“. In *Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen*, herausgegeben von Geritt Herlyn, Johannes Múske, Klaus Schönberger und Ove Sutter: 11–20. Mering.
- Holmes, Douglas R., und George E. Marcus. 2005. „Cultures of expertise and the management of globalization: Toward the re-functioning of ethnography“. In *Global Assemblages: Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems*, herausgegeben von Aihwa Ongans und Stephen J. Collier: 235–252. Wiley & Sons.
- Käihkö, Ilmari. 2021. „Conflict Ethnography: Instant Messaging Apps, Social Media and Conflict Ethnography in Ukraine“. *Ethnography* 21 (1): 71–91.
- Kalantidou, Eleni und Tony Fry, Hg. 2014. „Design in the Borderlands“. Routledge.
- Klocke-Daffa, Sabine, Hg. 2019. „Angewandte Ethnologie: Perspektiven einer anwendungsorientierten Wissenschaft“. Springer.

- Klyn, Dan. 2021. „Afterword.“ In *Conversation with Richard Saul Wurman. Advances in Information Architecture: The Academics/Practitioners Roundtable 2014–2019*: 295–299. Springer Professional.
- Koch, Gertraud, und Bernd Jürgen Warneken. 2012. „Wissensarbeit und Arbeitswissen: Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus.“ In *Wissensarbeit und Arbeitswissen: Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus*, herausgegeben von Gertraud Koch und Bernd Jürgen Warneken: 11–26. Campus.
- Kölz, Isabella. 2025. „Gutes Design(en). Kollaborative Ethnografie einer Fakultät für Gestaltung“. Universität Vechta. <https://doi.org/10.23660/voado-492>.
- Kölz, Isabella. 2022. „Lebenswelten gestalten: Neue Felder & Forschungszugänge einer Designanthropologie. Zur Einleitung“ In *Lebenswelten gestalten: Neue Felder & Forschungszugänge einer Designanthropologie (Alltag, Kultur, Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie 9)*, herausgegeben von Isabella Kölz und Michaela Fenske: 7–26. Königshausen & Neumann.
- Kölz, Isabella. 2023a. „Die Welt von morgen entwerfen: Design(en) als Zukunftsgestaltung.“ In *Zeit. Zur Temporalität von Kultur*, herausgegeben von Manuel Trummer, Daniel Drascek, Gunther Hirschfelder, Lena Möller, Markus Tauschek und Claus-Marco Dieterich: 176–185. Waxmann.
- Kölz, Isabella. 2023b. „The credo of good design. Morality as design practice in the academic training of information designers.“ In *Morality as organizational practice. (19th Workshop of the Section „Cultures of Work“ of the German Association of Cultural Anthropology and Folklore Studies)*, herausgegeben von Stefan Groth, Sarah May und Johannes Muske: 89–103. Waxmann.
- Kölz, Isabella. 2024. „Partizipieren und Positionieren. Ethnografie als ‚Experimental Collaboration‘ an einer Fakultät für Gestaltung.“ In „Position beziehen“, „Haltung zeigen“?! – *Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung*, herausgegeben von Marion Näser-Lather und Timo Heimerdinger: 191–213. Waxmann.
- Kölz, Isabella. 2025. „Ethnography in the Mode of Design Anthropology: A Field Report.“ In *The Routledge Companion to Practicing Anthropology and Design*, herausgegeben von Jenessa Mae Spears und Christine Z. Miller: 226–238. Routledge.
- Lassiter, Luke Eric. 2005. „*The Chicago Guide to Collaborative Ethnography*“. University of Chicago Press.
- Marcus, George E. 2000. „*Para-Sites: A Casebook against Cynical Reason*“. University of Chicago Press.
- Marcus, George E. 2008. „The End(s) of Ethnography: Social/Cultural Anthropology’s Signature Form of Producing Knowledge in Transition.“ *Cultural Anthropology* 23 (1):1–14.
- Miller, Christine. 2017. „*Design + Anthropology: Converging Pathways in Anthropology and Design*“. Taylor & Francis.

- Murphy, Keith M. 2016. „Design and Anthropology“. *Annual Review of Anthropology* 45: 433–449.
- Nebelung, Christine. 2007. „Pragmatismus und Eigensinn. Eigenarbeit in der ostdeutschen ländlichen Gesellschaft“. LIT.
- Nimführ, Sarah. 2023. „Politiken und Ethiken der Namensgebung in kollaborativen Schreibprojekten. Anonymisierungs- und Pseudonymisierungsverfahren zwischen Schutz und Bevormundung.“ In *Writing together: Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld*, herausgegeben von Martina Blank und Sarah Nimführ: 181–214. transcript.
- Otto, Laura K., und Nicole Philipp-Jahnke. 2021. „Wenn eine Pandemie interveniert: Überlegungen zur ethnographischen Praxis seit COVID-19.“ *Kulturanthropologie Notizen* 83: 58–72. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.83.7>.
- Otto, Ton, und Rachel Charlotte Smith. 2013. „Design Anthropology. A distinct style of knowing.“ In *Design anthropology: Theory and practice*, herausgegeben von Wendy Gunn, Ton Otto und Rachel Charlotte Smith: 1–33. Taylor & Francis.
- Rascão, José Poças. 2016. „Architecture of Information.“ In *Handbook of Research on Information Architecture and Management in Modern Organizations*: 24–60. IGI Global.
- Reckwitz, Andreas. 2012. „Die Erfindung der Kreativität: Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung“. Suhrkamp.
- Schönberger, Klaus, und Stefanie Springer, Hg. 2003. „Subjektiverte Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt“. Campus.
- Schubert, Klaus, und Martina Klein. 2020. „Arbeit“. In *Das Politiklexikon. Begriffe, Fakten, Zusammenhänge*. 7., aktual. u. erw. Aufl., herausgegeben von Klaus Schubert und Martina Klein. Bundeszentrale für politische Bildung. <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/politiklexikon/17088/arbeit/>.
- Schweppenhäuser, Gerhard. 2016. „Designtheorie“. Springer.
- Stocker, Karl, und Wibke Weber. 2008. „Kontext: Design.“ In *Kompendium Informativonsdesign*, herausgegeben von Wibke Weber: xi–xiii. Springer.
- Stoffels, Michaela. 2021. „Sprechende Zeichen: Das moderne Piktogramm zwischen Pädagogik, Politik und kulturellem Spiel.“ In *Die Gesellschaft der Zeichen: Piktogramme, Lebenszeichen, Emojis*, herausgegeben vom Leopold-Hoesch-Museum Düren / Museum für Neue Kunst Freiburg: 14–27. Walther und Franz König Verlag.
- Sutter, Ove, Valeska Flor und Klaus Schönberger. 2017. „Ästhetisierung der Arbeit: Eine Einleitung und ein Plädoyer für die Überwindung der Dichotomisierung von ‚Sozialkritik‘ und ‚Künstlerkritik‘.“ In *Ästhetisierung der Arbeit: Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus*, herausgegeben von Ove Sutter und Valeska Flor: 27–29. Waxmann.
- Van Willigen, John. 2002. „Applied anthropology: An introduction“. Bergin & Garvey.

- Waller, Rob. 2016 [2008]. „The Origins of the Information Design Association“. University of Reading. https://www.robwaller.org/IDA_ori%20ogins_RW.pdf.
- Wurman, Richard Saul. 1997. „*Information Architects*“. Graphis Inc.
- Zec, Peter. 1988. „*Informationsdesign: Die organisierte Kommunikation*“. Edition Interform.

Kontext, Kontext, Kontext

Der methodologische Beitrag geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung zu iterativer Entwicklung von Forschungssoftware

Sabina Mollenhauer

Open Research im interdisziplinären Kontext

Im Zuge der zunehmenden Forderung nach offenen Daten stehen die Geistes- und Sozialwissenschaften (GSW) unter Druck, ihre Daten digital teilbar zu gestalten. Dies ist in anderen wissenschaftlichen Disziplinen bereits länger und in größerem Umfang Praxis (Longley und Hearn 2021: 829) und wird in Deutschland vor allem durch die Nationale Forschungsdateninfrastruktur (NFDI) vorangetrieben (RfII 2023). Es handelt sich bei diesen Forderungen um ein Paradigma der offenen Forschung (Vicente-Saez und Martinez-Fuentes 2018: 435) und bis heute dominiert der Positivismus naturwissenschaftlicher Fächer auch die derzeitigen technischen Entwicklungen rund um offene Forschung (Poljak und Posavec 2024: 4). Forschende der GSW arbeiten weitgehend mit interpretativen und kritischen Methoden, die stark auf Kontext und Bedeutungsanalyse fokussiert sind (Longley und Hearn 2021: 830). Die daraus resultierende Sichtweise auf Forschungsdaten und Datenpraktiken birgt wichtige Beiträge für die gesamte Entwicklung von Open Research. In diesem Kontext zielt mein Dissertationsprojekt darauf ab, Software zu entwickeln, welche die Aufbereitung für Publikation und mögliche Wiederverwendung qualitativer Interviewtranskript-Daten unterstützt, wie sie in den GSW entstehen. Wenn geisteswissenschaftliche Datenpraxis bezüglich qualitativer Daten über die Entwicklung von Forschungssoftware in den Gesamtkontext der eingangs erwähnten Forderungen nach offener Forschung einfließt, kann sie einen grundlegenden Beitrag zu diesem Paradigma leisten.

In meiner Forschung stelle ich Forschende der GSW nicht nur als Nutzende in den Fokus, indem ich deren Anforderungen an die Entwicklung einer Software und den darin eingeschriebenen Umgang mit digitalen Forschungsdaten in Kollaboration mit ihnen erarbeite. Meine Forschung basiert darüber hinaus auf theoretischen und methodologischen Grundlagen, die in diesen Disziplinen ent-

wickelt werden. In Forschungskontexten, die grundsätzlich mehr als digital sind, stellt Software etwas dar, dass inhärent digital ist und deswegen diese Kontexte nur begrenzt berücksichtigen kann. Meine interdisziplinäre Forschung schlägt eine Brücke zwischen den mehr-als-digitalen Kontexten der Forschenden und der Forschungssoftwareentwicklung selbst, indem ich die Entwicklung der Software auch durch Begrifflichkeiten und Prozesse des Software Engineering (SE) darstelle. Offene Forschung im Kontext der wissenschaftlichen Softwareentwicklung, dem Research Software Engineering (RSE), braucht GSW-Methodologie, um Software für Forschung gezielt und passgenau zu realisieren. Im Folgenden steht deshalb die theoretische und methodologische Einordnung dieser Perspektive zentral.

Research Software Engineering als Brücke zwischen Informatik und Geistes- und Sozialwissenschaften

Die Aufbereitung qualitativer Interviewtranskripte dient als naheliegender Anwendungsfall, da sie die am häufigsten produzierten Datentypen in den GSW darstellen (Imeri and Danciu [Mitarb.] 2017: 10, Strunk 2018: 21f.), aber in Bezug auf die FAIR-Datenpraktiken immer noch weitgehend unverfügbar sind (Ambrasat und Heger 2019: 33). Im Gegensatz zu vielen anderen Forschungsdaten sind Interviewdaten nicht nur besonders sensibel, sondern auch die Frage der Aufbereitung ist besonders relevant. Unstrukturierte Textdaten, die potenziell sensible Daten enthalten, spielen in verschiedenen Disziplinen eine große Rolle (Simukovic et al. 2013: 44), wobei sie vor allem in den GSW dominieren (Schöpfel und Prost 2016: 100). Gleichzeitig ist das Verhältnis zu Forschungsdaten und der Umgang mit diesen in vielen Feldern der GSW besonders kritisch (Knöchelmann 2019: 2).

Dabei leiten zwei zentrale Fragen mein Forschungsvorhaben: Erstens wird herausgearbeitet, was die Anforderungen jener GSW-Forschenden sind, die bereit sind, ihre qualitativen Interviewdaten zu teilen. Zweitens untersuche ich, welche dieser Anforderungen durch eine gezielt entwickelte Software unterstützt und erfüllt werden.

Damit ist das Projekt übergreifend dem RSE zuzuordnen. In dem relativ neuen Forschungsfeld werden seit den 2000er Jahren die besonderen Charakteristika von Softwareentwicklung für Forschungszwecke im akademischen Umfeld thematisiert (Li et al. 2008). Vor allem im Rahmen der NFDI stellt RSE ein Schnittstellenthema dar (Felderer et al. 2023: 1).

SE beinhaltet alle Teilbereiche, die im Softwareingenieurwesen zur Entwicklung von Software beitragen, wie beispielsweise Architektur, Design, Modellierung und Tests. Darüber hinaus wird es auch in die Felder spezifischer Anwendung unterteilt, wobei die Besonderheiten von Forschungssoftware lange unbeachtet blieben (ebd.: 2). RSE beschäftigt sich mit Software, die Forschung unterstützt und

der Sammlung, Verarbeitung, Analyse, Visualisierung, Modellierung oder Simulation von Forschungsdaten dient. Ähnlich wie für Software in anderen Feldern haben sich die Anforderungen an Forschungssoftware weiterentwickelt, nachdem diese lange individuellen Zwecken dienten: es dominierte Software, die vor allem nebenbei ohne längeren Prozess schnell geschrieben wurde und Einzellösungen für eine kleine Gruppe Forschender bot. Heute soll Forschungssoftware langlebig und deren Anwendung nach den FAIR-Prinzipien übertragbar sein: „[D]ocumentation, testing, software design techniques, and code management are key here. They help to ensure that software is reliable, easier to maintain, and that the results it outputs are reproducible“ (Cohen et al. 2020: 2).

GSW-Disziplinen sind in der Entwicklung von Forschungssoftware stark unterrepräsentiert (Philippe et al. 2019). Wie ich im Folgenden zeige, fließen ihre Konzepte und Methoden jedoch seit langem in spezifische Schritte der SE als dem RSE vorausgegangene Disziplin ein, insbesondere wenn es um die Ermittlung von Anforderungen an Software – das Requirement Engineering – geht. Da qualitative Forschungsmethoden bereits im SE in Gebrauch sind, sind sie auch für die zukünftige Entwicklung von RSE äußerst relevant.

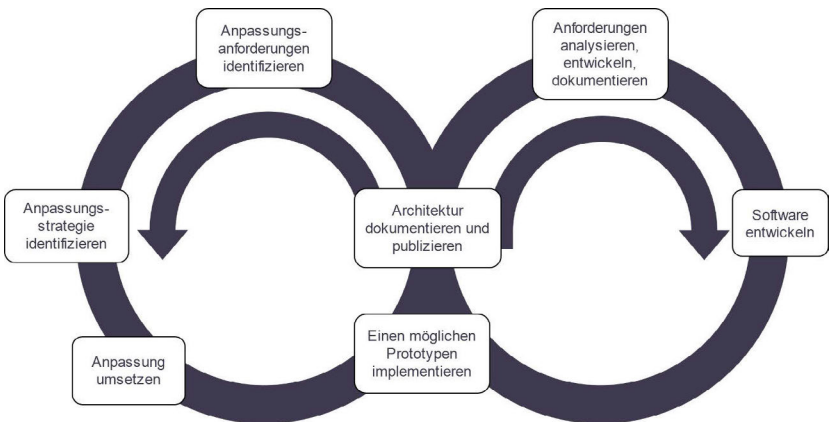
Interdisziplinarität in der iterativen Entwicklung von Forschungssoftware

Als interdisziplinäre Forscherin wechsele ich ständig die Sichtweise und den Kontext. Dabei stoße ich immer wieder auf Begriffe und Konzepte, die in den scheinbar gegensätzlichen Disziplinen der GSW und den Softwareingenieurwissenschaften identisch, ähnlich oder überschneidend sind. Konzepte wie Iteration und Kontextabhängigkeit scheinen hier vor allem relevant und dienen deshalb als Ausgangspunkt meines methodologischen Vorgehens. In der ersten Analyse zur Generierung von Anforderungen wurde klar, dass theoretische Grundkonzepte zum Tragen kommen, vor allem solche wie Multi-Sited Ethnography (Marcus 2000) und Contextual Inquiry (CI, Beyer und Holtzblatt 1995), die der ethnografischen Forschung zugeordnet werden (McGraw und Harbison 1997: 7f.; Kotonya und Sommerville 1998: 53). Im Folgenden wird daher zuerst mein übergeordneter, iterativer Prozess dargestellt, worauf eine Erläuterung der theoretischen und methodischen Grundlagen folgt. Diese dienen der Darstellung der Durchführung im nächsten Abschnitt, wo das methodische Vorgehen ausgeführt wird.

Die der SE zugrundeliegenden Schritte von Problemanalyse hin zur Pflege von Software werden in der Regel iterativ wiederholt (Royce 1987: 330). Seit etwa 30 Jahren werden Ansätze immer feldspezifischer und nutzer:innenorientierter (Raccoon 1997: 91). Qualitative, nutzer:innenzentrierte Methoden sind in Problem- und Anforderungsanalyse, im Testen und in der Anforderungsanpassung relevant (McGraw und Harbison 1997: 29).

Wie in Abbildung 1 dargestellt, erlaubt der iterative Prozess einen Entwicklungsansatz, der flexibel auf Kontexte reagiert. Ähnlich stellen es Siadat und Song (2012) in ihrem zyklischen Entwicklungsprozess dar, in welchem die Anpassung in Reaktion auf Kontexte von Software integriert ist.

Abb. 1: Kontext-abhängiger, iterativer Software-Lebenszyklus in Anlehnung an Siadat und Song (2012: 538)



Wie der Grafik zu entnehmen ist, spielen Anforderungen und deren Anpassung eine wiederkehrende Rolle. Beginnend mit der Anforderungsentwicklung durch explorative, qualitative Methoden („Anforderungen analysieren, entwickeln, dokumentieren“) führt der Weg über die technischen Entwicklungsschritte hin zu einem ersten prototypischen Werkzeug, das dazu eingesetzt werden kann, ethnografisch Anforderungsanpassungen zu identifizieren. Diese Anforderungen können zuletzt umgesetzt werden. Der Prozess ist jedoch, beliebig wiederholbar, so dass die Softwarelösung einem sich wandelnden Kontext angepasst werden kann.

RSE ist ein Feld, in dem Anforderungsanalysen noch wenig Anwendung finden, unter Anderem, da der Prozess als forschungsbehindernd oder nicht auf Forschungssoftware zutreffend wahrgenommen wird, weil diese – im Gegensatz zu SE – keine Kund:innen hat, die beforscht werden müssen, wenn deren Nachfrage als Nutzende auch die Existenz der Software beeinflusst (Bajraktari et al. 2024: 1). Einige grundlegende Ideen und Perspektiven werden aber innerhalb der RSE entwickelt. Bajraktari et al. etwa weisen auf Reproduzierbarkeit als Qualitätskriterium hin und schlagen Softwareentwicklungsprozesse vor, die explorative Arbeit und organisches Wachstum ermöglichen, welches zu Anforderungen führt, denen Forschungskonzepte zugrunde liegen (ebd.: 8). Auf diesen RSE-Kontext beziehe ich mich sowohl in meiner Perspektive der ethnografischen Feldforschung als auch in

der Anforderungsanalyse und Softwareentwicklung. Denn meine Arbeit soll diesen interdisziplinären Zugang nicht nur in der initialen Anforderungsanalyse, sondern auch in weiteren Schritten des Softwareentwicklungsprozesses abdecken, da sie so weit wie möglich dem Feld und den Nutzenden nahe und kollaborativ angelegt ist.

Konzepte und Methoden der Geistes- und Sozialwissenschaften im Software Engineering

Softwareentwicklungsprozesse mit Fokus auf Nutzende werden im SE auch als „scenario-based engineering process“ (SEP, McGraw und Harbison 1997) betrachtet. Das Szenario der digitalen Aufbereitung von Interviewtranskripten in der qualitativen Forschung wurde, wie eingangs dargestellt, aufgrund seiner Relevanz gewählt. Aus Sicht der GSW trägt die Auswahl dieses Szenarios zur Bildung eines temporären Gebildes bei, einer Verflechtung von menschlichen und nicht-menschlichen Akteur:innen und deren Einflüsse aufeinander: eine sozio-technische Assemblage (Vepřek 2024: 15). Von der Einordnung des Forschungsgegenstandes über die Erhebungsmethoden hin zur Analyse, die zur Generierung von Anforderungen und deren Anpassung führt, ist SE von Konzepten aus den GSW durchdrungen, auch wenn sie mit unterschiedlichen Begriffen bezeichnet werden.

In der klassischen Problem- und Anforderungsanalyse des SE kann auf Grundlage von dokumentierten Informationen über bestehenden Systemen, erhobenen Bedürfnissen der Interessengruppen, feststehenden Organisationsstandards, Vorschriften und Domäneninformationen (Kotonya und Sommerville 1998; Shams-ul-Arif et al. 2009: 42) ein detaillierter Prozess umgesetzt werden, aus dem kollaborativ entwickelte und vereinbarte Anforderungen der Nutzenden, Systemspezifikationen und Systemmodelle hervorgehen. Shams-ul-Arif et al. stellen diesen Prozess als im Idealfall iterativ dar. Sie stellen die Erhebungsmethoden wie Interviewformen, Umfragemethoden und Beobachtungen der Bearbeitung gestellter Aufgaben zwar nicht detailliert dar, werten diese jedoch in einem Überblick aus und zeigen eindrücklich, welchen Stellenwert qualitative Forschungsmethoden im SE besitzen.

Diese immanente Anwendung qualitativer Forschungsmethoden wird auch in den grundlegenden Lehrwerken für Softwareingenieur:innen (Kotonya und Sommerville 1998: Kapitel 3; McGraw und Harbison 1997: 150–325) dargestellt. Interessant ist jedoch, dass die Liste von Shams-ul-Arif et al. von Erhebungsmethoden zu Analysemethoden, wie beispielsweise der Introspektion oder der Anforderungsmatrize, übergeht und im Zentrum die von ihnen als relevanteste und komplexeste vorgestellte Methode der Domain Analysis steht. Im SE führte James Neighbors 1980 die Domain Analysis als Möglichkeit ein, ein Feld (z. B. ein Reisebüro) in seiner Komplexität darzustellen, ohne es vorher in ein System zu zwingen, dabei jedoch für die Beschreibung dieses Feldes eine gewisse technische Sprache zu nutzen (Neighbors 1980: 5f.). Neighbors erläutert die Domain Analysis

als eine Tätigkeit, die dazu dient, die Objekte und Vorgänge, die einer Art von ähnlichen Systemen angehören, innerhalb eines bestimmten Problembereichs zu beschreiben (ebd.: 1). Obwohl sie den Begriff nicht direkt definieren, beschreiben McGraw und Harbison die Domain als etwas, das gemeinsame Konzepte, Organisation und einen spezifischen Wortschatz besitzt (McGraw und Harbison 1997: 70). Eine Domain Analysis beinhaltet also die genaue Untersuchung von und ein tiefes Verständnis für die spezielle Umgebung oder den Bereich (die Domäne), in dem die Software verwendet wird bzw. werden soll. Ziel ist es, die relevanten Prozesse, Regeln und Anforderungen der Domäne zu erfassen, damit – bei einem Ansatz, der Nutzer:innen in den Mittelpunkt stellt – die Software optimal an die Bedürfnisse der Nutzenden angepasst werden kann (ebd.). So dient die Domain Analysis dazu, die Besonderheiten eines Fachgebiets so gut wie möglich zu verstehen, um Software exakt auf reale Anforderungen zuzuschneiden. Obwohl das Ziel keine Theoriebildung, sondern die Entwicklung von Werkzeugen und Softwaresystemen ist, erinnert dieser Ansatz an theoriegenerierende Ansätze der qualitativen Sozialforschung wie etwa die Grounded Theory (GT).

Neighbors geht nicht auf Erhebungsmethoden ein. Spätere Softwareingenieur:innen beziehen sich explizit auf qualitative Sozialforschung und nicht näher spezifizierte ethnografische Theorie und Methodik (McGraw und Harbison 1997: 7f.; Kotonya und Sommerville 1998: 53). Auch implizit wird auf den direkten Austausch zwischen Softwareingenieur:in und nutzender Person hingewiesen, da Kotonya und Sommerville in ihrem Erhebungsprozess den Computer als störend empfinden (ebd.: 41). Diese Form der Erhebung, aus der eine Modellierung hervorgeht, die in ihrer Begrifflichkeit eine sozio-technische Assemblage evoziert, stellt eine spezifische Anwendung ethnografischer Methodologie im SE dar.

In ihrem Lehrbuch für Requirement Engineering stellen Kotonya und Sommerville sämtliche Prozesse vor und diskutieren die methodische Umsetzung kritisch: Im Kontext des SE sind Datenerhebung und -analyse untrennbar miteinander verflochten. Eine Trennung wäre insofern nicht sinnvoll, da das Forschungssubjekt nicht statischer Natur ist (Kotonya und Sommerville 1998: 57). Allerdings bleibt zentral, dass Anforderungen das Resultat fortlaufender Verhandlungen zwischen Beteiligten darstellen, und niemals als endgültig betrachtet werden können (ebd.). Dies führt zu Konzepten, die in den GSW ausführlich, jedoch mittels anderer Begriffe behandelt werden. Wenngleich Kotonya und Sommerville qualitative Forschung referenzieren, so evoziert deren Beschreibung eine „starke Nähe zum Feld“ mit einer „theoretisch und methodisch offenen Verfahrensweise“, die „weitläufig, unstrukturiert, nicht planbar,“ ist, wie es von Irene Götz (2010: 102) als Grundlage arbeitsethnografischer Forschungsmethodologie beschrieben wird. Induktive Vorgehensweisen wurden in den GSW in weitaus größerem Detail beschrieben und entwickelt. Die Verflechtung von Erhebung und Analyse wird bei Kotonya und Sommerville zwar diskutiert, es ist jedoch essenziell, die Erhebungsmethodologie,

wie sie in den Herkunftsdisziplinen entwickelt wurde, als Grundlage für die Anforderungsanalyse zu nehmen. Dies nicht zuletzt, da die Methodologie von und auch für die Expert:innen entwickelt wurde, um die es letztlich bei der Aushandlung von Anforderungen in meinem Projekt als besonderen Fall im RSE geht. Der Umgang dieser Expert:innen mit sensiblen Forschungsdaten kann so nachhaltig in der Entwicklung von digitalen Infrastrukturen verankert werden.

Die Anwendung von GT zur Generierung von Anforderungen beschreibt Mohamad Halaweh kritisch und zeigt, dass GT bisher hauptsächlich in der Beforschung von Informationssystemen und dem Vorgehen in Softwaretechnikprojekten selbst Anwendung findet (Halaweh 2012: 25; Sorrentino und Virili 2005). Dennoch gibt es seit den 2000er Jahren vermehrt Forschungen, bei denen GT direkt für die Modellierung eines Feldes oder die Generierung von Anforderungen im Kontext von SE (Chakraborty und Dehlinger 2009; Würfel et al. 2016) und speziell im Bereich RSE (Kaufmann et al. 2022) genutzt wird. Für eine erfolgreiche Anwendung im Software-Kontext sollten die Analyst:innen nicht nur theoretische Sensibilität für die Bedarfe des Feldes, sondern ebenso für das zu lösende (technische) Problem und seine Grenzen haben (Halaweh 2012: 24, 28). Gleichzeitig sollte die Kommunikation mit den Nutzenden zur Validierung von durch GT erzeugten Anforderungen nicht zu technisch sein (ebd.: 34).

Schlussendlich führt uns Halawehs Kritik der doppelten theoretischen Sensibilität, die sowohl die Bedarfe der Nutzenden als auch der technischen Möglichkeiten abdecken muss, gepaart mit seiner Kritik an der mangelhaften interdisziplinären Kommunikation und Übersetzung von GT-erzeugten Anforderungen zur Lösungsumsetzung, zurück zur Domain Analysis im Review von Shams-ul-Arif et al. Sie halten fest, dass diese komplexe Art der Forschung notwendigerweise durch eine:n Expert:in der Domain selbst durchzuführen ist (2010: 48). Zusammen mit den nicht weiter ausgeführten Konzepten, die mit Begriffen wie „Problembereich“ (Neighbors 1980: 1) oder „parts-and-assemblies concept“ (ebd.: 7) im SE angerissen werden, führte mich diese Forderung zurück zu einer Betrachtung von Feld- und Technikforschung in den GSW, um meine Methodologie weiterzuentwickeln.

Feldbegriff und Technologie in Kulturanthropologie und Soziologie

Konzepte, Begriffe und Herangehensweisen der Ethnografie bilden die Grundlage nutzer:innenzentrierter Anforderungsanalyse (McGraw und Harbison 1997: 7f.; Kotonya und Sommerville 1998: 41, 53) und ihr Verständnis ist zugleich zentral für die kollaborative Beforschung der Arbeitsweisen qualitativ Forschender in der Anforderungsanalyse. Begriffe wie „Feld“ und „Feldforschung“ werden immer wieder verwendet.

Sabine Hess und Maria Schwertl (2013: 25) betonen, dass das Feld nicht nur geografisch verstanden werden kann, sondern als eine Konstruktion betrachtet wird,

die durch die Praxis der Forschung entsteht (ebd.: 32). Deepa S. Reddy beschreibt das Feld als eine fast zufällige Ansammlung von Orten, die durch den Prozess der Feldforschung selbst kohärent werden (Reddy 2009).

Theoretische Konzepte ethnografischer Forschung, die sich mit der Konstruktion, Beschaffenheit und Dynamik komplexer Felder beschäftigt, erstrecken sich über „Akteursnetzwerke, Dispositive und Regime“ (Hess und Schwertl 2013: 30) bis zum Begriff der Assemblage (Welz 2021), der menschliche und nicht-menschliche Akteur:innen, ihre gegenseitige Beeinflussung und ihre miteinander verbundenen Beziehungen als vorübergehende Formationen beschreibt (Vepřek 2024: 15). Beide genannten Konzepte – Assemblage und Akteursnetzwerk – teilen laut Ina Dietzsch grundlegende Gemeinsamkeiten: Sie betonen die Bedeutung von Elementen und ihren relationalen Verbindungen, sowie die Notwendigkeit, von einer radikalen Symmetrie auszugehen, um Hierarchien und Machteffekte sichtbar zu machen. Sie beschreiben die Struktur dieser Verbindungen als beweglich und komplex, um die Entstehungsprozesse und Emergenz von Systemen sichtbar zu machen (Dietzsch 2020: 86). George Marcus thematisiert die Notwendigkeit, diejenigen als Subjekte zu sehen, die in den Zentren der institutionellen Macht agieren, auch wenn sie selbst nicht offenkundig in machtvollen Positionen sind. Er bezeichnet diese Personen als „para-sites“ (oder „Parasiten“ im übertragenen Sinne, Marcus 2000: 1ff.). Ein Para-Site ist jemand, der oder die in einer bestimmten Situation oder Institution agiert, aber nicht unbedingt Teil der traditionellen Machtstruktur ist. Sie sind „moderately empowered“ (ebd.: 4), was bedeutet, dass sie zwar einige Macht haben, aber nicht die absolute Kontrolle über die Situation. Marcus nennt beispielsweise Ärzt:innen und sogar Softwareingenieur:innen (ebd.: 9). Sie sind an der Analyse ihrer Situation interessiert, also an der Beziehung zwischen den verschiedenen Elementen in einer bestimmten Umgebung. Deren „preexisting ethnographic consciousness or curiosity“ (Holmes und Marcus 2008: 82) ermöglicht eine Art der Ethnografie, die Para-Ethnografie, die über Kollaboration hinaus die Analysefähigkeit der beforschten Subjekte einbezieht, um die Probleme und Herausforderungen zu definieren, mit denen diese sich auseinandersetzen (ebd.: 86). Dieses gleichberechtigte Verhältnis und die Ermächtigung der Beforschten sind relevante Aspekte einer nutzer:innenzentrierten, kollaborativen Anforderungsanalyse.

Die Berücksichtigung der Komplexität eines Feldes – einschließlich seiner Machtstrukturen, inhärenten Dynamiken und insbesondere seiner praxeologischen Konstruktion – trägt wesentlich zu einer nachvollziehbaren Anforderungsanalyse bei. Jedoch fordert die Beforschung für die weitere Entwicklung einer digitalen Technologie zusätzliche Ansätze, die das Feld begreifbar machen. Die Multi-Sited Ethnography (Marcus 1995) ist ein Paradigma der Feldforschung, bei dem Forschende nicht nur an einem einzelnen Ort beobachten, sondern verschiedene miteinander verbundene Orte, Menschen, Gegenstände, Geschichten und Konflikte in ihre Analyse einbeziehen, um komplexe, globale Zusammenhänge besser zu

verstehen. Für digitale Technologien ist dieser Zugang besonders relevant, denn sie sind global vernetzt und überschreiten geografische Grenzen: Sie werden an verschiedenen Orten genutzt, beeinflusst und vor allem (weiter)entwickelt. Retrospektiv kann man sagen, dass Marcus' Beispiele bereits in den 1990er Jahren die Anwendung für das Feld Open Data andeuten. Er thematisiert zum einen eine Anwendung auf „electronic communication such as the internet“, zum anderen auf die „emergence of biotechnology and ‚big‘ science projects“ (ebd.: 104). Diese Anwendungsbeispiele beziehen sich sowohl auf das relevante Medium (Internet) als auch auf geteilte wissenschaftliche Daten über dieses Medium. In industriellen Kontexten sind Felder leichter zu definieren, da Software oft für eine spezifische Nutzer:innengruppe entwickelt wird. Im Gegensatz dazu ist Forschungssoftware oft Open Source (Struck et al. 2020) und sollte FAIR sein (auffindbar, zugänglich, interoperabel, wiederverwendbar, Lamprecht et al. 2020), was ein Feld schafft, das (inter-)disziplinär verteilt ist mit verschiedenen Kontexten und Nutzer:innen-gruppen. Dieser Verteilung lässt sich durch Multi-Sited Ethnography analytisch entgegenwirken.

Methodologie iterativer Entwicklung von Forschungssoftware Kontexte im Research Software Engineering

Für die Erforschung von digitalen Technologien im Rahmen von RSE sind Ansätze der Science and Technology Studies (STS) besonders hilfreich, die interdisziplinär (Beck et al. 2012: 11) sozio-technische Verwebungen sowie deren Bedeutungen in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses stellen (ebd.: 9) und denen George Marcus selbst auch die Multi-Sited Ethnography zuordnet (Marcus 1995). Denn wenn wir anerkennen, dass Forschungsmethoden sozusagen ein soziales Leben haben – dass sie also nicht nur einfache Techniken sind, sondern dass sie bestimmte soziale Welten eröffnen und ich sie somit durch meine eigene Fragestellung und meine eigene Agenda mitgestalte (Law und Ruppert 2013: 233) – sollten diese Annahmen auch sichtbar gemacht werden, da sie Interpretationen und Erkenntnisse in Bezug auf das Forschungsfeld beeinflussen (Silvast und Virtanen 2019: 461).

Im Kontext von Open Research und der Aushandlung von Nachnutzungsmechanismen erlaubt Multi-Sited Ethnography, die darin involvierten globalen Netzwerke zu untersuchen und Verbindungen zwischen Entwickelnden, Nutzenden („follow the people“, Marcus 1995: 106) und Plattformen an unterschiedlichen Orten („follow the thing“, ebd.) zu erkennen. Anhand dieser Herangehensweise kann ich vielschichtige Perspektiven einfangen: Im Kontext digitaler Daten und Technologien gibt es in der Regel viele Akteur:innen mit unterschiedlichen Rollen wie Programmierung, Design, Nutzung, Regulierung und Diskussion um Ethik und Recht. Multi-Sited Ethnography ermöglicht es, all diese Perspektiven an ver-

schiedenen Orten zu berücksichtigen und die Wechselwirkungen zwischen ihnen zu verstehen („follow the plot“, ebd.: 109). Mit dem Fokus, eine Software für die Bedarfe und Prozesse der Nutzenden zu entwickeln, stehen diese Aspekte der Multi-Sited Ethnografie im Vordergrund im Gegensatz zu Aspekten, die bei anderen Forschungskontexten und Forschungsfragen erkenntnisreicher wären („follow the life“, „follow the conflict“).

Agile Entwicklungsprozesse aus dem RSE und qualitative Forschung basierend auf GT teilen den unabgeschlossenen Charakter des Iterativen. Diese Ansätze werden in der iterativen Entwicklung von Forschungssoftware verknüpft durch die Feldkonstruktion. Dabei stehen Erhebungsmethodik und Analyse nicht linear hintereinander. Zur besseren Nachvollziehbarkeit und der linearen Textform geschuldet erläutere ich sie dennoch nacheinander.

Erhebung und Feldkonstruktion

Den Startpunkt der praxeologischen Konstruktion meines Feldes setze ich mit meiner Auseinandersetzung des zu Beginn genannten Paradigmas von Open Research oder der generellen Openness, die – im Gegensatz zum oft verwendeten Begriff Open Science – geisteswissenschaftliche Forschung explizit einschließt (Longley und Hearn 2021: 829). Dieses Paradigma begegnete mir zuerst in Form des 4. Berichts des Rats für Informationsinfrastrukturen (RfII 2023). Dieser Bericht skizziert pragmatisch den Stand der Dinge, Zielsetzung und geplanten Weg hin zu offener Forschung durch Infrastrukturen, wie der NFDI, bis ins Jahr 2028 (ebd.: 11). In meinen Notizen zum Text wird deutlich, dass ich bereits zu diesem Zeitpunkt selbst nach Unterrepräsentation, zunächst der Digital Humanities, in existierenden Infrastrukturen suchte und diese auch fand (ebd.: 17). Dennoch stellt dieses zentrale Dokument aus Sicht des Rates das Paradigma von Open Research mit einer „Verankerung in den wissenschaftlichen Gemeinschaften“ grundlegend in den Vordergrund (ebd.: 29). Im gesamten Bericht wird immer wieder betont, dass diese Entwicklung anhand der Bedarfe aus den Fachgemeinschaften erfolgen (exemplarisch ebd.: 34) und maßgeblich durch diese geprägt werden soll. Aus diesem Bericht lese ich einen Plot, bei dem sich Menschen an unterschiedlichen Orten mit potenziellen Problemen im Umgang mit dem Open Research Paradigma auseinandersetzen sollen. Hiervon ausgehend folgte ich dem Plot, Menschen, Dingen und Orten, wie es George Marcus (1995) beschreibt. Gleichzeitig spielen – in den Worten des SE – Anforderungen eine entscheidende Rolle in der Ausgestaltung des Feldes, das geprägt ist durch menschliche und nicht-menschliche Akteur:innen, die in temporären Zusammenkünften und Auseinandersetzungen, sowohl online als auch offline, die Datengrundlage meiner Anforderungsanalyse bilden. Dementsprechend besuchte ich digitale und analoge Räume, an denen Menschen sich austauschten über 1. ihre existierenden Datenpraxen in den GSW, 2. den Um-

gang GSW-Forschender mit dem Openness-Paradigma und bereits entwickelten technischen Möglichkeiten, und 3. den Umgang Forschender aus unterschiedlichen Disziplinen mit dem Openness-Paradigma und den bestehenden technischen Möglichkeiten. Das führte mich auch zu bestehenden Bedarfsanalysen aus den Fachgemeinschaften (etwa Ambrasat and Heger 2019; Imeri and Danciu [Mitarb.] 2017; Strunk 2018; Wuttke 2022).

Die Problematik des Openness-Paradigmas eröffnete mir also ein Feld, als ich begann den Fragen nach der Umsetzung innerhalb der Forschungsgemeinschaften zu folgen. Dies führte mich zu Tagungen, Workshops und Einzelgesprächen mit Menschen, die mit Maßnahmen, Fragestellungen und Infrastrukturen hin zu Openness direkt im Zusammenhang stehen. Gleichzeitig kann ich multi-sited den Weg vom 4. Bericht des Rats für Informationsinfrastrukturen zu den Bedarfsanalysen aus den Fachgemeinschaften direkt nachverfolgen, den ich in einer analytisch-iterativen Schleife zu Beginn meiner Forschung vornahm, um meine Forschungsfragen zu präzisieren.

Eindeutig sind diese Forschungsfragen und somit auch das Feld zusätzlich geprägt von Konzepten und Sprache des SE, deren Akteur:innen und Auseinandersetzungen. Denn die Anforderungen GSW-Forschender an das Teilen qualitativer Interviewdaten und deren Unterstützung durch gezielt entwickelte Software stellen die Fragen dar, die aus den Disziplinen selbst gestellt wurden und die ich aus den bestehenden Bedarfsanalysen heraus nicht beantworten konnte. Als Forschende, die sich sowohl den GSW als auch dem SE zuordnet, relationiere ich mein Umfeld, meine Informationsquellen und die Veranstaltungen und Diskussionen, an denen ich beobachtend teilnehme, interdisziplinär und temporär zur Repräsentation einer Assemblage, also zu meinem Feld, in dem ich mich para-ethnografisch bewege. In meiner Interdisziplinarität bin ich auch Teil der qualitativ Forschenden. Hier orientiere ich mich an CI, die bereits seit 1986 von Karen Holtzblatt entwickelt wird. Kollaborativ wird dabei mit dem Meister:in-Schüler:in-Prinzip geforscht: Die qualitativ Forschenden sind für mich die Expert:innen ihrer eigenen Tätigkeit, während ich in meiner Beobachtung die Rolle der Lernenden einnehme, um deren Arbeitsprozesse, Entscheidungen und Denkweisen im Umgang mit ihren Daten zu verstehen (Beyer und Holtzblatt 1995: 48).

Der in den oben genannten digitalen und analogen Räumen immer wieder thematisierte Konflikt, eine qualitative Datenpraxis mit existierenden technischen Ansätzen des Openness-Paradigmas zusammenzuführen, brachte mich zu den in diesem Zusammenhang oft genannten und offenbar besonders relevanten Data Stewards. Diese Rolle ist nicht klar definiert, wurde aber in ihrer Vielfalt von den Informationswissenschaftler:innen Ana Carballo-Garcia und Juan-José Boté-Vericad so beschrieben, wie ich es auch im Feld wiederfand: Data Stewards sind demnach spezialisierte Fachkräfte, die Forschende bei der Verwaltung, Wiederverwendung, Speicherung und langfristigen Sicherung von Forschungsdaten unterstützen.

Sie vermitteln Datenrichtlinien und Standards an Forschende, unterstützen bei Datenmanagementplänen (DMPs) und beraten Forschende zu Aspekten wie Datenaufbereitung, Dokumentation und Schutz (Carballo-Garcia und Boté-Vericad 2022: 50f.). Es handelt sich um Expert:innen der Datenkuration an Forschungsdatenzentren und Expert:innen des Forschungsdatenmanagements an Universitäten. Diese Menschen bilden in ihrer Arbeit eine Schnittstelle zwischen Praktiken, Erwartungen, Bedürfnissen und Möglichkeiten der Nutzenden in den GSW selbst, rechtlichen Rahmenbedingungen und technischen Gegebenheiten. Sie sind also eng an den Konflikten des Plots beteiligt, berichten über diese aus der Perspektive der Forschenden, der Technologieentwicklung und ihrer eigenen Arbeit. Sie bilden ein Querschnittswissen des Feldes ab, dass ich in meiner Ergebnisdarstellung (Mollenhauer 2025) unterteilt habe in die Bereiche „Forschungsdatenmanagement“, „Softwaretechnik und Data Engineering“ und „Geistes- und Sozialwissenschaften“.

Ich führte Expert:inneninterviews mit Data Stewards, um meine Feldnotizen anzureichern. Die Auswahl und Anzahl der Data Stewards war dabei angelehnt an verschiedene Positionen, die diese rund um offene Forschungsdaten einnehmen: Disziplinen-spezifische Data Stewards der GSW, nicht disziplinär-verankerte Data Stewards mit technischem Hintergrund und Data Stewards mit unterschiedlichen institutionellen Anbindungen. Mein Auffinden von Menschen in solch vermittelnden Positionen war unterschiedlich: Manchmal begegneten sie mir durch Zufall bei einer Veranstaltung, ich schrieb aber auch systematisch direkt Universitäten und Forschungsdatenzentren an, die in ihren Selbstbeschreibungen vorgaben, qualitative Daten zu verarbeiten. Außerdem ging ich aktiv auf die Suche, wenn ich auf öffentlich zugänglichen Publikationsservern Transkripte qualitativer Interviews fand. Das Sample entwickelte sich somit iterativ aus meiner zunehmenden Feldkenntnis. Ich führte Interviews mit diesen Expert:innen sehr offen, indem ich meine Gesprächspartner:innen darum bat, den Umgang mit dem Konflikt um Forschungsdatenmanagement ihrerseits und seitens der Forschenden zu schildern.

Feldkonstruktion und Analyse

Der 4. Bericht des Rats für Informationsinfrastrukturen (RfII 2023) stellt neben der Feldkonstruktion auch den Ausgangspunkt meines analytischen Prozesses dar. Ganz im Sinne der GT entwickelte ich hiervon ausgehend eine theoretische Sensibilität (Truschkat et al. 2011: 358). Auch im weiteren Verlauf setzt sich meine Herangehensweise aus den Begegnungen im Feld und Interviews mit Data Stewards sowie gezielten, systematischen Analysen dieser Daten im Zusammenspiel mit der Analyse der Bedarfsanalysen aus den Fachgemeinschaften zusammen, die in der Präzisierung der Frage nach Anforderungen an den Aufbereitungsprozess qualitativer Interviewtranskripte als digitale Daten mündet (ebd.: 363).

Das erste Material, das ich mit dem Ziel der Identifikation genereller Anforderungen analysierte, waren die Transkripte der Expert:inneninterviews. Durch Annotation einzelner Stellen, konnte ich das Material entlang der Konfliktlinien der Plots aufbrechen und im Zuge des offenen und axialen Kodierens Anforderungen herausarbeiten. In iterativen Schleifen, in denen die weitere Sammlung von Daten und die Erweiterung des Feldes Abstand zu dieser Analyse gab, ergänzte ich kodierte Elemente und setzte diese schließlich in Kategorien miteinander in Beziehung. In der Folge kamen zu den Interviewtranskripten auch meine para-ethnografischen Feldnotizen hinzu.

Spätestens ab diesem Punkt unterscheidet sich der gemeinsame methodologische Weg von GSW Forschung und (R)SE. Wo GSW-Forschende den letzten Schritt der Ausarbeitung einer Kernkategorie durch selektives Kodieren nutzen, um eine „gegenstandsbezogene Theorie“ (ebd.: 369) zu bilden, zielt meine RSE-Analyse darauf ab, Artefakte oder Zwischenergebnisse zu bilden, die mich im Vorhaben, eine Software nutzer:innenzentriert zu entwickeln, weiterbringen. Ein Prototyp dieser Software wiederum dient iterativ dazu, die Anforderungen weiterzuentwickeln. Das bedeutet also, dass meine GT-Analyse zwar zuerst offen und dann axial verlief, sie jedoch von Beginn an sehr thematisch fokussiert war. Fokus der Interviewfragen und Auswahl von Expert:innen spiegelten sich im Ergebnis des ersten offenen Kodierens wider, das sehr konzentriert war auf meine Zielsetzung, eine machbare, für die Nutzenden sinnvolle Software zu entwerfen. Die Kondensierung der offenen Kodierung in bestimmte Kategorien als axiales Kodieren folgte daher recht schnell und wurde unterbrochen durch iteratives, weiteres offenes Kodieren.

Abb. 2: Schematische Darstellung einer Tabelle zur Anforderungsermittlung durch GT

Traceability Mapping		
Kodiertes Segment	Kategorie 1	Anforderung 1 Anforderung 2
Kodiertes Segment		
Kodiertes Segment	Kategorie 2	Anforderung 3

Im Anschluss nutzte ich das daraus entstandene Kategoriensystem, um aus jeder Kategorie anhand der Aussagen in den annotierten Segmenten Anforderungen zu formulieren, wie in Abbildung 2 schematisch dargestellt.

Ich ordne diesen Schritt als den ersten in einer Reihe ein, die ich dem axialen Kodieren zurechne, da diese Anforderungen über die einzelnen Kategorien hinaus „empirische Beziehungen“ (ebd.: 368) herstellten. Meine Anforderungsformulierungen entsprechen ganz bewusst dem ISO/IEC/IEEE „International Standard – Systems and software engineering – Life cycle processes – Requirements engineering“, der sehr technisch vorgibt, dass Anforderungen klar ausformulieren, welche Funktionalität im Einzelnen zu welchem Grad erfüllt werden soll (ISO/IEC/IEEE 2018: 15f.).

GT-Analyse wird von unterschiedlichen Softwareingenieur:innen genutzt, um im Entwicklungsprozess Entscheidungen zu Funktionalitäten und Design von Software zu fällen (Mitchell et al. 2022; Halaweh 2012; Würfel 2016; Kaufmann et al. 2020; Mucha 2023). Die Weiternutzung der axialen Kodierung ist jedoch unterschiedlich. Beispielsweise folgt bei Würfel et al. die Ableitung einer analytischen Geschichte zum Ablauf, den eine nutzende Person durchläuft, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Eine analytische Geschichte ist vergleichbar mit, aber ausführlicher als eine User Story, der am häufigsten genutzten Softwarefunktionsbeschreibung im agilen SE (Raharjana et al. 2021: 53811). Da User Stories jedoch sehr kurze, persönlich wirkende Beschreibungen sind, entschied ich mich, Anforderungen generisch zu formulieren. Denn der Rückbezug zum Kontext, zu den dichten Beschreibungen der Interviews, soll notwendigerweise erhalten bleiben und möchte ich mir selbst (und anderen) keine Möglichkeit geben, diese durch eine scheinbar vollständige, jedoch verkürzte Beschreibung von „Als <Rolle> möchte ich <Ziel/Wunsch> um <Nutzen>“ der klassischen User Story (Scrum Alliance o. J.) zu ersetzen. Außerdem steht bei mir im Gegensatz zu den oben genannten GT-Analysen im SE, die Formulierung konkreter Anforderungen nicht am Ende des offenen, axialen und selektiven Kodierens, sondern findet innerhalb dieser Schritte iterativ statt.

Die konkrete Fallbeschreibung im Zusammenhang mit Anforderungen für eine Softwareentwicklung macht das Vorgehen vergleichbar mit dem „selective coding step“ bei Würfel et al. (2016: 652), wo eine zentrale Kategorie in Beziehung zu anderen Kategorien gesetzt wird. In meiner Umsetzung habe ich zu diesem Zweck weitere Artefakte erarbeitet, die mir dabei halfen: Zuerst modellierte ich den Datenverarbeitungsprozess, der generell für alle Forschungsdaten generisch bestimmte Schritte enthält, und erweiterte diesen in einem Diagramm mit allen Schritten, die ich in meinen Anforderungen wiederfand. Dies half mir, besser abzuschätzen, ob eine Softwareentwicklung für einen bestimmten Schritt machbar sein würde. Über die Nutzbarkeit für Anwender:innen hinaus auch die technische Machbarkeit abzuschätzen, ist ein wichtiger Schritt im fundierten SE (Cooper 2015; Mitchell et al. 2022). Die Modellierung half mir daher nicht nur für die Relevanz

der Anforderungen für meine nächsten Arbeitsschritte. Durch die Zuordnung zu den Anforderungen im Kategoriensystem konnte ich zurück zu den ursprünglichen Kontexten in den Interviews gehen, um parallel verschiedene, mögliche Lösung zu entwickeln – also in der Entwicklung des Softwaredesigns.

Da ich meine Fragen zu Anfang offen gestellt hatte, boten mir die Beschreibungen der Expert:innen im Zusammenhang mit Feldnotizen, verschiedene existierende oder mögliche Technologien in Bezug zur Praxis, zu den Möglichkeiten und Fähigkeiten der Nutzenden, zu den infrastrukturellen Gegebenheiten sowie zum Anspruch an Open Research. Im Rahmen konkreter Anwendungsfälle kodierte ich entsprechend der Datenverarbeitungsschritte erneut selektiv in der Tiefe der dichten Beschreibungen mit stärker fokussierter Sichtweise.

Statt die Einschätzung der Expert:innen zu bestimmten Technologien quantifizierend einem Scoring zu unterziehen, wie es gängige Praxis im SE ist (Mitchell 2022; Parolin 2024: 8f.), eröffnet die Analyse ihrer ausführlichen Erzählungen andere Möglichkeiten zur iterativen Analyse. Im Gegensatz zu den Zahlen einer Scoring-Karte sind meine Transkripte und Feldnotizen dichter („thick descriptions“, Geertz 2008) und ich kann immer wieder zu ihnen zurückkehren, um auf verschiedenen Ebenen zu analysieren. Dieser iterative Umgang mit dem Kontext von Expert:innenmeinungen erspart mir den Einbau weiterer Schritte im SE, beispielsweise um Anforderungen priorisieren zu können, indem quantitative Daten qualitativ rekontextualisiert werden. Dies wird im SE verwendet, wenn der Ursprung von Anforderungen unbekannt ist oder ursprüngliche Kontexte nicht dokumentiert wurden (Rojas et al. 2022: 131772f.). SE wird häufig ausschließlich von Softwareingenieur:innen betrieben, ethnografische Erhebungsmethodologien und qualitative Analysemethoden werden nicht reflektiert und weiterentwickelt. Die hier entworfene RSE entsteht hingegen aus einem interdisziplinären Kontext. Durch die Methodologie meines Projekts erhebe und analysiere ich qualitativ und kontextgebunden. Hierdurch werden Ansätze, die im SE seit langem adaptiert wurden, wesentlich vertieft und fundiert. Das ist möglich, weil es nicht im industriellen Sektor des SE, sondern in der Wissenschaft, dem RSE, stattfindet und den Ansprüchen an FAIR Softwareentwicklung entgegenkommt.

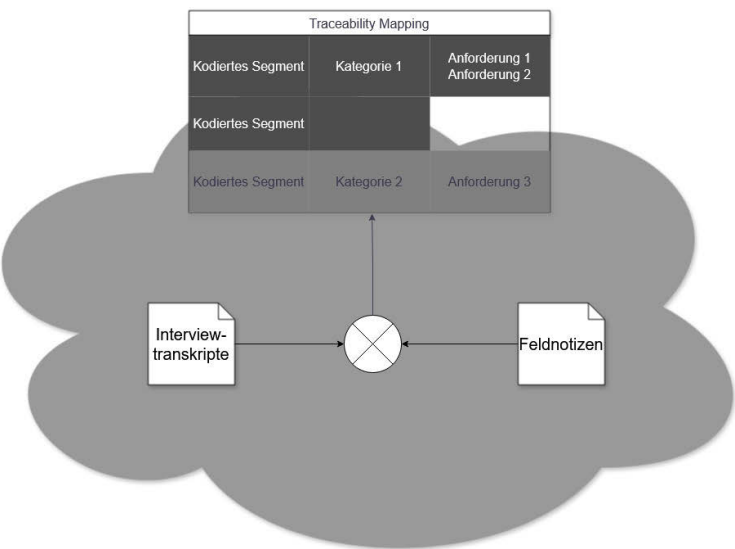
Zukünftige Schritte im iterativen Vorgehen mittels Traceability Map

Die Nachvollziehbarkeit der Entwicklung einer Anforderung spielt im weiteren Kontext der SE eine grundlegende Rolle, dort werden für Anforderungen Qualitätskriterien aufgestellt: unter anderem Vollständigkeit, Konsistenz und Nachvollziehbarkeit, die mit dem englischen Begriff *traceability* besetzt ist. *Requirement Traceability* wird definiert als die Identifikation und Dokumentation der Anforderungsherleitung (nach oben) und deren Umsetzung im weiteren Verlauf der Entwicklung (nach unten) (ISO/IEC/IEEE 2018: 5). Wenngleich es derzeit Ansätze

gibt, die Nachvollziehbarkeit GT-basierter Softwareanforderungsanalysen zu verbessern (Mucha 2023), merkte Halaweh bereits 2012 an, dass eine Repräsentation der Anforderungen in den klassischen Modellen der SE nicht in der Lage ist, die Lücke zwischen qualitativen Daten und den ermittelten Anforderungen zu schließen (Halaweh 2012: 28).

Grundlegend für das iterative Vorgehen dieses Projekts ist das Traceability Mapping, wie es in Abbildung 3 dargestellt wird.

Abb. 3: Schema des Traceability Mapping von Feld, Daten und Anforderungen



Die prototypische Umsetzung ausgewählter Anforderungen oder Lösungsansätze in einer Software dient dabei der iterativen Weiterentwicklung der Anforderungen unter Einbeziehungen der Nutzenden. Dies geschieht anhand weiterer ethnografischer Forschungsmethodik.

**Diskussion der Erhebungs- und Analysemethoden
im Kontext des Research Software Engineering**

Obwohl SE seit Jahrzehnten in Forschungskontexten betrieben wird, wurde RSE als Konzept im Rahmen eines Workshops erst 2012 (Software Sustainability Institute o. J.) diskutiert, um Sichtbarkeit und Gemeinschaft zu schaffen. Im Rahmen dieser Gemeinschaft ist interdisziplinärer Austausch wichtig, da die meisten Research

Software Engineers Autodidakt:innen sind (Cohen et al. 2021: 3) und eine Herkunftsdisziplin abseits des SE haben. Meine Forschung steht prinzipiell in dieser Tradition, da sie in einer Disziplin außerhalb des SE verankert ist, ich jedoch fundierte SE-Kenntnisse über Autodidaktik hinaus besitze. RSE stellt, wie die Digital Humanities¹ selbst, eine „trading zone“ (Galison 1997: 781ff.) dar (DH-RSE o. J.), in der getrennte Disziplinen verbunden werden durch „experimenting, theorizing, and instrument building“ (Galison 1997: 803), und in der ich mich mit anderen Research Software Engineers über Methoden, Ansätze, Theorien und Datenpraktiken austauschen und diese gemeinsam weiterentwickeln kann. Im Kontext der RSE bieten Multi-Sited Ethnography und para-ethnografische Erhebung, GT-Analyse sowie die Problemstellung der digitalen Aufbereitung von sensiblen Interviewdaten in qualitativer Forschung mehrere Vorteile. Auf diese möchte ich in Folge eingehen.

Qualitative, iterative Erhebungs- und Analysemethoden sind im Bereich des SE zwar selten, aber nicht neu (Halaweh 2012: 27; Sorrentino und Virili 2005) und werden zunehmend zur Anforderungsanalyse angewendet (Kaufmann et al. 2022). Dennoch ist der Anwendungsfall von Software, die der Aufbereitung von Forschungsdaten in den GSW dienen soll, ein besonderer, mit spezifischem Potential für das RSE. Halaweh schlägt vor, GT als Analysemethode zu nutzen, um im SE über technische Aspekte hinaus einen Fokus auf soziale und organisatorische Aspekte zu legen (Halaweh 2012: 1). Dieser Aspekt muss im RSE nicht extra berücksichtigt werden, da die Entwickelnden selbst meist Teil der Nutzenden-Community sind. In meinem Projekt erhebe ich Anforderungen, denen ich selbst durch die Verarbeitung sensibler, unstrukturierter Textdaten unterliege, in einem GSW-Umfeld, das sich mit den Implikationen dieser Daten beschäftigt und deren organisatorischer und technischer Grenzen ich in meiner Arbeit direkt ausgesetzt bin. Einen weiteren kritischen Aspekt bei der Umsetzung stellt für Halaweh das Scheitern der Kommunikation in einem interdisziplinären Team dar, dass dazu führt, dass die durch GT gewonnenen Erkenntnisse sich nicht in der Entwicklung niederschlagen (2012: 24). Mein interdisziplinäres Feld verstehe ich mit Hilfe des Konzepts der Assemblage als eine sich ständig wandelnde Repräsentation, die durch meine Forschung und ihre schriftliche Darstellung erst festgehalten wird. Dabei sind permanente Übersetzungsleistungen verschiedener Sprachen im Feld, bei der Erhebung, während der Analyse und zur Kommunikation aller Ergebnisse notwendig und hilfreich, und erst durch einen Multi-Sited-Ansatz möglich. Laut Marcus ist die Übersetzung in der Multi-Sited-Forschung nicht nur eine technische Aufgabe, sondern auch eine kulturelle und soziale Praxis, welche die verschiedenen Sites verbindet und soziale Brüche zwischen ihnen aufdeckt (Marcus 1995: 100). In Verbindung mit einer Multi-Sited ethnografischen Erhebung, bietet die GT daher vor allem im RSE über die

1 Die DH-RSE ist den Digital Humanities zugeordnet als AG im Verband Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd).

bisher genutzten Elemente der GT hinaus einen Lösungsansatz für das Problem der notwendigen Übersetzungs- und Kommunikationsleistung zwischen den Nutzenden, den Anforderungsanalyt:innen und letztlich denjenigen, die einzelne Anforderungen technisch implementieren.

Ethnografische Erhebungsmethoden wie Multi-Sited Ethnography oder CI, die über die bekannten Standards hinaus gehen, sind im RSE noch nicht angekommen. Methodologien aus Herkunftswissenschaften vermehrt zu integrieren, ist das besondere Potential von RSE, da es im Gegensatz zum SE bereits eine grundlegende Interdisziplinarität besitzt. Wie die meisten Research Software Engineers (Damerow 2025: 121) bin ich in meiner Forschung allein und führe sowohl die Anforderungsanalyse als auch die technische Entwicklung einer potenziellen Problemlösung durch. Dies stellt in mancherlei Hinsicht Schwierigkeiten dar, etwa einen Mangel an Infrastruktur für den Code-Review-Prozess (ebd.). Für mich ist es allerdings ein Vorteil. Denn nicht nur die Anforderungen, sondern deren Datenbasis, die Probleme, Konflikte, menschliche und nicht-menschliche Akteur:innen fließen dauerhaft in den iterativen Entwicklungsprozess mit ein, wenn ich diese Rolle in einer Person erfülle und die verschiedenen Aspekte immer wieder miteinander verweben kann und muss, da sie mir alle bekannt sind.

Es gibt im RSE jedoch Aspekte über die Einzelforschung hinaus, die der Multi-Sited Ethnography einen passenden Anwendungsraum bieten. Cohen et al. stellen den Aspekt der Community als Notwendigkeit im RSE dar, um interdisziplinären Austausch zwischen einzeln arbeitenden Research Software Engineers zu fördern (Cohen et al. 2021: 2). Nicht zuletzt schreibt die NFDI dem RSE eben diese Querschnittsrolle der interdisziplinären Kommunikation aktiv zu (Felderer et al. 2023: 1). Wo RSE mir einen grenzüberschreitenden interdisziplinären Raum bietet, kann ich durch Multi-Sited Ethnography ein Bewusstsein für mein Vorgehen entwickeln, meine Feldkonstruktion reflektieren und folglich auch meine GT-Analyse nachvollziehbar und theoretisch fundiert darstellen.

Hervorheben möchte ich vor allem eine Konfliktlinie, die sich durch sämtliche Bestandteile der von mir beforschten Assemblage zieht: der Umgang mit sensiblen, personenbezogenen Daten. Ich möchte diesen Plot als zentral und exemplarisch hervorheben, da er sowohl die Dreiteilung meines Feldes, beziehungsweise die Verbundenheit dieser Teile und aller Akteur:innen darin darstellt, als auch die Notwendigkeit einer Multi-Sited Ethnography, die von einer para-ethnografisch Forschenden durchgeführt wird. Betrachten wir die Anforderungen ohne das von mir erzeugte Feld dahinter, brachte dieser Plot analytisch scheinbar einzig die banale Anforderung „The tool shall encrypt sensitive data“ hervor. In meiner Analyse habe ich jedoch diesen Plot durch die Daten meines Feldes verfolgbarm gemacht. Dadurch kann ich nachvollziehen, dass im speziellen Fall des Umgangs mit sensiblen, personenbezogenen Daten, die sich in unstrukturierten Textdaten befinden, ein Konflikt besteht, der über die GSW hinaus in anderen Feldern, wie

der Medizininformatik (Lin 2009), durchaus bearbeitet und diskutiert wird. Der von mir verfolgte interdisziplinäre Ansatz ermöglicht es, durch die praxeologische Einordnung des Feldes und dessen Repräsentation neue Perspektiven zu eröffnen. Im Kontext der RSE als Trading Zone, ermöglicht mir der Ansatz Plotlinien, die über Disziplingrenzen hinaus gehen, zu verbinden und somit auch Lösungsansätze verschiedener Disziplinen miteinander abzugleichen, sich darüber auszutauschen und diese weiterzuentwickeln. In diesem Sinn bietet Multi-Sited Ethnography wichtiges Potential für innovative, nutzer:innenzentrierte Entwicklungen im RSE.

Relevanz und Kontext des Ansatzes

Wenngleich in diesem Beitrag die methodologische Grundlage meiner Forschung erläutert wird, stellen die Ergebnisse zugleich einen Beitrag zur Entwicklung von FAIR und Open Research dar (Mollenhauer 2025). Diese können erst durch die spezifische Methodenkombination erlangt werden. Ganz grundlegend ermöglichen GSW-Konzepte, Ansätze und Methoden das seitens der SE eingeforderte Qualitätskriterium der Requirement Traceability anhand des so bewusst und durch Traceability Mapping sichtbar gemachten Feldes.

Wie der Anthropologe Michael M. J. Fischer schreibt, ist Kollaboration für die erfolgreiche Umsetzung von wissenschaftlicher, offener technologischer Entwicklung, die über para-ethnografische Forschung hinaus geht, essenziell. Er beschreibt dazu den Versuch des Integrative Weaving. Dadurch sollen MINT-Fächer, GSW und Kunst miteinander verbunden werden und der zunehmenden Spezialisierung, Abschottung und dem Mangel an Kommunikation zwischen den Disziplinen im Kontext großer Projektstrukturen entgegengewirkt werden. So sollen einerseits Kontrollmechanismen möglich und andererseits verhindert werden, dass moralische Urteile individualisiert stattfinden, die öffentliche Diskussion geschwächt oder der Zugang zu Wissen und Macht diskriminierend eingeschränkt wird (Fischer 2006: 173). Demzufolge geht es nicht nur darum, Ethnografie in den Dienst guter nutzer:innenzentrierter Softwareentwicklung zu stellen, sondern Wissen und dementsprechend Macht soll über Fächergrenzen hinaus geteilt werden. Dies führt im besten Fall dazu, dass Infrastrukturen und Institutionen – auch im Kontext geteilter Daten – kollaborativ entwickelt werden. Interdisziplinäre Trading Zones, wie DH und RSE, bieten Räume für dieses Integrative Weaving.

In diesem Sinne sind nicht nur die methodologischen und theoretischen Ansätze der GSW wichtig für die weitere Entwicklung des jungen Bereichs RSE, sondern die kritischen Datenpraktiken innerhalb der GSW können auch in die übergreifende Weiterentwicklung von Ansätzen und Infrastrukturen des Open Research Paradigmas einfließen. Die hier vorgestellte Forschung ist für ein Integrative Weaving, bei dem Methoden interdisziplinär und produktiv angewendet und weiterentwickelt

werden, besonders gut geeignet. Denn beim Szenario unstrukturierter, sensibler Textdaten im dynamischen Kontext von Open Research handelt es sich selbst um eines von interdisziplinärer Relevanz.

Literatur

- AG Research Software Engineering in den Digital Humanities (DH-RSE) – digital humanities im deutschsprachigen raum. o. J. Zuletzt abgerufen am 9. März 2026. <https://digitalhumanities.de/ag-research-software-engineering-in-den-digital-humanities-dh-rse/>.
- Ambrasat, Jens, und Christophe Heger. 2019. „*Ergebnisse der Wissenschaftsbefragung 2019/20 (DZHW Monitoringbericht)*“. Berlin: Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW), https://www.wb.dzhw.eu/downloads/wibef_barometer2020.pdf.
- Beck, Stefan, Jörg Niewöhner, und Estrid Sørensen. 2012. „Einleitung. Science and Technology Studies–Wissenschafts- und Technikforschung aus sozial- und kulturanthropologischer Perspektive“. In *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*, herausgegeben von Stefan Beck, Jörg Niewöhner und Estrid Sørensen: 9–48. Transcript.
- Beyer, Hugh R., und Karen Holtzblatt. 1995. „Apprenticing with the Customer“. In *Communications of the ACM* 38 (5): 45–52. <https://doi.org/10.1145/203356.203365>.
- Carballo-Garcia, Ana, und Juan-José Boté-Vericad. 2022. „*Fair Data: History and Present Context.*“ <https://hdl.handle.net/2437/345997>.
- Carvalho, Lucila, Louise Scott, und Ross Jeffery. 2005. „An exploratory study into the use of qualitative research methods in descriptive process modelling“. *Information and Software Technology* 47 (2): 113–127. <https://doi.org/10.1016/j.infsof.2004.06.005>.
- Chakraborty, Suranjan, und Josh Dehlinger. 2009. „Applying the Grounded Theory Method to Derive Enterprise System Requirements“. In *2009 10th ACIS International Conference on Software Engineering, Artificial Intelligences, Networking and Parallel/Distributed Computing*: 333–338. <https://doi.org/10.1109/SNPD.2009.102>.
- Cohen, Jeremy, Daniel S. Katz, Michelle Barker, Neil Chue Hong, Robert Haines, und Caroline Jay. 2021. „The Four Pillars of Research Software Engineering“. *IEEE Software* 38 (1): 97–105. <https://doi.org/10.1109/MS.2020.2973362>.
- „Collaborations Workshop 2012 (CW12) | Software Sustainability Institute“. o. J. Zuletzt abgerufen am 9. März 2026. <https://www.software.ac.uk/workshop/collaborations-workshop-2012-cw12>.
- Cooper, Robert G. 2006. „Managing Technology Development Projects“. *Research-Technology Management* 49 (6): 23–31. <https://doi.org/10.1080/08956308.2006.11657405>.

- Czerniak, Andreas, Lena Dreher, Emilie Hermans, und Jochen Schirrwagen. 2020. „Wie befördern NFDI und EOSC einen kulturellen Wandel für eine offene Wissenschaft?“ <https://doi.org/10.5281/zenodo.4062376>.
- Damerow, Julia, Rebecca Sutton Koeser, Jeffrey C Carver, und Malte Vogl. 2025. „Code Review in Digital Humanities“. *Digital Scholarship in the Humanities* 40, Nr. Supplement_1: 118–26. <https://doi.org/10.1093/llc/fqae052>.
- Davis, Alan M. 1995. „Object-oriented requirements to object-oriented design: An easy transition?“ *Journal of Systems and Software* 30 (1): 151–159. [https://doi.org/10.1016/0164-1212\(94\)00123-5](https://doi.org/10.1016/0164-1212(94)00123-5).
- Deleuze, Gilles, Félix Guattari, und Charles J. Stivale. 1984. „Concrete Rules and Abstract Machines“. *SubStance* 13 (3/4): 7–19. <https://doi.org/10.2307/3684771>.
- Dietzsch, Ina. „Akteur-Netzwerk-Theorie“. In *Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch*, herausgegeben von Timo Heimerdinger und Markus Tauschek: 77–99. Waxmann.
- „FAIR Data Spaces | NFDI“. Zuletzt abgerufen am 5. Mai 2025. <https://www.nfdi.de/fair-data-spaces/>.
- Felderer, Michael, Michael Goedicke, Lars Grunske, Wilhelm Hasselbring, Anna-Lena Lamprecht, und Bernhard Rumpe. 2023. „Toward Research Software Engineering Research“. <https://doi.org/10.5281/zenodo.8020525>.
- Fischer, Michael M. J. 2006. „Science, Technology and Society“. *Theory, Culture & Society* 23 (2–3): 172–174. <https://doi.org/10.1177/026327640602300228>.
- Galison, Peter. 1997. „Image and Logic: A Material Culture of Microphysics.“ University of Chicago Press.
- Geertz, Clifford. 2008. „Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture“. *The Cultural Geography Reader*. Routledge.
- Götz, Irene. 2010. „Ethnografien der Nähe – Anmerkungen zum methodologischen Potenzial neuerer arbeitsethnografischer Forschungen der Europäischen Ethnologie“. *AIS-Studien* (1): 101–117. <https://doi.org/10.21241/ssoar.64752>.
- Halaweh, Mohanad. 2012. „Using Grounded Theory as a Method for System Requirements Analysis“. *Journal of Information Systems and Technology Management* 9 (1): 23–38. <https://doi.org/10.4301/s1807-17752012000100002>.
- Hess, Sabine, und Maria Schwertl. 2013. „Vom ‚Feld‘ zur ‚Assemblage‘? Perspektiven europäisch-ethnologischer Methodenentwicklungen – eine Hinleitung.“ In *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*, herausgegeben von Sabine Hess, Johannes Moser und Maria Schwertl: 13–37. Reimer Verlag.
- Holmes, Douglas R., und George E. Marcus. 2008. „Collaboration Today and the Re-Imagination of the Classic Scene of Fieldwork Encounter“. *Collaborative Anthropologies* 1 (1): 81–101.
- Imeri, Sabine, und Ida Danciu [Mitarb.]. 2017. „Open Data. Forschungsdatenmanagement in den ethnologischen Fächern. Auswertung einer Umfrage des Fachinformationsdienstes Sozial- und Kulturanthropologie an der Universitätsbibliothek

- der Humboldt-Universität zu Berlin 2016. Teil I: Statistiken“, https://www.evifa.de/d/e/assets/dokumente/umfrage_bericht_statistiken_1-o_14-06-2017.pdf.
- „ISO/IEC/IEEE International Standard – Systems and software engineering – Life cycle processes – Requirements engineering“. 2018. *ISO/IEC/IEEE 29148:2018(E)*: 1–104. <https://doi.org/10.1109/IEEESTD.2018.8559686>.
- Kaufmann, Andreas, Julia Krause, Nikolay Harutyunyan, Ann Barcomb, und Dirk Riehle. 2022. „A Validation of QDAcity-RE for Domain Modeling Using Qualitative Data Analysis“. *Requirements Engineering* 27 (1): 31–51. <https://doi.org/10.1007/s00766-021-00360-6>.
- Kotonya, Gerald, und Ian Sommerville. 1998. „*Requirements Engineering: Processes and Techniques*.“ Wiley Publishing.
- Lamprecht, Anna-Lena, Leyla Garcia, Mateusz Kuzak, et al. 2020. „Towards FAIR Principles for Research Software“. *Data Science* 3 (1): 37–59. <https://doi.org/10.3233/DS-190026>.
- Latour, Bruno. 1993. „*We Have Never Been Modern*.“ Harvard University Press.
- Law, John, und Evelyn Ruppert. 2013. „The Social Life of Methods: Devices“. *Journal of Cultural Economy* 6 (3): 229–240. <https://doi.org/10.1080/17530350.2013.812042>.
- Li, Hai-tao, Ai-song Shi, und You-xin Meng. 2008. „'Parallel Development and Independent Integration Model' for Scientific Research Software Engineering“. In *2008 International Conference on Computer Science and Software Engineering*, 2: 244–246. <https://doi.org/10.1109/CSSE.2008.1372>.
- Lin, Li-Chen. 2009. „Data Management and Security in Qualitative Research“. *Dimensions of critical care nursing : DCCN* 28: 132–137. <https://doi.org/10.1097/DCC.0b013e31819aeff6>.
- Longley Arthur, Paul, und Lydia Hearn. 2021. „Toward Open Research: A Narrative Review of the Challenges and Opportunities for Open Humanities“. *Journal of Communication: jqabo28*. <https://doi.org/10.1093/joc/jqabo28>.
- Marcus, George E. 1995. „Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography“. *Annual Review of Anthropology* 24: 95–117.
- Marcus, George E., Hg. 2000. „*Para-Sites: A Casebook against Cynical Reason*.“ Bd. 7. Late Editions: Cultural Studies for the End of the Century. University of Chicago Press. <https://press.uchicago.edu/ucp/books/book/chicago/P/bo3628789.html>.
- McGraw, Karen L., und Karan Harbison. 2020. „*User-centered Requirements: The Scenario-based Engineering Process*.“ CRC Press. <https://doi.org/10.1201/9781003064138>.
- Mitchell, Rick, Rob Phaal, Nikoletta Athanassopoulou, Clare Farrukh, und Christian Rassmussen. 2022. „How to Build a Customized Scoring Tool to Evaluate and Select Early-stage Projects“. *Research-Technology Management* 65 (3): 27–38. <https://doi.org/10.1080/08956308.2022.2026185>.
- Mollenhauer, Sabina. 2025. „*Software Requirements for Qualitative Interview Data: A Participatory Approach – From qualitative interview transcripts to FAIR research*“

- data through collaborative software engineering*“. Gehalten auf der Konferenz Forschungsdaten in den Geisteswissenschaften (FORGE), Rostock.
- Mucha, Julia. 2023. „*The QDAcity-RE-RS Method for Creating Complete, Consistent, and Traceable Requirements Specifications*“. <https://open.fau.de/handle/openfau/30075>.
- Neighbors, James M. 1980. „*Software Construction Using Components*“. Ph. D. Thesis, University of California.
- Parolin, Giacomo, Tim C. McAlloone, und Daniela C. A. Pigosso. 2024. „How can technology assessment tools support sustainable innovation? A systematic literature review and synthesis“. *Technovation* 129: 102881. <https://doi.org/10.1016/j.technovation.2023.102881>.
- Philippe, Olivier, Martin Hammitzsch, Stephan Janosch, Anelda van der Walt, Ben van Werkhoven, Simon Hettrick, Daniel S. Katz, et al. 2019. „*softwaresaved/international-survey: Public release for 2018 results*“. <https://doi.org/10.5281/zenodo.2585783>.
- Raccoon, L. B. S. 1997. „Fifty Years of Progress in Software Engineering“. *ACM SIGSOFT Software Engineering Notes* 22 (1): 88–104. <https://doi.org/10.1145/251759.251878>.
- Raharjana, Indra Kharisma, Daniel Siahaan, und Chastine Fatichah. 2021. „User Stories and Natural Language Processing: A Systematic Literature Review“. *IEEE Access* 9: 53811–53826. <https://doi.org/10.1109/ACCESS.2021.3070606>.
- Reddy, Deepa S. 2011. „Caught! The Predicaments of Ethnography in Collaboration“. In *Fieldwork is not what it used to be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition*, herausgegeben von James D. Faubion und George E. Marcus: 89–112. Cornell University Press. <https://doi.org/doi:10.7591/9780801463594-006>.
- RfII – Rat für Informationsinfrastrukturen. 2023. „Föderierte Dateninfrastrukturen für die wissenschaftliche Nutzung“. *RfII Berichte*. <https://rfii.de/download/rfii-bericht-foederierte-dateninfrastrukturen-fuer-die-wissenschaftliche-nutzung-maerz-2023/>.
- Robey, Daniel, Richard Welke, und Daniel Turk. 2001. „Traditional, Iterative, and Component-Based Development: A Social Analysis of Software Development Paradigms“. *Information Technology and Management* 2 (1): 53–70. <https://doi.org/10.1023/A:1009982704160>.
- Rojas, Luis, Cristian Olivares-Rodríguez, Claudio Alvarez, und Pedro G. Campos. 2022. „OurRank: A Software Requirements Prioritization Method Based on Qualitative Assessment and Cost-Benefit Prediction“. *IEEE Access* 10: 131772–131787. <https://doi.org/10.1109/ACCESS.2022.3230152>.
- Schöpfel, Joachim, und Hélène Prost. 2016. „Research Data Management in Social Sciences and Humanities: A Survey at the University of Lille (France)“. *Libreas: Library Ideas* 29: 98–112. <https://doi.org/10.18452/9097>.

- Shams-Ul-Arif, Qadeem Khan, und S. A. K. Gahyyur. 2010. „Requirements Engineering Processes, Tools/Technologies, & Methodologies“. *International Journal of Reviews in Computing*.
- Siadat, Seyed Hossein, und Minseok Song. 2012. „Understanding Requirement Engineering for Context-Aware Service-Based Applications“. *Journal of Software Engineering and Applications* 5: 536–544. <https://doi.org/10.4236/jsea.2012.58062>.
- Silvast, Antti, und Mikko J. Virtanen. 2019. „An assemblage of framings and tamings: multi-sited analysis of infrastructures as a methodology“. *Journal of Cultural Economy* 1 (6): 461–477. <https://doi.org/10.1080/17530350.2019.1646156>.
- Simukovic, Elena, Maxi Kindling, und Peter Schirmbacher. 2013. „Umfrage zum Umgang mit digitalen Forschungsdaten an der Humboldt-Universität zu Berlin“. <http://dx.doi.org/10.18452/13568>.
- Sorrentino, Maddalena, und Francesco Virili. 2005. „Web Services System Development: A Grounded Theory Study“. *BLER 2005 Proceedings*. <https://aisel.aisnet.org/bled2005/51>.
- Struck, Alexander, Axel Loewe, Elke Achhammer, et al. 2020. „A Guide for Publishing, Using, and Licensing Research Software in Germany.“ <https://doi.org/10.5281/zenodo.4327148>.
- Strunk, Sonja. Evaluationsbericht 2018. „Bedarfserhebung Fachinformationsdienst (FID) Soziologie“. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-74925-5>.
- „The Anatomy of a User Story | Scrum Alliance | Includes Template“. o. J. Zuletzt abgerufen am 19. Juni 2025. <https://resources.scrumalliance.org/Article/anatomy-user-story>.
- Truschkat, Inga, Manuela Kaiser-Belz, und Vera Volkmann. 2011. „Theoretisches Sampling in Qualifikationsarbeiten: Die Grounded-Theory-Methodologie zwischen Programmatik und Forschungspraxis“. In *Grounded Theory Reader*, herausgegeben von Günter Mey und Katja Mruck: 353–379. VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_16.
- Vepřek, Libuše Hannah. 2024. „At the Edge of AI: Human Computation Systems and Their Intraverting Relations.“ transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839472286>.
- Vicente-Saez, Ruben, und Clara Martinez-Fuentes. 2018. „Open Science now: A systematic literature review for an integrated definition“. *Journal of Business Research* 88: 428–436. <https://doi.org/10.1016/j.jbusres.2017.12.043>.
- Welz, Gisela. 2021. „Assemblage“. In *Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie*, herausgegeben von Peter Hinrichs, Martina Röthl, und Manfred Seifert: 161–176. Dietrich Reimer Verlag.
- Wilkinson, Mark D., Michel Dumontier, IJsbrand Jan Aalbersberg, Gabrielle Appleton, Myles Axton, Arie Baak, Niklas Blomberg, et al. 2016. „The FAIR Guiding Principles for scientific data management and stewardship“. *Scientific Data* 3: 160018. <https://doi.org/10.1038/sdata.2016.18>.

Würfel, David, Rainer Lutz, und Stephan Diehl. 2016. „Grounded requirements engineering: An approach to use case driven requirements engineering“. *Journal of Systems and Software* 117: 645–657. <https://doi.org/10.1016/j.jss.2015.10.024>.

Flirten, Poussieren, Tachtelmechtel

Eine computationelle Sekundäranalyse zum Erzählen über das Verlieben und dessen Konsequenzen im 20. Jahrhundert

Dennis Möbus

Mit der Geschichte der Emotionen ist auch die Liebe in der Geschichtsschreibung angekommen (Rath 1998; Sieder et al. 2007; Reddy 2012; Bauer und Hämmerle 2013; Rosenwein und Christiani 2017: 59f.; Boddice 2020: 7ff.; Frevert 2020: 199f.). Sind Partnerschaft und Ehe mit der Frauenbewegung ein wichtiger Teil der Geschlechtergeschichte geworden, blieb das zugrundeliegende Gefühl lange Zeit unberücksichtigt – ganz zu schweigen vom vorgelagerten und flüchtigen sich verlieben. Ein wesentliches Problem dabei war die Quellenlage, die sich allerdings ebenfalls mit den Neuen Sozialen Bewegungen deutlich verbessert hat. Namentlich die Oral History hat in den letzten 40 Jahren als Teildisziplin der Geschichtswissenschaft Dokumentationen von Lebensgeschichten im mindestens vierstelligen Bereich hervorgebracht (Leh 2020). Zudem zeichnet die Oral History aus, dass Bevölkerungsschichten zu Wort kommen, die oft kein offizielles Sprachrohr und keine erinnerungskulturellen Träger haben. Lagen die initialen Forschungsinteressen der Oral History jenseits der Gefühlsgeschichte, bieten die komplexen Narrative heute doch reichhaltiges Futter für Sekundäranalysen.

Durch die fortschreitende Digitalisierung und Bereitstellung über Online-Portale werden mehr und mehr von diesen lebensgeschichtlichen Quellen nachnutzbar, die bislang schwer zugänglich waren. Über das Portal Oral-History.Digital (OH.D: Oral-History.Digital 2026) kann mittlerweile auf 4.400 Interviews zugegriffen werden, etwa ein Drittel davon bereitgestellt vom Archiv „Deutsches Gedächtnis“ (ADG), dem Forschungsdatenspeicher des Instituts für Geschichte und Biographie. OH.D bietet damit erstmals die Möglichkeit, zentral und in großem Umfang für Sekundäranalysen auf Oral-History-Daten zuzugreifen. Jenseits der ursprünglichen Forschungsfragen beinhalten die komplexen lebensgeschichtlichen Interviews reichhaltige historisch und soziologisch sowie kulturwissenschaftlich relevante Erzählungen zu Erfahrungsdimensionen.

In diesem Aufsatz soll auf dieser Datengrundlage exemplarisch dem Verliebtsein in historischer Perspektive nachgespürt werden. Dabei gilt es zunächst,

epistemologischen Fallstricken auszuweichen, bevor die hier zum Einsatz kommende digitale Methodologie erläutert und mit Hilfe entsprechender computationeller Verfahren in die Quellen gegangen wird. So möchte der vorliegende Beitrag aufzeigen, inwiefern eine inhaltlich getriebene Fragestellung zur Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts – jene nach dem Verlieben – mit computationellen Verfahren vorangetrieben und vielleicht sogar beantwortet werden kann.

Verliebtsein greifbar machen

Computationelle Zugänge in die Sekundäranalyse lebensgeschichtlicher Interviews der Geburtsjahrgänge 1895–1983

Es gibt nur wenige Quellen, die Eindrücke des Verliebenseins, insbesondere der breiten Bevölkerung, historisch dokumentieren. Systematische Untersuchungen aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive sind ein Desiderat (Bausinger 2002: 1), in der qualitativen Sozialforschung hat Alexandra Kofler (2012: 99ff.) eine der wenigen empirischen Studien vorgelegt. Lebensgeschichtliche Interviews beinhalten jedoch in der Regel Erzählungen über das Kennenlernen von Partner:innen und oft auch solche über die erste Liebe. In den Online-Beständen des ADGs kommen Personen zu Wort, die zwischen 1895 und 1983 geboren sind (Archiv „Deutsches Gedächtnis“ 2026). Diese Interviews bieten somit die Chance, die Gefühlsgeschichte beinahe des gesamten 20. Jahrhunderts in den Blick zu nehmen. Durch die große Anzahl Interviews, die darüber hinaus äußerst komplex und umfangreich sind, ist es notwendig, Verfahren des Text Mining oder Distant Reading anzuwenden. In den letzten Jahren konnten lebensgeschichtliche Interviews erfolgreich mit korpuslinguistischen Zugängen, wie dem Auszählen von Worthäufigkeiten und n-Grammen (Gerstenberg et al. 2022), LDA und vektorbasiertes Topic Modeling (Bayerschmidt und Möbus 2025; Franken und Möbus 2024) – und zunehmend auch mit KI und Prompt-Engineering erschlossen und analysiert werden (Möbus 2025b; Bayerschmidt et al. 2025). Schon mit einfachen Suchabfragen im Online-Archiv wird deutlich, wie viele relevante Textpassagen in den Beständen des ADGs enthalten sein könnten: Der Suchbegriff „verliebt“ führt zu einer Auswahl von 163 Interviews mit teils mehreren Treffern im Transkript (Stand März 2026). Diese Größe des Samples ist gut zu bewältigen, weil man die Interviewpassagen direkt einsehen und anhören kann. Allerdings ist das semantische Spektrum breit, wenn es um Erzählungen über das Verlieben geht, so dass bei einer einzelnen Suchabfrage nicht davon ausgegangen werden kann, dass die Treffer auch nur annähernd vollständig sind. Vielmehr ist zu vermuten, dass oft über das Verliebt-Sein erzählt wird, ohne dass der Begriff auch nur ein einziges Mal explizit fällt.

Folgende Interviewpassage findet man im OH.D-Portal, wenn man nach „Liebe“ sucht. Das Interview stammt aus dem ersten öffentlich geförderten Oral-History-

Projekt in Deutschland: Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet (LUSIR, Niethammer 1983). Das Forschungsprojekt nahm die Faschismuserfahrungen und -verarbeitung verschiedener Bevölkerungsgruppen aus dem von der Montanindustrie geprägten Ruhrgebiet in den Blick. Das Interview wurde im Jahr 1980 mit einer damals 56-jährigen Verwaltungsmitarbeiterin durchgeführt. Es handelt sich um den zweiten und letzten Interviewtermin, und der Interviewer fragt:

„INT: Ich hab nur noch eine einzige Sache vorher und zwar, haben Sie erzählt, was auch nicht auf dem Band ist, über ihre erste Liebe und diese Frage würde ich gerne nochmal wiederholen. (...) Also, wie weit, wie weit Sie sich an Ihre erste Liebe erinnern können, so an die Umstände...

IP: Die erste Liebe, ach Gott, (...) die allererste Liebe, mit, äh, der Junge, mit dem ich mich dann auch verlobt hab, das war ein Schulkamerad und zwar entstanden diese Freundschaften dadurch, dass wir im Stadtwald wohnten und jeden Tag zur Schule fahren mussten (...). Und tja, wir gingen zusammen in die Tanzstunde, das war eigentlich keine, von meiner Seite aus in den ersten Jahren keine Liebe, also Karl-Heinz war mehr so ein Kamerad, aber ne Liebe hat sich eigentlich erst, na so nach dem Arbeitsdienst 1942 daraus entwickelt... Als er eingezogen war und Fähnrich wurde und in Urlaub kam und, äh, ich ihn dann auch mal besuchen durfte (...). Und, da hat sich also 'ne echte Liebe dann entwickelt, die aber, ich glaube nicht mit dem zu vergleichen ist, wat man heute wohl als Liebe bezeichnet...

INT: Warum nicht?

IP: Da, da gab's ja, da gab's ein Küssen, das war aber auch schon schon ganz viel (...).

INT: Musste das auch heimlich geschehen oder wusste Ihre Mutter...?

IP: (...) Karl-Heinz (...) war also ein regelrechtes Muttersöhnchen und die Mutter war nicht so ganz einverstanden mit mir. (...) Aber (...) wir waren Beide, äh, fanatische Tänzer... Wir haben also in der Tanzschule Stielemann (...) Schülerzirkel besucht (...) und haben also zu Hause bei ihm (...) nach Schallplatten ununterbrochen getanzt. (...) Nur getanzt über Stunden... Das war also sagenhaft...“ (ADG0018, Bd. 4, 00:02:42)

Diese kurze Sequenz zeigt bereits viele bedenkenswerte inhaltliche wie epistemologische Aspekte auf. Zunächst wird deutlich, dass soziale Faktoren, wie Familie, Milieu, Peer Group und Politik, sowie Treffpunkte und Gelegenheiten darüber bestimmen, wann und wo man sich in wen mit welchen sozialen und biographischen Konsequenzen verlieben kann. Die subjektive Perspektive auf die historische Veränderung dieser sozial-räumlichen Dimensionen sind das thematische Kernanliegen

dieses Aufsatzes (Beck und Beck-Gernsheim 1990; Haring und Höllinger 2009; Bauer und Hämmerle 2013: 6ff.; Gammerl 2013; Burkart 2019: 1099f.). Gleichzeitig zeigt sich die Besonderheit des Materials der Interviewtranskripte, die mündliche Sprache verschriftlichen und in der Regel selten analytische Begriffe explizieren. Die inhaltliche Fragestellung gilt es, mit dem spezifischen Material und passenden computationalen Verfahren und damit verbundenen hermeneutischen Analysen zu untersuchen.

Mit Blick auf die Quellenkritik fällt auf, dass auf aktives Nachfragen des 38-jährigen Historikers über die Liebe gesprochen wird und nicht klar ist, warum diese Erzählung während der charakteristischen Stegreiferzählung, mit der ein lebensgeschichtliches Interview in der deutschen Oral History traditionell beginnt, nicht aufgezeichnet wurde. Durch seine charmant-direkte Art gelingt es dem deutlich jüngeren Interviewer, der Interviewten nun die zuvor nicht auf Band festgehaltene Episode über ihre erste Liebe erneut zu entlocken. Das verweist auf die fundamentale Bedeutung der Interviewführung, insbesondere für emotionale Erinnerungserzählungen, bei dieser historischen Quellenart. Schließlich wird – wie schon angedeutet – der Begriff „Verlieben“ in dieser Sequenz nicht genannt und auch wenn der Suchbegriff „Liebe“ hier zum Erfolg geführt hat, gilt es für dieses Erkenntnisinteresse doch eine unüberschaubare semantische Breite zu berücksichtigen: das Synonym „verknallen“, das vorgelagert-distanzierte „vergucken“ und das aktiv darauf hinwirkende „flirten“ sind nur drei enge Verwandte, und ein ganzes Wortfeld ließe sich auffächern, um mit entsprechenden Begriffen die relevanten Textpassagen zu finden.

Das Sich-Verlieben kann sich, wie in dieser Sequenz, über lange Zeiträume hinziehen und ist nicht immer unmittelbar situativ. Trotzdem sind das Verlieben und das Verliebtsein flüchtige Emotionen (Mees 2024). Die quellenkritischen Folgen daraus sind einerseits, dass unmittelbar zum Zeitpunkt des Verliebtseins entstandene Quellen – klassischerweise Briefe – durch starke Gefühle arg verzerrt sind und andererseits, dass mit enormem Zeitverzug erzählte Retrospektionen von späteren und letztlich auch gegenwärtigen Gefühlen (also hier etwa einer späteren Liebe) überlagert oder überschrieben werden oder auch einer sachlichen Nüchternheit gewichen sein können. Epistemologisch bedeutet dies, den Kontext der Erzählungen und das emotionale Profil einer Person zu berücksichtigen, um das Erzählen über das romantische Kennenlernen und Verlieben richtig einordnen zu können.

Um das zu ermöglichen, sind im Rahmen des Forschungsprojekts Oral-History.Digital verschiedene computationale Methoden entwickelt und getestet worden. In zahlreichen Workshops, die sowohl das Experimentieren mit verschiedenen Text-Mining-Verfahren als auch das ethnografische Beobachten der sich verändernden hermeneutischen Arbeitsweise angesichts der Digitalisierung einschlossen, konnte sich das Topic Modeling als geeignete Erschließungsmethode für Oral-

History-Bestände etablieren (Franken und Möbus 2024; Bayerschmidt et al. 2025). Auf Grundlage dieser Erkenntnisse ist im Rahmen von OH.D in einem mehrstufigen Evaluationsverfahren ein Topic Model (TM) entstanden, das automatisiert (mehr oder weniger) konsistente Wortlisten aus einem Korpus von fast 1.000 Interviews errechnet hat (Bayerschmidt und Möbus 2025). Diese können, mit einem Überbegriff gelabelt, als Themen- oder Wortfelder gelesen werden und so einen anderen Blick in das umfangreiche Material ermöglichen. Die oben zitierte Interviewsequenz ist diejenige, bei der das Topic mit dem Label „Soziale Kontakte/Freizeit“ (Github 2026) am stärksten von allen Interviewpassagen im Korpus ausschlägt. Für ein optimales TM und eine bessere Verlaufsanalyse wurden die Interviews in Abschnitte (Chunks) zu ca. 25 Sätzen zerteilt. Diesen Chunks wurden anschließend die Label hinzugefügt, die auf das TM basierend in einem intersubjektiven Verfahren durch Forschende erstellt wurden. Das Ergebnis des Modells sind zum einen automatisch generierte Inhaltsverzeichnisse der Interviews im OH.D-Portal. Zum anderen wurde ein visuelles Interface entwickelt, das einen alternativen Einstieg in Interviewverläufe bietet.

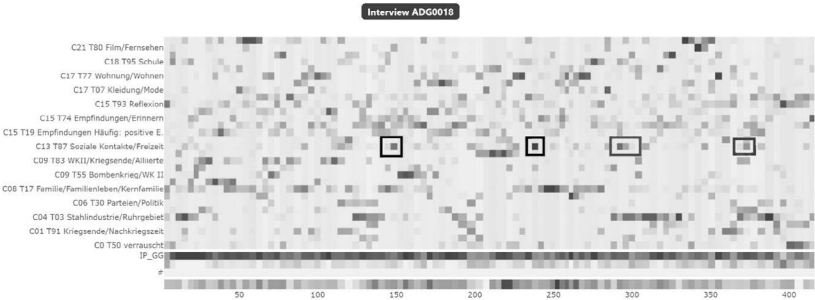
Interview Chronology Analysis (ICA)

Die Interview Chronology Analysis (ICA) ist ein Werkzeug, das den Themenverlauf von Interviews chronologisch darstellt (Möbus 2025a). Im Gegensatz zu den meisten Werkzeugen der Digital Humanities (DH) für historische Daten ist nicht die Chronologie der Metadaten (also für Interviews die Entstehungszeit oder das Geburtsdatum der Interviewten) Grundlage der ICA (Pawłowski und Walkowiak 2024; Glinka et al. 2017; Jänicke et al. 2015), sondern die Zeitlichkeit des Interviewverlaufs. Vergleichbar, aber nicht auf Lebensgeschichten hin optimiert ist etwa das Vorgehen von Eric Alexander und Team (2014); einen interessanten, temporal-spatialen Ansatz für die (historische) Biographieforschung hat Florian Windhager (2017) entwickelt. Die Visualisierung von Interviewverläufen soll einerseits, den Eindrücken der oben genannten Workshops und der begleitenden Evaluation von OH.D folgend, im schnelllebigem Onlinezugriff unmittelbar auf den Umfang, die thematische Breite und die narrative Komplexität der Interviews aufmerksam machen (Franken und Möbus 2024). Andererseits bietet die ICA Möglichkeiten, Muster und Besonderheiten in Interviewverläufen zu analysieren, die beim Abhören oder Lesen der mehrstündigen Interviews möglicherweise nicht auffallen (Möbus 2025a).

Die ICA ist sowohl als eigenständiges Python-Tool (ebd.) als auch als Teil des Oral-History-Topic-Modeling-Dashboards verfügbar (Bayerschmidt und Möbus 2025). Die X-Achse der Visualisierung bildet den zeitlichen Verlauf ab, während auf der Y-Achse die Topics, also die Labels der Wortlisten, abgebildet sind. Auf diese Weise können Themenwechsel und zusammenhängende Passagen auf einen Blick

erschlossen werden. In Abbildung 1 sieht man, dass Topic 87 mit dem Label „Soziale Kontakte/Freizeit“ mehrmals deutlich im Interviewverlauf ausschlägt. In diesem Topic sind unter den 50 bedeutendsten Wörtern neben dem Begriff „Liebe“ auch so wichtige Begriffe wie „Treffen“, „kennen“ und „lernen“, „Beziehung“, „tanzen“, „heiraten“, „Mädchen“ und „Jungs“. Erinnerungen müssen oft über Erzählsammenhänge aktiviert werden, die sich über den gesamten Lauf eines Interviews erstrecken können – Alexander von Plato hat dafür den Begriff der „Erinnerungsnetze“ geprägt (von Plato 2000: 271). Daher lohnt sich ein Blick in die anderen Passagen, um durch Ellipsen, Pro- und Analepsen fragmentierte Erzählungen über die erste Liebe oder vergleichbare Episoden ebenfalls zu erfassen.

Abb. 1: Verlauf des Interviews ADG0018



Die zweite Markierung von links in Abbildung 1 bei Minute 240 ist die oben zitierte Passage. In der dritten markierten Passage geht es eher um Freundschaften und wie sich diese aus dem Arbeitsumfeld entwickelt haben – schön zu sehen auch an der Korrelation mit dem Topic 03 „Stahlindustrie/Ruhrgebiet“. Innerhalb der Markierung rechts außen geht es um die Beziehung eines Kollegen, in der links außen gekennzeichneten Passage hingegen um wesentliche Bedingungen für das romantische Kennenlernen und das Thema Aufklärung in ihrer Jugendzeit der 1930er Jahre:

„INT: (...) wenn Sie so ihre ersten Freunde hatten, äh, gab es da Schwierigkeiten, äh überhaupt, dass man so Kontakte mit Männern hatte, galt das als unschicklich oder nicht?

IP: Ja, das war furchtbar. (...) Ich, also ich muss dazu aber sagen, in der Beziehung bin ich glaube ich nicht, nicht ganz normal dadurch, dass ich keine Brüder hatte und nur äh, mit meiner Schwester groß wurde und sehr behütet, mh, war ich so irrsinnig dämlich (...). Da hab ich zum lieben Gott gebetet, dass ich irgendwo her

ein Kind kriegen sollte, wie, weiß ich auch nicht. Wirklich. So verklemmt erzogen, das können Sie sich nicht vorstellen. (...) Ja, Aufklärung (...) gab's nicht. (...)

INT: Aber als Sie ihre ersten Tage kriegten, ihren ersten Freund hatten, da mussten sie doch irgendwie reagieren wahrscheinlich?

IP: Nee, da wurde gesagt: „Das ist so. ‘ (...) das war ne fürchterliche Zeit. (...) Da denke ich immer, die die die jungen Mädchen heute, die wissen gar nicht, wie gut sie's haben. Man hatte also auch ständig Schuldkomplexe, fürchterlich. (...)

INT: Und meinen Sie, dass das allgemein damals so üblich war? (...) Oder gab's überhaupt solche Stellen wo man sich so traf, sei's heimlich sei's öffentlich?

IP: Ja, in der in der Tanzstunde, sicher hatte man seine, eben seine Freunde, aber äh, dass man frei und offen über irgendwas geredet hätte, das gab's nicht. Da war also, ich glaub ein Kuss war schon eine irre Sünde unter der man wirklich gelitten hat.

INT: Mhm... Und warum?

IP: Weiß ich nicht...

INT: Also religiös wurde das nicht begründet?

IP: Nein, weiß ich nicht, warum... Kann ich Ihnen nicht erklären. Man war von ständigen Schuldgefühlen belastet. Eine irre Zeit. Ne irre Zeit, die man, mh, die wir früher zwischen dreizehn und siebzehn Jahren mitgemacht haben oder, oder sogar noch länger.“ (ADG0018, Bd. 2, 00:50:28)

Diese von vielfältigen sozialen und persönlichen Einschränkungen geprägte Interviewpassage setzt die Agenda für die folgenden Kapitel dieses Aufsatzes: Welche Gelegenheiten außer der Tanzstunde gab es im Laufe des 20. Jahrhunderts für junge Menschen, sich kennenzulernen und näher zu kommen? Welche sozialen Rahmenbedingungen galten für das romantische Kennenlernen? Wie verhält sich das Verlieben zu Körperlichkeit und Partnerschaft – ist der hier geschilderte gehemmte Umgang eher individuell, historisch oder sozial geprägt?

Zur Beantwortung dieser Fragen werden einerseits über die Volltextsuche gefilterte Interviews und solche mit erhöhtem Aufkommen des Topics 87 in der ICA betrachtet: Wo im Interviewverlauf schlägt das Topic aus? Gibt es mehrere Stellen im Interview, in denen das Topic zum Tragen kommt, die aber nicht unter den Ergebnissen der Volltextsuche waren? Korreliert Topic 87 regelmäßig mit anderen Topics, woraus sich möglicherweise auf Muster schließen ließe? Neben diesem deduktiven Vorgehen wird mit der ICA induktiv und explorativ quer durch das Korpus gestö-

bert, um interessante Muster zu entdecken, die auf Erzählungen über das Verlieben hinweisen. Erkenntnisse aus dem ersten, deduktiven Schritt können hier den Blick für interessante Interviewsequenzen sensibilisieren.

Gelegenheit macht Liebe

Zur Entwicklung des Verliebenseins im 20. Jahrhundert

Anfang des 20. Jahrhunderts waren die Ermöglichungsbedingungen eines romantischen Kennenlernens deutlich eingeschränkt und oft an alltägliche Begegnungen geknüpft – etwa beim Flanieren, wie eine 1909 geborene Juristin im LUSIR-Interview von 1986 über die Zeit der Weimarer Republik in der Großstadt Dortmund erzählt:

„Wie man dann so anfang zu poussieren und Tanzstunde hatte und so weiter. (...) Da flanierte man in Dortmund auf dem Westenhellweg. (...) Abends zwischen sechs und sieben und wenn denn die Läden Schluss machten. Da hatten also die Gymnasiasten, hatten dann zum Teil schon kleine Flirts mit den Ladenmädchen, das war natürlich ganz verpönt. (...) Aber die, die, äh die Schülerinnen flanierten da auch, (...) die Freunde flanierten auf der einen Seite und warfen Blicke und die Mädchen auf der anderen und so weiter. Das schon, aber es gab keinen, es gab keine Treffpunkte, nicht.“ (ADG0350, Bd. 3, 01:25:03)

Dass das Flirten verpönt war, weist, neben dem Mangel an Orten, auf weitere gesellschaftliche Hürden beim Sich-Verlieben-Können hin und zieht die Frage der Schichtzugehörigkeit nach sich: Die Interviewte kam aus guten Verhältnissen – war es auch verpönt, mit seinesgleichen zu flirten? Auch setzt sich die Trennung nach Geschlechtern in informellen Praktiken im öffentlichen Raum, wie dem Flanieren, fort. Der Reiz des Verbotenen hat sich auch bei einer Frau aus einfachen Verhältnissen emotional eingebrannt. 1980 erzählt die 56-jährige Verkäuferin, ebenfalls im Rahmen des LUSIR-Projekts, sehr lebendig von einem vierzig Jahre zurückliegenden Ereignis aus dem Jahr 1940:

„Also nach der Schule sind wir auch immer in der Stadt – in einem bestimmten Stadtteil, Straße auf und ab (...) mit einer Freundin, oder auch mit mehreren Mädels, nicht. Dann traf man sich und dann blieb man stehen und dann kamen die da entgegen, die Jungs und, und irgendwie so... [lacht] (...) Ja, das war immer ganz toll, ne, so mit 13 fing das so erst an, so. (...) Ja, man guckte sich an, lachte mal, wurde rot... Oder die sagten schon mal – irgendetwas wurde schon mal herübergerufen und, ne? Das fand ich ja nun ganz toll da. [lacht] (...) Ja, ich meine, heute ist vielleicht – damals war mehr Flirt und heute wird es vielleicht schneller ernst.“ (ADG0185, Bd. 1, 00:39:25)

Sucht man nach konkreteren Treffpunkten, fällt im Topic „Soziale Kontakte/ Freizeit“ der Begriff „tanzen“ ins Auge. Tatsächlich ist der Tanzsaal oder die Tanzschule bis weit ins 20. Jahrhundert ein wichtiger Ort für Jugendliche und häufig mit Erzählungen über die erste Liebe verknüpft (Janssen 2010: 234), wie eine Suche nach „Tanzschule“ im ADG ergibt. 33 der 36 gefundenen Interviews wurden mit Personen geführt, die vor 1940 geboren wurden. Die im Online-Archiv vertretenen Geburtsjahrgänge ab 1970 erwähnen die Tanzschule nicht mehr (sind mit 37 von 1.416 Interviews allerdings auch unterrepräsentiert). Die anschauliche Interviewpassage eines 1920 geborenen DDR-Bürgers vermittelt einen guten Einblick, deutet aber zugleich die Grenzen und Regeln – im übertragenen Sinne nicht nur – des Tanzens an. Erstmal wisse der Interviewte gar nicht – „erste Liebe. Wer soll denn das gewesen sein?“ Es komme darauf an, „was wir unter erste Liebe verstehen“. Für ihn scheint die körperliche Komponente wichtig, man habe schon mal mit Mädchen geknutscht, aber zum Zeitpunkt des Interviews 1987 seien Frauen „offener“: „Wir haben uns früher, wenn man ein Mädchel kennengelernt hat, nicht gleich mit an den Tisch gesetzt. Das gab es nicht. Nein, nein, da haben wir, wir haben sie mehrmals zum Tanzen geholt dann und dann wurde Damenwahl wurde man geholt so.“ (ADG0132, Bd. 1, 01:28:47)

Noch vor der Tanzschule spielte die Kirche bis weit ins 20. Jahrhundert eine entscheidende Rolle für die Freizeitgestaltung Jugendlicher, auch für romantische Begegnungen. Eine 1922 geborene Hausfrau belegt im Interview von 1980, wie weit die Kirche Anfang des 20. Jahrhunderts noch in das Privatleben hineinreichte und welche Bedeutung private Kontakte für das Verlieben zweier Menschen hatte:

„Mein Mann und ich, wir kannten uns ja schon praktisch als Schulkinder. Und zwar ist der Kontakt mehr durch seinen jüngeren Bruder zustande gekommen (...) und wir kannten uns wieder von der Kirche, (...) also die Kirche, die hat so viel, bei uns wenigstens, für die Jugend getan, wir waren da in 'ner Gruppe zusammen. Und einmal in der Woche gingen wir dann dahin (...) und unter anderem war dann auch 'n, 'n, 'n Knabenchor und da war wieder mein, der Bruder von meinem Mann drin. Und da wir immer zusammen waren, gingen wir zu denen nach Hause.“ (ADG0106, Bd. 1, 01:17:27)

Wie es von privaten Treffen zuhause aus weitergehen konnte, erzählt ein 1921 geborener Unternehmer über seine Kontaktaufnahme zur Schwester eines Schulkameraden. Man habe sich oft getroffen, um gemeinsam Hausaufgaben zu machen,

„und dann hatte der eine, der hatte zwei Schwestern. Dann ging man mit irgendeiner der Schwester ins Kino und (...) man erzählte natürlich nicht zuhause so wie heute. (...) Das war also für mich ganz einfach – wenn ich also mit jemandem ins Theater oder ins Kino wollte, dann mußte ich immer zweimal sagen, ich gehe ins Kino, damit ich einmal für das Mädchen mit bezahlen konnte und nicht ging und

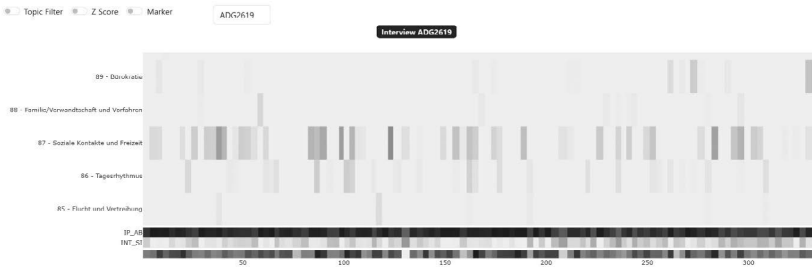
dann so viel Geld hatte, dass ich für sie mit bezahlen konnte.“ (ADGo384, Bd. 2, 00:56:13)

Das Kino war bis in die 1960er Jahre hinein ein beliebtes Ziel für frisch Verliebte oder aneinander Interessierte, möglicherweise, weil man sich den kritischen Blicken der Öffentlichkeit entziehen konnte. Tatsächlich ist das Kino ein so zentraler Ort für die Jugend, dass man über das Topic „Soziale Kontakte/Freizeit“ schnell einschlägige Interviewpassagen über die kleinen „Techtelmechtel“ lokalisieren kann (ADG0017, Bd. 1, 01:21:31). Trotz zahlreicher Erwähnungen und kleinerer Episoden bleibt das Kino als romantischer Ort jedoch eine Blackbox – über körperliche Annäherung vor der Leinwand wird in den Interviews nicht gesprochen.

Wesentliche Veränderungen entwickelten sich in den langen 1960er Jahren zwischen Rock'n'Roll-Krawallen, der 68er- und der Hippiebewegung (Schildt und Siegfried 2009: 267ff.). Die Emanzipation der Jugend (zunächst vornehmlich der Arbeiterklasse), die Frauenbewegung und die sexuelle Revolution veränderten die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sich Jugendliche kennenlernen und verlieben konnten (Herzog 2005; Schildt und Siegfried 2009: 260ff.).

Die Weichen, die in dieser Zeit gestellt wurden, ermöglichten es den Jugendlichen nur wenige Jahre später völlig selbstverständlich, Konzerte zu besuchen und sich in der Öffentlichkeit körperlich anzunähern, wie im Interview mit einer Frau deutlich wird, die die Anfänge des Punks in Düsseldorf in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren miterlebte. Es belegt, dass nicht nur Institutionen für Jugendliche entstanden, sondern sich zunehmend Institutionen aus der Jugendkultur selbst heraus entwickelten (Geiling 1996; Incorvaia 2019; Schildt und Siegfried 2009: 333f., 362f.; Gammerl 2013a). Das führte auch dazu, dass sich das Kennenlernen innerhalb gemeinsamer Interessenssphären abspielte und man deutlicher als vor dem Umschwung in der Jugendkultur Beziehungen unter Gleichgesinnten eingehen konnte. So entstanden Clubs, in denen bestimmte Musik lief, „und der DJ, der da Musik machte, (...) den fand ich ja ganz toll. Der hat natürlich versäumt mir (...) zu sagen, dass er nur auf Männer steht. Bis er mir das mal gesacht hat, war ich natürlich schon bis über beide Ohren in den verknallt“ (ADG2619, Bd. 3, 00:13:41). Nicht nur die grundsätzliche Offenheit, Menschen kennenzulernen, sondern auch die Offenheit sexueller Orientierung – die Interviewte berichtet ganz selbstverständlich vom Umgang mit Homosexualität – haben eine neue Qualität gegenüber den oben porträtierten Situationen.

Abb. 2: Verlauf des Interviews ADG2619 mit Zoom auf Topic 87 „Soziale Kontakte und Freizeit“



Aufmerksam auf solche Phänomene wird man mit Hilfe der visuellen Verlaufsanalyse: Im Interview 2619 spielt das Topic 87 eine durchgehende Rolle mit einigen deutlichen Ausschlägen. Bei einem differenzierteren Topic-Modell mit 250 oder mehr Topics, würden erwartungsgemäß auch Wortlisten mit sexuellen Konnotationen entstehen, sodass bei entsprechendem Forschungsinteresse ein fokussiertes Modell zur Lokalisierung von Erzählungen über Sexualität trainiert werden könnte. Da Topic Modeling eine recht ressourcenfreundliche Methode des maschinellen Lernens ist, kann ein solches Modell innerhalb kurzer Zeit erstellt werden (Bayerschmidt und Möbus 2025). Folgt man alleine im recht allgemeinen OH.D-Topic-Model dem Muster von Topic 87 im Interview ADG2619, offenbart sich, wie sehr eine Szene die Annäherung zweier Menschen beeinflussen kann. Das Interview wurde im Rahmen einer Dissertation zur Geschichte der Punk-Subkultur in den Jahren 2009 und 2010 mit einer 1964 geborenen Frau geführt. Auf einem Konzert der Punkband „Die Ärzte“ lernt Sie ihren späteren Partner kennen,

„ein unheimlich sympathischer Typ, mit so ganz kurzen schwarzen Haaren und der unterhielt sich (...) mit anderen Leuten, die ich kannte (...) und wir unterhielten uns auch total nett und ich war völlig fasziniert von dem und hab gedacht, ach das is aber schön, dass der die Leute kennt, die ich kenne. Den werde ich bestimmt wieder treffen und war total verknallt an dem Tag.“

Schon am nächsten Tag habe sie ihn bei einem anderen Konzert getroffen und die beiden verabredeten sich in der Folge. Aus der Subkultur heraus entwickelt sich eine enge Bindung, noch wenige Jahre vorher gültige Gepflogenheiten werden annulliert – mit 23 Jahren zieht die junge Frau in eine andere Stadt, um ihrem Freund aus der Punkszene näher zu sein, bezieht aber eine eigene Wohnung – „zum Schrecken meiner Mutter, der natürlich klar war, irgendwann muss die Tochter mal ausziehen aber dass ich da ausziehe und mit diesem Schweiger mich zusammen in eine Stadt zurück ziehe. Das konnte sie nicht verstehen.“ (ADG2619, Bd. 3, 01:10:02) Die Mutter

reagierte zwar mit Unverständnis, als die Tochter in den 1980er Jahren alleine in eine Wohnung in einer fremden Großstadt zog, doch die gesellschaftlichen Konventionen hatten sich innerhalb weniger Jahrzehnte wesentlich verändert. Vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Entwicklung macht es Sinn, im nächsten Schritt etwas mehr Augenmerk auf den sozialen Rahmen des Verliebens zu richten.

Vom Tanzlokal ins Traulokal: Sozialer Rahmen des Verliebens

Beginnt man im mikrosozialen Umfeld, rückt zunächst die Familie in den Blick. Die Eltern konnten die Partnerwahl bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts entscheidend beeinflussen – sei es durch offene Anbahnung und Sanktionierung, strukturelle Einschränkungen oder Maßregeln (Sieder et al. 2007: 7; Große-Kracht 2021: 185ff.). Im Falle einer damals 59-jährigen Buchhalterin aus einer Angestelltenfamilie wurde eher nachgeholfen, als offen Druck ausgeübt, wie sie im Interview von 1982 berichtet:

„INT: Das erste war jetzt, ob sie sich an ihre erste, erste Liebe erinnern können?

IP: Oh ja, kann ich mich noch sehr gut dran erinnern...

INT: Bei der Tanzschule fällt das immer sogleich auf...

IP: Nein, das hatte mit der Tanzstunde gar nichts zu tun... Und zwar hatte meine Mutter zwei Freundinnen, die wohnten in Mönchengladbach (...). Und, äh, meine erste Liebe war ein, äh, der Neffe dieser verheirateten Freundin und die haben das regelrecht gemanagt.“ (ADG0020, Bd. 4, 00:03:27)

Für die Interviewte sei das damals „wunderschön“ gewesen, doch wenn der junge Mann nicht an einer Kriegsverletzung gestorben wäre, hätte sie sich aus der Beziehung „wahrscheinlich nie rausgewurschtelt, wenn mir das wirklich nicht gepasst hätte“:

„Die waren ganz glücklich dadrüber, dass wir beide uns nun gefunden hatten, nich... Also, die haben kräftig nachgeholfen (...) Die haben uns das Geld fürs Kino gegeben, wir sind abends zusammen raus gegangen und so weiter, nich und dann, die, äh, riefen dann an, ich soll kommen, wenn ich dann kam, war der Herrmann da. (...) Mir war das nicht unangenehm, ich mochte ihn nämlich wirklich gerne.“ (ADG0020, Bd. 4, 00:05:04)

Diese eher sanfte Beeinflussung steht im starken Kontrast zur Erzählung einer 1933 geborenen Frau, die im Interview 1982 zunächst eine sehr ähnliche Episode über einen Mann erzählt, mit dem ihre Eltern sie mehr oder weniger verknüpelt hät-

ten. Dann schwenkt die Interviewerin auf das Thema Ehe um und man merkt, wie schwer es der Interviewten fällt, über dieses Thema zu sprechen:

„INT: Haben Sie je dran gedacht zu heiraten?

IP: Ja. Ich wollte gerne heiraten, aber, ach Gott, wie soll ich das erzählen? Das ist so komisch. Das hat sich über 15 Jahre hingezogen, der Mann war nicht an 'ne Frau gebunden, aber das waren wirtschaftliche Sachen, och, da möchte an und für sich... Der ist jetzt tot. Den hätt' ich gerne geheiratet, aber meine Eltern wollten das nicht, die waren dagegen. Erst musste das alles heimlich gehen, und nachher hatte ich mich dann durchgesetzt, und dann war es aber auf wirtschaftlicher Seite, (...) der, äh, der hat Prozesse geführt, und hat sich da selbst in den Ruin gebracht. Dann ging das so vor fünf, sechs Jahren auseinander.“ (ADG0030, Bd. 2, 00:17:38)

Der Druck durch die Eltern erklärt sich auch aus der wirtschaftlichen Zwangslage für Frauen. Zwar konnten alleinstehende Frauen – zu wesentlich schlechteren Konditionen als Männer – für ihren Lebensunterhalt sorgen, doch innerhalb der Ehe hatte der Mann ein Bestimmungsrecht über die Berufstätigkeit seiner Frau, prekär war die Situation für alleinerziehende Mütter (Niehuss 2011: 214ff.). Deshalb wurden Töchter bis weit in das 20. Jahrhundert von ihren Eltern wesentlich strenger kontrolliert als Söhne. Daraus entstanden, neben den langfristigen Konsequenzen für Bindungen, oft Reibungen im Alltag der Heranwachsenden, wie bei dieser im Jahr 1980 interviewten 56-Jährigen:

„Da sagte der Vater: ‚Ja Kind‘, sacht er, ‚ich musste doch auf Dich aufpassen, auf Mädchen, eh Mädchen muss man hüten.‘ (...) Nicht, also ich durfte ja nicht tanzen gehen in öffentliche Lokale oder sonst irgendwas, das gab's ja nicht... Also sexuell und so weiter, da war keine Aufklärung, in keinster Weise Gespräche... ‚Halt Dich fern‘, nicht... Eh und, eh na ja, also ‚möglichst kein uneheliches Kind‘.“ (ADG0028, Bd. 4, 00:25:02)

Auch wenn der Umgang von Familie zu Familie variierte, waren Mädchen zumeist einem größeren Druck ausgesetzt als Jungs. Strafen konnten sich dabei allerdings auch gegen die Verführer richten, wie in dieser Erzählung aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs: Auf die Frage nach der ersten Liebe, erzählt der Interviewte im LUSIR-Interview von 1981 über einen Fronturlaub im Jahr 1944:

„IP: Da kam ich nach Hause und bin dann in Borbeck in die Resistuben gegangen und dat war damals noch das einzigste Kino, was so ziemlich erhalten geblieben ist. Und da lernte ich ein Mädchen kennen (...). Und dann sind wir abends (...) ins Kino gegangen und der Film war so kurz vor acht aus, da habe ich das Mädchen nach Hause gebracht und dann hab ich der vor der Tür ein Küsschen geben wol-

len und da ist der Alte mit der Peitsche auf mich eingegangen.“ (ADG0035, Bd. 2, 00:04:44)

Ausgerechnet während des Nationalsozialismus, in dem staatlich erpresste soziale Überwachung den Alltag durchdrang, kam es zu einer politischen Liberalisierung und Instrumentalisierung jugendlicher Sexualität. Ein guter Teil der katholischen Opposition gegen den Nationalsozialismus lag darin begründet, dass das Regime Jugendliche beider Geschlechter in gemeinsame Freizeitaktivitäten einband und bei deren Annäherung bewusst wegsah, um deutsche Familien und deutschen Nachwuchs zu fördern (Herzog 2005). Allerdings wird in den meisten untersuchten Interviews, welche die Zeit vor 1968 inklusive NS-Zeit thematisieren, deutlich, dass nicht Offenheit und Aufklärung, sondern Tabu und Verbot die Sexualität und damit das Kennenlernen romantischer Geliebter bestimmten. Hier zeigt sich die Stärke der Oral History und Erfahrungsgeschichte: Doktrin und Diskurs lassen nicht immer auf Alltagsgeschichte und Lebensrealität schließen, die Vorgaben des NS-Staats wurden nicht in allen Familien zur gelebten Praxis. Ein quellenkritischer Einwand könnte an dieser Stelle sein, dass interviewte Personen sich selbst, im Sinne einer Schuldabwehrreaktion, gezielt als im Widerspruch zur NS-Doktrin darstellen. Es wäre allerdings ein extrem hohes Maß an historischer Reflexion nötig, um das für die Bereiche Liebe, Partnerschaft und Sexualität zu kolportieren.

Bis in die 1960er Jahre hinein hatte die Kirche einen deutlichen Einfluss als soziales Ordnungsinstrument. Insbesondere die katholische Kirche war Sittenwächter und Verfechter traditioneller Familienwerte (Großböling 2013: 34ff.; Große-Kracht 2021: 185ff.). Zwar diente sie – wie oben dargestellt – auch als Kontaktmöglichkeit, schränkte die Annäherung durch ihre restriktive Sexualpolitik und die Partnerwahl durch sozial-konfessionelle Dynamiken auf der anderen Seite wiederum ein, wie ein Interviewter im Rahmen des LUSIR-Projekts 1980 über seine Jugend Mitte der 1940er Jahre beschreibt:

„Na ja das waren also, wie gesagt, dass man gemeinsame Interessen hatte, aber immer mehr oder weniger im Kollektiv. Das hat also schon die Zeit mit sich gebracht, dass man also immer in Gemeinschaften war. Hier waren also keine engeren Beziehungen da und dann war ja wohl in der katholischen Jugend auch die Voraussetzung, dass man gewisse Vorstellungen von den Eltern her hatte.“ (ADG0017, Bd. 1, 01:24:03)

Die soziale Überwachung geltender Normen war vielen Interviewten bewusst und ein wesentlicher Faktor, wenn es um das Flirten, Verlieben und körperliche Annäherung ging. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs konnte die katholische Kirche ihre Familienpolitik erneut gesellschaftsfähig machen, gerade auch, weil sie dem Zivilisationsbruch der Nationalsozialisten ein traditionelles Familienbild entgegen-

gehalten hatte. Die Angst vor unehelichen Kindern wurde aber auch durch weitere, über die Familie hinausgehende soziale Dynamiken entfacht und konnte die Einstellung zu Partnerschaft und Sexualität nachhaltig prägen:

„Wenn früher 'n Kind, äh, in so 'ner Kolonie wie hier, wenn früher 'n junges Mädchen 'n un..., uneheliches Kind kriegte, die war geächtet. Darum bin ich ja weggegangen, darum bin ich ja nach Lietzmannstadt gefahren, wegen der Nachbarn. Mir hat 's nichts ausgemacht, aber meiner Tante. (...) Heute ist alles anders. Viel is' sehr gut, vieles is' auch Mist.“ (ADG0164, Bd. 2, 01:03:29)

Die 1983 Interviewte, damals 62-jährige Verkäuferin war selbst ein uneheliches Kind. Sie scheint in der persönlichen Reflexion ihrer eigenen Geburt und der Geburt ihrer unehelichen Tochter im Jahr 1944 zu einer liberaleren Haltung gegenüber Partnerschaft und Sexualität gefunden zu haben, wenn sie später betont: „Junge Leute, die sich kennen und lieben lernen, die sollen lieber so zusammenziehen, ohne Heirat“ (ADG0164, Bd. 2, 01:02:48). Damit repräsentiert sie eine Entwicklung seit den 1960ern, die eigentlich erst durch die Folgegeneration vorangetrieben wurde. Die interessante Wandlung einer 1940 geborenen, aus einer Berliner Akademikerfamilie stammenden Psychologin, wird in der folgenden Passage eines Interviews von 2011 aus einem Projekt über Kriegskinder deutlich. Pubertät und Sexualität seien in ihrem „moralischen, evangelikalen Elternhaus (...) nicht vor[gekommen]“, denn:

„ich war eine ganz Späte, eine ganz Späte, und habe dann mit 16 habe ich so die erste Mini-Liebelei gehabt und hatte da immer noch ein schlechtes Gewissen deswegen und das ist ja ganz schlimm... Und ein bisschen fleißig umarmen und knutschen und sowas und ich war da ganz auch durch diese ganze Moral habe ich selber sozusagen die Sexualität als was... Das ist was Verwerfliches oder was Schlimmes. Und so ist es ganz geheim und ganz unterdrückt. Im Grunde, bis ich meinen Mann kennenlernte, da war ich 19, 19, 20.“ (ADG2783, Bd. 3, 00:44:53)

Auch bei ihr war die Tanzschule noch die maßgebliche Möglichkeit, Jungen kennenzulernen. Sie habe aber „tanzen“ wollen „und mehr nicht“, sei ein „richtiger Spätzünder“ gewesen. Auf Nachfrage erläutert die Interviewte:

„Naja, also nachdem dann die Ehe schlecht war und dann auch mal ein anderes Verhältnis gewählt und dann auch mal heimlich irgendeine Affäre gehabt und so und dann mich also so ganz langsam befreit.“ (ADG2783, Bd. 3, 00:49:02)

Das sei dann in den 1970er Jahren, also mit über 30 gewesen. Nicht nur die Interviewerin, die ganze Interviewsituation im Jahr 2011 scheint trotz laufender Kamera deutlich gelöster und offener als in den Interviews 30 Jahre zuvor, der Ehebruch

wird offen thematisiert. Möglicherweise hat der gesellschaftliche Umgang mit Liebe, Sexualität und Partnerschaft auch zu einer Öffnung des Gesprächs geführt. Die Interpretation ihrer eigenen Sexualität („Spätzünder“) muss man auch vor dem Hintergrund einer Retrospektion zu einer Zeit nach der sexuellen Befreiung lesen. Erkenntnisreich wären Ergebnisse aus Längsschnittstudien, in denen dieselben Personen jeweils vor und nach 1968 auf ihre eigene Sexualität blicken. Das Verlieben, so der Eindruck, wird affektiver, sozialer Druck und Normen sinken nach 1968 deutlich, ermöglichen spontane biographische Wendungen.

Ein 1939 geborener Interviewter spricht im gleichen Forschungsprojekt sehr offen über seine Homosexualität. Der studierte Bauingenieur erzählt ebenfalls von seiner „sehr verklemmte[n] sexuelle[n] Erziehung“ und dem Ausbleiben jedweder Aufklärung: „[A]ls ich so etwa 13 war, dann kamen die [Eltern] nicht mehr ins Badezimmer (...), ‚du musst jetzt immer alleine baden‘ und ich wusste gar nicht warum.“ (ADG2756, Bd. 4, 00:36:16) Bei einem Pfadfinderausflug mit Übernachtung habe er dann erstmals irritierende Gefühle gehabt: „[D]a lag ein Junge mir gegenüber und ich guckte den ganz fasziniert an. Immer wenn der die Augen zu hatte und schlief, dann war ich richtig verliebt in den. Und ich wusste, das ist nicht zulässig. Ich wusste aber auch nicht warum. Ich war fasziniert, weil der so hübsch aussah. Und ich wusste gleichzeitig, das ist tabu.“ (ADG2756, Bd. 7, 00:03:52) Im Umfeld der Pfadfinder lernt er Mitte oder Ende der 1950er Jahre im späten Teenageralter dann ein älteres Verbandsmitglied kennen. Dem etwa Mittedreißjährigen verheirateten Vater zweier Kinder erzählte er bei einer Autofahrt davon, „dass Sexualität alles nur schlecht und schlimm und schwierig ist. (...) Und ich weiß, dass ich (...) fürchterlich an zu weinen fing. Das war überhaupt nicht peinlich, sondern der nahm mich dann in den Arm und beruhigte mich und sagte, lass mal gut sein, das ist alles okay und so.“ (ADG2756, Bd. 7, 00:08:21) Als er im folgenden Sommer mit einem Freund per Anhalter nach Jugoslawien fährt, treffen sie eben diesen Mann – angeblich zufällig – wieder und es kommt zu recht explizit geschilderten sexuellen Handlungen: „[D]er machte sich dann nachts an uns ran und sorgte dafür, dass wir dann mal einen anständigen Samenerguss hatten.“ (ADG2756, Bd. 7, 00:19:37) Im weiteren Verlauf werden diese Situationen nicht als Übergriffigkeit, Misshandlung oder Pädophilie eingeordnet, stattdessen stellt der Interviewte die Begegnung als Befreiung, aber gleichzeitig auch als Bedrohung wegen des in Deutschland geltenden Verbots von Homosexualität dar:

„Naja, das waren natürlich tolle Gefühle, die ich da plötzlich hatte und haben durfte, weil der W. sagte, das ist natürlich alles ganz normal und ganz okay und wer das nicht hat oder wer das verdrängt, das ist gar nicht gesund und krank und alles wirklich. (...) Das war eine regelrechte Befreiung (...). Gleichzeitig hat es mir Angst gemacht, weil es ja in Deutschland verboten war. In Deutschland war man gleich nur ein 75er, wenn man homoerotische Erlebnisse hatte. (...) Wir hätten jetzt ja

auf den Geschmack kommen können. Ja, da habe ich zu viel Angst gehabt, glaube ich.“ (ADG2756, Bd. 7, 00:20:57)

Die ersten homosexuellen Erfahrungen resultierten also nicht in einem offiziellen Coming-out und führten nicht unmittelbar dazu, sich in gleichgeschlechtliche Partner verlieben zu können – die politische Regulierung verhinderte einen offenen Umgang und das Verliebtsein unter Homosexuellen blieb privater und intimer als es unter Heterosexuellen der Fall war. Tatsächlich heiratete der Interviewte Mitte der 1960er Jahre im Alter von 25 Jahren eine Frau und lebte seine Homosexualität erst später aus. Das Kennenlernen unter Homosexuellen liberalisierte sich über die nächste Generation, sodass in Interviews mit 1975 Geborenen nicht nur ganz selbstverständlich über gleichgeschlechtliches Verlieben, sondern auch über die Offenheit und Toleranz der Eltern gesprochen wird (Gammerl 2013a, 2013b). Auf die Frage nach ihrem Outing erzählt eine Angestellte im mittleren Verwaltungsdienst (Jahrgang 1975) im Jahr 2019, dass es „eigentlich irgendwie so schleichend“ abgelaufen sei, nachdem sie im letzten Schuljahr gemerkt habe, dass „ich mich in eine Lehrerin verknallt habe.“ Ihre Mitschülerin habe das „ganz entspannt eigentlich aufgenommen“, auch ihre Eltern:

„Dann habe ich es meiner Mutter irgendwann gesagt. Ihre Reaktion war: ‚Ach, Kind. Keine Enkelkinder.‘ Ich sag: ‚Naja, Mensch, das eine schließt das andere nicht aus.‘ Ähm, dann irgendwann wusste dann auch mein Vater Bescheid. Und da hat er einmal in seinem Leben eine vernünftige Reaktion gezeigt: ‚Joa, das..., dann, dann ist das so.‘ Also Hauptsache, mir geht es gut, oder so sinngemäß war die Reaktion.“ (ADG2995, Bd. 1, 00:51:15)

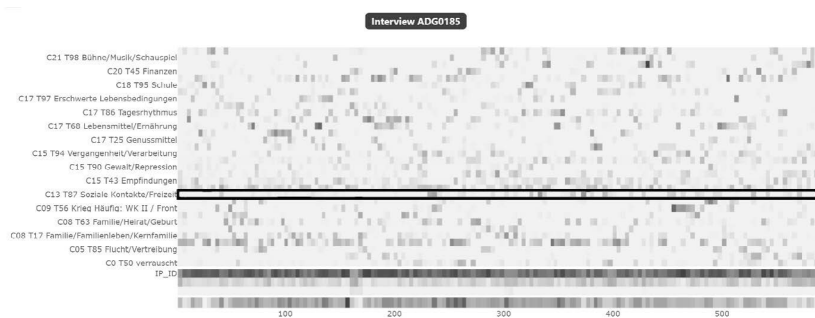
Das habe sich dann „so Stück für Stück entwickelt“, größere Probleme habe in ihrem Umfeld niemand mit ihrer Homosexualität gehabt. Völlig selbstverständlich erzählt sie, man sei „viel in die Disco gegangen, Leute kennengelernt, ähm ... Dann irgendwann meine jetzige Partnerin auch kennengelernt.“ (ADG2995, Bd. 1, 00:52:06) Die Entwicklung von regulierten Begegnungen hin zu tendenziell größerer Offenheit zwischenmenschlicher Zuneigung ist hier – und im gesamten vorliegenden Sample – nicht zu übersehen. Allerdings wird im letzten genannten Interview das Verlieben selbst, die Umstände, die Situation, nicht weiter thematisiert – weder initiativ durch die Interviewte noch durch aktives Nachfragen der beiden Interviewenden. Es kann etwas über die Bedingungen und Konsequenzen des Verliebenseins gesagt werden, für den Moment des Verliebenseins selbst bedarf es jedoch, wie bereits angemerkt, einer entsprechenden Interviewführung oder Atmosphäre. Doch bleiben wir zunächst bei den Konsequenzen, die sich aus dem Verlieben historisch ergeben haben.

Vom Kommen und Bleiben zum Kommen und Gehen: Partnerschaften im Wandel

Wie gezeigt werden konnte, wurde es im Laufe des 20. Jahrhunderts mehr und mehr Menschen möglich, andere Menschen kennenzulernen und sich in die Menschen zu verlieben, zu denen man sich hingezogen fühlt. Dabei darf nicht übersehen werden, dass trotz sukzessiver Öffnung das Geschlecht, die sexuelle Ausrichtung, Religion oder Milieu die individuellen Liebesbiographien noch immer beeinflussen (Gammerl 2013a, 2013b; Illouz 2012; Haring und Höllinger 2009; Beck und Gernsheim 1990). Soziale Normen wurden zwar aufrechterhalten durch Familie, Nachbarschaft, Milieu, Kirche und Politik, aber zunehmend entschärft und es entwickelten sich Orte, an denen sich Menschen, die Interessen, Weltanschauungen oder sexuelle Orientierungen teilten, kennenlernen konnten. Wie wirkte sich die Liberalisierung des Sich-Verliebens auf die Partnerschaften aus?

Die Verlaufsanalyse hatte den Blick bereits auf eine Frau gelenkt, die vom jugendlichen Flanieren erzählte und behauptete, dass aus einem Flirt „heute eher Ernst“ werde. Im weiteren Verlauf des Interviews mit der 1925 geborenen Verkäuferin findet sich eine Passage, die im Widerspruch zu dieser Einschätzung steht. Hier ist ein weiterer visueller Eindruck hilfreich, um zu zeigen, wie sich Erzählungen anhand von episodischen Einsprengseln über ein Interview von beinahe zehn Stunden verteilen (Abb. 3). Immer wieder kommt die Erzählung auf eine ihrer drei prägenden Beziehungen zurück. Anhand der ICA kann man sich einen Überblick verschaffen, indem man die Sequenzen hintereinander weg liest, in denen das Topic „Soziale Kontakte/Freizeit“ stark ausschlägt.

Abb. 3: Verlauf des Interviews ADG0185



Auf die Frage, wie sie ihren zweiten Mann kennengelernt habe, erzählt sie, dass man mit einer Clique gemeinsame Bahnfahrten und Wanderungen unternommen habe und dass man auch regelmäßig tanzen gewesen sei. Dort habe man im Laufe

der Zeit eine andere Clique und sie ihren zukünftigen Mann kennengelernt. Schaut man bei der folgenden Anmerkung genauer hin, werden Erwartungen und Zwänge sichtbar, die bis in die Nachkriegszeit häufige Konsequenzen des Verliebenseins waren:

„IP: Ich habe gedacht – ich wollte nicht heiraten, weil ich dann nicht mehr tanzen gehen konnte [lacht]. (...) und dann haben wir – also die da gefahren sind, irgendwie trafen die sich dann auch beim Tanzen irgendwo mal wieder. (...) Ja, und dann kam er da natürlich hin und so, nicht, ja und dann wurde das fester und...

INT: ... dann haben Sie sich verliebt...

IP: Ja... Ja... Und dann haben wir geheiratet, schnell... Ja, ich glaube, ein halbes Jahr – ein Jahr oder ein halbes Jahr – also das ging dann ganz flott.“ (ADG0185, Bd. 5, 00:38:48)

Hier konstruiert sie ein subtiles Spannungsfeld aus der Freiheit, sich dem Tanz – und implizit dem unverbindlichen Flirt – hinzugeben und den Verbindlichkeiten der Ehe. Was angesichts dreier Partnerschaften – und davon zweier Ehen – widersprüchlich klingt, wird mit Blick auf die frühe Schwangerschaft nachvollziehbar: mit 18 oder 19 Jahren brachte die Interviewte eine Tochter zur Welt, kurz nachdem ihr Verlobter, ihre erste Liebe, gefallen war. Aus diesem „Flirt“ wurde also – ganz im Gegensatz zu ihrer These, die sie oben formuliert – sehr schnell „ernst“ und resultierte in der Zwangslage, alleine Verantwortung für ein Kind zu übernehmen. Bei ihren zukünftigen Partnerschaften muss berücksichtigt werden, dass eine Ehe für alleinerziehende Frauen oft die einzige Möglichkeit der Existenzsicherung bedeutete (Gerlach 2017: 16). Bis in die 1950er Jahre war sie alleinerziehend, verliebte sich auf der Bahnreise und heiratete, verlor auch ihren zweiten Partner, der ihr erster Ehemann war, und heiratete in den 1960ern zum zweiten Mal.

Fügt man die Erzählfragmente ihres Beziehungslebens mit Hilfe der ICA zusammen, kann man das Ausloten ihrer Interessen zwischen Ungebundenheit und Verpflichtung, Freiheit und Sicherheit aus der retrospektiven Aussage, sie habe nicht heiraten wollen, weil sie dann nicht mehr hätte tanzen gehen können, herauslesen. Welche Freiheiten sich demgegenüber Männer herausnehmen konnten, wird in einem 1987 in der DDR durchgeführten Interview mit einem 1932 geborenen Kranfahrer deutlich. Ohne eine Spur von Zerrissenheit, Verantwortungsgefühl oder Anteilnahme für Frau und Kinder stellt er fest: „Das war ne Liebe, (...) wo man also zu spät gemerkt hat, dass es doch nicht die richtige Liebe war. (...) Und binden wollte ich mich auch nicht unbedingt nur wegen den Kindern.“ (ADG466, Bd. 3, 00:18:22).

Wieder eine andere Perspektive zeigt die Erzählung der 1933 geborenen kaufmännischen Angestellten, deren Eltern aus wirtschaftlichen Gründen gegen eine

Ehe opponierten. Sie heiratete nie, obwohl sie in einer festen Partnerschaft war, und erzählt frei heraus, dass diese Erfahrung ihr Leben nachhaltig geprägt habe:

„INT: Hätten Sie sich dann auch vorstellen können, so 'ne richtige Familie zu haben, also Kinder groß zu ziehen?

IP: Ne, mit dem Mann wohl nicht. (...) Kinder? Nee! Ne richtige Familie ging da nicht. Und dadurch hab ich da auch gar nicht so dran gedacht, glaub ich. Weil das mit dem Mann nicht möglich gewesen wäre, so bürgerlich so. Heute denk ich anders darüber. Heut hätte ich ganz gerne ein Kind.

INT: (...) also wie ja eigentlich normalerweise so Frauen ticken, nicht? Also die heiraten, in der Regel geben sie ihren Beruf auf, bekommen Kinder, also wenn die Männer ...

IP: Also Beruf ganz aufgeben hätt ich mir an und für sich nicht vorstellen können.“ (ADG0030, Bd. 2, 00:18:33)

Für eine 1933 Geborene ist der Weg beruflicher Unabhängigkeit ungewöhnlich, was auch durch die Reaktion der nur acht Jahre jüngeren Interviewerin gestützt wird. Auch stellt die Interviewte ihre emotionale Bindung an ihren Partner lange Zeit über den Kinderwunsch und ist damit ein Beispiel für alternative Beziehungs- und Familienmodelle und für eine Auflehnung gegen den sozialen Druck, den ihre Eltern ausüben. Die Emotion Liebe rückt weiter ins Zentrum zwischenmenschlicher Beziehungen. Dominieren in der Generation der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geborenen LUSIR-Interviewten milieübergreifend noch familiäre Enge, sexuelle Verklemmtheit und soziale Kontrolle die meisten Erzählungen über Kennenlernen und Partnerschaft, sind spätere Interviews mit zwischen 1940 und 1975 geborenen Frauen und Männern von mehr Freiräumen geprägt. Doch diese Freiheit kam, wie schon gezeigt werden konnte, mit ganz neuen Unsicherheiten und Ängsten und konnte, insbesondere für Frauen, zu prekären Lebenslagen führen. Denn mit der Individualisierung ging auch die Verantwortung für die Familie verloren.

Auf der anderen Seite wurde es auch für Frauen möglich, sich bei Partnerwahl und Beziehungsmodell freier zu verhalten, ohne sozial geächtet zu werden. Hier verliebt sich eine 1941 geborene Lehrerin impulsartig auf einer Urlaubsreise in den 1970ern – was zu einigen Turbulenzen in ihrer Biographie führen sollte:

„IP: Na das war so eine kleine Fähre, irgendwie kamen wir ins Gespräch (...). Ja, wir sind dann so im gleichen Youth Hostel abgestiegen und sind zusammen spazieren gegangen (...) und äh dann haben wir zum Schluss Adressen ausgetauscht

und dann hab ich ihn in Sheffield besucht und er ist dann auch nach Hamburg gekommen und ähm ja das war das Kennenlernen.

INT: Und sie haben sich dann gleich zu Beginn in ihn auch verliebt?

IP: Ja. (...)

INT: Und sie waren ein Paar?

IP: Ja, also das dauerte eine Weile (...), aber so richtig, ganz richtig waren wir ein Paar, bevor wir dann nach Irland (...), ja dann sind wir zusammen nach Irland in die Ferien gefahren und er hatte dort Freunde, die so ein altes Cottage aufgebaut hatten (...) und die haben wir dort besucht und das war denn in der Zeit als die Blueberries blühten und die ganzen Primeln draußen in den Wäldern... Und wir sägten Holz, nicht, die wohnten so, das musste man alles selbst machen und das fanden wir alles ganz toll. Das wollten wir auch machen. So... Ich wundere mich jetzt manchmal, ich war ja nicht mehr so jung, ich war in der Zeit ja gut über 30. Und, äh, dass ich so blauäugig, dass ich gar nicht die Wirklichkeit gesehen habe, nich, was das für eine Schufterei das ist, wie primitiv man da lebt." (ADG2796, 02:17:34)

Das Verlieben ist hier jedweder Normativität und sozialer Steuerung enthoben, das impulsartige Verlieben führt in der Konsequenz dazu, dass die junge Lehrerin ihre Verbeamtung aufgibt, eine Umschulung zur Sonderpädagogin macht und für eine Zeit nach Irland auswandert und ein Kind bekommt. Das Verliebtsein wird in der Retrospektion durch Naturbeschreibungen romantisch aufgeladen und stark emotionalisiert. Das setzt sich in der Verknüpfung von Liebesbeziehung und dem individuellen Lebensentwurf fort, der mit der bis dato fokussierten Laufbahn als verbeamtete Lehrerin bricht. Die Tatsache, dass man als alleinstehende Frau eine eigene Wohnung beziehen und über große Distanzen hinweg ohne die Kontrolle der Eltern und ohne Verlobung Partnerschaften führen konnte, ließ ganz andere Formen des sich Verliebense überhaupt erst zu. Es wird deutlich, wie tief eine romantische Bindung den Lebensentwurf beeinflussen kann – wenn die sozialen Bedingungen es zulassen.

Schluss

Das Erforschen des Verliebense ist eine epistemologische Herausforderung. Das beginnt mit der Heuristik und dem Bilden eines Samples. In einem Distant Reading konnten zunächst über die Volltextsuche auf über 1.000 Interviewtranskripten und anschließend jenseits festgelegter Suchbegriffe mit Hilfe eines Topic Models

Interviewsequenzen über das Verlieben, dessen historische Bedingungen und Konsequenzen identifiziert werden. Die Visualisierung der Interviewverläufe mit dem selbst entwickelten Tool ICA half, nicht nur die Fundstellen zu kontextualisieren, sondern auch zersplitterte Narrative zusammenzufügen und biografisch einzuordnen.

Für die Sozialgeschichte konnten wichtige Entwicklungen des 20. Jahrhunderts, die zu einer Liberalisierung des Sich-Verlieben-Könnens geführt haben, aus subjektiver Perspektive gestützt und ausgeleuchtet werden. Insbesondere das zunehmende Angebot individueller Orte für Jugendliche und das Aufweichen sozialer Zwänge seit den 1960er Jahren hat einen Pluralismus romantischer Begegnungen und neuer Beziehungsentwürfe befördert. Das hatte auch Konsequenzen für das Sich-Verlieben: Ergaben sich in den frühen Erzählungen aus einem Flirt auf dem Tanzboden oft noch formale Verpflichtungen, wie eine von den Eltern autorisierte Partnerschaft, Verlobung oder gar Ehe, kann das Verlieben nach 1968 zu spontanen und affektiven biographischen Wendepunkten und Disruptionen, wie Trennung, Berufswechsel und Auswanderung, führen.

Die vorliegenden Interviews dienen einer sorgsam Auslotung des sozial verhandelten Möglichen und Unmöglichen in ihren ganz individuellen und dabei doch gesellschaftlich geprägten und normierten Ausformungen. Doch wie geht man damit um, dass Erzählungen über eine flüchtige Emotion mit einem zeitlichen Verzug und unter dem Eindruck von mehreren Jahrzehnten gestaltet wurden? Tatsächlich kommentieren insbesondere ältere Interviewte häufig, dass Liebe in der Gegenwart, in der erzählt wird, anders sei. Sie sprechen über ihre Emotionen, lachen verlegen, sind aber nicht mehr so involviert, wie die jüngeren. Das mag ebenfalls an den sich ändernden gesellschaftlichen Gepflogenheiten liegen, denn die Generation der Kriegskinder und die 1975 geborenen Interviewten sprechen zunehmend offener und auch ohne explizite Nachfragen der Interviewenden über ihre Gefühle. Die Tatsache, dass auch bei älteren Interviewten auf gezieltes Nachfragen hin oft sehr detaillierte Erzählungen über das Kennenlernen und Verlieben entstehen, zeigt, dass Emotionen ein wichtiger Faktor des Erinnerns sind – und damit das lebensgeschichtliche Interview als Erinnerungserzählung eine wichtige Quelle der Emotionsgeschichte. Über die Situation selbst kann – wie die zunehmende Offenheit der Gespräche zeigen konnte – viel über die gesellschaftlichen Vorstellungen vom Verlieben und dem Sprechen darüber in Erfahrung gebracht werden.

Die Verlaufsanalyse mit Hilfe der ICA hat geholfen, Phasen des Erzählens über das Verlieben in den langen und komplexen lebensgeschichtlichen Interviews zu finden. Dabei konnten auf Grundlage der Visualisierung der Themenverläufe isolierte Narrationen lokalisiert, gespreizte Erzählungen arrondiert und verschiedene Episoden des Verliebenseins in Bezug zueinander gesetzt werden. Ohne die Zuhilfenahme der ICA hätten die teils kurzen und mitunter breit gestreuten Erzählfragmente

beim Abhören, Querlesen oder einer ausufernden Volltextsuche ermittelt werden müssen. Dabei wäre fraglich gewesen, ob Zusammenhänge, Widersprüche, Kontinuitäten und Diskontinuitäten der Erzählungen über das Verlieben so deutlich aufgefallen wären, wie es auf visueller und computationell vorbereiteter Ebene möglich ist. Natürlich müssen auch algorithmenkritische Einwände berücksichtigt werden: Das zugrundeliegende Topic Model ist aus Gründen des Überblickcharakters für das Portal OH.D sehr allgemein gehalten und ein dezidiertes Topic zum Thema Verlieben ist nicht enthalten. Hier könnten hochspezialisierte Modelle eine deutliche Verfeinerung und höhere Treffsicherheit gewährleisten. Und auch der visuelle Zugang ist kritisch zu hinterfragen: Verstärkt die ICA den Trend der Beschleunigung historisch-kulturwissenschaftlicher Forschung im digitalen Raum zusätzlich, indem mit einem Augenblick ein visueller Gesamteindruck eines äußerst komplexen Interviews aufgenommen werden kann? Diese Aspekte werden in zukünftiger Begleitforschung (Franken und Möbus 2024) weiter beobachtet.

Was in diesem exemplarischen Beitrag nur am Rande durchschimmerte, ist das geschlechtsspezifische Erzählverhalten: Sind Männer, wie die – mit einer Ausnahme – hier porträtierten, in den Erzählungen über das Verlieben nüchterner und zurückhaltender, gleichzeitig aber auch körperlicher (der Kuss spielt in den vorliegenden Beispielen eine zentrale Rolle)? Das sollte in Folgestudien ebenso in den Blick genommen werden wie die Interviewkonstellation: Wie und warum beeinflussen Setting, Alters- und Statusunterschiede oder Geschlechterverhältnisse die Interviewführung, Narration und Emotionalität zwischen den involvierten Personen?

Digitale Methoden und Tools können zur Beantwortung dieser – und weiterer – Fragestellungen einen wichtigen Beitrag leisten. Oral History ebenso wie qualitative Sozialforschung sehen sich mit wachsenden digitalen Datenbeständen konfrontiert. Bei aller Kritik an der Beschleunigung im digitalen Raum, werden für Sekundäranalysen Filterwerkzeuge, aber auch analytische Hilfswerkzeuge immer wichtiger, um sich in den großen Beständen orientieren und aussagekräftige Samples aufbauen zu können. Dieser Beitrag hat gezeigt, wie es gelingen kann, sowohl aus einem Korpus ein Sample aufzubauen und mittels maschinellen Lernens bis in die Analyse der Quellen einzusteigen, als auch einen eigenen heuristischen Zugang mit Hilfe der Visualisierung von Erzählverläufen zu entwickeln, der einen deutlichen Schritt in Richtung computationeller Textanalyse bedeutet.

Quellen

Institut für Geschichte und Biographie, FernUniversität in Hagen, Archiv „Deutsches Gedächtnis“ online, Oral-History.Digital (Namen verfremdet): ADG0015, Walter Faust, 16.12.1981.

- ADG0017, Heinz Geder, 8.10.1980.
 ADG0018, Gerda Gehrman, 1.10.1980/11.12.1980.
 ADG0020, Monika Hertel, 8.7.1982/13.9.1982/30.9.1982.
 ADG0028, Else Müller, 1980.
 ADG0030, Frau Mittler, 5.7.1982.
 ADG0035, Josef Paul, 1981.
 ADG0106, Margit Jabel, 3.12.1980/9.2.1981.
 ADG0132, Alfons Roolf, 18.6.1987.
 ADG0164, Hedwig Bernhard, 12.10.1983.
 ADG0185, Ilse Dutsch, 13.9.1980/10.11.1980.
 ADG0350, Dagmar Franz, 3.3.1986/19.3.1986/2.4.1986.
 ADG0384, Walter Engbers 22.8.1987/10.11.1987.
 ADG0466, Heinz Harke, 27.4.1987.
 ADG2619, Anna B., 24.10.2009/23.10.2010.
 ADG2756, Ralf Heintze 29.7.2011/23.8.2011.
 ADG2783, Marlis Pohlert, 23.6.2011.
 ADG2796, Marie Schneider, 27.11.2014.
 ADG2995, Sandra Prochnow, 21.8.2019.

Literatur

- Alexander, Eric, Joe Kohlmann, Robin Valenza, Michael Witmore, und Michael Gleicher. 2014. „Serendip: Topic Model-Driven Visual Exploration of Text Corpora“. In VAST'14. <https://graphics.cs.wisc.edu/Papers/2014/AKVWG14/Preprint.pdf>. Archiv „Deutsches Gedächtnis“. o. J. <https://deutsches-gedaechtnis.fernuni-hagen.de/de>. Zuletzt abgerufen am 2.3.2026.
- Bauer, Ingrid und Christa Hämmerle. 2013. „Romantische Liebe – Editorial.“ In *L'Homme* 24 (1): 5–14.
- Bausinger, Hermann. 2002. „Anbandeln, Anbaggern, Anmachen: Zur Kulturgeschichte der Annäherungsstrategien.“ Vortrag. <https://doi.org/10.18452/1507>.
- Bayerschmidt, Philipp, und Dennis Möbus. 2025. „Leben gelabelt. Computergestützte Inhaltsverzeichnisse für Oral-History-Interviews“. *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 38 (1+2): 226–250.
- Bayerschmidt, Philipp, Dennis Möbus, und Binh Vu. 2025. „Prompt-Engineering und Hermeneutik. Best Practices für die historische und qualitative Forschung“. In *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd 2025)*: 61–64. <https://zenodo.org/records/15269143>
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim. 1990. „Das ganz normale Chaos der Liebe.“ Suhrkamp.
- Boddice, Rob. 2020. „Die Geschichte der Gefühle: Von der Antike bis heute.“ WBG Theiss.

- Burkart, Günter. 2019. „Liebe: historische Formen und theoretische Zugänge.“ In *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*, herausgegeben von Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch. Transcript.
- Franken, Lina, und Dennis Möbus. 2024. „Mensch und Maschine als Team. Exploratives Topic Modeling und manuelle Annotation in der qualitativen Sozialforschung“. *ZfG – Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*. https://doi.org/10.17175/2024_003.
- Frevert, Ute. 2020. „Mächtige Gefühle: Von A wie Angst bis Z wie Zuneigung – deutsche Geschichte seit 1900.“ S. Fischer.
- Gammerl, Benno. 2013a. „Gleichgeschlechtliches Verlieben im Wandel.“ *Geschichte der Gefühle – Einblicke in die Forschung*. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. <https://doi.org/10.14280/08241.7>.
- Gammerl, Benno. 2013b. „Queer Romance? Romantische Liebe in den biographischen Erzählungen von westdeutschen Lesben und Schwulen.“ *L'Homme* 24 (1): 15–34.
- Geiling, Heiko. 1996. „Das andere Hannover. Jugendkultur zwischen Rebellion und Integration in der Großstadt.“ Offizin.
- Gerlach, Irene. 2017. „Familienpolitik in der Bundesrepublik. Kleine Politikfeldgeschichte“. *Aus Politik und Zeitgeschichte*: 30–31. Bundeszentrale für politische Bildung.
- Gerstenberg, Annette, Almut Leh, Dennis Möbus, und Cord Pagenstecher. 2022. „Die Sprache der Erinnerung analysieren und verstehen. Korpuslinguistische Zugänge zu Oral-History-Daten“. In *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd 2022)*. <https://doi.org/10.5281/zenodo.6304589>.
- Github. o. J. https://github.com/moebusd/interview_chronology_analysis. Zuletzt abgerufen am 2.3.2026.
- Glinka, Katrin, Christopher Pietsch, und Marian Dörk. 2017. „Past Visions and Reconciling Views: Visualizing Time, Texture and Themes in Cultural Collections“. *Digital Humanities Quarterly* 11 (2). <https://dhq-static.digitalhumanities.org/pdf/000290.pdf>.
- Großbölting, Thomas. 2013. „Der verlorene Himmel: Glaube in Deutschland seit 1945.“ Vandenhoeck Ruprecht.
- Große-Kracht, Klaus. 2021. „‚Elternrecht‘ und ‚Ehenot‘: Familienbilder und Wertewandel im westdeutschen Katholizismus der 1950er und 1960er Jahre.“ In *Liebe und tu, was du willst? Die ‚Pillenenzyklika‘ Humanae vitae von 1968 und ihre Folgen*, herausgegeben von Birgit Aschmann und Wilhelm Damberg. Brill Ferdinand Schöningh.
- Haring, Sabine, und Franz Höllinger. 2009. „Beziehungsweisen: Liebe und Partnerschaft im Wandel. Forschungsbericht.“ Universität Graz. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-235323>.

- Herzog, Dagmar. 2005. „Die Politisierung der Lust: Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts.“ Siedler.
- Incorvaia, Salvio. 2019. „Der klassische Punk – eine Oral History: Biografien, Netzwerke und Selbstbildnis einer Subkultur im Düsseldorfer Raum 1977–1983.“ Klartext.
- Jänicke, Stefan, Greta Franzini, Muhammad Faisal Cheema, und Gerek Scheuermann. 2015. „On Close and Distant Reading in Digital Humanities: A Survey and Future Challenges.“ In *The EG/VGTC Conference on Visualization*, Cagliari, Italy.
- Janssen, Philip Jost. 2010. „Jugendforschung in der frühen Bundesrepublik: Diskurse und Umfragen“. *Historical Social Research*, Supplement Nr. 22. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63862-p0011-9>.
- Kofler, Alexandra. 2012. „Erzählen über Liebe: Die Konstruktion von Identität in autobiographischen Interviews.“ Campus.
- Leh, Almut. 2020. „Oral History als Methode.“ In *Handbuch Methoden der Geschichtswissenschaft*, herausgegeben von Stefan Haas. Springer.
- Mees, Ulrich. 2024. „Liebe und Verliebtsein.“ In *Forschungsmagazin EINBLICKE. InfoPortal Carl von Ossietzky Universität Oldenburg*. <https://uol.de/einblicke/25/liebe-und-verliebtsein>.
- Möbus, Dennis. 2025a. „Interview Chronology Analysis (ICA): Verläufe von (lebensgeschichtlichen) Interviews visuell analysieren.“ In *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd)*: 469–471. <https://zenodo.org/records/15269143>.
- Möbus, Dennis. 2025b. „Mit Künstlicher Intelligenz lebensgeschichtliche Interviews interpretieren. Ein Werkstattbericht“. *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 38 (1+2): 226–250. <https://doi.org/10.3224/bios.v38i1-2.16>.
- Niehuss, Merith. 2001. „Familie, Frau und Gesellschaft: Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945 – 1960.“ Vandenhoeck & Ruprecht.
- Niethammer, Lutz. Hg. 1983. „„Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll‘: Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet.“ J. H. W. Dietz.
- Pawłowski, Adam, und Tomasz Walkowiak. 2024. „NLP for Digital Humanities: Processing Chronological Text Corpora“. In *Proceedings of the 4th International Conference on Natural Language Processing for Digital Humanities*. Association for Computational Linguistics, Miami, USA.
- Plato, Alexander von. 2000. „Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss“. *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 13 (1): 5–28.
- Portal Oral-History.Digital. o. J. <https://portal.oral-history.digital/de>. Zuletzt abgerufen am 2.3.2026.
- Rath, Wolfgang. 1998. „Liebe: Die Geschichte eines Dilemmas.“ Goldmann.
- Reddy, William M. 2012. „The making of romantic love: Longing and sexuality in Europe, South Asia, and Japan, 900 – 1200 CE.“ Univ. of Chicago Press.

- Rosenwein, Barbara H., und Riccardo Cristiani. 2018. „What is the History of Emotions?“ Polity.
- Schildt, Axel, und Detlef Siegfried. 2009. „Deutsche Kulturgeschichte: Die Bundesrepublik – 1945 bis zur Gegenwart.“ Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Sieder, Reinhard, Franz X. Eder, und Daniela Hammer-Tugendhat. 2007. „Liebe: Diskurse und Praktiken – Editorial.“ *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 18 (3): 5–12. <https://doi.org/10.25365/oezg-2007-18-3-1>.
- Windhager, Florian. 2017. „Choreographien der Existenz. Zur multimodalen Erweiterung biographischer Forschung und Lehre durch Verfahren der visuellen Analyse und Synthese“. *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 30 (1/2): 60–75. <https://doi.org/10.3224/bios.v30i1-2.06>.

Anhang

Autor:inneninformationen

Amelang, Katrin

Universität Kiel

Katrin Amelang ist Professorin für Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

<https://orcid.org/0000-0002-1629-1856>

amelang@ekw.uni-kiel.de

Bareither, Christoph

Universität Tübingen

Christoph Bareither ist Professor für Empirische Kulturwissenschaft mit Schwerpunkt Digitale Anthropologie am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen.

<https://orcid.org/0000-0002-1784-0773>

christoph.bareither@uni-tuebingen.de

Becker, Annika

Universität Duisburg-Essen

Annika Becker ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Arbeit und Organisation am Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen.

<https://orcid.org/0000-0003-2374-6502>

annika.becker@uni-due.de

Dang, Sarah-Mai

Philipps-Universität Marburg

Sarah-Mai Dang, Dr., leitet die BMBF Forschungsgruppe „Ästhetiken des Zugangs. Datenvisualisierungen in der digitalen Filmgeschichtsschreibung am Beispiel der Forschung zu Frauen im frühen Kino“ (DAVIF) (2021–2025) am Institut für Medienwissenschaft der Philipps-Universität Marburg.

<https://orcid.org/0000-0002-1960-247X>

sarah-mai.dang@staff.uni-marburg.de

Dittgen, Nicolas

Deutsches Schiffahrtsmuseum/ Leibniz-Institut für Maritime Geschichte; Universität Vechta

Nicolas Dittgen ist Doktorand am Deutsches Schiffahrtsmuseum/ Leibniz-Institut für Maritime Geschichte und promoviert an der Universität Vechta zum Thema Partizipation und Digitalität im Museum.

<https://orcid.org/0009-0001-7934-0264>

n.dittgen@dsm.museum

Eckhardt, Dennis

FAU Erlangen-Nürnberg

Dennis Eckhardt, Dr., ist Postdoktorand am Lehrstuhl für Soziologie bei Prof. Dr. Sabine Pfeiffer (Technik – Arbeit – Gesellschaft) am Nuernberg Campus of Technology (NCT) der FAU Erlangen-Nürnberg.

<https://orcid.org/0000-0002-5935-9144>

dennis.eckhardt@fau.de

Eggel, Ruth Dorothea

Technische Hochschule Köln

Ruth Dorothea Eggel, MA.MA, ist Postdoc-Forscherin im Europe-Horizon-Projekt „STRATEGIES: Sustainable Transition for Europe's Game Industries“ am Cologne Game Lab der TH Köln.

<https://orcid.org/0000-0002-4967-5725>

rde@colognegamelab.de

Egger, Simone

Universität des Saarlandes

Simone Egger ist Juniorprofessorin für Europäische Kulturanthropologie an der Universität des Saarlandes.

<https://orcid.org/0000-0002-2515-2874>

simone.egger@uni-saarland.de

Epp, André

Technische Universität Braunschweig

André Epp, PD Dr., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Außerschulische Bildungsforschung am Institut für Erziehungswissenschaft der TU Braunschweig.

andre.epp@tu-braunschweig.de

Erhard, Franz

Universität Siegen

Franz Erhard, Dr., ist Soziologe an der Universität Siegen.

<https://orcid.org/0000-0001-7777-7473>

franz.erhard@uni-siegen.de

Franken, Lina

Universität Vechta

Lina Franken ist Professorin für Digital Humanities in den Kulturwissenschaften an der Universität Vechta.

<https://orcid.org/0000-0002-2587-4068>

lina.franken@uni-vechta.de

Gius, Evelyn

Technische Universität Darmstadt

Evelyn Gius ist Professorin für Digitale Philologie und Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Technischen Universität Darmstadt und leitet das fortext lab.

<https://orcid.org/0000-0001-8888-8419>

evelyn.gius@tu-darmstadt.de

Gollub, Tim

Bauhaus-Universität Weimar

Tim Gollub, Dr., ist Post-Doktorand am Lehrstuhl für intelligente Informationssysteme im Digital Bauhaus Lab der Bauhaus-Universität Weimar.

<https://orcid.org/0000-0003-1737-6517>

tim.gollub@uni-weimar.de

Graf, Maribel

Universität Tübingen

Maribel Graf ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen.

maribel.graf@uni-tuebingen.de

Huszka, Victoria

Universität Bonn

Victoria Huszka, Dr., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin (Post-Doc) an der Abteilung Empirische Kulturwissenschaft und Kulturanthropologie der Universität Bonn.

<https://orcid.org/0009-0004-4039-4291>

vhuszka@uni-bonn.de

Jukschat, Nadine

Hochschule Zittau/Görlitz

Nadine Jukschat ist Professorin für Angewandte Soziologie mit den Schwerpunkten Soziologie der Lebensalter und Mediatisierte Lebenswelten und Digitalisierung an der Hochschule Zittau/Görlitz.

ORCID 0000-0002-2702-6441

nadine.jukschat@hszg.de

Jurk, Lukas Adrian

Technische Universität Braunschweig

Lukas Adrian Jurk ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Konstruktives Entwerfen, Industrie- und Gesundheitsbau der TU Braunschweig.

l.jurk@tu-braunschweig.de

Kinder-Kurlanda, Katharina E.

Universität Klagenfurt

Katharina E. Kinder-Kurlanda ist Professorin für Humanwissenschaft des Digitalen am Digital Age Research Center (D!ARC) der Universität Klagenfurt.

<https://orcid.org/0000-0002-7749-645X>

katharina.kinder-kurlanda@aau.at

Kölz, Isabella

Universität Vechta

Isabella Kölz, Dr., lehrt und forscht zwischen Anthropologien, Kunst und Design an unterschiedlichen Hochschulen in Deutschland.

<https://orcid.org/0009-0003-1771-7999>

isabella.koelz@gmail.com

Lieder, Fabio Roman

Universität der Bundeswehr München

Fabio Roman Lieder ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Erwachsenenbildung und Weiterbildung der Universität der Bundeswehr München.

<https://orcid.org/0000-0001-9735-323X>

fabio.lieder@unibw.de

Möbus, Dennis

Fern-Universität in Hagen

Dennis Möbus, Dr., ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen.

<https://orcid.org/0009-0008-9064-7460>

dennis.moebus@fernuni-hagen.de

Mollenhauer, Sabina

Universität Vechta

Sabina Mollenhauer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin für Digital Humanities in den Kulturwissenschaften an der Universität Vechta.

<https://orcid.org/0009-0007-4468-6787>

sabina.mollenhauer@uni-vechta.de

Müller, Leonie

Universität des Saarlandes

Leonie Müller ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach Europäische Kultur-anthropologie an der Universität des Saarlandes.

leonie.mueller@uni-saarland.de

Polat, Nurhak

Universität Bremen

Nurhak Polat, Dr., vertritt die Professur für Ethnologie und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft der Universität Bremen.

<https://orcid.org/0000-0003-3780-9754>

npolat@uni-bremen.de

Rizzolli, Michaela

Universität Bremen

Michaela Rizzolli, Dr., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsdatenzentrum Qualiservice im SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik an der Universität Bremen.

<https://orcid.org/0000-0001-8154-6563>

michaela.rizzolli@uni-bremen.de

Socha, Emilia

Hochschule Zittau/Görlitz

Emilia Socha ist Ethnologin an der Hochschule Zittau/Görlitz.

emilia.socha@hszg.de

Tischberger, Roman

Institut für Volkskunde, München

Roman Tischberger, Dr. des., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München.

roman.tischberger@volkskunde.badw.de

Vepřek, Libuše Hannah

Technische Universität München

Libuše Hannah Vepřek, Dr. M.Sc., ist Postdoctoral Researcher im TUM Entrepreneurship Research Institute der TU München.

<https://orcid.org/0000-0002-0672-6633>

lh.veprek@tum.de

Wohlfarth, Ann-Marie

Universität Tübingen

Ann-Marie Wohlfarth ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen.

<https://orcid.org/0009-0009-7039-7385>

ann-marie.wohlfarth@uni-tuebingen.de

